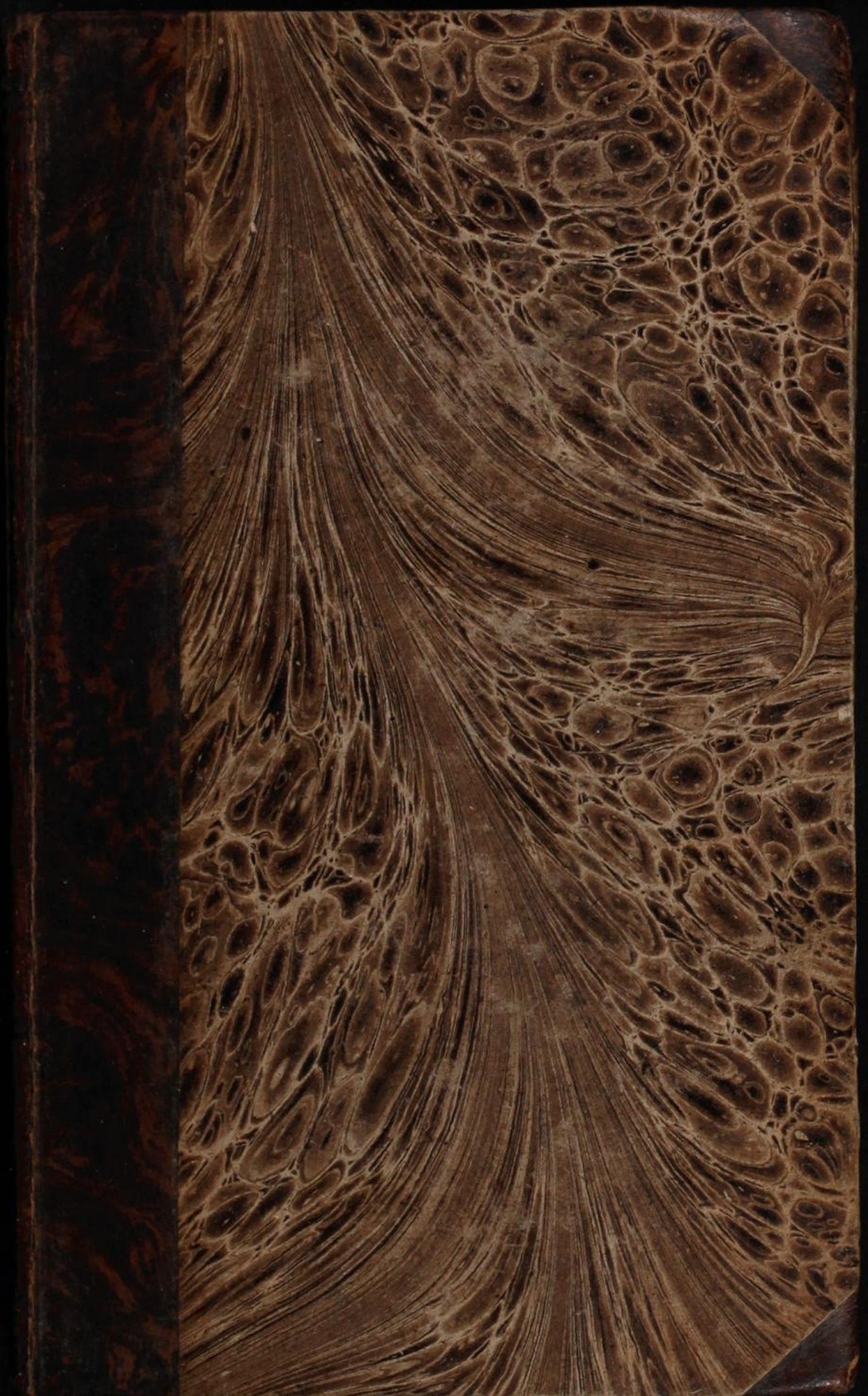


A Thaer

Thaer
2336

Univ.-Bibl.
Giessen

A Thaer

Thaer
2337

Univ.-Bibl.
Giessen

2336

A. P. Thaer.

A. P. Thaer.

2337

2 T. 5/80.

A. P. Thaer.
K 1
14

Möglinsche

Annalen der Landwirthschaft,

herausgegeben

von der

Königl. Preuß. Akademie des Landbaues zu Möglin.

Vierzehnter Band.
(Mit einer lithographirten Beilage.)

Berlin, bei August Rücker.

1824.

Inhalt.

Seite

I. Miscellen über Schaafzucht. Von A. Thaer. 1

II. An Hrn. Staatsrath Dr. Thaer zum 16ten Mai 1824 vom Amtsrath Dr. Freier. Nachrichten über die Wirthschaft auf dem Amte Goldbeck. 63

III. Ansichten eines ostpreußischen Landwirthes von den Ursachen der Erwerbslosigkeit, welche in den nördlichen Provinzen des preußischen Staates und ähnlichen Gegenden die producirende Klasse der Landbewohner jetzt zu Boden drückt und den Mitteln, welche diesem selbst, so wie der höchsten Landesregierung zur Bekämpfung jenes Uebels zu Gebote stehen. Von W. A. Kreyßig. 81

IV. Einige Bemerkungen zu der im 1sten Stücke des 13ten Bandes der Möglinschen Annalen enthaltenen Nachricht von einer endemischen Lämmerkrankheit. Vom Herrn Dr. Cranz zu Brusenfelde. = = = = = = 171

V. Sendschreiben an den Hrn. Kammer-Rath Zimmermann zu Neubrandenburg. Vom Amtsrath A. Karbe. = = = = = 183

VI. Die Agrikulturchemie des Grafen Chaptal. Mit Zusätzen und Anmerkungen übersetzt durch Dr. D. F. Eisenbach, und mit einem Anhange versehen von Dr. G. Schübler. Zweiter Band. Stuttgard 1824. Vom Professor Körte. = 189

VII. Quartalsbericht vom 7ten Juli 1824. Vom Staatsrath Thaer. = = = = = 203

VIII. Ueber die herrschende Wohlfeiheilt der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, insbesondere des Getreides. Vom Kammer-Rath Dr. Zimmermann zu Neubrandenburg. = = = 229

Seite

IX. Ueber das Herabsinken der Fruchtpreise und die Mittel, der daraus entspringenden Gefahr zu begegnen, mit besonderer Rücksicht auf die östliche Hälfte des preußischen Staats. Vom Amtsrath August Karbe zu Blankenburg. 311

X. Wichtigkeit des Flachs- und Hanfbaues für die nördlichen Provinzen des Preuß. Staates, und vorgeschlagene geeignete Mittel, eine möglichst große Ausdehnung desselben ausführbar und den übrigen Zwecken des Feldbaues unschädlich zu machen. Nebst einigen andern vielleicht interessanten Vorschlägen zur geneigten Prüfung dem sachkundigen ökonomischen Publikum vorgelegt von W. A. Kreyssig. 323

XI. Ueber die Ursachen der Entstehung des Brandes im Weitzen. Vom Herrn v. Knebel Doeberiz auf Friedrichsdorf in Pommern. 359

XII. Beobachtungen über die Lämmer-Lähme und deren Heilung. Vom Hrn. Livonius zu Kletzke.

XIII. Neue Abhandlung über die Wolle und die Schaafe von den Herren Vicomte Perrault de Jotemps, Fabry und Girod. Miteigenthümer der Heerde zu Naz. Vom Staatsraih Thaer. 369

XIV. Das Befahren moorigter Wiesen mit Erde. Von G. Meister. 383

XV. Versuch einer geologischen Begründung des Acker- und Forstwesens. Vom Hrn. Professor und Hofrath Hausmann zu Göttingen. (Aus dem Lateinischen übersetzt vom Professor Körte.) 417

XVI. Quartalsbericht vom 16ten October 1824. Vom Staatsrath Thaer. 465

I.

Miscellen über Schaafzucht.

Von

Albrecht Thaer.

Nach meiner Erklärung, daß ich der Theilnahme an der Redaktion dieser Annalen entsagen müsse, bin ich von vielen Seiten her dringend ersucht worden, doch die fernere Kritik der Schaafzucht nicht aufzugeben. So lange und so viel ich es vermag, will ich diesem Wunsche meiner Freunde gern nachkommen, und diese Annalen sollen ferner der Schauplatz aller merkwürdigen Fortschritte und Verhandlungen in dieser, für das landwirthschaftliche Gewerbe jetzt so wichtigen, Kunst bleiben. Da meine schwachen, oder vielmehr leicht überreizten Augen durch die scharfen und sehr geübten Augen meines werthen Zöglings und Gehülfen, Herrn Menzel, bei diesem Gegenstande besonders unterstützt werden;

so bitte ich nur um fernere Mittheilungen, die an mich, an die Redaktion der Annalen oder an Hrn. Menzel zu Möglin bei Wrietzen an der Oder gerichtet seyn können.

Wenn wir privatim mit der Beantwortung einer auf die Praxis Bezug habende Frage dienen können, so werden wir es, wie bisher, ferner gern thun. Auf eine wissenschaftliche oder literarische Correspondenz kann ich mich aber privatim nicht einlassen. Die Muße, die ich dazu habe, gehört dem Publiko. Interessante allgemeine Fragen bitte ich so zu stellen, daß sie abgedruckt und von mir oder andern öffentlich beantwortet werden können.

Um eine allgemeine Uebersicht dieses Gegenstandes hier zu geben, werde ich das Merkwürdigere aus andern Schriften herbeiziehen, und meine Meinung darüber mittheilen. Man erwarte aber keine eigentliche Recensionen der Bücher — ich nehme nur das heraus, was mir unterrichtend oder auch was mir unrichtig scheint. Unter allen jetzt in Deutschland erscheinenden landwirthschaftlichen Journalen enthalten die ökonomischen Neuigkeiten und Verhandlungen, gemeinschaftlich herausgegeben vom Hrn. Hofrath Andrē in Stuttgard und Hrn. Direktor Andrē auf den Gräfl. Solmschen Herrschaften in Mähren (Prag in der Calveschen Buchhandlung), wohl die interessantesten Aufsätze über Schaafzucht. Da aber dieses Journal im nördlichen Deutsch-

lande wenig in Umlauf kommt, und diese Annalen dagegen weniger im südlichen, so bin ich mit Hrn. Direktor André übereingekommen, das, was jedem für sein Publikum interessant scheint, im Auszuge mit Bemerkungen und Erläuterungen, mitzutheilen, so daß nicht nur die, welche eins dieser Journale, sondern auch die, welche beide lesen, dabei hoffentlich gewinnen werden.

Nur muß man in diesen Miscellen Wiederholungen, die wohl hin und wieder vorkommen mögten, entschuldigen und sich eben so wenig daran stoßen, wenn manches, aus einem andern Standpunkte betrachtet, eine andere Ansicht gewährt.

Etwas über die Schaafwolle, die Erzeuger derselben, ihre Cultur in Deutschland und den Handel damit nach England von Herrn Ribbe findet sich in Nr. 89 der ökonomischen Neuigkeiten 1823. Dieser Aufsatz ist gut geschrieben, deshalb finde ich mich veranlaßt, einige Erläuterungen und Berichtigungen darüber mitzutheilen.

Der Verfasser sagt, daß man eine allgemein richtigere Beurtheilung und Schätzung der Wolle vom Wollhändler mehr als vom Fabrikanten erwarten könne, weil dieser nur die Wolle nach dem Gebrauch, den er individuell davon machen will, wür-

dige und sich um die zu andern Gebrauch passendere wenig bekümmere. Dies ist im Ganzen wahr, und nur sehr kenntnißreiche und umsichtige Fabrikanten machen eine Ausnahme davon. Aber diejenige Wolle, welche jeder größere Fabrikant gebraucht und die er kennt, weiß er schärfer in allen ihren Qualitäten, in ihren Vorzügen sowohl als Mängeln zu beurtheilen, und gehet mit seinen Prüfungen mehr ins Detail als der Wollhändler. Der letztere muß doch eigentlich nur auf das Rücksicht nehmen, was ersterer verlangt. Von einem erfahrnen Tuchfabrikanten kann man daher über verschiedene Eigenschaften der Wolle manches lernen, besonders wenn man die vielfachen Stuffen ihrer Behandlung durchgeht, was der Wollhändler wenigstens nicht deutlich anzugeben vermag. Viele Forderungen an preiswürdige Wolle scheinen nur auf Vorurtheil zu beruhen, aber wenn man die Wolle in der Bearbeitung betrachtet, so findet man, daß sie sehr begründet sind. Man muß sich aber freilich an hochvervollkommnete Fabriken wenden, nicht an Tuchweber, die oft höchst unwissend sind oder doch nur einen ganz empirischen Sinn haben und sich nicht zu erklären wissen.

Daß man die Wolle von verschiedenen Theilen besonders messe, wenn man darauf Rücksicht nehmen will, versteht sich wohl von selbst. Die Wolle von der Gräte des Rückens unterscheidet sich in der

Feinheit wenig, wohl aber im Bau des Stapels, der hier mehr oder minder entstellt ist, je nachdem die Thiere dem Regen ausgesetzt gewesen sind, was sich aber nach der Wäsche ausgleicht. Daß der Verkehr mit Wolle fast einzig und allein für und nach England betrieben werde, ist zu viel gesagt: am meisten freilich; aber es geht auch viel nach Frankreich, der hohen Impostirung ungeachtet, und nach den Niederlanden, jetzt auch nach Rußland, wo die Fabriken einen besseren Fortgang als die Schäfereien zu haben scheinen.

Eine Hauptursach des Sinkens der Preise deutscher Merinowolle in England im Jahre 1820 war wohl die, daß so viele, angelockt durch den früher damit gemachten großen Gewinn, diesen Handel zu betreiben anfingen, aber nicht die Kräfte hatten, ihn zu halten, sondern gegen niedrigere Gebote loszuschlagen genöthigt waren. Es würde jetzt in mancher Hinsicht besser um uns stehen, wenn nicht im Jahre 1818 die Wolle, und selbst die sehr mittelmäßige, so übermäßig theuer bezahlt worden wäre. Dadurch verloren auch die verständigen und soliden Wollhändler und nehmen sich nun mehr Acht, weil sie von den Schwindlern beim Einkaufe nicht mehr verdrängt werden können.

Daß der Ausdruck Electoralwolle sich zuerst auf die Wolle der kurfürstlich sächsischen Schäfereien begründete, hat keinen Zweifel. Aber jetzt

wird unter dem Namen Electa etwas anderes, ein Sortiment, welches aus vielen andern Schäfereien in und außer Sachsen für den englischen Handel gemacht wird, verstanden, und manche Schäfereien, auch außer Sachsen, liefern es in einem größeren Verhältnisse, als die königlich sächsischen Stammschäfereien. Es ist durchaus unrichtig, wenn der Verfasser sagt: noch in keinem andern Lande Europas hat man wahre Electoralwolle hervorbringen können — — — blos in Böhmen, Mähren und Schlesien soll, einigen Nachrichten zu Folge, etwas zu finden seyn. Die diesseitigen preußischen Staaten liefern derselben jetzt viel mehr als Sachsen, wie jeder umsichtige Wollhändler dem Verfasser bezeugen wird. Freilich haben sie sich größtentheils aus Sachsen angestammt. Aber es wird auch Electoralwolle erzeugt ohne alles sächsische Blut, z. B. in Frankenfelde.

Daß der Stapel das sey, wodurch sich die sächsische Wolle besonders auszeichnet, hat gar keinen Grund. Die Stapelbildung ist bei den feinen Infantadoracen und bei denen, die ich nach der neueren Bestimmung Escurials nenne (vergl. Möglinsche Annalen Bd. XII. S. 212), preiswürdiger und gleichartiger als in den sächsischen Schäfereien. Unstreitig aber hat Sachsen das Verdienst, uns die hochfeine Wolle kennen gelehrt zu haben.

Der Handel mit Wolle ins Ausland ist schon

in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts betrieben worden, und im Jahre 1805 war er schon bedeutend und hat keineswegs erst im Jahre 1814 angefangen. Solcher war nur durch die Continentalsperre unterbrochen worden. Eben so wenig ist es richtig, daß die Engländer durch Mangel der spanischen Wolle zum Gebrauch der deutschen gezwungen worden wären und daß das Wandern der Schaafe in Spanien aufgehört hätte. Letzteres ist nur beschränkter, beschwerlicher und kostspieliger geworden; hätte es ganz aufgehört, so würde aus Spanien keine Wolle mehr kommen, denn die stehenden Merinos-Heerden sind nur Spielwerk, und der Landbau von Spanien muß erst ganz umgeschaffen werden, bevor sie bedeutend werden können; die andern Landschaafe in Spanien haben abscheuliche Wolle. Es ist aber in den Jahren 1819 bis 1822 noch mehr Wolle aus Spanien als aus Deutschland nach England gekommen. Es steht aber die allerbeste spanische Wolle gerade im halben Preise der Elektoral-Wolle.

Das Sortirungsgeschäft wird unter allen Städten in Leipzig ohne Zweifel am ausgedehntesten betrieben. Es wird aber vielleicht mehr ausländische als sächsische Wolle daselbst sortirt und jene größtentheils auf den Berliner und Breslauer Märkten angekauft. Die von den Leipzigern und andern norddeutschen Handelshäusern gemachten bessern Sortimente gehen nun aber sämmtlich unter dem Namen

Sächsischer Wolle, und selbst in Wien und Prag, wo die Sortirungs-Anstalten auch bedeutend werden, macht man Electoral-Sortimente. Die Benennung nach Ländern steht im Handel einmal fest, sie wird der Waare beigelegt, wenn sie die erforderlichen Qualitäten und ihre gewisse Behandlung selbst in der Form der Ballen bekommen hat; wo sie dann wirklich producirt sey, ist dem Kaufmann gleichgültig. Bevor sich die sächsische Wolle einen besondern Ruf und Vorzug vor der spanischen erworben hatte, ging sie unter dem Namen spanischer Wolle in den englischen Magazinen, wie auf den deutschen Märkten. Jetzt mag wohl manches aus original-spanischer Wolle gemachtes Sortiment unter dem Namen Electoralwolle verkauft werden. Gewiß weiß ich, daß die Wolle der Frankenfelder Stammschäferei, die kein sächstisches, sondern frischeres spanisches Blut hat, unter diesem Namen in England mit großen Beifall verkauft ist. Wer den Handelsnamen und den Ursprungsort für eins und dasselbe hält, wird sich nie da herausfinden.

Hinsichtlich der Anmerkungen des Hrn. Herausgebers zu diesem Aufsatze bin ich größtentheils einverstanden, nur erlaube ich mir folgende Erinnerungen über ein Paar Stellen.

S. 717 wird gesagt: „noch kommt es dabei auf eine sehr wichtige Hauptfrage an, von der mich wundert, sie nicht unter den Problemen im Pro-

gramme des Leipziger Woll-Convents zu finden: Sind in der Regel mit einer hochfeinen Wolle schon von selbst alle übrigen vorzüglichen Eigenschaften verbunden, welche der Fabrikant sucht? Muß diese Frage bejahend entschieden werden, so wird das Geschäft der Veredlung sehr erleichtert und von einer Menge von Subtilitäten befreiet, auf welche man neuerdings einen zu hohen Werth zu legen scheint. Originalität, Feinheit, Gleichheit wären alsdann die drei Hauptpfeiler der edlen Schaafzucht und jeder, der sich auf diese stützen kann, wird Ursach haben, sehr zufrieden zu seyn."

Jene Frage wäre wohl sehr überflüssig gewesen, da sie in vielen andern schon ausgedrückt war und man sie schon als verneinbar durch Beantwortung anderer annehmen mußte. Höchst feine Wolle kann sehr tadelhaft seyn für den Fabrikanten und noch mehr für den Producenten; minder feine kann sie durch andere Qualitäten im Werthe überwiegen. Wolle, welche völlige Electa-Feinheit hat, wird in Tertia geworfen, wenn sie zwirnt. Der Subtilitäten können nicht genug aufgestellt werden; die unnützen fallen nach genauerer Untersuchung weg, die beachtungswerthen bleiben. Hätte man jene nicht aufgestellt, so wären auch diese nicht erkannt worden. Ihr Erkennen aber hat es bewirkt, daß manche Schäferei in einem Zeitraume von 10 Jahren

andern den entschiedenen Vorsprung abgewonnen hat, welche man seit 30 und 40 Jahren zu veredlen strebte, aber mit zu einseitigen und doch schwankenden Ansichten.

Das Prädikat der Originaltät, worunter man sonst nur die Abstammung aus reinem Merino-Stamm, im Gegensatz der Mesticität verstand, scheinen die Herren André jetzt solchen Stämmen beizulegen, die einen festen Charakter angenommen haben und constant geworden sind, und denen im strengeren Sinne des Worts der Name Race nur gebührt. Daß wenig Abweichungen von diesem Charakter (denn einige werden nie ausbleiben und scheinen in der Natur des Thiers zu liegen — weil sonst nicht so verschiedene Racen hätten entstehen können — müssen aber, wenn man diese Constanz erhalten will, abgetrennt werden) in der Progenitur vorkommen, ist Bedingung und einziger Beweis jener Originalität; man kann sie also nicht wohl in einzelnen Thieren erkennen. Daß sie durch Inzucht, d. h. durch Paarung in nächster Blutsverwandtschaft, am sichersten bewirkt werde, hat keinen Zweifel. Aber sie kann auch durch Paarung in sehr entfernter Verwandtschaft stehender Thiere bewirkt werden, wenn diese nur in ihrem Charakter möglichst gleichartig und aus Stämmen waren, die sich gleichartig sind. Wenn man dies nicht beachtet, so kommt freilich nie etwas constantes, sondern immer

zwischen dem väterlichen und mütterlichen Geschlechte schwankendes heraus, welches man allerdings nicht sicherer fixirt, als wenn man mehrere Generationen hindurch Inzucht treibt; da es denn endlich auf eine oder die andere Seite ausschlägt oder ein Mittleres ziemlich constant bildet. Inzucht macht sich gewissermaaßen von selbst, ist aber sehr langweilig und das Resultat vielen Zufälligkeiten unterworfen, wenn man nicht auswählt und abtrennt. Und oft werden doch Kreuzungen nöthig, weil sich mit den wünschenswerthen Eigenschaften auch andere festsetzen und verstärken, die es nicht sind. Nimmt man nur Inzucht — nicht auch Auswahl — als Bedingung der Originalität an, so kann diese gut und sie kann schlecht seyn.

Gleichheit? — meint der Verf. die Gleichheit der Heerde? Nun diese ist ein Beweis der Originalität oder der Constanz. Es kann aber ein Haufen gar wohl aus verschiedenartigen Stämmen bestehen, wenn sie nur bei der Paarung nicht vermischt werden und man nur jedem Mutterschaafe den für ihn auszuwählenden Bock giebt. Bei dem wilden Bespringen wäre Ungleichheit der Heerde und Mengung verschiedener Abarten freilich sehr tadelhaft.

Die Gleichheit der Wolle über alle Theile des Körpers ist etwas sehr wünschenswerthes, aber im strengsten Sinne des Worts findet sie nicht statt. Es giebt Thiere, die sehr schöne Wolle an

den schlechtesten Theilen haben, aber gegen die, welche sie selbst an den besten Theilen haben, schlägt sie doch zurück. Insbesondere darf man die völlige Ausgeglichenheit bei einem älteren Bocke nicht verlangen. Die ausgebildete Männlichkeit bewirkt an den Keulen, vor der Brust und am Genicke mehrentheils ein etwas stärkeres, starreres Haar; was aber einen solchen Bock nicht tadelhaft macht und durchaus keinen Einfluß auf seine Progenitur hat, wie ich nach bestimmter Erfahrung versichern kann. Ich erwähne dessen besonders, weil es mir oft vorgekommen ist, daß man einen sonst sehr gut qualificirten Bock hat ausstoßen wollen, weil man dies bemerkte, und ich kann durchaus nicht der Meinung derer beistimmen, die nur ganz junge Böcke gebrauchten, weil bei diesen sich allerdings eine größere Ausgeglichenheit findet, die sie auch behalten würden, wenn sie gehammelt, vielleicht auch nur vom Sprunge abgehalten würden. Ein Bock muß überhaupt anders beurtheilt werden, als ein Mutterschaaf. Es ist bekannt, daß er sich in der zweiten und dritten Schur in der Ausgeglichenheit und Feinheit jener Theile oft sehr verändert, weshalb manche der Meinung sind, daß man ihn früher gar nicht beurtheilen könne. Ich bin aber jetzt fast überzeugt, daß er seine Race-Eigenschaft im ersten Jahre, nachdem die Lammwolle abgewachsen ist, völlig zeige, und daß nachmalige Veränderungen von sei-

nem Zeugungsvermögen abhängig sind. Nun kommt bei einem Bock sein einzelnes Vließ wenig in Betracht, sondern es kommt nur darauf an, welche Vließe er erzeugen werde. Die Mutterschaafe und etwa die Hammel sind es, was den Werth der Schur bestimmt.

Die Kreuzhaare (?) legt Hr. Wagner doch wohl nicht zum Grunde seines Sortirens (S. 717), sondern er beachtet die Mittelregion des Rükkens, wenn er schnell über die Individuen einer Schaafheerde entscheiden will.

In Nr. 76 der ökonomischen Neuigkeiten wird unter der Ueberschrift Verhandlungen des Brünner Schaafzüchter-Vereins von 1823 nichts bedeutendes weiter mitgetheilt (indem sich die mährisch-schlesische Gesellschaft andere Mittheilungen in ihren Schriften noch vorbehalten hat), als eine Fehde über sächsische und fürstlich Lichnowskysche Schaafe. Hr. B. v. Bartenstein hatte sich gegen die sächsischen Schaafe erklärt, ihnen manches vorgeworfen, besonders daß ihr Wollfaden, wenn sie auf mährische Art bestens genährt wurden, einen stärkeren Durchmesser annähme. Dagegen rühmte er die aus den Stammheerden des Fürsten Lichnowsky und erbot sich, bei der nächsten Versammlung zwei Stöhre dieses Stammes gegen jeden in die Schranken treten zu lassen, der etwas feineres

und ausgegleicheneres zu haben glaube. Hr. Wirthschaftsrath Schneider wollte ihnen sächsische Schaafe entgegenstellen. Aber unglücklicherweise fanden sich beide Herren durch eingetretene natürliche Pocken gedrungen zu impfen und durften die Thiere, der Ansteckung wegen, nicht hinbringen. Es ward also leider nichts daraus! — Der Versammlung entging dadurch ohne Zweifel eine angenehme Unterhaltung; für die Kunst ward aber wohl nichts dabei verloren. Wenn es auf den Vorzug einer ganzen Schäferei, einer Race, einer ganzen Landes-Race ankommt, was wollen da zwei Individuen entscheiden?

In einem Gutachten des Hrn. Direktor André gesteht er ein, es sey eine schwierige Sache, in Sachsen einen ganz entsprechenden Schaafankauf zu machen, weil nur wenige sächsische Heerden ihre Originalität erhalten hätten, nach Sachsen 3 verschiedene Heerden gekommen seyen, und er die Meinung hege, daß nur die eine 1765ger Heerde die Electoral-Race begründet habe. (Ich mögte lieber sagen: weil in sehr wenigen Heerden eine Originalität — wenn wir das Wort in jenem Sinne brauchen wollen — gebildet sey.) Erst seit kurzen haben mehrere Schaafzüchter angefangen, in der Hinsicht eine consequente Auswahl der Böcke zu machen. Sonst entschied nur die Feinheit, und nur wenn die Zucht dabei fladdrig und kahlbäuchig wurde, suchte man später vollwollige und rauh bewachsene Böcke

auf. Vor allem aber vermied man die Blutsverwandtschaft, in der Ueberzeugung, daß jeder Stamm dadurch verdorben werden müßte, und es gab vor 10 Jahren vielleicht nicht eine einzige Schäferei, die bei eignen Böcken geblieben wäre, wenn gleich die ihrigen bei andern in großem Rufe standen. Die Blutserfrischung hielt man für unbedingt nöthig. Was ich über das Breeding in and in der Engländer gesagt hatte, schien nirgends heterodoxer, als in Sachsen und namentlich bei den Schaafen. — Jene erste aus Spanien kommende Heerde bestand aus 102 Böcken, die aus den Cavagnen von Alfaro, Bejar, Turbieta, Alcolea und Negretti, und aus 128 Schaafen, die aus Escurial, St. Paular und Negretti genommen waren. Die zweite Heerde ward in Estremadura aus den Cavagnen von Iranda, Negretti, Villa-Paterna und Cuenta angekauft und bestand bei ihrer Ankunft aus 89 Böcken und 169 Mutterschaafen. Dies ward alles untereinander gemischt, denn man hielt ein spanisches Schaaf für ein spanisches, und nur die Wollhändler und große Fabrikanten wußten es, daß die Wolle der verschiedenen Cavagnen von verschiedenem Werthe sey und kannten die Stempel. Daß es in Spanien höchst grobwollige, haarige Schaafe gebe, lernten wir sogar erst durch Lasteyrie, der mir selbst Proben davon überschickte. Die sächsischen Schaafe, in so fern sie einen Race-

Charakter haben, erhielten ihn zum Theil durch bloßen Zufall, aber doch auch nicht allein durch diesen. Denn die vorzüglichen sächsischen Schaafzüchter hielten sich fest an das Princip der höchsten Feinheit, Sanftheit und möglichsten Ausgeglichenheit, wenigstens Vermeidung aller Ziegenhaare, auch an den Extremitäten. Insbesondere verwarfen sie die Lämmer, die haarig geboren wurden. Alles andere, worauf man in Frankreich, Oesterreich und allenthalben, wo Merinos eingeführt wurden, einen Werth setzte, und was man als Merkmale der Echtheit angab, beachteten sie nicht, vermieden es sogar, Bewachsenheit des Kopfes und der Beine, Halskragen, Falten, breite Statur, pechiger Schweiß, der das Vließ mit einer schwarzen Borke überzieht, selbst die Vollwolligkeit u. s. w. Durch diese von den Sachsen vierzig Jahre lang consequent befolgte Maxime, vielleicht selbst durch Vermeidung der Inzucht, nicht durch eine ursprüngliche Race, ist das sächsische Schaaf entstanden. Was das Klima, die Weide und die Haltung dazu beigetragen haben mag, lasse ich dahingestellt seyn. Aber wenn man einen gewissen gemeinschaftlichen Charakter den sächsischen Schaafen nicht absprechen kann, so sind sie doch auffallend verschieden, und zwar nicht blos die Heerden unter sich, sondern auch die Individuen in jeder Heerde. Es giebt nur sehr wenige oder gar keine Heerden, die einen gleichen Stapelbau hätten, worauf man bis in den neuesten

Zei-

Zeiten auch gar nicht geachtet hat; vorherrschend findet man ihn nur in einigen. Auch in der Feinheit findet man immer sehr große Verschiedenheiten, wie jeder Schaafknecht weiß. Eine gewisse Sanftheit und Geschmeidigkeit der Wolle — die oft bis zur Schlaffheit geht — ist ihnen vor allen andern Merinos, die selbst von höherer Feinheit sind, eigen. In keiner Heerde habe ich aber im Jahre 1787 eine heterogenere Mengung gefunden, als in der Lohmener; sie hatte durchaus nichts charakteristisches, als daß die Thiere klein und schlecht genährt waren. Man sahe das ein und wollte mit Veränderung des Administrators eine radikale Verbesserung vornehmen. Diese muß nun, nach den von Hrn. Andrē mitgetheilten Nachrichten, sehr gut bewerkstelligt seyn. Die Thiergarten-Heerde bei Stolpen hatte mehr Charakter, aber keinen hohen Feinheitsgrad, wie auch neuerlichst noch die daher geholten Böcke erweisen. Die Lohmener habe ich noch immer sehr ungleich gefunden.

Daß die Lichnowskyschen Heerden aus Sachsen abstammen, kann ich bestimmt bezeugen, denn ich weiß um alle die Ankäufe, die der seelige Fürst gemacht hat. Die letzten, und wie er selbst meinte, die vorzüglichsten, kaufte er aber im Jahre 1808 oder 1809 aus der Molcktschen Schäferei zu Schorsow in Mecklenburg, indem man ihm das beste darunter auswählen ließ. (Hätten doch die

Mecklenburger diese bedeutende Heerde früher gewürdigt und unterstützt! Der ganze Molckt'sche Concurs hätte dadurch verhindert oder sistirt werden können). Kreuzungen mit vorzüglichen Mannersdorfschen und Hostizer Böcken sind aber theilweise vorgenommen, denn der Fürst sagte oder schrieb mir, wie theuer er sie bezahlt habe. Wenn ich die starken Convolute seiner Correspondenz von den Jahren 1801 bis 1810 nachsehen wollte, so würde ich es wahrscheinlich bestimmt nachweisen können. Für einen Bock, den der Hr. Cabinets-Minister Graf v. Haugwitz mit dem Transport von 1802 aus Spanien erhalten hatte, bot er 100 Frd'or, bekam ihn nicht, aber doch Lämmer davon. Ich führe das als Beweis an, daß er keine Kosten scheute, um etwas vorzügliches zu erhalten, denn jener Preis war damals noch unerhört. Daß diese Schäferei nun durch die Einsichten und Gewandtheit des Hrn. Helveti — eines meiner ältesten Schüler in Möglin, obwohl nicht in der Schäferei — ferner sehr excolirt worden, hat keinen Zweifel, und da er unter einer sehr großen Zahl die Auswahl hatte, so ist die daraus gebildete Haupt-Stammheerde — die jetzt zu Helvetihof stehet — gewiß etwas vorzügliches. Die Probe eines Bocks, auf den der Preis von 300 Dukaten gesetzt war, zeigt einen sehr gedrängten Stapel von regulairen und klaren, stark gemaschten, geschlossenen Bau, große Ausgeglichen-

heit der Theile, aber etwas hohe Bogen, und keineswegs die hohe Feinheit, die man bei Electorals dieser Art doch findet. Eine glücklich getroffene innige Mischung von Electoral und Infantado war darin nicht zu verkennen.

„Es ist nur zu bedauern — sagt Hr. Andrē — daß der Brünner Verein den aufgenommenen Faden einer wissenschaftlichen Begründung der höheren Schaafzucht fallen gelassen hat, es war doch nicht so schwierig, ihn fortzuspinnen! Wie wichtig die Sache war, zeigt das Ausland; man setzt jetzt in Leipzig fort, was in Brünn begründet wurde.“ Mir scheint der Grund, warum dieser Verein, das, was man von ihm zur allgemeinen Förderung der höheren Schaafzuchtkunst erwarten durfte, bisher nicht geleistet hat, darin zu liegen, daß das Privat-Interesse — es sey hinsichtlich des Pecuniaren oder der Ehre — dabei zu viel ins Spiel kam. Selbst die Beschau-Anstalt, so wie sie organisirt ist, mußte dies veranlassen. Meines Ermessens müßten die Züchter der aufgestellten Thiere durchaus unbekannt bleiben, diese nur Einem, der zur Verschwiegenheit verpflichtet wäre, übergeben und von diesem der Beschau-Commission, mit Anzeige des besonders bei jedem zu berücksichtigenden Fragepunkts, unter einer ihm gegebenen Nummer vorgestellt werden. Die Beurtheilung aber müßte frei und öffentlich geschehen, und kann dann ohne Complimente und ohne

Unterdrückung des Tadels ausgesprochen werden. Hierdurch ward es, wie ich glaube, vorzüglich bewirkt, daß bei dem Leipziger Wollconvent sogar keine Privat-Streitigkeiten aufkamen, und nur über Qualitäten im Abstracto, nicht über Individualitäten, discutirt wurde. Letzteres kann nie ohne Animosität abgehen, welche den Zweck der Verhandlungen stört. Was dann bei dieser Gelegenheit zwischen Einzelnen von der Art vorfällt, davon muß die Societät, als solche, gar keine Notiz nehmen. Anmaßungen besonderer Vorzüge muß die Direktion und die Societät niederzuschlagen suchen und jeder muß nur dahin kommen, um sich und andre wechselseitig zu belehren, nicht um eine vermeinte — und eben so wenig eine wahre — Superiorität hier geltend zu machen. Der wird dann zu Hause bleiben, dem es nur darum zu thun ist. Preisausstellungen und Zuerkennungen passen für Volksfeste, wie zu Schleisheim und Hohenheim, aber nicht für Künstlervereine, welche eine Wissenschaft ihrer Kunst ausbilden wollen. Und wie gesagt, die Güte einer Heerde und eines Stammes kann nicht nach Individuen beurtheilt werden.

Bemerkungen über den Fortgang der feinern Schaafzucht und über die verschiedenen Arten der Merinos in Ungarn, aus

einem Reise-Tagebuche von B—gh und G—y. Presburg 1823.

Diese kleine Schrift enthält manche interessante Bemerkungen, die man aber unter so vielen andern Nebensachen, welche nur ein örtliches und persönliches Interesse haben können, hervorsuchen muß.

In der Einleitung wird über die Hauptabarten der Merinos gesprochen, weil deren Beobachtung der Hauptzweck der Reise war. Die Verf. nehmen meine — früher sogenannten — Negretti- und Escurial-Racen, und die Unterabtheilung der letzteren in spitz und stumpf gestapelte an. Es wird der Mißgriff bedauert, den man in der Verfolgung der übertriebenen Qualitäten und Formen der ersteren gemacht habe.

Eine kurze Geschichte, wie die veredelte Schaafzucht auf den großen Pusten des Weißenburger Comitats durch deutsche Pächter, Schäfer ihres Ursprungs, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ihren Anfang genommen habe, dann von den Ungarischen Magnaten leidenschaftltch aufgenommen und durch Verwendung großer Summen auf den Ankauf solcher Zuchtthiere, als damals für ausgezeichnet schön gehalten wurden, betrieben worden sey.

Auf der Reise besuchten sie die Schäferei des Hrn. Joseph v. Bognar zu St. Janos. Die Tendenz scheine vorzüglich auf Widder-Verkauf zu

gehen. Die vorzüglichsten werden zu 40 Ducaten, die geringeren zu 10 Ducaten verkauft. Ein dreijähriger Widder von eigner Zucht ward gezeigt, wofür 300 Ducaten geboten aber ausgeschlagen waren. Die beiden Stamm-Widder, von welchen zwei Racen begründet sind, waren aus der herzoglich Albertschen Schäferei.

Die dem Erzherzog Carl gehörende auf der Pusta Bordaes. Hier bekamen die Reisenden einen Begriff vom Escurial-Schaaf. Die Wolle ist hochfein und klein gekräuselt, etwas nieder mit lichtgelblichen Schein, mit seidenartigen Angriff; die Schenkelhaare, wenn sie auch steifer sind, haben Seidenglanz, der Körperbau gut, mittelgroß, Füße (?) und Bauch gehörig bewachsen, bei jüngeren auch Schopf und Backen, der Hals nicht dünn, doch ohne Falten und Köder. Das Vließ meistens geschlossen, nicht schütter und lang. Die Sprung-Widder für die Original-Heerde sind keinesweges die feinsten, aber sicher im Verhältniß mit den Müttern die gedrungensten im Vließe und mit mehr Nerv und Fadenstärke begabt. Sie glauben darin den Gedanken des Ober-Dirigenten, Hrn. v. Wittmann, zu errathen, der bei den homogenen Vätern mit Nachsicht einiger Grade von Feinheit den Nerv des Fadens und die Gedrängtheit des Vließes mehr berücksichtigt, und fremde feinere Böcke vermeidet. In Wieselberg standen die zum Verkauf bestimmten

Widder, werden aber nicht aus der Hand, sondern in der im September abzuhaltenden Licitation verkauft. (Wenn sie, wie doch wahrscheinlich, geschoren worden, so ist das Vließ dann sehr unsicher zu beurtheilen). Die in Altenburg vormals auf dem Stalle gefütterten Schaafe waren auf der Weide. Den hier befindlichen Schaafen wollen die Reisenden den Namen Leoneser geben und unterscheiden sie von den Escurials. (Aber Escurial, St. Paular, Negretti, Infantado und alle als vorzüglich erkannte Cavagnen gehören ja zu den Leonesern, und dieser Name ist also für eine Unterabart ganz unpassend). Sie haben zwar gekräuselte, aber mehr in einander gesponnene, mitteldichte Wolle, mit weichem, baumwollenartigem Griff und weißen Schweiß. Der Körperbau ist mittelgroß, gedrängt, wohl bewachsen und hie und da auch ködrig, jedoch ohne Falten und bei edlern durchaus ohne Stichel- (Ziegen-) Haare. Der Wollcharakter hält sich bis zu den Schwanz und Hinterbeinen, und diese Race distinguirt sich durch ein gleichartiges Vließ, das kleinvließig (mit niedrigen Stapel?) etwas mehr als die Escurials, doch weniger als die Negrettis sich schwärzt.

Zu Farcas-Brunn fanden sie die Original-Negretti-Race, darunter einige von erstaunenswürdiger Grobheit, welches die Verfasser als einen Beweis des Zurückschlagens durch Klima und Nahrung

annehmen. Sie erkundigten sich, ob man nicht eine Paarung mit Escurials versucht habe, und erhielten die Antwort, daß dies allerdings geschehen sey, daß sich aber keine totale Verschmelzung gezeigt, sondern das Lamm sich entweder auf Negretti oder Escurial geartet habe. Sie sahen auch einige solcher Lämmer, wovon jedoch einige ein Gemisch und Uebergangswolle von Negretti und Escurials zeugten. (Was in den ersten Generationen bei solcher Kreuzung immer der Fall seyn wird.)

Dann sahen sie die erst eben angekommenen noch mit Mänteln versehenen 70 Mütter und 44 Widder, die vom Schäfer: Piemonteser, in der Ausstellung aber Segovianer genannt wurden. Diese haben die Stärke, Gedrungenheit und Größe der schönsten Negrettis, nebst Dichtheit des Vließes; die Feinheit, Glanz, Kern und Stapel der Escurial- und sächsischen Racen und die möglichste Ausgleichung am ganzen Körper und in der ganzen Heerde von Widdern und Müttern gleicht ein Stück fast dem andern. Hier fanden die Reisenden ihre Ideale realisirt.!!!

Die vor zwei Jahren hergebrachten sächsischen Electoralschaafe stehen in Halbthurm auf Stallfütterung; die Böcke bleiben immer darunter und die Lammung ist fortwährend. Die Verfasser fanden das Vorurtheil, welches sie sich von sächsischen Schaafen als einer ganz eigenen Race gemacht hat-

ten, vortheilhaft widerlegt. Sie fanden aber große Ungleichheit darin, mit Rückschlag auf Negrettiwolle, andere mit fladdrigen Vließen, und es sey offenbar, daß es die mannigfaltigsten Abstuffungen in Sachsen gebe. Darin haben sie wohl recht, und eine in Sachsen zusammengekaufte Heerde erfordert eine lange Epuration und consequente Züchtung, bevor ein fester Charakter hineinkommt. Aber man mag Schaafe kaufen wo man will, so wird das der Fall seyn, denn eine Auswahl wird beim Ankauf jetzt selten gestattet.

Auf dem Weichselhof sahen sie eine Schäferei von 4000 Stück, bloße Mestizen aber auf solchen Grad veredelt, daß die Wolle davon um gleichen Preis mit der der Original-Heerden verkauft wird. (Wahrscheinlich wird die ganze Wollschur in Pausch und Bogen verkauft). Der Anfang der Veredlung ward mit Negretti-Stöhren gemacht und mit Escurials fortgesetzt. (Eine von mir sehr empfohlne Methode).

Auf der Schäferei des Grafen Szechenyi zu Olad fanden sie

Geislersche, durch Leoneser Mischung wahrscheinlich entstandene, die feinsten Negrettis, die in Ungarn vorkamen und noch zu finden sind.

Graf Lambergsche Negretti von weniger Feinheit.

Rambouilletter; bekanntlich hochfeine Negretti, vermuthlich auch mit Escurials gemischt.

Fürstl. Lichnowskysche, offenbar reine Escurials, welche die schönsten waren, die sie noch sahen. „Wir müssen gestehen, daß diese Lichnowsky's um so mehr auffielen, als wir an andern Orten Stöhre zu sehen Gelegenheit hatten, denen man, ohne den auf den Hörnern ganz eingebrannten Namen, ihre Abstammung rund abgesprochen hätte."

Sie sahen aber auch hier Rückfälle, welche beweisen, daß in constanten Stämmen Individuen aus noch unbekannten Ursachen zurückschlagen, weshalb eine unaufhörliche Aufmerksamkeit darauf zu richten sey.

Zuletzt sahen sie die Schäferei des Bar. v. Ehrenfels. Was sie darüber oberflächlich sagen, bestätigt es, daß dies die langwollige sächsische Race ist, so wie sie sich bei reichlicher Stallfütterung zeigt.

Zum Schlusse wiederholen die Verfasser ihre Eintheilung und Benennung der Haupt-Merino-Race und charakterisiren sie ganz gut. Für die, welche sie Leoneser nennen, habe ich den Namen Escurials beizubehalten vorgeschlagen. Ihre Escurials sind aber die, welche wir seit dem Leipziger Convent Electorals nennen, die sie recht gut beschreiben und auch die beiden bekannten Abarten unterscheiden.

Eine recht gute Idee ist es, auf dem Umschlage

dieser kleinen Schrift Abbildungen des Escurial- oder Electoral-Schaafs und des Negretti zu geben. Sie sind recht gut getroffen, doch zeigt ersteres seinen Charakter noch nicht im höchsten Grade. Der Kopf müßte noch dünner, spitzer und magerer seyn. Die ganze Gestalt eines Escurialschaafs verhält sich wirklich zu der eines Infantado wie die eines arabischen Pferdes zu der eines derben Zugpferdes.

Um sich einen Begriff von dem jetzigen Zustande der Schaafzucht in Ungarn zu machen, ist das Büchlein lesenswerth. Man erkennet daraus, welche Absurdität es sey, über ungarische Wolle und Schaafe im Allgemeinen absprechen zu wollen.

In den ökonomischen Neuigkeiten Nr. 2. 3. und 4. des Jahrg. 1824 finde ich, nachdem ich vorstehendes früher geschrieben, eine Kritik dieser Schrift, die mir doch etwas zu strenge zu seyn scheint. Die Verfasser jener Schrift deuten sich ja selbst nur als Anfänger an, welche die Reise unternahmen, sich zu unterrichten und dann ihre Bemerkungen und Ansichten mitzutheilen veranlaßt wurden, wofür ich ihnen wenigstens dankbar bin. Sie drücken sich freilich oft etwas unverständlich und umwunden aus, so daß man nur errathen muß, was sie sagen wollen. Dies kommt nur zum Theil daher, daß sie der Sprache nicht ganz mächtig sind, zum Theil erkennt man aber auch Bescheidenheit darin und Besorglich-

keit, etwas Beleidigendes zu sagen. Dies setzt nun wohl jeden bei der Publicirung solcher Reisebemerkungen etwas in Verlegenheit, man will die Wahrheit sagen und doch nicht schmeicheln und nicht tadeln. Der Vorsichtige läßt daher oft nur errathen, was er wohl hätte sagen wollen. Ich gestehe, daß ich in meinem Leben viele Reisebemerkungen, die ich sonst wohl hätte mittheilen mögen, deshalb unterdrückt habe.

Diese Kritik hält sich sehr bei den Benennungen auf, die die Verfasser und Andere gewissen Stämmen oder vielmehr gewissen Charaktern der Merinos gegeben haben. Daß sie eine besondere Art Leoneser nennen wollen, ist, wie ich auch schon bemerkt habe, verwirrend, indem es allgemein bekannt ist, daß alle die spanischen Schäfereien, von welchen sie die Benennungen hernehmen, unter den Leonesern begriffen sind. Uebrigens habe ich die Namen, womit ich gewisse Hauptcharakter zu belegen vorgeschlagen habe, nur deshalb von berühmteren spanischen Schäfereien hergenommen, weil ich nicht wußte, wo man sie sonst hernehmen sollte. Ich habe oft gebeten, Vorschläge zu passendern historischen oder den Begriff ausdrückenden Benennungen zu thun, und hätte ich einen erhalten, der nicht noch verwirrender und manchen anstößiger gewesen wäre, so würde ich ihn sehr, besonders beim Leipziger Convent, empfohlen haben. Die Namen der spanischen

Schäfereien schienen mir gerade deshalb passend, weil wir eigentlich nichts bestimmtes davon wissen, wie sie sich auszeichneten, und nun gar nichts mehr davon erfahren können, weil es bekannt ist, daß die Heerden bei dem unglücklichen Zustande dieses Landes mehrmals zersprengt und dann von allen Seiten her wieder gesammelt worden sind. Kein spanischer Schriftsteller, der über die Schaafzucht im Allgemeinen geschrieben hat, sagt uns etwas über das Eigenthümliche einzelner Cavagnen, sondern nur über den Vorzug der sämmtlichen Leoneser Heerden. Manche Wollhändler wußten wohl mehr davon, aber die machten ein Geheimniß daraus. Lasteyrie sagt nur, daß ein Unterschied unter den Leoneser Heerden sey, aber nicht, worin er bestehe, so lange er auch hinter ihnen hergezogen ist. Andere, die Spanien des Schaaf-Ankaufs wegen bereiseten, können uns auch nichts über das Charakteristische der damaligen Heerden mittheilen, und was Hr. Piotri darüber sagt, giebt zwar einigen Begriff von der Verschiedenheit derselben, der aber nicht genügend, hinsichtlich der Wollqualität ist. Die königl. Dänische Schäferei, vormals zu Esserum, soll die Stämme, welche sie aus verschiedenen Cavagnen erhalten hat, rein erhalten haben; aber die Proben, welche ich daher bekommen, zeigen nichts Charakteristisches. Ich ward also nur durch einige angeführte Vermuthungen bewogen, den entgegenstehenden Race-Cha-

raktern, der Zartheit und der Kraft, den Namen Escurial und Negretti zu geben, und war sehr bereit, statt des letztern den von Infantado anzunehmen, weil er faktisch angemessener schien.

Wie und wodurch die Merinos in Sachsen die ausgezeichnete Sanftheit und den vorzüglichen Glanz der Wolle bekommen haben, ob von den verschiedenen dahin gebrachten Stämmen, ob vom Klima und Haltung, oder dadurch, daß man jene Qualitäten bei der Auswahl der Zuchtthiere vor allem befolgte, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, indem es schwerlich zu entscheiden seyn wird. Sie haben auch besondere Verhältnisse des Körperbaues und andere Eigenheiten, wodurch sie sich von den in den vorzüglichen Oesterreichischen, besonders Mährischen Schäfereien, auch in der von Rambouillet, bisher cultivirten und von den im Laufe dieses Jahrhunderts aus Spanien gebrachten auffallend unterscheiden. Aber unter sich sind sie höchst verschieden, und in keiner von mir, und von andern aufmerksamen Kennern genauer untersuchten Schäferei, im Wollcharakter gleichartig. Dies kann auch nicht anders seyn, wenn man die Verschiedenheit der spanischen Stämme, woraus sie hervorgingen, und das Princip, mit Böcken immer zu wechseln und Blutsverwandtschaft zu vermeiden, bedenkt, welches vor 6 bis 7 Jahren so weit ging, daß man in den meisten Schäfereien ganz heterogene Sprungböcke, absichtlich ausgewählt,

antraf, die nicht selten mehr vom Infantado- als vom Electoral-Charakter hatten.

Die Wollhändler wissen diese verschiedenartige Wolle zu sondern, daher giebt es Electoral- oder Electa-Wolle, aber eine bestimmte Race, die man recht eigentlich Electoral nennen könnte, weil sie Electawolle überwiegend trägt, muß erst gebildet werden.

Um sie zu bilden, müssen wir bestimmt wissen, welche Eigenschaften die Wolle haben solle, welche in die ersten Electoral-Sortimente aufgenommen wird, und das erfahren wir von geschickten Sortirern und einsichtsvollen Fabrikanten. Das ist nun aber durchaus die Wolle nicht, welche des Herrn Bar. v. Ehrenfels Electoral-Schaaf nach dessen hinlänglich deutlichen Beschreibung trägt, weder die eine stark gesträngete und gewässerte, noch die andere flach und gedehnt gebildete Art, und noch weniger die, welche aus der Vermischung von beiden hervorgehen soll. Diese Wolle ward früher zu Casimiren, die viel getragen wurden, gesucht, aber diese sind durch die feinen, leichten, geschmeidigen, sich länger in glatter Oberfläche erhaltenden, luftdichteren Tücher verdrängt. Hierzu braucht man aber eine ganz andere Wolle, nämlich mit stumpfen, oben geschlossenen, niedrigen, aber bis auf die Hälfte oder zwei Drittel seiner natürlichen Höhe ausdehnbaren, Stapel, deren Haare mit flachen, regulairen, gleich-

artigen, aber dichten Bogen — 26 bis 32 auf einen Zoll — sich gleichmäßig aneinander legen, ohne sich in getrennte Stränge zu scharf abzusondern, sich leicht und einzeln abziehen (abspinnen) lassen, so daß sie zwar einander anhängen und beim Ausziehen gleichartig zusammenhangend bleiben (sich schön abspinnen lassen) keine zwirnförmige Fäden bilden, viele, aber nachgiebige, nicht starre Elasticität, keine Schlaffheit, zeigen. Feinheit und Sanftheit versteht sich von selbst und kann bei jenem Bau der Wolle nicht fehlen, so wie Glanz und sogenannter Silberblick. Nach der Wäsche zieht sich solche Wolle noch mehr zusammen, die Stapel zeigen sich im ausgebreiteten Vließe noch kürzer, sind fast rund, birnförmig, weniger kegelförmig, lassen sich aber um so länger recken und hangen unten in einem feinen dichten Netze zusammen. Ein Thier, welches solche Wolle in drei Viertel seines Vließes trägt, und als Mutter $2\frac{1}{2}$ Pfund Wolle giebt, ist das Ideal desjenigen Electorals, wonach wir streben. Es findet sich auch in der Wirklichkeit in fast constanten Stämmen, aber es ist noch selten, und es giebt bis jetzt keine Schäferei in der Welt, die ganz daraus bestände. Aus jener Ehrenfelsischen Art — die ich sehr gut kenne und vormals auch cultivirte — entstehet es nicht leicht durch Böcke allein, und davon eingemischtes Blut verdirbt den Charakter auf lange Zeit. Ich sage nicht, daß letztere Art von Wolle nicht gut

zu manchen Fabrikaten — wenn sie nur nicht zwirnt — brauchbar und wegen des stärkeren Gewichts der Vließe, welches sie durch die Länge bei reicher Fütterung erhält, nicht vortheilhaft, daß es nicht rathsam seyn könne, sie zu cultivireu, wenn man sie einmal hat — aber das, was man jetzt unter eminenter Electoralwolle versteht und als solche bezahlt, ist sie nicht, und darum können wir hier dem Hrn. Bar. v. Ehrenfels in seiner Charakteristik des Electoralschaafs nicht beistimmen.

Dieses unser Electoralschaaf wird nie gemein werden. Es gehört eine große Aufmerksamkeit und ein richtiger Takt dazu, um es zu bilden und um es zu erhalten. Verfolgt man bei der Wahl der Böcke die Feinheit der Wolle zu stark und ausschließlich anderer Qualitäten, so bekommt man schwächliche, wie Ziegen gestaltetete Thiere, die ein sehr geringes Gewicht von Wolle, oft unter 1 Pfund, geben und deren Qualität bei aller Feinheit nicht geschätzt wird, weil sie zu wenig Nerv und Kern — zu wenig Elasticität und Stärke — hat, zu schlaff und zu mürbe ist, sich in Masse nicht rundet, sondern platt darstellt. Auch sind solche Thiere sehr zärtlich, unterliegen jeder Krankheit und sind auffallend furchtsam. Um dies zu verhüten, muß man kräftige Böcke, aber nur von dieser Art, auswählen, die dann aber nie eine den weiblichen Thieren gleiche Feinheit haben oder sie behalten werden, wenn

sie solche auch in der ersten Schur vor dem Springen zeigten. Hier den rechten Punkt zu treffen, erfordert viele Umsicht. Ein regulairer, dichter Stapelbau, Geschlossenheit und aushaltende Gleichheit des Vließes über den ganzen Rumpf ist die Hauptrücksicht, neben der, daß der Zuchtbock aus einem constanten Stamme sey. Man darf durchaus keinen Bock anderen Charakters zulassen, und wenn er ein Wunder von Feinheit wäre, ohne den Stamm bis in die dritte und vierte Generation zu verderben. Durch Böcke kann man diese Race wohl hervorbringen, wenn die Mütter einigermaaßen dahin neigen und nicht zu sehr in jene Ehrenfels'sche Art schlagen, aber man darf erst in dritter oder vierter Generation auf Constanz rechnen, und muß aus dem Stammhaufen der Mütter gleich alles ausscheiden, was auszuarten scheint. Auf diese Weise habe ich meinen Stamm gebildet, der jetzt nur noch ungefähr um's zehnte Stück zurückschlägt. Allerdings kommt es darauf an, daß im ersten Mutterstamm ein guter Grund dazu liege. Aus den langwolligen, spitzgestapelten Müttern habe ich, durch Kreuzung mit jenen Böcken, selten ein Thier gezogen, was gleichhaarig war, und ich halte deshalb einige Familien, die ich von jenem Schlage noch habe und die in ihrer Art schön sind, in der Paarung ganz abgesondert für sich. Ein Theil der Mütter, die ich aus Machern und aus Dahlen erhielt, haben mir mit einem Bock

aus Frankreich hauptsächlich jenen Stamm, der von allen Wollkennern so einstimmig gelobt wird, erzeugt. Mit der Feinheit und Sanftheit steht er, wie ich und alle Wollkenner glauben, auf dem wünschenswerthesten Punkte, und ich strebe nur, ihm seine Kraft, seine Dicht- und Reichwolligkeit zu erhalten, und, ohne jenen zu schaden, diese noch zu vermehren. Ich bin in der Schur bis auf $11\frac{3}{4}$ Stein vom Hundert gekommen, ohne gelte Zeitschaafe und Hammel zu haben, bei trockner Weide und sehr mäßiger Winterfütterung und Vieh von mehr kleiner als großer Statur, denn letztere paßt für meine Weide nicht.

Ich würde mich, bei den vielen Prahlereien, die von manchen Schäfereien in Schriften gemacht werden, und worüber Kenner nur lachen, schämen, von der meinigen zu sprechen, wenn ich mich hinsichtlich der Qualität der Wolle nicht auf alle Wollkenner, die den Berliner Markt besuchen, berufen könnte, und hinsichtlich der Zucht und der Behandlung auf die große Zahl scharfsinniger junger Männer, die sie täglich, fast stündlich beobachten und deren Bemerkungen, bei der unter ihnen fortbestehenden Kunstverbindung, von Jahr zu Jahr übertragen werden. Es geschieht hier nichts, was sie nicht beobachten; die Stamm- und Bonitirungslisten liegen ihnen vor, sie sehen die Paarungen an, erfahren die Gründe, warum sie so und nicht anders be-

werkstelligt werden und bemerken ihr Resultat, in so fern es sich bei der Lammung schon zeigt. Sie sehen die Schur, die Bonitirung der Vließe, ihre Abwägung an. Jede Abweichung, jeder Vorfall wird von ihnen bemerkt, und wenn ein Thier sich als Dreher anzeigt, oder ein Lamm steif wird, weiß es in einer halben Stunde die ganze Akademie. Sie hören die Meinungen und Urtheile so vieler Fremden, die sich, besonders in der Frühjahrszeit, hier täglich einfinden; fast jeder trifft hier einen Landsmann, Bekannten oder Verwandten, gegen den er sich vertraulich äußert, und diese Aeußerung wird bald allen bekannt. Meine Schäferei ist also publik, wie meine ganze Wirthschaft, ich möchte sagen wie mein ganzes Leben, und es würde eine absurde Bescheidenheit seyn, wenn ich, um dagegen nicht zu verstoßen, nicht öffentlich sagte, was ich, um meine Erfahrungen andern nutzbar zu machen, sagen muß. Vom Jahre 1811, wo ich meine Schäferei anlegte, bis zum Jahre 1817, habe ich manche Mißgriffe gemacht, manche falsche Ansichten gehabt; aber seit dem glaube ich auf's Reine gekommen zu seyn, nachdem ich allerlei versucht und scharf beobachtet hatte, und zwar nicht allein in meiner Schäferei, sondern auch in den königlichen, aus so heterogenen aber abgesonderten Stämmen bestehenden zu Frankenfelde und Panten und vielen andern, die ich consequent verfolgen konnte. Jedoch suche ich

mich noch immer zu unterrichten. höre gern jede Bemerkung von andern, jedoch ohne alles ungeprüft zu glauben, weil ich erfahren habe, wie leicht man sich irrt, besonders wenn man der Aussage der Schäfer zu viel traut, die oft klug genug, aber in ganz eignen Vorurtheilen befangen, und zur Bestärkung derselben falsche Thatsachen anzugeben sehr geneigt sind.

Wenn man in den Begriff des Electoralschaafs dessen Ursprung und Abstammung aus Sachsen mit einschließen will, so gehört manches Thier, was die schönste Electoralwolle trägt, nicht dazu. Wir haben in unsern preußischen Stammschäfereien, die sich lediglich aus Frankreich angestammt haben, einen sich schon bedeutend vermehrten Stamm, der sie in solcher Vollkommenheit trägt, daß das davon gemachte Sortiment in England, namentlich wegen seiner Sanftheit und Seidenartigkeit, den höchsten Beifall erhalten hat. (Was ich hier sage, kann ich durch Kaufmannsbriefe dokumentiren). Mein eigener Hauptstamm, dem wohl niemand den höchsten Electoral-Charakter absprechen wird, stammt väterlicher Seite auch nicht aus Sachsen. Die jetzt in Frankreich so gepriesene Nazer-Schäferei hat ebenfalls diesen Charakter, ist aber durch sorgfältige Wahl der Zuchtthiere aus Original-Spaniern gebildet *).

*) Der Vicomte Perrault de Jobtemps, einer der Ei-

Also dürfen wir jene Abstammung nicht als integrirenden Theil des Begriffs von Electoralschaaf aufnehmen, oder wir müssen für diese Nicht-Sachsen dann doch den Namen Escurial beibehalten. Des Hrn. Bar. v. Ehrenfels Begriff von Electoralschaaf können wir deshalb nur nicht wohl annehmen, weil ein solches nicht die beliebteste Electoralwolle liefert und wir uns nach der Handelssprache richten wollen. Sonst neigt sich noch die Mehrzahl der Schaafe in Sachsen allerdings nach dieser Art hin und man fängt erst neuerlich an, sie auszusondern und die kurz gestapelte, gedrängte Art für sich zu cultiviren. Vielleicht kommt man noch einmal darauf zurück und mit den Wollhändlern überein, letztere Escurial

---

genthümer der berühmten Merino-Heerde von Naz, Arrondissement von Gex (Ain), will eine Schäferei in der Nähe von Paris anlegen und beweisen, daß es nur auf ein richtiges Verfahren und System der Zuzucht, nicht auf den Einfluß der Oertlichkeit und des Klima's ankomme, um solche Resultate, wie er, zu erhalten; und daß man sich sehr irre, wenn man glaube, daß nur der südliche Abhang des Juragebirges oder Sachsen die schöne Wolle liefern könne, welche in Frankreich bisher fehle.

Journal du Commerce 1823. No. 1429.

Wir haben von diesem Mr. de Jotemps nächstens ein Werk über Schaafzucht und Wolle zu erwarten, woraus ich das Merkwürdige mitzutheilen nicht verfehlen werde. Th.

zu nennen, und so mag dann das lang und gedehnt gestapelte Schaaf den Namen Electoral beibehalten. Denn daß beide Arten geschieden werden müssen, um das Vollkommenste in jeder Art zu liefern, erkennen jetzt wohl alle aufmerksame Schaafzüchter an, und auch mein Wollkäufer dankt es mir, wenn ich die Wolle letzterer Art, welche ich noch habe, in besondere Bunde bringe, ob er sie gleich in Pausch und Bogen kauft.

Man nennt jetzt häufig die gedrängte Wolle kurze, die gedehnte Wolle lange. Man muß das aber, wie ich oft gefunden habe, nicht mißverstehen. Jene kann selbst im ungedehnten Stapel länger seyn, als diese, obwohl sie es in der Mehrheit nicht ist. Im ausgereckten Haare wird die gedrängte Wolle häufig länger als die gedehnte, weil das Gedrängte von der Dichtheit der Bogen abhängt, die sich dann beim Recken um so mehr verlängern. Dann muß man aber auch lange Merinowolle in diesem Sinne nicht mit dem verwechseln, was im Handel im allgemeinen lange Wolle genannt wird, und was z. B. der von manchen mißverstandene Luckok und jeder Engländer so nennt. Denn dies ist schlichte Kämmwolle, welche die Merinos nicht haben. — Wenn ich hier für manchen Leser sehr überflüssige und wiederholte Dinge sage, so muß man es entschuldigen, weil ich täglich in mündlichen Unterhaltungen und Briefen so viele Mißverständnisse

finde, daß ich oft kaum errathen kann, was man meint.

Hohe Feinheit und Sanftheit ist allerdings das erste Erforderniß zur höchsten Qualität unserer Wolle. Aber es giebt einen Punkt, über welchen hinaus sie sich nicht mehr mit den übrigen wünschenswerthen Qualitäten, die man unter dem Namen Kern und Nerv begreift, vereinigen läßt. Denn Zartheit und Kraft sind entgegenstehende Tendenzen der Natur, die nicht in ihren Extremen, sondern nur in einem gewissen Grade neben einander bestehen können. Dieser Grad ist überschritten, wenn sich bei hoher Feinheit eine Losigkeit und Fladdrigkeit des Pelzes, Irregularität des Stapelbaues, mehrentheils mit zu abgesonderter Strängung und eine solche Schlaffheit zeigt, daß die Stapel auch auf dem Rücken hängen, nicht aufrecht stehen. Wenn solche Wolle zu gewissen, aber seltenen Fabrikaten vielleicht tauglich seyn mögte und gesucht werden könnte, so wird doch nie ihr Mehrwerth ersetzen, was man am Gewichte verliert gegen solche, die Electoral-Zartheit mit Elasticität und Gedrängtheit verbindet. Das Gewicht jener Vließe fällt bei Müttern oft unter 1 Pfund herab. Wenn man sich der Verbindung der absolut höchsten Feinheit mit der größten Vollwolligkeit rühmt, so zeige man mir ein solches Thier oder Vließ, und ich will alles darauf wetten, daß ich ent-

weder ein feineres oder ein reichwolligeres Electoral-schaaf dagegen aufstellen will.

Die möglichste Vereinigung der Zartheit, der Kraft und des Reichthums der Wolle ist allerdings das Ziel, welches sich der höhere Schaafzüchter setzen soll. Er erreicht es daher gewiß nicht, wenn er nur eine Tendenz unabläßig verfolgt. Seine Wolle wird dann entweder zu schlaff und seine Schur zu arm, oder sie wird zu stark und barsch, um die Electoral-Qualität zu behalten. Hat man hierin ei-Fehler gemacht und ist über den Normalpunkt auf einer oder der andern Seite hinaus gekommen, so muß der Rückschritt jedoch mit großer Vorsicht geschehen. Nichts hat üblern Erfolg, als ein starker Uebergangssprung zum Entgegengesetzten, denn er bewirkt wenigstens in den ersten Generationen eine Inconstanz der Zucht und eine Ungleichheit des Haars und des Vließes, die höchst tadelhaft ist. Beispiele davon geben manche Schäfereien in Sachsen, wo man die übertriebene Zartheit und Schwäche durch Infantado-Stöhre, besonders in den Jahren 1816 bis 1820, corrigiren wollte, woraus die Fehler entstanden, welche die Wollhändler der veränderten Fütterung zuschreiben.

So sehr ich für die Inzucht bin und die Paarungen in der nächsten Blutsverwandtschaft vorzugsweise bewirke, wenn ich mit der Familie in allen ihren Qualitäten recht zufrieden bin, so halte ich

doch eine sogenannte Erfrischung des Bluts nöthig, sobald sich ein Fehler oder Mangel in irgend einer wünschenswerthen Qualität findet. Aber man muß nicht wechseln, um zu wechseln, sondern um einen bestimmten Zweck zu erreichen, und danach die Wahl mit Umsicht einrichten. Ich habe mich nur zwei Mal fremder Böcke nachhaltig (denn einmal machte ich im Jahre 1816 einen Fehler, dessen Folgen ich aber gleich erkannte) bedient, des oft erwähnten Morel und eines den ich mir in Machern auswählte. Letzterer war keineswegs der feinste in jener Heerde, und ist der gröbste, den ich jetzt habe. Aber er hat einen außerordentlich schönen, niedrigen, gedrängten Stapelbau über den ganzen Körper, worin sich überhaupt ein Theil der Machernschen Heerde auszeichnet und dabei doch große Sanftheit und nichts Infantadoartiges. Ich gebrauche ihn zu den Müttern, die das non plus ultra der Feinheit erreicht, aber kein recht geschlossenes Vließ haben, mit dem besten Erfolg und ohne einen Rückschritt der Feinheit zu verspüren. Ich habe jetzt Söhne von ihm, die ihn freilich im Ganzen übertreffen und ihn wohl ausstechen werden. Bei Müttern, deren Feinheit ich jedoch noch höher treiben zu können glaube, ist die Feinheit — weniger die des Individuums als der Familie — die Hauptrückficht, die ich bei der Wahl ihres Bockes nehme, nur muß er keinen andern Fehler haben.

Wie viele dies auch für überflüssige Subtilitäten halten mögen, so nimmt meine Ueberzeugung von ihrer Wichtigkeit mit jedem Jahre zu, und jeder wird diese mit mir erhalten, der eine Reihe von Generationen hindurch die Paarung aus der Hand oder doch die Bedeckung in abgesonderten Haufen betrieben hat und Stamm-Register hält. So lange keine Constanz in der Heerde ist, und auch die Böcke aus keinem constanten Stamme genommen, sondern nur nach ihren scheinbaren individuellen Eigenschaften gewählt sind, werden allerdings sehr disparate Fälle vorkommen, welche die Kraft der Vererbung zweifelhaft zu machen scheinen. So ist mir mehrmals die Beobachtung mitgetheilt, daß von dem feinsten Bock die schlechtesten Lämmer, von einem gröberen die besten gefallen wären. Aber es war nichts leichter zu erklären, wenn man den Ursprung der Böcke erfuhr. Jedoch wird auch ein Bock des edelsten Stammes Zurückschlagendes erzeugen, wenn er in einer gemischten Mutterheerde gebraucht wird. Die Qualitäten der Voreltern von beiden Geschlechtern kommen bis ins vierte Glied wieder zum Vorschein.

Dies sind allerdings große Schwierigkeiten, welche der hochedlen Schaafzucht entgegenstehen; aber gerade sie sind es, welche der Kunst und der Ausdauer das Eigenthum des Vollkommneren erhalten werden und dagegen sichern, daß es gemein werde.

Sehr große veredelte Schäfereien werden sich auf unabsehbaren Weideräumen immer mehr bilden, aber sie werden sich, gerade ihrer Ausdehnung wegen, nie über das Mittlere erheben, und um nur dieses zu erhalten, sich an hochgetriebene Stamm-Schäfereien wenden müssen. In diesen wird also die Kunst und der Fleiß immer seine Belohnung finden, wenn sie auch der Woll- und gewöhnliche Merzvieh-Verkauf, wegen vergrößerter Concurrenz, einmal nicht mehr bezahlte.

Das Höhere ist nicht so leicht, wie sich manche einbilden, aber auch nicht so schwer zu erreichen, wie andere, abgeschreckt durch einige fruchtlose Anstrengungen, besorgen. Wie weit ich gekommen bin, weiß jeder Kenner, der meine Schäferei und meine Wolle untersucht hat. Ich habe dies in zwölf Jahren erreicht, aber ich wäre weiter, wenn ich zu Anfange das gewußt hätte, was ich jetzt weiß. Von dem was ich weiß, mache ich kein Geheimniß, und obwohl manche meiner Freunde mir rathen, es zu thun, so ist dies doch so sehr gegen meinen Sinn, als daß ich ihrem Rathe folgen könnte, vielmehr lehre ich gern, wo ich nur Lehrbegierige finde. Ich erhalte häufig Briefe, ungefähr des Inhalts, wie folgender.

Nach dem gewöhnlichen Eingange, worin mir das Anliegen vorgetragen und höflichst um Entschuldigung deshalb gebeten wird, heißt es: „Ich habe

seit 16 Jahren meine Schäferei auf alle Weise zu veredlen gesucht, anfangs mit Böcken, dann aber zu drei Malen einen Ankauf von 100 bis 120 Stück Mutterschaafen aus den berühmten Schäfereien zu *, *, * gemacht, auch ein um das andere Jahr Böcke aus *, * und * kommen lassen. Seit 1814 sind alle Mutterschaafe, die aus der alten Landrace abstammten, nach meinem Gute * gebracht und ich habe nur den reinen dessauschen und sächsischen Stamm behalten. Aber ich erfahre leider! daß der Preis meiner Wolle immer mehr sinkt und zwar über Verhältniß mit der anderer Schäfereien. Ich erhielt für den Stein

im Jahre 1817	—	22 Rthlr.	
1818	—	26½	"
1819	—	20½	"
1820	—	18	"
1821	—	18½	"
1822	—	17	"
1823	—	13	" 8 gr.

und zwar letzteres, nachdem zwei Tage frühr 14½ Rthlr. darauf geboten waren. Und die Wolle von meiner Mestiz-Schäferei auf dem Gute * war doch auf dem Hofe zu 14 Rthlr. verkauft worden. Ich gestehe, daß ich keine Kenntniß von Wolle habe, aber mir scheint sie so gut, wie manche andere, die doch um mehrere Thaler theurer verkauft ist; Kenner, oder die es wenigstens seyn wollen, versichern

mich, daß meine Schaafe recht schön wären. Die Weide ist gesund und sonst reichlich, nur nach Johanni leiden sie etwas Noth, wenn die Brache umgebrochen wird, bis die Stoppel da ist. Doch lasse ich für die Lämmer etwas ansäen. Im Winter bekommen sie Stroh aller Art reichlich, 5 gute Fuder schönes Heu auf's Hundert, Schroot- und Oelkuchen-Trank für die Mütter und halten sich sehr gut dabei. Außer an Drehern und Gnubbern verliere ich wenig; man macht mich aber besorgt, daß letztere immer zunehmen würden, wenn ich eigene Böcke brauchte. Da mir aber die fremden Böcke nichts helfen, so habe ich keine Lust mehr dazu, und bin entschlossen, die Sache entweder gehen zu lassen, wie sie geht, oder aber noch einmal ganz von Vorn anzufangen." — —

„So schlecht wie die Zeiten sind, so ist die Schäferei doch das einzige was noch rentirt, und da mir unerwartet ein Capital von 4000 Rthlr. frei geworden ist, so würde ich dieses daran setzen und einen Haufen von hochfeinen Schaafen dafür kaufen, wenn ich von dem Erfolge gewiß wäre, daß ihre Wolle wenigstens ihre 22 Rthlr. gölte, was doch manche in diesem Jahre (1824) noch gethan haben soll und daß ich dann keine fremde Böcke mehr brauchte. Da das Geld so rar ist, so müßte man, denke ich, sie zu billigen Preisen bekommen können.

„Zu Ewr. habe ich allein das Zutrauen, daß Sie mir ihren so einsichtsvollen als aufrichtigen Rath geben werden, ob ich die Unternehmung machen soll und an wem ich mich wegen des Ankaufs dieser Schaafe am sichersten wenden könnte. Es sollen sich jetzt ja mehrere geschickte Männer zu solchen Aufträgen anbieten" u. s. w.

Meine Antwort lautete ungefähr so:

Um in der Schaafzucht jetzt auf eine hohe Stuffe zu kommen und sich darauf zu erhalten, ist durchaus eine recht gründliche Kenntniß der Wolle, sowohl als Waare, wie auf dem Körper der Thiere nöthig. Mit Gelde allein zwingt man es nicht, es wird ohne Sachkenntniß nur weggeworfen, und kommt häufig in die Hände solcher, die es am wenigsten verdienen. Da Sie nun diese Kenntniß nicht besitzen und schwerlich die Mühe und Zeit daran wenden werden, sie sich noch zu erwerben, so muß ich Ihnen rathen, daß Sie sich vor allem einen Aufseher über ihre Schäferei zu verschaffen suchen, dessen Kenntniß und Rechtschaffenheit unbezweifelt ist. Er braucht nicht in Ihren Diensten zu stehen, noch immer da zu seyn, wenn er nur zur Sprung-, Schur- und Lamm-Zeit Ihre Schäferei revidirt. Dabei müssen Sie aber einen Schreiber haben, der die Register nach der von jenem Manne erhaltenen Vorschrift genau führt und überhaupt auf die Ausführung dessen, was jener angeordnet hat, täglich

achtet. Auf keinen Schäfer können Sie sich darin verlassen. Es würde wohl — u. s. w.

Vor einigen Jahren habe ich Ihre Wolle auf dem Berliner Markte gesehen. Ihr Inspector brachte mir einen Flusch, der so schön war, daß wenn sie alle so schön gewesen wäre, sie den doppelten Preis hätte gelten müssen. Dies machte mich aufmerksam und ich durchwühlte Ihre Säcke, wie kein Wollhändler, fand aber von dieser Art nicht viel, sondern lauter Verschiedenheiten, und auch im einzelnen Stapel so verschiedene Haare, daß jene einen irregulairen, gefilzten oder schilfigten Bau davon hatten. Bei dem Mischmasch, der von den aus so heterogenen Schäfereien angekauften Müttern und Böcken entstehen mußte, finde ich das nun sehr natürlich. Ich glaube aber, daß noch recht schöne Thiere in Ihrer Heerde seyn werden, oder doch solche, die bei zweckmäßiger Paarung wieder eine gute Nachkommenschaft bringen können. Diese müßten als Stamm-Mütter herausgesetzt werden und einen vollkommen angemessenen Bock erhalten. Hierdurch würde sich Ihre Schäferei ohne Mutterankauf wieder heben. Wenn Sie die Zinsen der 4000 Rthlr. ein ums andere Jahr zum Bockankauf anlegen, so können Sie die ausgewähltesten aus Schäfereien von constanten Charakter bekommen, und da man bei Ihren Müttern, ihrem Ursprungsorte nach, doch wohl reines, obgleich abgeartetes, Merinoblut anneh-

nehmen kann, so ist an dem Erfolge in der zweiten Generation nicht zu zweifeln. Böcke aus gesunden Stämmen sind Ihnen allerdings um so nothwendiger, wenn sich die erbliche Nervenkrankheit der Gnubber zeigt.

Aber das geht allerdings nur langsam und allmählig durch neue Zuzucht, und dies scheint Ihre Sache nicht zu seyn. Zum Ankauf von Müttern giebt es zwei Wege. 1) Man kauft aus einer der echtesten, constantesten Schäfereien die ganze Merze. In diese werden jetzt aber immer nur die zurückschlagenden Individuen — es existirt bis jetzt keine Schäferei, die so constant und gleichartig wäre, daß sie diese nicht hätte — gesetzt, und man muß sich ja nicht einbilden, nun einen jener Schäferei gleichen Stamm erhalten zu haben. Vor allen kommen die Zwirner darunter. Giebt man diesen Merzen jedoch angemessene vorzügliche Böcke, so artet das Lamm häufig wieder ein, thut man das nicht, so wird das Zurückschlagen immer schlimmer. Und wenn jener gute Erfolg sich bei einzelnen in der zweiten Generation nicht zeigt, so thut man am besten, die Mutter und ihre Nachkommen gleich wieder auszustoßen, die Natur des Stammes ist einmal verdorben. Aber aus solchen, in soliden Ruf stehenden, Schäfereien werden Sie diese Merzen nicht wohlfeiler kaufen als bisher, wer eine gute Schäferei hat, ist auch jetzt um Geld nicht verle-

gen. Dann muß man bei der Uebernahme eines solchen Ankaufs aus berühmten Schäfereien mit vieler Umsicht und leider! mit Mißtrauen verfahren, denn es fallen gar zu häufig Austausche mit Nachbarn dabei vor, mit oder ohne Wissen des Eigenthümers.

Der zweite Weg ist mit Auswahl einzelner Thiere aus der ganzen Schäferei zu kaufen. Besitzer berühmter und solider Schäfereien lassen sich das selten um irgend einen Preis gefallen, es mögte denn seyn, daß sie sähen, der Auswähler verstehe die Sache nicht oder verfalle nach seiner Ansicht auf einen solchen Schlag, woran ihnen nicht viel gelegen ist, z. B. auf hoch und spitz gestapelte, wenn sie nur niedrig gedrängt gestapelte behalten wollen, in welchem Falle sie ihm wohl die feinsten von jenen werden auswählen lassen. Der Besitzer läßt dann wohl erst auswählen und erklärt sich danach. Kann man mit dem Schäfer handeln oder läßt auch der Inspector ein Wort im Vertrauen mit sich reden, so kann man wohl etwas preiswürdiges erhalten, aber immer nur zu hohen Preisen und gegen doppelte Bezahlung. In minder berühmten, besonders Pachter-Schäfereien, erhält man leichter eine freie Auswahl und zu billigern Preisen. Wenn solche aber, wie gewöhnlich, sehr ungleich und inconstant sind, so bezahlt man doch das schönste Thier oft zu theuer, weil es nur ein zufälliges Naturspiel

ist und seinen Charakter nicht vererbt. Das wissen solche Schaafzüchter, und darum lassen sie es sich gegen gute Zahlung gefallen, daß man auswähle. Ich würde doch lieber das Geld zum Ankauf von Merzen aus recht soliden Schäfereien anwenden und bei diesen dann freilich mehr auf die Nachkommen als auf die Alten rechnen.

Bestimmt rathen kann ich Ihnen nicht. Ich habe Ihnen aber verschiedene Rücksichten bemerklich gemacht, die auf Ihren Entschluß Einfluß haben können. Was Sie aber auch thun wollen, so seyn Sie vorsichtig, denn es sollte mir leid thun, wenn Ihre Beharrlichkeit zum zweiten Mal ihr Ziel verfehlte. Also u. s. w." Siehe die Fortsetzung Seite 55.

Abweichung der Wolle an den verschiedenen Theilen des Körpers.

Die sogenannte beste Stelle an einem Schaaf, oder der Platz auf welchem die regelmäßigst gebildete Wolle wächst, findet sich cc. 2 Zoll vom Rückgrad abwärts und 1 bis 2 Zoll vom Schulterblatt rückwärts, in der Richtung vom Widerrüst nach dem Nabel. In den meisten Fällen, bei constanter Race aber ohne Ausnahme, ist Wolle dieser Stelle auch die feinste, also die beste.

Ungefähr 3 Zoll weiter nach hinten, ebenfalls 2 Zoll vom Rückgrad ab, wird sich mehrentheils

die durchschnittliche Qualität des ganzen Vließes ergeben, nur um wenig wird die Feinheit, etwas mehr aber die regelmäßige Bildung abgenommen haben.

Auf dem Kreuze und in dessen Umgebung ist die Feinheit noch etwas mehr, die Bildung aber schon sehr zurückschlagend. Besonders unklar ist die Kräuselung, viele Haare laufen aus einem Stapel in den andern über und zeigen eine mehr oder weniger starke Verworrenheit. Der Stapel ist kürzer, offner und die Wolle leidet an Unreinigkeit. In der Regel scheint diese Wolle weniger Kraft und Kern zu besitzen, ein blasseres Ansehn ist ihr eigen.

Nach der Schwanzwurzel herab bleibt die unklare Bildung dieselbe, die Haare laufen noch unstät aus einem in den andern Stapel. Der Stapel selbst wird etwas höher und endigt sich nicht mehr ganz stumpf, sondern schräg ablaufend, was von seinem mehr liegenden als perpendikulairen Stande herrührt. Die Feinheit hat stärker abgenommen.

Etwa einen Zoll unter der Schwanzwurzel beginnt eine dem Auge sehr bemerkliche Linie, welche nach den Weichen zu geht und gleichsam eine natürliche Grenze zwischen der Wolle des obern Vließes und der, fast immer sehr davon abweichenden, Wolle der Keule bildet.

An dem hinteren Theile dieser Keule, am sogenannten Wolfsbiß, zeigt sich größtentheils der niedrigste Feinheitsgrad des ganzen Vließes, der Sta-

pel hängt glatt und zugespitzt abwärts, die Biegungen sind gröber oder unregelmäßig.

Der vordere Theil der Keule, so wie der untere in der Gegend des Knies, wird wieder feiner, hat einen hohen Grad von Kräuselung und bildet dadurch einen hängenden, spitzen und gebogenen Stapel, welcher die Wolle dieses Theils sehr leicht erkennen läßt.

Die Bauchwolle bildet nur höchst selten einen guten, kernigen Stapel, sie wächst zu dünn (hohl) und besitzt zu starke, zum Zwirnen neigende, Kräuselung, um jenes zuzulassen. Ungeachtet ihrer hohen Feinheit, die der des besten Theils gleichkommt, sie wohl gar übertrifft, hat sie geringen Werth, wozu sowohl jene schlechte Bildung als die sie verderbende Feuchtigkeit, der sie ausgesetzt ist, beiträgt.

Die Wolle des Widerrüsts zeichnet sich durch die Neigung zur Strangbildung, wegen der Offenheit des Vließes — die allein in der Gestalt dieses Körpertheils begründet ist — aus. Je loser das ganze Vließ ist, desto mehr werden diese Stränge sich zum Zopfen oder Zwirnen neigen. Ist das Vließ aber in hohem Grade gedrängt, so bilden sich kräftige, auch ziemlich dicke und aufrecht stehende Stränge, welche man schon als kleine Stapel betrachten kann. Außer bei diesen sehr gedrängten Vließen werden die Spitzen der Wolle dieses Theils fast immer fehlerhaft seyn.

An der Seite des Halses zeichnet sich die Wolle besonders durch etwas gedehntere oder gröbere Bogen aus. Am stärksten findet dieses nahe an der Brust statt, in welcher Gegend die Thiere als Lämmer eine Falte besaßen. Uebrigens ist die Wolle an beiden Halsflächen regelmäßig gebildet und steht der Wolle des besten Theils wenig nach. Der Stapel ist in der Regel höher. Bei gedrängten Vließen hat sie einen eigenthümlichen Glanz, besonders bei weiß geschweißten, auch dringt der Schmutz häufig nicht so tief ein wie an anderen Stellen und sie behält ihr schönes Ansehn.

An der obern und untern Halsgräte fällt die Wolle fast immer sehr zurück, an der untern wegen Grobheit, sehr weiter Biegung des Haars und wegen öfters untergemischten groben Haaren (Hundehaaren), an der obern wegen unregelmäßiger Bildung, vorzüglich an der Stelle unter dem Widerrüst, wo die vorerwähnte Falte über die Halswirbel weggeht. Die dünnen, platten und spitzen Stapel laufen irregulair hin und her, sind bald unten bald oben mit einander verbunden. Die Biegungen sind sehr ungleich, weshalb sich viele einzelne Haare abtrennen und — äußeren Schmutz und Futter festhaltend — der ganzen Stelle ein schlechtes Ansehn geben.

Die Wolle des Genicks weicht, bei verschiedenen Thieren, im Verhältniß zu der des übrigen

Theils sehr ab. Sie gleicht häufig der der obern Halsgräte, bei gedrängten Vließen aber mehr der Wolle der Halsflächen.

Diese Abweichungen in der Wolle eines Thiers sind hier und allgemein, und wie sie sich am häufigsten zeigen, genommen und erleiden, bei den mannigfaltigen Racen, Abänderungen. Am wenigsten werden sie z. B. bei der kurzgedrängten Electoral-Race zutreffen, deren Feinheit und Stapelbildung in vielen Fällen sich fast im ganzen Vließe gleich bleibt, selbst an den Keulen und dem Widerrüst sehr wenig abweicht.

Menzel,
in Mögl in.

Ein Hr. Bar. v. Kleist auf Tzernowitz ist wieder in den so häufig vorkommenden Irrthum verfallen, mit den fast microscopischen Würmchen (Coenosurus cerebralis), die sich in der Hirnhydatide in der Gestalt eines Hirsekorns befinden, die dicken Larven der Schaafbremse, und die Drehkrankheit mit den Zufällen zu verwechseln, welche letztere zuweilen erregen. Weil sich diese Larven bei gehörnten Thieren wohl aus der Höhle des Stirnbeins in die Höhle der Hörner hineinziehen, so hat er als Hülfsmittel gegen die Drehkrankheit das kurze Absägen der Hörner vorgeschlagen. Es gehört nur eine

ganz oberflächliche Kenntniß der Anatomie des Kopfes dazu, sich vor diesem Irrthum zu bewahren, und die sollte doch jeder haben, der hier Beobachtungen anstellen will.

In Nr. 9. 1824 der ökonomischen Neuigkeiten berichtigt nun der Hr. Bar. v. Ehrenfels diese Irrung, verfällt aber in eine andere und glaubt, die Bremsenwürmer fänden sich nur in den Hörnern, mithin seyn nur gehörnte Thiere der daraus entstehenden Krankheit ausgesetzt, und nennt diese daher die Hörnerkrankheit der Schaafe. Allein sie finden und bilden sich in den Nasenhöhlen und ziehen sich dann in die beiden über den Augen liegenden Knochenhöhlen hinauf. Ins Gehirn können sie nicht kommen, aber durch den Reiz, den sie besonders um die Zeit machen, wenn sie sich verpuppen und abgehen wollen, erregen sie Entzündung, die sich den Gehirnhäuten mittheilt und heftige Zufälle bewirkt, die oft tödtlich werden. Man trifft sie aber oft bei gesunden, geschlachteten Schaafen, an denen man überall nichts bemerkte. Hier sind sie jeden Schäfer bekannt, und einer, dem man sagte, daß die Drehkrankheit von Würmchen herrührte, antwortete, das sei man dumm Zeug, er kenne die Würmer im Kopfe wohl, die machten ein Thier wohl einmal dumm, aber nicht zum Dreher.

Hinsichtlich der Drehkrankheit nimmt der Herr Bar. v. Ehrenfels die von den Hrn. Veith, Zencker,

Peters und andern aufgestellte Meinung an, daß der Grund dazu durch eine frühere Hirnentzündung gelegt werde, und daß man der Krankheit zuvorkomme, wenn man diese beachte und mit entzündungswidrigen Mitteln angreife. Nach Hrn. Veith entsteht sie mit dem Durchbruch der Backenzähne als Entwickelungskrankheit. A priori habe ich hiergegen nichts zu erinnern, und die Idee war mir sehr einleuchtend. Ich habe daher mehrere für die Lämmer sehr sorgsame Schäfer und auch andere verständige Männer, welche sie mit den Augen täglich verfolgen, und denen gewiß daran gelegen war, etwas zu entdecken, aufmerksam darauf gemacht, aber sie haben nichts bemerkt, was ein Leiden des Kopfes anzeigte, und doch zeigten sich, nachdem die Thiere ein Jahr alt geworden, Dreher darunter. Einige Male glaubte man an einem Thiere etwas dahin deutendes bemerkt zu haben, aber dies Thier blieb völlig gesund. Bevor ich also keine positive und zuverlässige Erfahrungen darüber erhalte, muß ich meine Meinung suspendiren.

Es läßt sich ferner nicht wohl damit vereinigen, daß auch ganz junge Lämmer in den ersten 8 Tagen mit der Krankheit zuweilen befallen werden, und daß man, wie wir jetzt zuverlässig wissen, eine ausgebildete Blase bei ihnen findet. Und wiederum bekommen, obwohl sehr selten, 3jährige Thiere, die bis dahin völlig gesund erschienen, die Krankheit,

und sie sterben nach unserer Erfahrung dann sehr schnell daran. Bei ihnen kann es wenigstens mit dem Zahndurchbruch in keiner Verbindung stehen.

Wenn also all unser Streben, nach Hrn. v. Ehrenfels Meinung, „sich concentrirt auf die Entfernung der Ursachen, welche die Kopfentzüngen der Lämmer verursachen; Entzündungen, aus denen die Wasserblasen im Gehirn, und durch ihren materiellen Druck auf Gehirn und Rückmark das Drehen der Schaafe entsteht" — so ist dem nicht geholfen, der diese Entzündungen durch keine Art von Anzeigen bemerkt und doch Dreher bekommt. Das Trepaniren, meint er, „könne gründlich helfen" — ob er es gleich vorher unter die Mittel gezählt hatte, die nicht helfen — „allein diese Operation, an sich lebensgefährlich, setze einen geschickten Anatomen und Arzt voraus, wo findet sich dirser überall, und wo, bei welchem Schaafe, bezahlt sich dieser?" — Wir finden aber der Schäfer bei uns sehr viele, die das Trepaniren der Hirnschale vollkommen verstehen und es besser machen als ein Arzt es thun würde, wenigstens die Blase besser treffen und dagegen ganz sicher sind, daß sie das Thier durch die Operation nicht tödten, wenn sie nur das kleine Gehirn vermeiden. Denen, die es nicht können, ist es leicht gelehrt. Der Erfolg ist auch in Heerden, wo viele Dreher vorkommen, so, daß sie die Hälfte auch auf die Dauer retten, denn daß nicht eine unmittelbare

Besserung darauf erfolge, ist sehr selten, wenn sie die Blase treffen. Und thun sie letzteres auf den ersten Stich nicht, so wiederholen sie ihn zwei, drei Mal, ohne dem Thiere wesentlich zu schaden. Sie stechen dreist durch Haut und Haare durch, ohne weiter etwas zu brauchen, als etwa bei der Fliegenzeit ihr allgemeines Mittel, den Theer. Aber immer hilft es nicht, und dies ist auch ganz unmöglich, wenn drei, vier Blasen da sind, wovon dann einige so tief zwischen dem großen und kleinen Gehirn liegen und sich so in die sogenannten Ventrikeln hineinsacken, daß sie, ohne das ganze Gehirn durchzuwühlen, nicht getroffen werden können. Wir haben einmal sieben solcher Blasen in einem Kopfe, drei bis vier nicht selten gefunden. Ich verweise übrigens auf die schätzbare, erfahrungsreiche Abhandlung des verdienstvollen Herrn Landrentmeister Schreiber zu Eilhausen im Bd. XII. S. 42 dieser Annalen. Mehrere Beobachtungen haben uns hier aber gezeigt, daß das Herausziehen der Blase nicht nothwendig sey, sondern daß das Auslassen des Wassers genüge. Tritt die Blasenhaut vor, so wird sie herausgezogen, allein durch starkes Saugen jenes zu bewirken, scheint nachtheilig. Absprechen will ich nicht darüber, sondern mehrere Beobachtungen abwarten, aber das kann ich bestimmt sagen, daß mehrere Thiere nachhaltig geheilt sind, ohne daß die Blase herausgenommen ist.

Nie sollte ein thätiger Schaafzüchter diese Operation versäumen, und zwar so bald als er das Uebel bemerkt. Es kann seyn, daß es Einem in den ersten drei, vier Fällen nicht glückt, daß er durch eine falsche Richtung des Stichs nach dem kleinen Gehirn zu, ein Thier sogar unmittelbar tödtet; aber was ist daran gelegen, es wäre ohne die Operation ja doch gestorben. Ich weiß aus den vielen Mittheilungen, die mir gemacht werden, daß das Manchen so ergangen ist; einige haben sich abschrecken lassen, andre sind ausdaurend geblieben und haben nun, nach mehreren vergeblichen Versuchen, eine ganze Reihe von lauter glücklichen gemacht. Man muß hier auf die Mehrheit in großem Durchschnitte der Fälle sehen.

Hätten wir freilich ein Vorbauungsmittel, was sicher gegen die Krankheit schützte, so wäre das viel besser. Aber ich weiß keins, welches die Erfahrung bestätigt hätte. Manche meiner Freunde, bei denen die Krankheit endemisch ist und sich in Uebermaaß zeigt, haben alles vorgeschlagene versucht, besonders das Zuhausehalten der Lämmer, aber es hat nichts gefruchtet. Und für die Vorboten ist, aller Aufmerksamkeit ungeachtet, ihr Auge verschlossen geblieben. (Nur des Falles erinnere ich mich wohl, daß ein Thier die entschiedenen Symptome der Krankheit gezeigt hat, daß sie von selbst verschwunden sind, sich

aber nach kürzerer oder längerer Zeit heftig wieder gezeigt haben. Aber der Fall ist selten und läßt sich aus einer veränderten Lage der Blase leicht erklären. Man findet Thiere, die in einer Stunde drehen, in der andern nicht).

Wenn daher experimentalisch etwas darüber ausgemittelt werden kann, so bin ich sogleich zu einem Beitrage von 12 Ducaten bereit, und zweifle nicht, eine Menge anderer Theilnehmer herbeizuschaffen. Aber bei einer solchen Stellung der Preisfrage, als sie Hr. Bar. v. Ehrenfels vorgeschlagen hat, würden wir wohl viel zu lesen aber nichts zu lernen bekommen. Findet sich dagegen jemand, der die Vorboten dieser Krankheit, ohne daß sie selbst schon da ist, zu erkennen behauptet, so suche er in einer Heerde, wo sie häufig ist, fünf Stück heraus, welche die Krankheit bekommen werden, und zehn andere, die sie nicht bekommen werden. Sie werden dann, wohlgezeichnet, einer scharfen aber unpartheiischen Aufsicht übergeben. Trifft die Vorhersagung, auch selbst mit Erlaß eines Stückes der ersteren, zu, so muß er eine sehr bedeutende Prämie haben, sonst aber — wird er ausgelacht! Giebt er dann die Erkennung der Vorboten recht praktisch und augenscheinlich an, so erhält er eine noch höhere Prämie. Ist es mit diesen Vorboten aufs Reine gebracht, so ist kaum zu bezweifeln, daß man eine

Methode, der Krankheit zuvor zu kommen, erfinden werde. Schreibereien über die Sache haben wir überflüssig, und es wäre ekelhaft, das alles noch mal aufgewärmt genießen zu müssen — wir verlangen nach erwiesenen Thatsachen.

II.

An

Herrn Staatsrath Dr. Thaer

zum 16ten Mai 1824

vom

Amtsrath Dr. Freier *).

Nachrichten über die Wirthschaft auf dem Amte Goldbeck.

Es sind nun zwei Jahre, da Sie mein hochverehrter Freund mir die Ehre erzeigten, mir eine Nachricht von der jetzigen Einrichtung Ihrer Wirthschaft

*) Dieses sind die letzten Blätter, welche wir den Lesern unserer Annalen von diesem thätigen Greise mittheilen können. — Am 27sten April starb er ruhig und sanft nach einer viertägigen Krankheit, während welcher er bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, den ihm eigenen hellen und heiteren Geist

zuzuschreiben, und eben so lange trage ich mich mit dem Vorsatz, Ihnen meinen Dank dafür und für den aus Ihren Schriften geschöpften Unterricht, durch eine Beschreibung meiner Wirthschaft abzustatten. Habe ich gleich schon vor beinahe 70 Jahren Reinhardt's Land- und Gartenschatz mit so viel aufmerksamer Theilnahme gelesen, daß ich noch jetzt, von jener Zeit her, einzelne Stellen fast wörtlich im Gedächtniß habe, seit 50 Jahren Ackerbau getrieben und wohl die wichtigsten landwirthschaftlichen Schriften, welche in dieser Zeit herausgegeben sind, gelesen, so haben mir doch Ihre Schriften über die englische Wirthschaft, und vornämlich die Grundsätze der rationellen Landwirthschaft erst das Licht aufgesteckt, bei welchem ich deutlicher zu sehen angefangen habe; ob ich gleich auch dadurch nichts mehr ge-

---

beibehalten hat. — Aehnlichkeit der Gesinnungen und Laufbahnen, denn auch er war früher Arzt, machten ihn zum Freunde unseres geliebten Vaters, dem er sich stets mit wahrhafter Freundschaft und Herzlichkeit anschloß. — Auch er wollte nicht leer bei jenem Feste ausgehen, an dem diesem so viele Beweise von gemüthlicher und herzlicher Anhänglichkeit zu Theil geworden sind, und so sandte er dann diese Nachrichten, gewiß nicht ahnend, daß es die letzten Worte zum Freunde wären. — Sanft ruhe seine Asche. d. R.

geworden bin, als ein rationeller Empiriker. Das sagte ich Ihnen so gerne mündlich bei der von ihren jüngern Schülern und Freunden veranstalteten Feier ihres Doctor-Jubiläums, da ich vermuthlich besser als diese weiß, mit wie viel Ehre Sie die Würde erworben haben; aber meine Kräfte reichen zu der Reise nicht hin, nehmen Sie deshalb dies als meinen herzlichen Glückwunsch gütig an.

Das allgemeine Vorurtheil, daß jede Domainen-Pachtung sichern Erwerb verspreche, die leider auf eine höchst unglückliche Art vereitelte Absicht, meinem jüngsten Sohne ein ländliches Etablissement zu verschaffen, ohne ein übergroßes Capital anzulegen, und der Hang zum Landleben, den ich von Kindesbeinen an gefühlt habe, verleiteten mich im 58sten Jahre meines Alters, die durch den Tod meines Vorfahren erledigte Pacht der vereinigten Aemter Goldbeck und Wittstock mir zu erbitten, ohne sie je gesehen zu haben. Ich erhielt sie unter der Bedingung, den Erben das letzte Jahr, auf welches ihr Contrakt noch lautete, abzukaufen. Der Handel war schon durch einen andern Bewerber auf 1500 Rthlr. geschlossen, und ich trat in dessen Contrakt. Nun erfuhr ich erst, daß mein Vorfahr eine 6jährige Pachtverlängerung für 650 Rthlr. Prolongationsgebühren sich ausgewirkt, aber wegen der im Jahre 1801 erfolgten Erhöhung der Kammertaxe wieder aufgesagt hatte. Ich trat mit Trinitatis

1802 die Pacht an und sahe nun, was ich für 1500 Rthlr. gekauft; ich hatte eine so jämmerliche Ernte auf dem Goldbeckschen Felde, daß ich im ersten Winter 700 Rthlr. an Heu und Stroh wenden mußte, um das Vieh nicht verhungern zu lassen. Das hiesige Feld enthält an Acker, mit Einschluß von circa 90 Morgen neunjähriges Land, welches nicht veranschlagt ist, 1450 Morgen, und wurde in 3 Feldern bewirthschaftet. Die Karte *) zeigt Ihnen einen dasselbe queer durchschneidenden zwölffüßigen Graben, der vor 70 Jahren auf einem Theil des Goldbeckschen Feldes gezogen ist, um die Aecker der damals erbauten Colonie Siebmannshorst zu entwässern, er zieht sich daher hinter der Colonie herauf bis in die Eicke, zwischen dem Goldbeckschen und Babitzer Felde, wo er aus einer kleinen Quelle entspringt.

Die zwischen diesem Graben und dem Vorwerk belegenen 200 Morgen haben etwas gutes, mehrentheils leichtes Gerst- und Haferland, waren aber von jeher im Dünger erhalten und mit Schotenfrüchten in abwechselnder Brache bestellt. Die jenseit des großen Grabens liegenden circa 1200 Morgen haben größtentheils nur drei- und sechsjähriges Land, besonders alles was an den Wegen nach Dossow und Neuendorf liegt. Die mit VI. und VII.

---

*) Man vergleiche die beigefügte Karte der Feldmarken Goldbeck und Wittstock. d. R.

bezeichneten Schläge haben nichts anders und enthalten überdies noch 90 Morgen neunjähriges Land und Sandschellen. Die am Ende der Feldmark 7 bis 800 Ruthen vom Hofe entfernt liegenden Aecker sind zum Theil besser, es sind da einige Morgen als gutes Gerstland und 80 Morgen als Haferland geschätzt. Den größten Theil der beiden jetzigen Schläge VI. und VII. fand ich mit Winterroggen; linker Hand des Neuendorfer Wegs und die entfernten Aecker aber mit Hafer und etwas kleine Gerste bestellt. Daß die erste Ernte also sehr schlecht ausfallen mußte, vornämlich im Roggen, war kein Wunder.

Alles was zwischen dem zwölffüßigen Graben und der Binnenheide liegt, ungefähr 300 Morgen meist dreijähriges und etwa 20 Morgen Haferland, war meine erste Brache, die ich größtentheils ungedüngt bestellen mußte.

Die circa 300 Morgen Wiesen, in deren Mitte die alte Ritterburg steht, in der ich nun über 20 Jahr hause, und vor welcher die Vorwerksgebäude liegen, haben sämmtlich Torfgrund; in langer Zeit waren die darin zu spürenden alten Gräben nicht geräumt, sie brachten deshalb Seggen und Duwock, aber wenig gutes Gras. Meine erste Arbeit war daher die Räumung der alten Gräben, wozu und zu den unterlassenen Dachdeckungen und kleinen Reparaturen die Erben meines Vorfahren jedoch 2600 Rthlr. geben mußten. Ich zog indessen noch einige

neue Graben, und legte einen Torfstich in der Mitte der Wiesen an. Dadurch, und durch die Asche von 200,000 Stück trefflichen Preßtorf, welche jährlich unter der Branntweinsblase und in den Oefen verbrannt wurden, hat sich der Duwock und die Seggen so verloren, daß die Wiesen nicht mehr zu kennen sind. Sie werden sich noch bedeutend verbessern, wenn wir wieder Schnee im Winter bekommen, denn ich habe die Einrichtung gemacht, daß das von dem angränzenden Dossower Felde abfließende Wasser, welches eine Menge Thon führt, sich auf den ausgetorften Wiesen sammelt und sie so lange überstaut, als es nützlich gefunden wird. Seit 3 Jahren ist das leider nicht der Fall gewesen.

Ich kann den Torfstich nicht verlassen, ohne Ihnen von meinem darin gemachten Fund zu erzählen. Ganz nahe an der Dossower Gränze haben die Torfgräber auf dem sandigen Grunde eine fünf Zoll lange vom Feuerstein geschlagene Speerspitze gefunden, die am Heft, wo sie mit dem Schaft verbunden gewesen, abgebrochen ist. Ohne allen Zweifel ist daher alles, was jetzt hier Wiese ist, ein großer See gewesen, an dessen Rande vor ein Paar Tausend Jahren ein Fischer nach einem großen Fisch gestochen und sein Speer zerbrochen hat. —

Ich wußte schon beim Antritt der Pachtung, daß die Hofedienste aufgehoben werden würden, durch welche (es dienten hier 25 Dossower Bauern wö-

chentlim 2 Tage mit 2 Pferden) die hiesigen Aecker größtentheils bestellt wurden, und dies war mehr als hinreichend, um mich zu einer andern als der Dreifelder-Wirthschaft, auf größtentheils sehr leichten Boden, zu bestimmen. Die große, jenseit des Grabens belegene, Ackerfläche konnte nicht anders, als durch Schlagwirthschaft benutzt werden. Aber wie sollte ich diese Aecker in Schläge theilen, die alljährlich ungefähr gleich viel Arbeit in der Bestellung, so viel möglich gleiche Aussaat, und in den Weidejahren eine zusammenhängende Weide gäben? der beste Acker lag in der weitesten Entfernung über eine Drittelmeile vom Hofe, und von den übrigen Aeckern durch 300 Morgen niedrige Weide die Binnenheide, und neben derselben an 60 Morgen Sand getrennt.

Die angränzende Colonie Siebmannshorst zeigte mir, daß die fleißigen Wirthe sehr gutes Korn, wohl sogar einige Scheffel Weitzen bauten. Daß ihr Boden vor 70 Jahren ganz derselbe gewesen, wie ich jetzt in der Binnenheide vor Augen hatte, war offenbar. Die Weide in diesem Hütungsrevier war sauer und so schlecht, daß einige Molkenpächter, bei 8 Rthlr. Pacht, banquerot geworden waren. Ich hatte deshalb kein Bedenken, diese 300 Morgen urbar zu machen, ließ nivelliren, fand 11 Fuß Gefälle und an der rechten Seite einen alten, an manchen Orten über 8 Fuß tiefen Graben, der, von den Vorfahren gezogen, die Springe aus dem obenlie-

genden Acker abfangend, einen kleinen Theil der Binnenheide abschnitt, und alles Wasser aus derselben, bei dem reichlichen Gefälle, abführen konnte. Ich ließ sogleich das Feld, so wie es auf der Karte ist, eintheilen, in der Binnenheide die Theilungslinien durch Graben ziehen und diesen, durch ein Paar Queergraben, Abzug nach dem alten Graben geben.

Neunhundert Ruthen dreifüßige Graben im Moorgrund und Sand zu ziehen, dünkte mich ein so geringfügiger Gegenstand, daß ich die Kosten nicht nachsuchte, sondern diese ganze Melioration aus meinen Mitteln bestritt, ohne eine Ahndung davon zu haben, wie kostbar mir ihre Ausführung werden würde. Das Moor war nicht allenthalben gleich tief; an der Seite von Siebmannshorst fand ich auf 8 bis 10 Zoll Tiefe schon Sand. Mit dem Gefälle vertiefte sich das Moor und war in der Nähe des alten Hauptabzugsgrabens 18 bis 20 Zoll mächtig. Da ließ ich einige bedeckte Graben ziehen, welche gut abführten. Ich fing nun die Schlagwirthschaft in dem alten Acker mit dem jetzt mit VII. bezeichnetem Schlage an. Etwas konnte gedüngt werden, ein Theil wurde mit den Schaafen gehürdet, und ein kleiner Theil erhielt Moder aus einem Ueberrest eines mitten auf dem Hofe, zwischen der Burg und den Scheunen, befindlichen alten Burggrabens, auf dessen Grunde sich zwei eiserne Lanzenspitzen und ein 16 Zoll langes Messer fanden.

Im folgenden Jahre wurde Nr. VI. mit Roggen bestellt, und im dritten kam die Reihe an einen Theil der Binnenheide, der im Herbst gepflügt, den Sommer hindurch 4 Mal gehackt war. Es wurde ohne Dünger Roggen gesäet, und Windhalm und Bitterling geerntet. Ich versuchte das Brennen, ohne damit zu Stande kommen zu können, denn eine Narbe, die sich abschälen ließ, war nicht da. Der ganze Moorboden bestand aus einem Gewebe von Wurzeln, die bis in den Sand gingen. Kalk war mir viel zu kostbar, Kalkmergel hatte ich nicht, es blieb also nichts übrig als der Dünger, um diese Menge von Wurzeln zur Verwesung zu bringen, was besonders der Schaafmist augenscheinlich bewirkte. Aber ich konnte doch jährlich 75 Morgen neues Land nicht düngen, ohne dem alten Lande den Mist zu entziehn. Die Folge war daher eine Reihe schlechter Ernten, nicht blos hier, sondern auch auf dem Vorwerk Neuendorf, welches den Schaafmist hergab. Dadurch ist mir diese Melioration unglaublich kostbar geworden, ohne daß ich im Stande bin, eine Summe anzugeben.

Wie im fünften Jahre der jetzt mit Nr. II. bezeichnete Schlag gebraacht wurde, und die Schläge III. IV. mit Roggen besäet waren, sahe ich erst ein, daß ich meine Schlagwirthschaft am unrechten Ende angefangen hatte. Die von Neuendorf herunter kommenden Schaafe konnten nicht zum Brachschlag

kommen, ohne um alle besäeten Felder herum gehütet zu werden. Ich entschloß mich kurz und kehrte auf der Stelle um, indem ich den Schlag Nr. V. wieder brachen ließ, anstatt ihn mit Hafer zu besäen. Dadurch haben die Schläge Nr. II. bis V. in 18 Jahren 3 Umläufe gemacht und mein Zweck ist vollständig erreicht. Einzelne Quadratruthen ausgenommen ist die ganze Binnenheide jetzt ein grauer Sandboden. Aus dem Moor ist ein milder Humus geworden, und ich zweifle nicht, daß an den meisten Stellen kleine Gerste gut gerathen wird. Nun habe ich aber auch seit zwei Jahren die siebenschlägige Wirthschaft aufgegeben, weil die beiden Schläge VI. und VII. in der Beschaffenheit des Bodens zu sehr gegen die übrigen fünf zurückstehn. Von diesen bestelle ich, nach gedüngter Brache, einen mit Roggen, den zweiten halb wieder mit Roggen und halb mit Hafer. Zwei Schläge liegen mit weißem Klee besäet zur Weide, und diese Weide ist den Kühen so gedeihlich, als ich nur verlangen kann. Acht Colonisten, 9 Tagelöhner, der Müller, der Schmid, der Ziegler, haben zusammen über 30 Stück Rindvieh zu weiden Recht; wenn ich daher meine 60 Kühe auch auf dem Stall füttern könnte, so müßte ich den Deputanten doch einen Hirten halten. Darum gehen meine Kühe auf die Weide, erhalten aber Morgens und Abends rothen Klee oder Wickhafer daneben.

Die seit zwei Jahren zur Schaafweide liegenden, über 450 Morgen enthaltenden, Schläge VI. und VII. habe ich nun in 7 abgetheilt, und lasse nur einen Schlag ohne Dünger mit Roggen, in einer Pflugfurche, darüber aber Schaafschwingel säen. Der wird also, wenn auch ein Theil des Schlages vor dem Roggen Buchweitzen trägt, wenigstens 5 Jahr zur Weide liegen, und das ist, wenn man dies köstliche Gras recht nutzen will, nothwendig, weil es sich erst im dritten Jahre recht bestockt und mit jedem Jahre bessere Weide giebt. — Die Schaafe stehen auf dem etwa 900 Ruthen vom Amtshofe belegenen Vorwerk Neuendorf. Dieses hat 380 Morgen Gerst-, Hafer- und dreijähriges Land, was in 3 Feldern liegt, und wegen eines zwischen ihnen belegenen Bauerfeldes nicht anders bewirthschaftet werden kann. Außerdem sind über 1290 Morgen 6 und 9jähriges Land, wovon alljährlich etwa 100 Mrg. zu Buchweitzen und Roggen aufgerissen werden, das übrige ist mit Bocksbart, zum Theil auch mit kurzem feinen Heidekraut bewachsen und den Schaafen bei nasser Witterung sehr angenehm. Ich fand hier im Jahre 1802 ein buntes Gemisch von Landschaafen aller Art, denn die ganze Schäferei war ein Paar Jahr früher zu Balken gestiegen, wie sie auch gleich nach meinem Anzuge gewiß gethan haben würde, wenn ich nicht Rauhfutter gekauft hätte, es war daher aus mehreren Gegenden die Heerde wie-

der zusammengekauft. Von der Schäferei-Wirthschaft hatte ich gar keine Erfahrung. Daß ich die Schäfer nicht unter Augen hatte, und von ihrer Geschicklichkeit und Betriebsamkeit nicht urtheilen konnte, bewog mich, vorsichtig mit Geldanlagen zu seyn, und ich schaffte deshalb nur Anfangs einmal Metis-Böcke an. Im Jahre 1805 erhielt ich Finksche Böcke, einige Jahre später Pötnitzer, und bei dieser reinen Escurial-Race, die ich nachher immer von Hoppenrade genommen habe, bin ich geblieben, mit dem Erfolg, daß meine Wolle im vergangenen October für 17 Rthlr. verkauft worden ist. Sie hat im Jahre 1818 aber schon 20 Rthlr. 12 Gr. gebracht. Die Wäsche der Wolle machte in der Dosse viel Schwierigkeit, seit 2 Jahren habe ich einen kleinen Teich, den ich für Karauschen nahe beim Hause hatte graben lassen, dazu eingerichtet. Die Karauschen standen am andern Tage, nachdem 400 Hammel gewaschen waren, ab, sogar die Frösche und Wasserratten verließen den Teich, aber die Wolle wurde weiß. Im folgenden Jahre füllte die hochangeschwollene Dosse, durch einen den Fischen zum Besten angebrachten Ständer, den Teich mit frischem Wasser. Es blieb zwar noch braun, aber hatte doch einen Theil seiner Kraft verloren, und die erste Heerde, welche gewaschen wurde, mußte mehrmals durchgetrieben werden, ehe sie weiß werden wollte.

Daß Ihr Teich, mein hochverehrter Freund,

den Vorzug vor andern hat, kommt wohl blos daher, daß er länger zur Schaafwäsche gebraucht ist, und keinen Zufluß von frischem Wasser hat, also das seifenartige, was in dem Schaafschweiß und den Exkrementen steckt, seit langen Jahren in ihm gesammelt worden ist.

Daß ich die nahe beim Amt belegenen Aecker in Fruchtwechsel gelegt habe, könnte ich mit zwei Worten sagen, wenn ich nicht auch dabei eine Melioration zu erwähnen hätte, die ihre unerwarteten Schwierigkeiten mit sich brachte, und bis zu ihrer gänzlichen Beendigung über 16 Jahr Zeit erfordert hat. Nahe bei der Ziegelei fand ich einen Morgen ganz dicht mit Dorn bewachsen, neben gutem Gerstlande. In der Voraussetzung, daß dieser eine Morgen eben solchen Boden hätte, ließ ich den Dorn ausraden und bezahlte dafür 15 Rthlr. Ich gab den Acker dem Ziegler auf 2 Jahr zu Kartoffeln, er schaffte die stecken gebliebenen Wurzeln heraus, düngte im zweiten Jahre gut und erntete reichlich. Ich säete im dritten Jahre $1\frac{1}{4}$ Scheffel Weitzen, erntete $11\frac{1}{2}$ Scheffel, der für 3 Rthlr. 12 Gr. verkauft wurde, hatte also in 3 Jahren über 100 p. C. gewonnen und dem Amte für immer einen Morgen Land erster Klasse verschafft. Das machte mir Muth ein größer Stück Arbeit ähnlicher Art vorzunehmen. Auf der Karte ist eine Fläche von 135 Morgen, an der Wittstockschen Gränze, der Sack überschrieben. Mit

Ausnahme weniger Morgen war diese ganze Fläche, aus welcher die Ziegelei seit Jahrhunderten die Erde geholt hatte und noch holt, so dicht mit Dorn und anderem Gebüsch bewachsen, daß sie nicht einmal zur Viehweide gehörig benutzt werden konnte. Diesen Dorn auf meine Kosten zu raden war mir bedenklich, ich trug deshalb auf Genehmigung und Bewilligung der Kosten an, die mir gegen 4 p. C. Zinsen mit 1300 Rthlr. zugestanden wurden. Die Radung ging also vor sich. Wie der Dorn weggeschafft war, fand ich aber eine Unzahl kleiner, drei Fuß über den Grund erhobener Hügel, von etwa zwei Quadratruthen Oberfläche, welche die Vorfahren hatten stehen lassen, wahrscheinlich weil große Bäume auf den Stellen gestanden hatten. Ich ließ ein Paar dieser Hügel auf gewöhnliche Art planiren, da kam aber die reine Ziegelerde zu Tage, welche nicht fruchtbarer ist als Sand. Ich mußte mich also entschließen, diese Hügel nach und nach der Ziegelei zuzuführen, und nur den Theil, welcher auf diese Art eben geworden war, allmählig unter den Pflug zu nehmen. Auf die Weise ist meine Anfangs fünffeldrige Fruchtwechselwirthschaft 6, 7, 8 und zuletzt neunfeldrig geworden. Sie hat sich aber kürzlich in zwei Abtheilungen geschieden. Das alte Land, mit Ausnahme von 35 Morgen, welche neben dem Sack liegen, hat fast durchweg Sand, auf welchem zweijähriger Klee nie, und einjähriger selten gerieth.

Ich wurde deshalb des zweijährigen Klee's müde, nahm 5 Felder welche, bis auf wenige Morgen, Weitzen tragen können zusammen zu 1) halb Brache, halb Hafer, 2) halb Raps, halb Bohnen, 3) Weitzen, 4) Klee, 5) Winterkorn. Die übrigen 4 Felder bestellte ich mit 1) Kartoffeln, 2) Gerste, 3) Erbsen, 4 Roggen, und meine Nachkommen werden erfahren: ob die Erbsen alle 4 Jahr wieder kommen dürfen? Seit 21 Jahren hat dies Land nun nicht eine einzige Brachbearbeitung erfahren, und dennoch sind der Hederich und die Hauhecheln, von denen es starrte, verschwunden, was ich blos der gehörigen Bearbeitung der Kartoffeln zuschreibe.

Außer den Vorwerken Goldbeck und Neuendorf gehört noch ein von meinem Vorfahren erst aufgebautes Vorwerk, Namens Friedrichsgüte, zum Amte. Es ist von Neuendorf durch ein langes schmales Forstrevier von 800 Morgen getrennt und hat 700 Morgen 6 und 9jähriges Land. Ich fand auf demselben eine Heerde von 350 Hammeln, 30 Stück junges Rindvieh und theilte das Feld in 7 Schläge, die von den benachbarten Bauern in den ersten Jahren im Hofedienst bestellt wurden. Es kamen nach Aufhebung der Dienste noch 8 Ochsen dahin, und so konnte, mit Hülfe der Schaafhorden, der Brachschlag fast gedüngt werden. Die Grasnarbe bestand größtentheils aus Straußgräsern. Es wurden nach der Düngung 2 Tracht Roggen und eine Rauhha-

fer genommen und die Ernten waren im ersten Umlauf, nach Beschaffenheit des Bodens, ganz lohnend. Der zweite Umlauf gab schlechtern Ertrag nach der Brache, höchstens $2\frac{1}{2}$ Scheffel Roggen vom Morgen, im zweiten Schlage kaum 2 und vom Rauhhafer nicht mehr. Das schlimmste war aber, daß alle Straußgräser aus der Weide verschwanden. Schaafschwingelsaamen erntete ich damals noch nicht genug, um hier 200 und in Friedrichsgüte 100 Morgen damit zu besäen, es kam daher kaum eine dürftige Decke von Bocksbart. Ich erinnerte mich aus den niedersächsischen Annalen der Geschichte eines jungen Gutsbesitzers, welcher auf ähnlichen Boden, statt der dort gebräuchlichen Pflüge, Hacken angeschafft hatte, und dem seine Bauern voraussagten, daß er sie wohl wieder würde abschaffen müssen, und ließ ein Paar leichte Pflüge dahin gehen. Aber die des Hackens gewohnten Ochsen wollten nicht pflügen lernen, es blieb also beim Alten, und da sich nun auch eine Menge kleiner Sandschellen hervorthaten, überzeugte ich mich endlich, daß ich auf dem Boden den Dünger verschwendete, weshalb ich solchen nach Neuendorf fahren ließ, wo er, wegen der früheren Düngerlieferungen nach Goldbeck, sehr nützlich ist, und die dortigen Felder in dreijährigen Dung gebracht hat.

Ich nehme nun in Friedrichsgüte nur eine Roggentracht nach einer Pflugfurche, und habe dabei auf

eine unangenehme Art im vorigen Jahre erfahren, daß bei dieser Bestellungsart das Unterbringen des Saamens mit dem Grubber durchaus nothwendig ist. Durch einen Mißverstand fand ich im September 1822 anstatt der Grubber den Knecht mit 4 eisernen Eggen, und zwei Drittel des Schlages eingeegget. Ich ließ sogleich die Grubber holen und damit das noch übrige Drittel bearbeiten. Bei der Ernte standen auf dem geeggeten Theil nur einzelne Streifen Roggen, so dünne, daß auch diese kaum mit der Sense gefaßt werden konnten. Der mit dem Grubber untergebrachte dritte Theil stand aber so lohnend, daß er ein halbes Korn über die Aussaat des ganzen Feldes gegeben hat. Im letzten Herbst habe ich versucht, den Schaafschwingelsaamen über den untergegrubberten Roggen zu säen und einzueggen, und bin auf den Erfolg neugierig.

Sie haben nun, mein hochverehrter Freund, auch die partie honteuse meiner Wirthschaft gesehen, und mögen mich mit Recht schelten, daß ich auf solchem Boden drei Halmfrüchte nach einander gewonnen habe, zu deren lohnender Erzeugung ihn kein Dünger in Stand setzen kann.

Sie sagten mir vor 2 Jahren, daß Sie Willens wären, statt der Zugochsen Pferde anzuschaffen. Wie ich das las, standen meine hiesigen 20 Ochsen schon 4 Monat im Maststall, und an ihrer Stelle waren 8 Pferde angeschafft. Sie wollen die Hälfte

ihres Roggens zu Heu machen, wenn die Preise nicht günstiger werden. In Rücksicht auf den Bodenraum habe ich denselben Zweck schon seit 2 Jahren dadurch zu erreichen gesucht, daß ich die Aussaat hier und in Friedrichsgüte um mehr als 300 Morgen verkleinert habe. Nebenher habe ich aber noch eine bedeutende Arbeitsersparniß erlangt.

Sie fragen wohl nicht, was ich hier in 21 Jahren erworben habe? ich will es Ihnen aber doch ganz aufrichtig sagen. Wenigstens 10 Jahr Leben habe ich der Landwirthschaft zu danken und frohen Muth, besonders wenn ich einmal das Glück habe, einen guten Gesellschafter bei mir zu sehen, den es nicht verdrießt, mir alles, was er zu bemerken findet, mündlich oder schriftlich mitzutheilen. Ueber Gelderwerb denke ich gerade wie Sie. Nützliche Zwecke auszuführen kann man es nicht entbehren, außerdem hat es aber auch gar keinen Werth.

Der Himmel erhalte Ihnen Gesundheit und das Augenlicht, mir aber erhalten Sie ihre mir unschätzbare Freundschaft.

III.

Ansichten eines ostpreußischen Landwirthes von den Ursachen der Erwerbslosigkeit, welche in den nördlichen Provinzen des preußischen Staates und ähnlichen Gegenden die producirende Klasse der Landbewohner jetzt zu Boden drückt und den Mitteln, welche diesem selbst, so wie der höchsten Landesregierung zur Bekämpfung jenes Uebels zu Gebote stehen.

Von

W. A. Kreyßig.

Die jetzt bei uns und in vielen andern Gegenden zu bemerkenden Klagen über drückende Erwerbslosigkeit und Geldmangel sind nur zu sehr gegründet, indem die Anzeigen und Folgen dieser Uebel überall in die Augen springen.

Was aber hiebei jedem Beobachter auffallen muß, sind die verschiedenen Urtheile über die Ursa-

chen jener Uebel und über die Mittel zu ihrer Abhülfe. Man will solche bald in diesen, bald in jenen Ursachen finden, bald diese, bald jene Hülfsmittel angewendet wissen, trifft aber selten das Rechte von der Sache. Einer schiebt z. B. die Schuld auf den allgemeinen Frieden, und will deshalb fortwährende Kriege haben, und bedenkt nicht, daß jeder Krieg sein Ende durch Erschöpfung herbeiführen muß, und immer nur allein schlimme Folgen für den Staatsbürger hinterläßt. Ein anderer verlangt, die Landesregierung solle dem Landmann sein Getreide für bessere Preise abkaufen, und überlegt nicht, daß diese Maaßregel zwar ausnahmsweise, aber nicht im Allgemeinen und für die Dauer möglich ist; kurz, die meisten beurtheilen das Uebel nach den nächsten Eindrücken, und nur selten giebt sich einer die Mühe, tiefer in die Sache einzudringen und nach den wahren Quellen des Uebels zu forschen.

Da es aber bei Bekämpfung eines jeden Uebels hauptsächlich und wesentlich auf eine richtige Erkenntniß der Ursachen desselben ankommt, so kann nicht bezweifelt werden, daß auch eine richtige Erkenntniß der wahren Quellen jener Uebel sehr wichtig ist, wenn zu Bekämpfung derselben etwas wirksames geschehen soll.

In Betreff der Erwerbslosigkeit der Gutsbesitzer und bäuerlichen Einwohner unserer nördlichen preußischen Provinzen und ähnlicher Gegenden, glaube

ich nun, als hier geborner und erzogener Preuße, und als ein seit 26 Jahren um die Erfordernisse seines Faches emsig bemüht gewesener Landwirth, durch eigene Anschauung und Beobachtung der betreffenden Verhältnisse im Stande zu seyn, einiges zur sichern Ermittelung der Ursachen unserer jetzigen Erwerbslosigkeit und der zu ihrer Bekämpfung nöthigen und anwendbaren Mittel beitragen zu können, welches denn auch der Zweck dieser Blätter ist.

Die nächste Ursache der jetzt bestehenden Erwerbslosigkeit der Landwirthe unserer nördlichen Provinzen ist unstreitig eine gänzliche Stockung des in den letzten Jahrzehenden so beträchtlich gewesenen auswärtigen Getreideabsatzes, welche den schnell eingetretenen Ueberfluß dieses Produktes, wegen unerhört geringe Preise desselben und völlig unzulängliche Geldeinnahme zur Folge hat. Diese nächste Ursache ist augenscheinlich und bedarf keines weitern Beweises und Forschens.

Eine andere, eben so nahe, jedoch nicht so augenscheinliche und daher noch nicht so allgemein anerkannte Ursache jenes Uebels ist das jetzt öfter als in frühern Zeiten eintretende Mißrathen und der im Allgemeinen geringere Körnerertrag der Getreideernten bei uns, weshalb ich solche noch durch Anführung der dafür sprechenden Thatsachen hier bekunde.

Ich habe nämlich nicht nur selbst bei verschie-

nen Gütern und in verschiedenen Gegenden ein fortwährendes Abnehmen des Körnerertrages der gewöhnlichen Getreideernten bemerkt, und mehrere aufmerksame Landwirthe haben dasselbe gefunden, wie ich mich deshalb dreist auf das Zeugniß jedes erfahrnen Beobachters unserer Gegenden berufen kann, sondern die in den letzten Jahren öfter als früher eintretenden Mißernten sind auch jedem bekannt. Denn wer hätte es z. B. wohl übersehen und überhört, daß bei uns im Jahre 1820 mehrere Getreidearten, im Jahre 1821 der Weitzen und Roggen, und im Jahre 1822 beinahe alle Feldfrüchte fehlschlugen, daß wir also nur in der ganz neuen Zeit drei Mißernten nach einander hatten? daß aber auch diese Erscheinungen wesentlich mit zur Erwerbslosigkeit des Landmanns beitragen müssen, und also auch mit als nächste Ursache davon anzusehen sind, ist wohl sehr einleuchtend. Denn wenn der Landwirth auch einmal, durch ausgezeichnet günstige Witterung, eine reiche Ernte erhält, und denn aus Geldnoth sein Produkt, wie jetzt, für Spottpreis weggeben muß und nichts davon aufbewahren kann, so muß er in einem Mißwachsjahr, wie z. B. 1822, den letzten Groschen für zu kaufendes Brod und Futter hergeben, und erwirbt und behält nichts zu Bestreitung seiner Geldverbindlichkeiten.

Ueber beide erwähnten nächsten Ursachen wäre nun auch weiter nichts zu sagen, da sie einleuchtend

sind. Es kömmt aber darauf an, die wahren Quellen, oder die entfernten, nicht so augenscheinlichen Ursachen der Noth der Producenten aufzusuchen, und diese, so wie die Mittel zu ihrer Bekämpfung anzugeben, wird daher der Zweck dieser Zeilen seyn.

Einer anschaulichen und bequemen Uebersicht wegen werde ich diese Aufgabe in folgenden abgesonderten Abschnitten zu lösen suchen, und zwar

im ersten Abschnitt die Ursachen des stockenden Getreideabsatzes nach dem Auslande,

im zweiten Abschnitt die Ursachen der jetzt häufigern Mißernten und des geringern Körnerertrages,

im dritten Abschnitt die Mittel zu Bekämpfung dieser Uebel, welche

A. dem landwirthschaftlichen Publikum, und

B. einer Staatsverwaltung

zu Gebote stehen;

im vierten Abschnitte aber dasjenige anführen, was von unserer väterlichen Preußischen Landesregierung in obiger Beziehung bereits geschehen ist, und meiner unvorgreiflichen Ansicht nach wohl noch zu wünschen wäre.

Erster Abschnitt.

Von den entfernteren Ursachen des stockenden auswärtigen Getreideabsatzes.

§. 1.

Wenn vielleicht auch nicht als die einzigen, so doch als die wichtigsten Ursachen jener so fühlbaren Stockung möchte wohl anzusehen seyn:

1) die jährlich sich vermehrende Produktion und Ausfuhr des Weitzens in Nordamerika und dem südlichen Rußland. Beide Weltgegenden sind erst in den letzten Jahrzehenden mit ihrem Produkt auf die europäischen Märkte in Concurrenz getreten, und erst nach dem allgemeinen Frieden im Jahre 1815 wirkte diese Concurrenz nachtheilig für den hiesigen Getreideproducenten, weil vorhin und mit Ausnahme der Zeiten des sogenannten Kontinentalsystems die fast ununterbrochenen Kriege eine große Consumtion der Bodenerzeugnisse zur Folge hatten, und dadurch auch die früher nicht vorhanden gewesene Zufuhr aus gedachten Ländern unwirksam auf die Produktenpreise machten;

2) die mehrere Jahre gegen England bestandene Kontinentalsperre gab der kräftigen Industrie der englischen Landwirthe die Richtung auf vergrößerten Getreidebau, und dieses Land, wel-

ches vor jener Sperre schon eine Reihe von Jahren regelmäßig einen großen Theil seines Getreidebedarfs aus den nördlichen europäischen Häfen bezog, baut sich seinen Bedarf jetzt in der Regel selbst;

3) dasselbe kann man auch von andern Ländern, die früher von uns Getreide nahmen, z. B. von Frankreich und Schweden sagen.

Es fällt nun in die Augen, daß diese Ursachen, zu unserem Unglück, von der Art sind, daß an ihrer Fortdauer, allem Anschein nach, nicht zu zweifeln ist, und daß wir daher auf irgend einen dauernden Absatz unsers Getreides nach dem Auslande nicht zu rechnen haben, weshalb denn auch unser Wohl und Wehe in dieser Hinsicht künftig wesentlich nur auf die einheimische Consumtion gegründet werden muß.

§. 2.

Wenn nun gleich in noch frühern Zeiten, nämlich vor der französischen Revolution, und denen von allen übrigen Staaten zur Bekämpfung derselben gemachten riesenhaften Anstrengungen, England und Frankreich viel weniger Getreide als in spätern Zeiten aus unseren Häfen nahm, und der hiesige Producent dennoch mit seinem Absatz keine dauernde Noth hatte, so kann man in unsern jetzigen Verhältnissen doch nicht gleichen Erfolg bei gleichen Umständen erwarten, weil zwischen dem jetzi-

gen und dem damaligen Zustande unserer Landwirthe ein himmelweiter Unterschied besteht.

§. 3.

In gedachten frühern Zeiten waren alle Verhältnisse und die Produktion des Getreides so geordnet, daß sie zu dem damaligen unbedeutenden Getreideabsatz paßten. Man baute nicht viel mehr Getreide, als die einheimische Consumtion verzehren konnte, und der Verkauf dieses Produkts brachte wohl noch weniger baar Geld ein, als jetzt; dagegen waren aber die Kauf- und Pachtpreise der Güter, so wie die Wirthschaftskosten, nach dieser Einnahme regulirt und alles ging seinen ruhigen Gang ohne Störung fort. Der Gutsbesitzer konnte für sein angemessenes Kaufcapital billige Zinsen gewinnen, und der Pächter konnte ebenfalls bei seiner angemessenen Pachtzahlung bestehen.

§. 4.

Durch den entstehenden beträchtlichen auswärtigen Getreideabsatz von 1790 bis 1818 hoben sich aber alle frühere Getreidepreise aufs doppelte und dreifache; die Getreideproduktion wurde deshalb jährlich durch Rodungen und durch sorgfältigere Bearbeitung des Ackers ausgedehnt und erhöht, natürlich aber dadurch viel mehr erzeugt, als die einheimische Consumtion bedurfte, wodurch denn aber auch eben so natürlich jetzt, nach völliger Stockung des aus-

wärtigen Absatzes, bei jeder Mittelernte der Vorrath größer als die Nachfrage ist. Jene größere Produktion des Getreides hatte, nebst den viel höhern Preisen desselben, einen aufs doppelte und dreifache des frühern Betrages steigenden Reinertrag der Güter zur Folge, und der Kauf- und Pachtpreis derselben stieg in demselben Verhältniß, und beinahe alle in den letzten zwanzig und mehr Jahren entstandenen Güterkäufe sind nach dem gedachten Höher-Ertrage berechnet und geschehen. Da, wo nun das Kaufgeld ganz oder größtentheils bezahlt ist, fühlt der Besitzer jetzt zwar den beträchtlichen Ausfall an den Zinsen seines Kaufcapitals, er kann sich aber doch halten. Wo dagegen der größte Theil des Kaufcapitals als Hypothekschuld eingetragen und fortwährend zu verzinsen, oder wo ein auf denselben hohen Preisen regulirter Erbzins oder Canon zu bezahlen ist, da hat die Sache eine schlimmere Gestalt, und Subhastationen und namhafte Ausfälle an den eingetragenen Capitalien und Zinsen sind unausbleibliche Folgen, und wenn diesen Uebeln, oder vielmehr ihren Ursachen, nicht kräftigst entgegengewirkt wird, dann müssen sie in alle Verhältnisse der Staatsbewohner äußerst störend und drückend einwirken. Denn nicht allein Privatpersonen verlieren Haabe und Gut und der allgemeine Kredit geht zu Grunde, sondern auch der Staat leidet an seinen

unentbehrlichen Einkünften. Daß dieses alles aber nur zu allgemeinem Elende führen könnte, bedarf wohl keines weitern Beweises.

§. 5.

Der im vorigen §. erwähnte, so sehr ausgedehnte Anbau des Getreides, besonders aber des Weitzens, hat nun aber noch wesentlich mit zu den im folgerden Abschnitte aufgestellten Ursachen früher nicht so häufig statt gefundener Mißernten, wie wir gleich sehen werden, beigetragen.

Zweiter Abschnitt.

Von den Ursachen der jetzt öfter als früher eintretenden Mißernten, und des überhaupt jetzt geringern Getreideertages in unsern nördlichen Gegenden.

§. 6.

Es kann von keinem denkenden und erfahrnen Landwirthe bezweifelt werden, daß unsere Ernten der Feld- und Gartenfrüchte und besonders des Getreides, wesentlich und hauptsächlich aus der vorhandenen Bodenkraft entstehen, diese letztere daher durch jede Getreideernte vermindert und ausgesogen werde, und daß dieses in einem um so größern Maaße der Fall, je mehl- und nahrungsreicher das erzielte Getreide ist. Ferner wissen wir jetzt wohl eben so

gewiß, daß diese dem Boden durch Getreideernten entzogene Pflanzennahrung nur durch Dünger im Großen wieder ersetzt werden kann. Hieraus folgt nun aber auch, daß, je mehr Pflanzennahrung im Boden enthalten ist, desto reicher und sicherer müssen die Getreideernten ausfallen, und je ärmer der Boden ist, desto unsicherer müssen die Ernten seyn, und desto leichter müssen sie bei irgend einer ungünstigen Witterung fehlschlagen.

§. 7.

Ferner wissen wir jetzt durch die zuverlässigsten Erfahrungen, daß eine gewöhnliche Düngung, ohne völlige Erschöpfung des Bodens, nicht mehr als höchstens vier Getreideernten geben kann, ja daß, wenn eine Weitzenernte darunter ist, man sehr wohl thut, nicht mehr als drei Ernten nach einer solchen Düngung zu nehmen.

§. 8.

Nun ist es aber notorisch, daß es in unsern nördlichen Gegenden zu den Ausnahmen gehört, wenn ein Gut in der Dreifelderwirthschaft in sechsjährigem Dünger steht, folglich auf vier Ernten eine Düngung hat, und daß bei weitem der größte Theil der Güter in neun- bis zwölfjähriger Düngung bewirthschaftet wird, folglich dem Boden von einer Düngung sechs bis acht Ernten abgefordert werden. Wie ist es daher anders möglich, als daß der Boden

arm und ausgesogen seyn muß, und Mißernten und geringer Körnerertrag in der Regel und bei nicht außerordentlich günstiger Witterung eintreten müssen.

§. 9.

Man kann nun zwar nicht annehmen, daß in frühern Zeiten der Düngungszustand der Güter mehr im Flor gewesen wäre, oder daß man mehr Dünger beschafft hätte, als jetzt. Man schonte aber im Ganzen die Bodenkraft mehr, als in den letzten 30 Jahren bei uns im Allgemeinen geschehen ist. Wenn man also auch das Capital der Bodenkraft eben nicht vermehrte, so griff man es doch auch nicht mehr an, als der auf gewöhnlichem Wege und durch die vorhandene natürliche Wiesen und den Strohgewinn gewonnene Dünger ersetzen konnte. Zum Beweise führe ich nur an, daß man

1) nur äußerst wenig Weitzen, der von unseren Getreidearten die aussaugendste ist, baute, und sich in die Stelle mit dem schonendern Roggen begnügte;

2) daß man die Brache bis Johanni zur Weide liegen ließ und sie dann erst umpflügte, wodurch dem Boden schon einiger Ersatz gegeben wurde;

3) daß man überhaupt die Brache weniger ackerte, folglich die vorhandene Bodenkraft weniger auflösete, sie also nicht zu sehr dem Boden für das damalige Düngerverhältniß entzog, mithin

auch hiedurch die vorhandene Pflanzennahrung nicht so unverhältnißmäßig konsumirte.

Alles dieses hatte nun die natürliche Folge, daß man die im Allgemeinen nur gebauten genügsamern Getreidearten, Roggen, Gerste, Hafer und Erbsen einträglicher und sicherer erntete, von den mindern Ackerarbeiten überdies auch noch geringere Wirthschaftskosten hatte, und daß hierdurch ein sicheres Auskommen der Landwirthe begründet wurde, ist wohl einleuchtend.

§. 10.

Wie schon oben erwähnt, entstand aber durch hohen Preis und auswärtigen Absatz des Getreides ein größerer Reiz, den Boden sorgfältiger und häufiger zu bearbeiten, weil man bald fand, daß hiedurch die Getreideernte erhöhet und besonders ein ausgedehnter Anbau des Weitzens möglich wurde. Diesen Erfolg, der doch nur einzig und allein von einer stärkern Auflösung und Benutzung der seit Jahrhunderten im Boden vorhandenen Pflanzennahrung, folglich von einer beschleunigten Consumtion derselben herkam, leitete man aber (wie wir jetzt durch die neuern Fortschritte in der Kenntniß der Natur der Pflanzen, der Luft und der Bodenkraft bestimmt wissen und als gewiß annehmen können) sehr irriger Weise von einer Bereicherung des Bodens durch die Stoffe der Luft her, und begründete dieses mit dem erwähnten anfänglich guten Er-

folg des fleißigen Braachpflügens; man kam also nicht auf den Gedanken, daß die stärker consumirte Bodenkraft durch vermehrten Dünger ersetzt werden müsse, und vermehrte daher Futter und Nutzvieh im Allgemeinen um so weniger, da der Verkauf des Getreides größere Revenüen gewährte. Hin und wieder wurde man zwar auf die in den mildern Gegenden Deutschlands, durch Einführung des Kleebaues in der Braache, in Gang gekommene Stallfütterung des Rindviehes aufmerksam und ahmte solche nach; allein da dieses Verfahren bei der Dreifelderwirthschaft, in unsern nördlichern Gegenden, dem Bau des Wintergetreides Eintrag that, so kam man bald davon zurück, und nur Weitzen! Weitzen! war und blieb die allgemeine Losung. Man braachte deshalb die Aecker, die sonst bis Johanni zur Weide gelegen hatten, schon vor Winter, und arbeitete sie den folgenden Sommer wohl noch drei- bis viermal durch; man rodete Wälder und riß alte Weideländer um, um nur die Aussaat zu vergrößern; so sog man die vorhandene Bodenkraft methodisch aus, ohne an vermehrten Ersatz derselben zu denken, und so führte die sonst so rühmliche und bessere Bearbeitung des Bodens zu einer Verarmung desselben, und überall, wo der Bodenreichthum nicht von Natur groß war, oder wo nicht ein außerordentlich reicher wilder Heugewinn einen jährlichen angemessenen Ersatz derselben schaffte, wird dieses jeder auf-

merksame Beobachter jetzt bestätigt finden, und die Ursachen der jetzt häufiger eintretenden Mißernten, so wie des im Allgemeinen geringern Körnerertrages, können daher jetzt nicht mehr als verborgen oder problematisch angesehen werden.

§. 11.

Daß dieses nun Fehler waren, welche den gegenwärtigen bedrängten Zustand unserer Landwirthe wesentlich begründen, ist nicht schwer zu beweisen. Denn einmal liegt eine Hauptursache des mangelnden Absatzes unserer Produkte darin, daß diese, mit wenig Ausnahmen, ausschließlich nur in Getreide bestehen, welches jetzt in allen Ländern theils reichlich, theils in zu großem Ueberfluß vorhanden ist, wovon das unerhörte Sinken der Preise eine natürliche Folge ist. Die im Ganzen noch viel besser bezahlte Produkte der Nutzviehzucht, welche unter allen Umständen eine sicherere und dauerndere Rente des Bodens gewähren, fehlen bei uns auf der Höhe im Allgemeinen noch zu sehr, und nur in denen noch zur Ausnahme gehörenden Fällen, wo die Nutzviehzucht beträchtlich ist, sind die Landwirthe im Stande, die jetzigen drückenden Conjunkturen aus doppeltem Grunde, nämlich vom größern Reinertrage aus selbiger, und von dem durch besser conservirte Bodenkraft reichern und sicherern Getreideertrage, auszuhalten.

Die in der Regel jetzt in viel zu geringem

Grade vorhandene Bodenkraft hat nun noch die üble Wirkung, daß es jetzt bei weitem nicht so schnell, als die drückende Lage der Landwirthe es nöthig macht, möglich ist, nicht nur Futterbau und erhöhte Nutzviehzucht, sondern auch diejenigen Pflanzenprodukte, die noch im Welthandel lohnenden Absatz finden, wie Hanf, Taback und Oelgewächse, zu Hülfe zu nehmen.

§. 12.

Daß diese Fehler nun einmal gemacht und als die wesentlichste Ursache der jetzigen Bedrängnisse unserer Landwirthe anzusehen sind, möchte mithin wohl nicht zu bestreiten seyn. Daß selbige aber denjenigen, von denen sie begangen sind, nicht mit Billigkeit angerechnet und zum Vorwurf gemacht werden können, glaube ich hier folgend zu beweisen. Man beging sie aus der irrigen Ansicht, daß die dem Boden so energisch entzogene Pflanzennahrung durch die in der Luft schwebenden Stoffe, die sich dem Boden um so reichlicher mittheilen sollten, als er fleißig bearbeitet und gelockert würde, ersetzt werde, und die bevölkerteren Gegenden Europa's, wie z. B. England und Frankreich, stets unserer Getreidezufuhr bedürfen würden. Die erstere Voraussetzung schien durch die nach kräftiger Bearbeitung entstehenden reichern Ernten ihre volle Bestätigung zu finden, und an der letztern zweifelte niemand, da sogar berühmte Lehrer der Staatswirthschaft (z. B. Kraus)

sie in ihren Vorträgen als begründet aufstellten. Man glaubte daher weder die Düngervermehrung unumgänglich nöthig zu haben, wenigstens empfand man keinen großen Reiz dazu, noch sich um andere Absatzprodukte, außer dem gut bezahlten Getreide, bekümmern zu dürfen.

§. 13.

Daß jene Voraussetzungen aber irrig waren, hat man nur erst in neuerer Zeit eingesehen und empfunden. Denn nur durch die in dieser statt gefundenen Bemühungen der Naturforscher, und besonders durch unsern rastlosen und scharfsinnigen Thaer ist es jetzt völlig erwiesen, daß die Luft dem Boden an sich keine Pflanzennahrung liefern, sondern nur die in selbigem enthaltenen Bestandtheile derselben auflösen und zur Pflanzenproduktion geschickt machen könne, und nur hiedurch der gute Erfolg des fleißigen Braachpflügens zu erklären sey, wovon auch der mehr ausgesaugte Zustand aller von Natur nicht reichen Bodenarten erst in neuern Zeiten den Beweis liefern. Daß aber diejenigen Länder, die früher unser Getreide für gute Preise kauften, solches nicht mehr brauchen, ist bekanntlich auch nur eine neue, allgemein unerwartete Erfahrung. Wer könnte daher wohl nach Recht und Billigkeit aus diesem natürlichen Hergange der Sache einen Vorwurf für diejenigen heraussuchen, die ihr Geschick bestimmt hatte, durch fortreißende Conjunktu-

ren und trügerischen Anschein jene Fehler und wesentliche Ursachen der landwirthschaftlichen Bedrängnisse herbeizuführen.

§. 14.

Nach der bisherigen Darstellung der Ursachen der jetzt den Landwirth unserer nördlichen Gegenden drückenden Uebel, nämlich des mangelnden Absatzes der Bodenerzeugnisse und der häufig eintretenden Mißernten, glaube ich nun zu den Mitteln ihrer Bekämpfung übergehen zu können.

Dritter Abschnitt.

Von den Mitteln, welche den Landwirthen und einer höchsten Landesregierung zur Bekämpfung der in Rede stehenden Uebel zu Gebote stehen.

§. 14.

Ich habe schon früher bemerkt, und Niemand wird dieses bestreiten wollen, daß die Bekämpfung eines Uebels, ohne gründliche Erkenntniß seiner Ursachen nicht gut möglich sey, und daher dieses Erforderniß hier vorangehen lassen. In der Hoffnung also, daß ich diesen bisherigen Zweck nicht verfehlt habe, glaube ich nun auch die Mittel zur Erkämpfung eines bessern Zustandes der Landwirthe in folgenden Paragraphen nicht ganz zu verfehlen.

§. 15.

A. Für den Landwirth selbst ist nun unstreitig die Grundlage aller übrigen Hülfsmittel, welche hier allein nicht nur die Möglichkeit der letztern bedingt, sondern auch schon eins der wesentlichsten Mittei an sich ist

erhöhete Nutzviehzucht.

Diese bestehe nun, nach Verschiedenheit der Lokalverhältnisse und des Bodens, in Pferdezucht, Rindviehzucht, Milchnutzung, Mastung oder Schaafzucht. Jeder dieser verschiedenen Zweige wird, wenn er richtig behandelt und mit möglichster Kraft und Ausdehnung betrieben wird, die Aufgabe der Landwirthschaft

steigenden Reinertrag mit steigendem Bodenreichthum zu vereinigen

lösen, indem die Nutzviehzucht

1) nicht nur an sich schon höhern Reinertrag abwirft, als im Durchschnitt mehrerer Jahre der Getreidebau, weil bei letzterem die jährliche Einnahme nicht so sicher und die Ausgaben größer sind,

sondern

2) auch jährlich durch den davon fallenden Dünger die Bodenkraft und den Körnerertrag steigert und zuletzt mehr als verdoppelt, natürlich aber auch dadurch Mißernten seltner macht, wodurch denn, da mit geringern Wirthschafts-

A. P. Thaer.

kosten und auf weniger Bodenfläche eine größere Scheffelzahl des Getreides gewonnen wird, der Producent im Stande ist, letzteres wohlfeil zu liefern und doch zu bestehen. Wohlfeile Getreidepreise vermehren nun natürlich nach und nach die einheimische Consumtion, und sichern dadurch immer mehr den einheimischen Absatz, der viel nützlicher, als der Absatz ins Ausland ist, indem das gefährliche Schwanken der Getreidepreise bei ihm viel weniger statt findet, und sich daher auf ihn ein dauernder Wohlstand des Landbauers viel eher begründen läßt, als auf jenem.

3) Durch diese Düngervermehrung es erst möglich wird, außer dem Getreide noch andere im Welthandel fortwährend gut bezahlte Bodenerzeugnisse, z. B. Hanf, Oel, Taback, zur Vermehrung der baaren Geldeinnahme zu Hülfe zu nehmen.

4) Diese Vervielfältigung der Produktion den Producenten in Stand setzt, sein Getreide in Zeiten zu großen Ueberflusses und zu geringer Preise zurückzuhalten, und auf bessere Conjunkturen aufzusparen. Hiedurch allein würde es schon möglich seyn, den Preis des Getreides so zu halten, daß er wenigstens nie unter die bestehenden Veranschlagungspreise fällt. Diese werden aber hinlänglich seyn, wenn die Ernten

auf bereichertem Boden, mit weniger Land- und Kostenaufwand, und mit seltenerm Mißrathen gewonnen werden.

§. 16.

Erhöhete und möglichst ausgedehnte Nutzviehzucht ist daher das sicherste, wo nicht einzige Mittel, welches der Landwirth unserer nördlichen Gegenden zur Bekämpfung seiner gegenwärtigen Noth in seiner Gewalt hat. Daß aber eine vergrößerte Nutzviehzucht nicht ohne vorherige Futtervermehrung ausführbar seyn könne, ist augenscheinlich. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist aber auch zur Vermehrung des Futterbaues am günstigsten, wenigstens viel günstiger, als die letzten Jahrzehende solches waren. Denn da der Anfang dazu nur mit Benutzung der besten vorhandenen Bodenkraft gemacht werden kann, so ist eine vorübergehende Verkürzung des Getreidebaues Anfangs schwer dabei zu vermeiden. Dieser im Anfange bei dem Getreidebau entstehende Ausfall wird aber am leichtesten durch Benutzung des in die Stelle gewonnenen Futters ersetzt, wenn das Getreide, wie es jetzt der Fall ist, schlechte Preise hat. Kommt aber späterhin erst der mehr gewonnene Dünger in Anwendung, dann wird der Getreidebau durch die Futtergewinnung nicht nur nicht mehr gekürzt, sondern jährlich mit minderem Aufwande an Arbeitskosten und Bodenfläche im Ertrage steigen.

Also Nutzviehzucht kann allein das wieder her-

stellen, was ein zu ausgedehnter Anbau des Getreides, und besonders des Weitzens, an dem Capital des Bodenreichthums verschlungen hat, und so wie dieser durch die von ihm bewirkte scheinbar hohe Zinsen von gedachtem Capital, dieses selbst größtentheils mit absorbirt hat, so wird jene gute Zinsen geben, und obenein das angegriffene Capital nach und nach wieder ergänzen.

§. 17.

Da man es hiebei aber mit einem doppelten Gegenstande, wovon einer den andern bedingt, nämlich nicht nur mit Beschaffung mehreren Futters, sondern auch der dazu nöthigen Bodenkraft zu thun hat, so ist leicht einzusehen, daß der Zweck hier nicht nur nach und nach und nicht mit einem Sprunge zu erreichen ist, sondern daß es auch bei einem Uebergange von den Mitteln zum Zweck nicht an Schwierigkeiten, Hindernissen und Klippen fehlen wird, denen auszuweichen und zu begegnen eine vielfältige Erfahrung und genaue Kenntniß der Natur des Bodens und der zu erzielenden Pflanzen- und Thierprodukte, so wie der bestehenden Conjunkturen und gesellschaftlichen Verhältnisse unumgänglich nöthig ist.

§. 18.

Es fehlt nun wohl gewiß nicht mehr an klassischen und instruktiven Werken, aus denen jeder nach einem höhern Ziele strebende Landwirth sich

sicher leitenden Rath entnehmen kann. Denn wem wären z. B. die erfahrungs- und lehrreichen Schriften unsers hochverdienten Thaers unbekannt? Also nicht aus eitler Vorstellung von der Nothwendigkeit meines Beitrages zu jenen Werken, sondern in der Hoffnung, daß auch kleine Beiträge für jenen Zweck der Mittheilung und Prüfung werth seyn können, habe ich dasjenige, was mir eigene sechs und zwanzigjährige Erfahrung und genaue Beobachtung unserer hiesigen ökonomischen, klimatischen und gesellschaftlichen Verhältnisse und prüfende Anwendung dessen, was in andern Gegenden für den steigenden Flor des Landbaues bereits geschehen ist, zu diesem Zwecke bei uns als anwendbar und nöthig gezeigt hat, in einem besondern Werke zusammengetragen, welches, wie ich hoffe, in wenigen Monaten die Presse verlassen wird *).

§. 19.

Man könnte wohl hin und wieder, durch zu flüchtige Beurtheilung des Gegenstandes, auf die

---

*) Der Herr Verfasser hat die Güte gehabt, uns das Manuscript von diesem Werke, welches er jetzt noch zum Theil umzuarbeiten gedenkt, zur Ansicht zu übersenden, und wir sind völlig überzeugt, daß der praktische Theil desselben von jedem denkenden, besonders aber ostpreußischen Landwirthe mit Vergnügen gelesen, und nicht ohne Nutzen aus den Händen gelegt werden wird. d. R.

Meinung verfallen, daß man zu neuer Begründung des landwirthschaftlichen Wohlstandes aller solcher Anstrengungen sich entschlagen könne, und nur zu dem frühern einfachern Gange der Landwirthschaft zurückkehren dürfe, wo man dem Boden nicht mehr nahm, als er nachhaltig geben konnte, und wo man nicht mehr ausgab als man einnahm, und dabei in Ruhe und Zufriedenheit lebte. Die Gründe, welche diesen scheinbar erwünschten Zurückgang aber ganz unmöglich machen, sind theils schon oben im §. 4. aufgestellt, theils springen selbige schon in die Augen, wenn man erwägt, daß man zwar jetzige und künftige Ausgaben nach der Einnahme reguliren kann, dieses aber bei schon im Voraus geschehenen Ausgaben, nämlich bei den bestehenden Schulden, nicht in seiner Gewalt hat. Ueberdies ist oben auch schon bewiesen, daß bei uns im Ganzen die Bodenkraft zu sehr erschöpft, mithin das früher vorhandene Capital des Ackerbaues, welches seine mäßige Zinsen ehemals leicht und willig, ohne eigene Verminderung, hergab, vielleicht nur noch halb vorhanden sey, und also doch erst auf seinen frühern Stand vergrößert werden müsse, wenn jetzt ein ähnlicher Erfolg möglich seyn sollte. Also rückwärts können wir nicht mehr; in unserem jetzigen Zustande stille stehen noch weniger. Wir müssen daher unbedenklich und kräftig vorwärts, und können dieses, da wir durch die Bemühungen und Erfahrungen

gründlicher und verdienstvoller Männer jetzt die Mittel und Wege kennen gelernt haben, welche die Natur uns zu diesem, für das Wohl des Ganzen und des Einzelnen so nöthigen, Vorwärtsstreben darbietet. Es bedarf dazu nur Erfahrung, Vorsicht, Fleiß und Ausdauer, um das Ziel sicher und lohnend zu erreichen.

Wir kommen jetzt

§. 20.

B. zu den Mitteln, welche einer Landesregierung oder Staatsverwaltung im Allgemeinen für den Flor der Landwirthschaft zu Gebote stehen.

§. 21.

Einer Landesregierung stehen zur Wirksamkeit für den Flor der Landwirthschaft folgende Mittel zu Gebote:

1) die Wegräumung aller Hindernisse, Servitute und Institutionen, welche sowohl dem freien Verkehr mit dem Grundeigenthum, als die Auseinandersetzung bestehender Gemeinheiten, und die vollständigste und höchste Benutzung des Bodens hemmen;
2) Gelegenheit zur gründlichen Belehrung aller derer, welche ihr Stand und Beruf zum Anbau des Bodens bestimmt;
3) Erleichterung der Mittel für diesen Stand, sich mit nicht zu großen Kosten die einträglichsten Racen der Nutzthiere zu verschaffen;

4) möglichste Beförderung des Verkehrs und des Absatzes der einheimischen Bodenerzeugnisse;

5) Musterwirthschaften, Prämien und Ermunterungen für ausgezeichnetes Bestreben in der fortschreitenden Landwirthschaft;

6) Erleichterung der Mittel zur Beschaffung der nöthigen Vorschüsse für einen kräftigen Betrieb des Feldbaues;

7) eine solche Vertheilung, Erhebung und Kontrollirung der nothwendigen Abgaben an den Staat, daß solche nicht zu drückend sind, dem Producenten einen ermunternden Lohn für seinen Fleiß lassen, und durch Gewissenlosigkeit nicht defraudirt und auf die Schultern des redlichern Staatsbürgers doppelt gewälzt werden können.

Alle diese Mittel wollen wir nun noch Hinsichts ihrer Wirksamkeit für den Flor der Landwirthschaft hier besonders in Erwägung ziehen.

§. 22.

1) Die Wegräumung aller Hindernisse, welche einer uneingeschränkten Benutzung des Bodens im Wege stehen, ist eins der wichtigsten Mittel, den Flor der Landwirthschaft zu heben, wenn zugleich Menschen genug vorhanden sind, welche die Verhältnisse ihrer Lokalität, die Eigenschaften des Bodens und der Culturpflanzen, und überhaupt alles dasjenige gründlich kennen, woraus

die Landwirthschaft besteht und womit sie in Beziehung kommt. Nur diese werden im Stande seyn, die Vortheile, welche aus einer solchen Wegräumung aller Hindernisse entstehen, gehörig zu würdigen und zu benutzen, und zugleich vorübergehende Nachtheile, wozu eine gänzliche Reform der bisherigen Verhältnisse oft Gelegenheit giebt, zu umgehen, zu begegnen und dadurch unschädlich zu machen, während jeder, dem die gründliche Kenntniß aller Gegenstände, aus denen die Landwirthschaft besteht, fehlt, aus Mißtrauen und aus Furcht Schaden zu erleiden bei dem alten Leisten bleibt, die Vortheile, die durch Aufhebung der bisherigen Hindernisse zu erlangen sind, weder gehörig zu benutzen weiß, noch vorübergehenden Nachtheilen ausweichen kann, daher schon lieber das Fortbestehen der alten Verhältnisse wünscht, um nur ruhig und ungestört in seiner alten Bahn, sie mag nun lohnend oder nachtheilig seyn, bleiben zu können.

Daß übrigens beim Fortbestehen mancher herkömmlichen Institutionen und Servitute an wesentliche Fortschritte in der Landwirthschaft nicht zu denken, ist leicht einzusehen. Denn wer kann z. B. Futterbau, als das nöthigste Mittel zum Zwecke, treiben, wenn ein anderer das Recht hat, zu gewissen Zeiten seine Felder zu beweiden und ihm sein Futter abzehren zu lassen; wer wird Capitale für den höhern Ertrag seiner Felder anwenden wollen, wenn

ein Zehentberechtigter, der zu den erhöheten Kosten und Auslagen nichts beigetragen hat, nach wie vor den zehnten Theil der Ernten nimmt; wer kann seine Felder in einer naturgemäßern und einträglichern Fruchtfolge benutzen, wenn der Nachbar, mit dem er seine Aecker im Gemenge liegen hat, anders und gerade da weiden lassen will, wo jener Mähefutter oder Getreide stehen hat; wo werden für die Instandsetzung und den kräftigen Betrieb einer Wirthschaft genugsame Capitale und Intelligenz immer herkommen, wenn der Grund und Boden nur für gewisse Stände, für andere aber nicht erworben werden kann; wie manche größere Wirthschaft wird mit zu geringer Kraft betrieben werden müssen, wenn der Besitzer nicht das Recht hat, dasjenige, was er für seine Geldkräfte an Boden zu viel hat, einem andern zu überlassen, der dazu die nöthigen Kräfte besitzt; wo wird die große Zahl des Bauernstandes Lust und Liebe zu größerer Industrie und besserer Behandlung des Bodens bekommen, wenn der Inhaber eines Bauergutes kein Jahr sicher ist, im Besitz zu bleiben, sondern jederzeit aus seiner Wirksamkeit gerissen werden kann, wenn er auch für seine Anstrengungen weder Nutzen noch Lohn gezogen hat. Alles dieses ist zu einleuchtend, als daß es nöthig wäre, es noch weitläuftig beweisen zu wollen.

Daß aber auch eine Aufhebung solcher Hindernisse nichts helfen, ja oft noch schaden kann, wenn die meisten der dem Landbau obliegenden Bewohner die dadurch entstehenden Vortheile, aus Mangel an gründlicher Kenntniß aller Gegenstände der Landwirthschaft weder zu würdigen noch zu nutzen verstehen, ist ebenfalls nicht zu bezweifeln. Man wird häufig beim alten Leisten bleiben wollen, und dann von einer so nützlichen Reform eben so oft Schaden als Nutzen haben. Z. B. der bisher mit seinen Aeckern im Gemenge gelegene kleinere Wirth, der sein Vieh auf die gemeinschaftliche Brache trieb, hatte dadurch nur geringe Hütungskosten. Will er nun nach seiner Auseinandersetzung fortwährend reine Brache ohne Futterbau halten, und sein Vieh auf seiner eigenen kleinen Brache ebenfalls hüten lassen, dann hat er schon größere Hütungskosten und das Vieh befindet sich überdies noch schlechter, als vorhin. Würde er den bisherigen Zehenten in einer fest bestimmten Abgabe vergüten sollen, denn käme er bei den öfter eintretenden Mißwachsjahren schlechter weg als früher, weil der Zehentberechtigte auch in solchen Jahren mit dem zehnten Theil der schlechten Ernte zufrieden seyn mußte und nicht etwas bestimmtes fordern konnte. Wenn nach dem alten Leisten fortgewirthschaftet werden soll, dann hat es auch keinen Nutzen, wenn alle Stände Güter erwer-

ben können, weil alsdenn keine große Intelligenz und Geldkräfte zur Bewirthschaftung eines Gutes nöthig sind.

Alles dieses beweiset nun die dringende Nothwendigkeit von

§. 22.

2) Gelegenheit und Anstalten zur gründlichen Belehrung derjenigen Staatsbürger, die den Landbau zu ihrem Berufe haben. Hiezu sind nun gute Schriften und Bekanntschaft mit den Fortschritten anderer Gegenden nicht hinlänglich, weil der größte Theil derer, die vom Landbau Gewerbe machen, zu allgemein und ungeprüft annimmt, daß das, was in andern Gegenden besser sey, bei ihnen nicht passe, und eine Menge theils scheinbarer, theils wirklich eingebildeter Hindernisse vorschützt. Diesen Vorurtheilen kann nur wirksam entgegengearbeitet werden, wenn in jeder Provinz eines Staates, die in Klima, Boden und merkantilischen Verhältnissen von den andern Provinzen desselben wesentlich verschieden ist, eine Wirthschaft von größerem Umfange, besonders auf dem schwierigsten und den nachtheiligen Wirkungen des Klima's am meisten ausgesetzten Boden, mit gründlicher Kenntniß aller Theile der Landwirthschaft und ihrer innern und äußern Verhältnisse betrieben und zur öffentlichen Mittheilung ihrer Resultate verpflichtet würde. Ein völlig qualificirter Inhaber

einer solchen Wirthschaft würde denn, wenn er außerdem für die Fortschritte seines Faches begeistert ist, und Patriotismus genug besitzt, um sich lebhaft für das Beste aller aus dem Feldbau Gewerbe machenden Mitbürger zu interessiren, Kraft und Mittel haben, durch Wort, Schrift und hauptsächlich durch Hinweisung auf das, was er auf ausgesucht schwierigem Boden leistet, völlige Ueberzeugung von der Möglichkeit wesentlicher Fortschritte im Feldbau zu bewirken, und alle dagegen bestehenden Vorurtheile nach und nach auszurotten. Wäre dieses letztere erreicht, und der Wille vieler guten Köpfe für die Fortschritte des Landbaues rege gemacht, dann würde sich die Sache schon selbst durch ihren eigenen Vortheil und Lohn im Gange erhalten, und der Betrieb der Landwirthschaft fortwährend an Gründlichkeit und Einträglichkeit gewinnen, so wie dieses heilsame Gewerbe immer mehr dasjenige werden, was es seiner Natur nach seyn soll, nämlich

„die wesentlichste Stütze eines jeden ackerbautreibenden Staates"

und künftig keiner Aufhülfe und Unterstützung von Seiten der Landesregierung mehr bedürfen. Denn eine, mit gründlicher Kenntniß der Natur und der gesellschaftlichen Verhältnisse betriebene, Landwirthschaft wird nicht nur ihre sicherste und beste Stütze immer in sich selbst finden, sondern auch in Zeiten der Noth für das Ganze die sicherste Stütze seyn.

§. 23.

Die Lokalität für eine solche Wirthschaft würde wohl überall nicht schwer zu ermitteln seyn, indem wohl überall zäher, nasser und kalter oder auch steriler, unfruchtbarer, sandiger Boden zu finden seyn wird, welche Bodenarten vor allen andern die Intelligenz und Kraft ihres Inhabers in Anspruch nehmen, und bei der bisherigen Behandlung den unsichersten und geringsten Reinertrag abwerfen. Diese Bodenarten sind aber am meisten fähig, durch richtige, naturgemäße Behandlung in mehr als doppelten Werth und Ertrag gegen ihren bisherigen Zustand versetzt, ja mit der Zeit ein guter, fruchtbarer Boden zu werden. Ihr Beispiel würde zugleich auf alle bessere Bodenarten von guten Folgen seyn, da auf diesen die Sache schon leichter ist und Fortschritte in ihrer zweckmäßigen Behandlung noch um so leichter von jenem Beispiel zu erwarten wären. Bestände dagegen eine solche Wirthschaft auf Boden, der von Natur fruchtbar und leicht zu behandeln ist, dann würde ihr Beispiel umgekehrt für die schlechtern Bodenarten wenig Nachahmung bewirken, indem Schlechtheit und Indolenz denn gleich den Vorwand hätte, daß auf letzterm das nicht anwendbar wäre, was auf jenem gut ist.

§. 24.

Aus ähnlichen Ursachen würde der Zweck verloren gehen, wenn eine solche Wirthschaft für Rechnung

nung des Staats betrieben würde, weil denn gleich der Vorwand bestände, daß das, was der Staat mit unbegrenzten Geldmitteln zwingen kann, keine Beispiel für einen Privatmann abgeben könne, der sich mehr von beschränkten Geldkräften gebunden fühle. Sie müsse also nothwendig eine Privatwirthschaft seyn.

§. 25.

Hiebei entsteht nun freilich die Frage: wie der Staat auf eine solche Privatwirthschaft wirken, und namentlich die Verpflichtung zu öffentlicher glaubwürdiger Mittheilung ihrer Resultate begründen soll? denn ein Privatmann, der mit Anstrengung und Kosten wesentliche Vortheile im Betriebe seiner Wirthschaft errungen hat, wird nicht leicht den Beruf fühlen, solche öffentlich mitzutheilen, weil dieses in mancher Hinsicht für seinen Nutzen verfänglich werden könnte, und eine solche Einwirkung des Staates, welche der Willen und die Pflicht zu einer offenen Mittheilung aller Resultate begründete, wäre also wohl wesentlich nöthig.

§. 26.

Dieses würde nun auf verschiedenen Wegen doch möglich seyn, und z. B. durch Ueberlassung eines bisher uneinträglichen Areals in Erbpacht gegen angemessene Freijahre, oder auch, wo es nöthig ist, durch einen auf Grund und Boden zu sichernden, vorläufig zinsenfreien Vorschuß, so wie überhaupt die

Lokalität oft genug Gelegenheit an die Hand geben wird, für jene Verpflichtung angemessene Vortheile ein für allemal zuzuweisen.

§. 27.

Was die theoretische Belehrung der landbautreibenden Staatsbewohner betrifft, so wird es immer hinlänglich seyn, wenn im ganzen Staate nur eine Lehranstalt für die allgemeinen Grundsätze der Landwirthschaft und aller ihrer Hülfswissenschaften und Nebengewerbe sich befindet, wo besonders angehende Oekonomie-Beflissene und Kameralisten den nöthigen Unterricht bekommen, und ihre Wirksamkeit wird um so gesegneter seyn, wenn sie zugleich mit einer Musterwirthschaft für ihre Provinz verbunden ist, welche den theoretischen Unterricht anschaulicher und lebendiger, folglich auch eindringender und nützlicher machen wird.

Denn die allgemeinen Grundsätze des Feldbaues und der ökonomischen Gewerbe sind auch allgemein gültig, und nur ihre besondere Anwendung auf verschiedene Lokalverhältnisse würde durch obenerwähnte Provinzial-Musterwirthschaften befördert, und für die schnellere Verbreitung richtiger Grundsätze wirksam seyn. Wir kommen jetzt

§. 28.

3) zur Erleichterung der Anschaffung der einträglichsten Nutzviehracen.

Da es nicht zu bezweifeln ist, daß vermehrte

Nutzviehzucht der einzige sichere Hebel für die steigende Cultur der Felder sey, so ist es auch augenscheinlich, daß alles mögliche aufgeboten werden müsse, die Nutzviehzucht so einträglich und lohnend zu machen als möglich, weil nur hiedurch ihre größtmögliche Ausdehnung zu erzwingen ist. Für diesen Zweck ist nun, neben reichem Futter, die Erwerbung der besten und einträglichsten Thierracen das sicherste Mittel. Für den größten Theil der landbautreibenden Staatsbürger sind aber die Kosten für jenes Bedürfniß unerschwinglich, und deshalb liegt für die Staatsverwaltung ein wichtiges Mittel zur Beförderung des Landbaues in der Beschaffung der einträglichsten Thierracen zur Benutzung des Landmannes. Besonders ist dieses in Bezug auf Pferde- und Schaafzucht von großer Wichtigkeit, indem es bei diesen Thieren so sehr auf ihre Race ankommt und diese einen großen Unterschied in ihrem Ertrage macht. Beim Rindvieh ist dieses nicht der Fall, und jede eigene Landrace leistet bei guter Pflege und richtiger Auswahl der Stücke für den vorhabenden Zweck alles, was irgend eine fremde Race bei demselben Futter leisten würde.

Für die Pferdezucht ist die Wirkung schon dem Zwecke gemäß, wenn dem Landmanne Gelegenheit verschafft wird, seine tauglichen Zuchtstuten mit Hengsten edler Race zu bedecken, weil der Besitz eines solchen Thieres für die allerwenigsten Landwirthe zu

erschwingen und für die Fortschritte der Pferdezucht solcher auch nicht unerläßlich nöthig ist. Für die feinwollige Schaafzucht ist es aber allerdings nöthig für die Landwirthe, selbst im Besitz guter Zuchtthiere zu seyn, und hier ist es denn freilich erwünscht, wenn der Staat solche dem Schaafzüchter für billige Preise beschaffen kann, bis erst die Race völlig verbreitet und auch bei Privatpersonen für einen billigen Preis zu haben ist.

§. 29.

4) Möglichste Beförderung des Verkehrs und Absatzes der einheimischen Landprodukte.

Den auswärtigen Absatz der Bodenerzeugnisse hat eine Landesregierung zu wenig in ihrer Gewalt, und sie kann für dessen Beförderung auf nachhaltige Weise nicht füglich mehr thun, als alle Hindernisse und Beschränkungen der Ausfuhr aufzuheben. Für den einheimischen Absatz lassen sich aber theils fortwährend, theils in Zeiten der Noth und ausnahmsweise manche Hülfsmittel in Anwendung bringen, nämlich

a) zur Beförderung der Pferdezucht der Ankauf des Pferdebedarfs für die Armee im eigenen Lande, wenn solche hier vorläufig auch theurer, als im Auslande seyn sollten;

b) zur Beförderung der Rindviehzucht das Verbot der Einfuhr fremden Schlachtviehes, weil

jedes Land im Stande ist, sich das nöthige Schlachtvieh selbst zu erziehen;

c) zur Beförderung der feinwolligen Schaafzucht, Beförderung eigener Wollmanufakturen, auch ungehinderte Ausfuhr der Wolle;

d) zur Versilberung des Getreides zweckmäßige Vertheilung der Armee-Garnisonen, besonders der Kavallerie in Gegenden, wo das Getreide am schwersten abzusetzen ist; auch in Zeiten reicher Ernten und zu geringer Preise Aufkauf des Getreides für Reservemagazine.

§. 30.

a) Die Pferdezucht ist nicht allein als Beförderungsmittel für die Feldcultur und durch ihren Ertrag für den Producenten wichtig, sondern hat auch für den Staat selbst, durch den Pferdebedarf für die Armee, hohe Wichtigkeit, und es ist unbestreibar ein höchst wichtiger Umstand für das Interesse des Ganzen, wenn die nöthigen Pferde für den Kriegesdienst im Lande selbst erzogen werden. Denn abgesehen davon, daß die Geldsummen für den Pferdebedarf alsdenn im Lande bleiben, liegt eine beinahe noch größere Wichtigkeit darin, daß der Staat in Kriegeszeiten, Hinsichts seines Remontebedarfs, nicht vom Auslande abhängt, welches ihn gerade denn im Stiche lassen und die Pferdeausfuhr verbieten kann, wenn solche am nöthigsten gebraucht werden. Es bedarf daher wohl keiner wei-

tern Beweise, daß jeder Staat das größte Interesse hat, eine hinlängliche Pferdezucht im eigenen Lande zu befördern und zu unterstützen, und dieses kann auf keinem andern Wege so wirksam und ohne alle besondere Kosten geschehen, als wenn der Pferdebedarf für die Armee im Lande selbst und allein gekauft wird, selbst dann, wenn es auch möglich wäre, sie aus denjenigen Ländern, wo große Strecken wilder Weidedistrikte die Aufzucht erleichtern, vor der Hand wohlfeiler zu kaufen, damit nur die inländische Zucht lohnend genug bleibe, um zu ihrer hinlänglichen Ausdehnung anzureizen. Denn das Ausland ist für die Zeit der Noth kein sicherer Lieferant, und nur der einheimische Pferdezüchter kann zu aller Zeit den Bedarf für die Armee sichern.

§. 31.

b) Verbot der Einfuhr fremden Schlachtviehes ist ein nicht minder wichtiges Beförderungsmittel der einheimischen Bodenkultur, indem dadurch der lohnende Absatz des Rindviehes gesichert, die Kosten und Mühe einer ausgedehnten Aufzucht belohnt werden und dem Boden mehr Dünger zufließt. Es steht gewiß überall mit der Rindviehzucht schlecht, wo es nicht der Mühe lohnt, einen Schlachtochsen zu erziehen, und wo man höchstens die alten abgetriebenen Zugochsen für den Fleischhandel bestimmt, denn gewöhnlich hat nur der starke Zugang wild aufgewachsener Ochsen aus wilden Steppengegenden

allein Schuld, daß man bei der Rindviehzucht nur die Milchereinutzung der Mühe werth halten kann, und nicht eben so seine Rechnung findet, auch Schlachtochsen zu erziehen und durch diese auch noch eine ausgedehntere Rindviehzucht zu treiben. Ueberdies ziehen die fremden Ochsen nicht nur beträchtliche Geldsummen aus dem Lande, sondern bringen auch oft genug die Rinderpest als leidige Zugabe mit. Da nun des Düngers nie zu viel seyn kann, so kann auch die Nutzviehzucht nie zu groß seyn, und daher verdient auch in jedem Lande die Rindviehzucht die Ermunterung, daß sie von fremder Concurrenz befreiet werde, die bei den wohlfeilern Mitteln der Aufzucht auch wohlfeilerrs Vieh liefern kann, den einheimischen Producenten also unterdrückt. Wie diese Ermunterung der Rindviehzucht nützlich wirkt, sehen wir an England, welches durch lange bestehendes strenges Verbot der Zufuhr fremden Viehes seine Rindviehzucht zu einer Vollkommenheit gebracht hat, die andern Ländern wohl noch in langer Zeit unerreichbar bleiben wird. Auch Frankreich hat schon in neuerer Zeit diesem so nützlichen Beispiele nachgefolgt, und die Einfuhr fremden Viehes streng verboten.

§. 32.

c) Daß die Beförderung der feinwolligen Schaafzucht in jedem Lande von großer Wichtigkeit sey, beweisen besonders die jetzigen Handelsconjunk-

turen, wo die feine Wolle fast das einzige Produkt ist, was im auswärtigen Handel im Großen gesucht und bezahlt wird, und ohne diese in vielen Gegenden fast gar kein Ausfuhrprodukt vorhanden wäre, folglich wird alles, was nur irgend Anlaß zu ihrer größern Ausdehnung geben kann, die Unterstützung und Vorsorge jeder Landesregierung verdienen. Bis jetzt findet zwar, wie erwähnt, dieser Zweig der ländlichen Industrie seine wichtigste Ermunterung im vortheilhaften auswärtigen Absatz; da aber doch eine Zeit kommen kann, wo das Ausland nicht alle producirte feine Wolle brauchen wird, weil das Bestreben dazu allgemein ist, so sind einheimische Wollmanufakturen ein sehr wichtiges Mittel, der feinen Wolle einen dauernden Absatz zu sichern. Denn wenn auch das fabrikenreiche England zuletzt weniger feine Wolle brauchen möchte, als angeboten wird, so möchte der Absatz feiner Wollwaaren in andere Welttheile, z. B. nach China und Südamerika fortwährend und um so mehr gesichert seyn, je mehr der Zustand der letztgenannten Gegenden sich consolidirt und in Folge dessen sich die Bevölkerung daselbst vermehrt. Neuere Nachrichten aus England sagen schon jetzt, daß sogar mittelfeine deutsche Tücher einen guten Absatz nach Südamerika finden, und ihn in der Folge noch mehr zu erwarten haben, und so dürfte es nicht an Mitteln fehlen, die Production der feinen Wolle fortwährend lohnend zu erhalten,

wenn zugleich ihre Verarbeitung in der Heimath selbst befördert wird.

§. 33.

d) Beförderung des einheimischen Getreideabsatzes. Hiezu hat nun eine Landesregierung ein wichtiges Mittel durch die Verpflegung des Heeres in Händen. Wenn dieses soviel als möglich in Gegenden verlegt wird, wo es am meisten an Absatz des Getreides mangelt, dann wird nicht nur diese Verpflegung am wohlfeilsten bewirkt und der Soldat auskömmlicher gestellt, sondern auch der Ueberfluß des Getreides da vermindert, wo er den Preis zu sehr herunterdrückt, um dem Producenten seinen nöthigen Gelderwerb zu lassen. Besonders ist hiezu die Kavallerie, ihrer größern Beweglichkeit wegen, am meisten geeignet, da es bei dieser ein leichtes ist, in Zeiten ihres ernsten Gebrauchs sie auch aus größerer Entfernung da hinzuziehen, wo sie eben nöthig ist, sie auch am meisten auf die Consumtion der einheimischen Bodenerzeugnisse wirkt.

Ein anderes Mittel zur Beförderung des Getreideabsatzes in Gegenden, wo es zu sehr daran fehlt, hat eine Landesregierung in dem Aufkauf des Ueberflusses fruchtbarer Jahre für Reservemagazine. Hiedurch kann nicht allein der Preis des Getreides gegen zu tiefes Sinken in solchen Gegenden und Jahren bewahrt werden, sondern die Regierung schafft sich dadurch auch für Mißwachsjahre eine

wohlfeilere Armeeverpflegung, und überdies den so wohlthätigen und wichtigen Vortheil, einer zu großen Theurung und Hungersnoth in solchen Jahren zu steuern, indem sie alsdann aus dem Reservemagazine für den Kostenpreis das Getreide an die Unterthanen ablassen kann, und hiedurch eine so große Hülfe ohne besondere Kosten zu leisten im Stande ist. Freilich würde aber ein solcher Aufkauf des Ueberflusses, bei mehreren auf einander folgenden fruchtbaren Jahren nicht überall ausdauern können. Aber auch nur dann und wann angewendet, wird diese Maaßregel doch bedeutend nützlich seyn, und auch in diesem Falle eine wesentliche Stütze für den Producenten bleiben, weil überdies selten mehrere fruchtbare Jahre auf einander folgen.

§. 34.

5) Musterwirthschaften, Prämien und Belohnungen. Diese können nun unter manchen Umständen auch gute Mittel abgeben, durch welche eine Landesregierung auf die Industrie der landbauenden Staatsbewohner uud daher auch auf den Flor der Landwirthschaft wirken kann. Musterwirthschaften können vorzüglich zu diesem wichtigen Zwecke wirken, wenn sie das im ganzen Umfange sind, was ihre gedachte Benennung von ihnen fordert, und wenn sie dem unter 2 davon aufgestellten Bilde möglichst nahe kommen. Es kann hiebei nicht darauf ankommen, daß eine solche Wirthschaft mit großem

Aufwande, oder auf reichem Boden sich durch kräftigen Betrieb und äußern Prunk auszeichnet, weil nur ein reicher Inhaber einer Wirthschaft solches durch schöne Gebäude, schöne Anlagen, schönes Angespann und überhaupt durch ein auffallendes Bild des Wohlstandes leisten kann, dessenungeachtet aber eine solche zwar immer eine reiche und kräftige, aber nicht immer eine Muster-Wirthschaft wird genannt werden können. Denn einmal sind die wenigsten Landwirthe so reich, um dieses alles nachahmen zu können, und zweitens hat äußerer Glanz und Prunk für die Zwecke der Landwirthschaft keinen Werth, und alles andere muß dem Hauptzwecke

„möglichst höchster Reinertrag mit steigender Bodencultur und Düngervermehrung vereinigt"

nachstehen. Diesen Hauptzwecken wird es nun oft genug gemäß seyn, daß z. B. anstatt mit großen und kostbaren Pferden zu arbeiten, die eine kostspielige Pflege erfordern, mit Ochsen oder ordinairen kleinen und unansehnlichen Pferden, deren Unterhalt wenig Körner kostet, die Wirthschaftsarbeiten zu bestreiten; daß, anstatt schöner und kostspieliger Wirthschaftsgebäude, es vorzuziehen ist, wenn diese aus leichten Holz- oder Lehmwänden bestehen, deren ganzer Aufbau vielleicht nicht viel mehr kostet, als die jährlichen Zinsen eines zu schönen und auf Jahrhunderte berechneten massiven Gebäudes verwendeten Capitals betragen. „Eine Musterwirthschaft" kann

daher nur immer diejenige genannt werden, die obigen Hauptzweck erfüllt, und sie verdient diesen Namen um so mehr, je ungünstiger die Lokalverhältnisse für gedachten Zweck sind. Der wahre Kenner wird daher immer eine reiche Wirthschaft von einer Musterwirthschaft unterscheiden können, und oft genug finden, daß erstere nicht auch zugleich das letztere sey, daß oft genug eine äußerlich reiche und prunkende Wirthschaft an ihrem innern wahren Reichthum, nämlich an ihrer Bodenkraft an der Abzehrung leidet, während eine andere unscheinbare Wirthschaft jährlich an Bodenkraft, folglich an wahrem landwirthschaftlichen Werth gewinnt, und daher als Muster vorzuziehen ist.

§. 35.

Prämien und Belohnungen sind Mittel, durch welche der Staat vorzüglich auf den ungebildetern Landwirth im Bauernstande sehr wirksam für den Flor der Landwirthschaft seyn kann, und es wird dabei nur darauf ankommen, daß in jeder Gegend nur das nöthigste und wirksamste Ziel gewählt werde, für dessen Erreichung die Belohnung gegeben wird. So wird z. B. in einer Gegend, die von Natur reich ist und viel Futter hat, das schönste und für die Armee brauchbarste Pferd, die milchreichste Kuh, der größte und für die Schlachtbank tauglichste Ochse, versteht sich alles von eigener Zucht, auch der einträglichste Oel-, Hanf- und Tabacksbau; für dün-

ger- und futterarme Gegenden, der kräftigste und ausgedehnteste Anbau von Futtermitteln; für Gegenden, denen es an Ausfuhrartikeln fehlt, der kräftige und mit der Bereicherung des Bodens sich vertragende Anbau solcher Produkte, die im Welthandel Absatz finden; für Gegenden, die manche nothwendige Bedürfnisse aus fremder Zufuhr beziehen müssen, die Erzeugung dieser Bedürfnisse auf eigenem Boden; überhaupt aber überall dasjenige das mit Prämien zu belohnende Ziel seyn müssen, was der Gegend am nöthigsten und nützlichsten ist und ihr am meisten fehlt. Bei einer solchen richtigen Anwendung würde mit einigen Tausend Thalern jährlich unter dem Bauernstande für den Flor der Landwirthschaft viel Nutzen gestiftet werden können.

Wären nun in der Folge in Gegenden, die noch zu sehr am alten Schlendrian hängen, durch obige Mittel erst die Vorurtheile gegen das Bessere besiegt, Lust und Sinn für stetes Vorwärtsstreben rege gemacht, dann würde auch unter dem Bauernstande das Gute sich schon von selbst erhalten und fortsetzen, Privatgesellschaften von aufgeklärten Landwirthen würden dann in obiger Beziehung die Stelle der Landesregierung vertreten, Ermunterungen und Belohnungen für sachkundig gewählte Zwecke austheilen, und daher alsdann von Seiten des Staates keine diesfällige Opfer mehr nöthig seyn. Wir sehen dieses augenscheinlich an den Engländern, bei

denen alle diese Mittel für die Fortschritte des landwirthschaftlichen Flors von Privatpersonen wesentlich ausgehen, während im Anfange die Landesregierung daselbst es an diesfälligen Ermunterungen und Opfern wohl nicht hat fehlen lassen.

§. 36.

6) Erleichterung der Mittel zur Beschaffung der nöthigen Vorschüsse. Hiezu werden nun solche Institute sehr heilsam wirken, die dem Landwirthe auf den Werthscredit seines Grundstückes die nöthigen Betriebscapitale gegen billige Zinsen und mit den möglichst kleinsten Umwegen und Kosten verschaffen, wodurch er denn nicht nöthig hat, zu viel Capital im Werth des Grund und Bodens todt liegen zu lassen, und im Stande ist, auch mit mäßigem eigenen Vermögen eine Landwirthschaft in größern Flor und Ertrag zu setzen. Vorschüsse auf persönlichen Credit würden, der dabei mangelnden Sicherheit und des möglichen Mißbrauchs wegen, der Staatsverwaltung im Allgemeinen nicht zuzumuthen seyn, und nur in seltenen Fällen, wo es einem lohnenden und gemeinnützigen Erfolg nicht an großer Wahrscheinlichkeit fehlt, könnte sich ein solcher Vorschuß rechtfertigen lassen, und es würden auch Ausfälle, durch unerwartet eintretenden Mißbrauch, durch zweckmäßige Vorkehrungen zu verhüten seyn.

§. 37.

7) Möglichst richtige Vertheilung und am wenigsten lästige, auch nicht zu umgehende Erhebung der nothwendigen Abgaben an den Staat. Auch hiedurch kann eine Landesregierung dem fortschreitenden landwirthschaftlichen Publikum seine Wirksamkeit sehr erleichtern. Es kann aber hiebei nicht von den einmal fixirten Grundabgaben die Rede seyn, da diese, als feststehend, die Industrie der lebenden Generation nicht hinderlich berühren können, sondern es können nur die auf die gegenwärtige Industrie treffende sogenannte indirekte Abgaben von nachtheiligem Einfluß auf den Flor des Landbaues seyn, wenn sie entweder einen Stand mehr treffen als den andern, oder auch wenn lästige Erhebungsarten den Widerwillen dagegen unnöthig erhöhen, wenn Defraudationen derselben bei hinlänglicher Gewissenlosigkeit leicht möglich sind; wenn ferner die Abgaben solche nothwendige Gegenstände zu sehr vertheuern, die der Nachbarstaat vielleicht gar nicht besteuert und dessen Bewohner alsdann großen Reiz haben, ihr wohlfeileres Produkt einzuschmuggeln. In allen diesen Fällen wird der begünstigte Stand, der gewissenlose Defraudant, der Einwohner des Nachbarstaats Mittel und Gelegenheit haben, das Produkt wohlfeiler zu schaffen, als der minder begünstigte und der redliche

Unterthan, der nicht defraudiren kann und mag, dieser wird denn den Lohn seiner Industrie einbüßen und letztere unfehlbar leiden. Diese Nachtheile nun nicht aufkommen zu lassen, wird die Staatsverwaltung durch gleiche Vertheilung der Abgaben, durch völlig gesicherte Controlle gegen Defraudationen und wirksame Strafen auf letztere die nöthigen Mittel haben, wozu auch besonders zu rechnen ist, wenn stark verbrauchte Produkte nicht höher besteuert werden, als in denjenigen Nachbarstaaten, deren Concurrenz am meisten zu fürchten ist.

Hinsichts der Controlle gegen Defraudationen und Schmuggelei bemerke ich noch, daß wohl im Allgemeinen die Bestechung der dazu angestellten Officianten das wichtigste Mittel der Defraudanten ist, zum Zweck des Betruges zu kommen. Auskömmliche Stellung der erstern ist nun zwar ein wichtiges Erforderniß zur Verhütung der Bestechungen, bei weitem aber nicht überall hinlänglich. Nun fehlt es zwar nirgends an nachdrücklichen Strafbestimmungen gegen die Bestechlichkeit der Staatsdiener, diese können aber deshalb nur wenig wirksam seyn, weil diese schmutzigen Uebel so schwer zu entdecken sind und daher nur selten zu Tage kommen. Es kommt daher auch noch überall auf alle nur erdenkliche und sinnreiche Mittel an, die stattfindenden Bestechungen zu entdecken. Die Schwierigkeit der Entdeckung liegt aber immer wesentlich in dem Umstande, daß

in

in der Regel immer nur der Bestochene und der Verführer davon wissen, und beide gleiches Interesse haben, ihre diesfälligen strafbare Handlungen verschwiegen zu halten, und es möchte daher nur noch auf Mittel ankommen, dieses Interesse aufzuheben, welches vorzüglich in der Furcht für eigene Strafe besteht. Es könnte daher noch in vielen Fällen und Verhältnissen zweckmäßig seyn, wenn derjenige Theil eines solchen Bestechungs-Complotts, der seine Vergehen dieser Art selbst anzeigte, von aller Strafe frei bliebe und nur der andere verstocktere Theil bestraft würde. Hiedurch würde jede stattfindende Bestechung schon den Keim ihrer Entdeckung in sich tragen und zwischen beiden Theile, nämlich dem Betrüger und dem Bestochenen, ein nicht leicht zu hebendes Mißtrauen gepflanzt, was wohl zur Verhütung solcher nachtheiligen Schmutzereien sehr wirksam seyn müßte. Man könnte hiebei wirklich so weit gehen, dem Entdecker auf Kosten des Gegentheils noch Belohnung zufließen zu lassen, auch jedem Officianten unter der Bedingung sofortiger Anzeige erlauben, Geschenke anzunehmen, damit auch schon der erste Schritt zum Betruge, nämlich die Bestechung, bestraft werden könnte.

§. 38.

Sodann wird es bei den in Rede stehenden indirekten Abgaben von großer Zweckmäßigkeit seyn,

alle neu emporstrebenden Industriezweige, die auf den Flor der Landwirthschaft wesentlichen Einfluß haben, so lange, bis ihr Flor völlig gesichert ist, und sie die Bürgschaft ihres fortdauernden Steigens in ihrem lohnenden Ertrage haben, mit aller Abgabe zu verschonen, und diese alsdann auch so zu stellen, daß sie den Nutzen für den Producenten nicht zu sehr schmälert und dem Reiz für ferneres Vorwärtsstreben zu viel Eintrag thut. Es kann hiebei aber dem Staate nicht wohl zugemuthet werden, daß er die Zweige der landwirthschaftlichen Industrie völlig unbesteuert lassen solle. Denn von dem Gesammtertrage der Nationalindustrie müssen doch die indirekten Abgaben bestritten werden, und in sofern daher die letztern für den Staat unentbehrlich sind, ist auch die Besteuerung der Industrie einer Nation unentbehrlich. Wo nun jeder andere Staatsbürger vom Ertrage seines Verdienstes einen Theil durch Kopfsteuer, Gewerbesteuer, Bier-, Branntwein-, Brod- und Fleisch-Accise zu den Staatsbedürfnissen hergiebt, wird auch der billigdenkende Landwirth es nicht als eine prägravirende Bedrückung ansehen können, wenn auch er von seinem Verdienst oder Erwerb einen verhältnißmäßigen Antheil dazu steuert. Denn seine Gewerbe genießen ja augenscheinlich den Schutz und die Vortheile der Verfassung eben so gut, als diejenigen jedes andern Staatsbürgers.

§. 39.

Alle diese von 1 bis 7 aufgeführte Mittel stehen nun einer Landesregierung zu Gebot, um den Flor der Landwirthschaft zu fördern und zu heben, und ihr günstiger Erfolg kann nicht ausbleiben, wenn sie nach Lage und Umständen richtig in Anwendung kommen. Eins oder das andere dieser Mittel allein oder ausnahmsweise angewendet, wird zwar auch immer seinen Nutzen haben, soll aber durchgreifend und entscheidend für diesen wichtigen Zweck gewirkt werden, dann müssen sie alle in Anwendung kommen, wo sie irgend nöthig sind.

§. 40.

Alle in diesem Abschnitt nun angeführten, sowohl von den Landwirthen als den Regierungen anwendbaren, Mittel zur Bekämpfung der gegenwärtigen Bedrängnisse der Landwirthschaft scheinen mir nun, wo nicht die einzigen, so doch die sichersten und nachhaltigsten zum vorliegenden, so nöthigen Zwecke zu seyn. Denn so sehr es auch zu wünschen wäre, daß es Mittel geben möchte, die schneller zum Erfolge führten, so möchten solche doch wohl schwerlich aufzufinden seyn, wenigstens weiß ich solche nicht anzugeben. Denn kann man etwa das Ausland zwingen, uns nach wie vor unsern Getreideüberfluß für gute Preise abzukaufen? Kann man etwa dem entkräfteten Boden seinen Reichthum schnel-

ler durch andere Mittel wiedergeben, als durch Futter- und Düngervermehrung? ich weiß kein solches Mittel, es sey denn, daß es im Kleinen irgendwo durch Ankauf des Düngers geschehen könne, welches dem Ganzen nichts hilft. Oder kann man etwa vom Staate verlangen, er solle die eingetragenen Schulden vertreten, Abgaben erlassen und Capitale zu kräftigen Betriebe der Wirthschaften hergeben? Ich weiß hiezu nicht die Verbindlichkeit, oder auch nur die Möglichkeit herzuleiten und anzugeben. Und gesetzt auch, es sollte und könnte hin und wieder geschehen, so müßten dessenungeachtet obige Mittel für die Selbstständigkeit eines dauernden, hinreichenden Ertrages der Güter in Anwendung kommen, sonst wären solche einem todten Baume zu vergleichen, dem der Besitzer erst anderwärts hergeholte Früchte aufstecken muß, wenn er welche davon pflücken will. Kann man endlich von den eingetragenen Gläubigern Verlust an Zinsen und Capital verlangen, ohne sich banquerott zu erklären, welches doch durch gänzlichen Verlust alles Credits weit mehr in der Folge schaden, als jetzt helfen könnte?

§. 41.

Aber auch nicht überall werden jene Mittel von zu langsamen Erfolge seyn, wie jeder denkende, erfahrne Landwirth schon von selbst einsehen und zugeben wird, und wie ich für minder geübte und erfahrne in dem am Ende dieser Blätter angekündig-

ten Werke, wie schon früher erwähnt, anschaulich gemacht habe.

§. 42.

Es wird z. B. manche Güter geben, welche ausgedehnte Wiesenflächen besitzen, die aus Trockenheit, oder aus manchen andern Ursachen, schlechten Heugewinn geben, also bis jetzt auch wenig für die Futter- und Düngergewinnung leisteten. Dessenungeachtet besitzen selbige eine jetzt todte, seit Jahrhunderten aufgesammelte Bodenkraft, die jetzt ihrer Gebundenheit wegen auf die Pflanzenproduktion nicht wirken, und nur durch Zutritt der Luft in Thätigkeit und Ergiebigkeit gesetzt werden kann, dann aber jahrelang ohne frischen Dünger einträgliche Ernten an Hanf, Oel, Taback u. s. w. geben würde. Wenn man nun solche Wiesen, durch Abschälen und Verbrennen der Rasen und angemessene Bearbeitung sofort in Thätigkeit setzte, auf gedachte Art benutzte, und sich in die Stelle derselben ein reichlicheres Futter auf dem Felde durch Kartoffel- und Wickenbau verschaffte, so würde man nicht nur sofort einträglichere und ausgedehntere Nutzviehzucht oder Mastung, sondern auch eben so schnell verkäuflichere und lohnendere Bodenprodukte erzielen. Andere, die reichern Boden haben, hätten hiebei noch weniger Schwierigkeiten, indem schon die vorhandene Bodenkraft des Ackers die Mittel zum schnellern Fortschreiten darbieten.

§. 43.

Also bei weitem nicht bei allen Gütern wird der lohnende Erfolg eines naturgemäßen Feldbaues lange ausbleiben, und es ist daher, wenigstens theilweise, durch obige Mittel auch eine schnelle Hülfe möglich.

§. 44.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es nun nicht ganz am unrechten Orte seyn, einige jetzt ziemlich allgemein an der Tagesordnung stehende tadelnde Bemerkungen der bedrängten Classen der Staatsbewohner zur Sprache zu bringen und ihre Haltbarkeit zu beleuchten.

§. 45.

Man tadelt nämlich häufig fast in allen Staaten und so auch bei uns die vermehrte Zahl und reichere Besoldung der Staatsdiener und bestehenden Armeen und Kriegesanstalten, und glaubt besonders, daß zu dem zunehmenden Geldmangel auch der Umstand das Seine beitrage, daß große Gehalte großen Theils in fremden, in der Heimath nicht zu erzielenden Produkten verzehrt würden, folglich in eben dem Maaße dem Vaterlande verloren gingen.

So wie nun die Mehrzahl der Menschen bei allen sie drückenden Uebeln nur nach Induktion und den Eindrücken der nächsten Wirkungen urtheilt, und nicht nach den entferntern Quellen und Ursachen frägt, so, glaube ich, wird auch hier nur zu häufig

aus den nächsten Erscheinungen auf die Mittel der Abhülfe, und daher falsch geschlossen.

1. 46.

Denn zuvörderst in Betreff der Zahl und Besoldung der Staatsdiener kann Niemand ein sicheres Urtheil fällen, der nicht eine Uebersicht von denen durch sie zu leistenden Geschäften hat. Diese Uebersicht kann nun natürlich Niemand in dem Grade haben, als das Staatsoberhaupt und seine nächsten hohen Staatsbeamten. Wenn es nun auch nicht schon von Gott und Rechtswegen dem Staatsoberhaupte allein zukäme, hierüber zu bestimmen, so müßte es schon aus obigem Grunde so seyn, und jedes andere Urtheil darüber ist daher nicht nur unbefugt und anmaßend, sondern auch oberflächlich und unhaltbar. Da nun überdies kein vernünftiger Grund vorhanden ist, anzunehmen, daß irgend ein Landesherr unnöthige Ausgaben hierin zu machen Veranlassung haben könne, so kann jeder gute und vernünftige Staatsbürger sich hierüber auch völlig beruhigen, und diesen Gegenstand mit vollem Vertrauen seinen Landesherrn allein überlassen. Ueberdies kommen ja auch die zahlreichern geringern Gehalte der Staatsdiener, die an Luxus und fremde Produkte wenig oder nichts wenden können, ganz dem Verkehre mit den einheimischen Erzeugnissen, folglich dem Bürger und Landmanne zu gut, und manche kleine Stadt wird dieses wohl von denen in

ihr angestellten Staatsdienern fühlen. Es gilt daher auch hiebei das, was ich in dieser Beziehung unten von den stehenden Heeren sagen werden.

§. 47.

Was nun vollends die Kosten der stehenden Kriegesheere betrifft, so ist nicht schwer zu beweisen, daß solche nicht nur bei unsern gegenwärtigen Verhältnissen des Friedens und der äußern Sicherheit, als der unerläßlichen Grundlage alles bürgerlichen Wohls wegen, unentbehrlich sind, indem man zum Beweise hiefür nur an die Zeiten des Faustrechts und der asiatischen Völkerwanderungen, welche nur durch den Mangel stehender Heere möglich wurden, denken darf; sondern daß sie auch eins der wichtigsten, wo nicht das wichtigste Mittel für die einheimische Industrie sind. Denn alles was der Soldat und sein Pferd braucht, kann, so wie letzteres selbst, eigenes Landesprodukt seyn, und befördert dadurch so wesentlich die Anwendung und Versilberung der Kräfte des Staatsbürgers. Ja es würde zuverlässig viel schlechter mit der Industrie und dem Verdienst der producirenden Classe der Staatsbewohner aussehen, wie jetzt, wenn die stehenden Heere nicht wären, denn durch diese fließt dem arbeitenden Bürger und Landmanne ungleich mehr zu, als seine Abgaben zur Erhaltung des Heeres betragen, weil diese Kosten durch Zölle, Stempel und andere Abgaben auch der Ausländer und Reiche mit aufbringen muß, und

wären die stehenden Heere nicht da, und würden die Abgaben für ihre Erhaltung deshalb auch wirklich nicht erhoben, denn könnte hiedurch der Ausländer, der hieher handelt und der Reiche zwar gewinnen, der Arme aber, der häufig im stehenden Heere eine dem Ganzen nützliche Versorgung findet, und der producirende Bürger und Landmann, die für das Heer arbeiten, wären viel schlechter daran als jetzt, und wir hätten dann einige müßige Reiche, größtentheils arme Bürger, und viele faullenzende Bettler, etwa wie die Lazaroni in Neapel.

§. 48.

Wenn daher die producirende Classe der Staatsbewohner die stehenden Heere, oder auch nur ihre Ausdehnung tadelt, so urtheilt sie geradezu gegen ihren eigenen Vortheil. Und wäre es z. B. auch bei uns nur irgend möglich, noch mehr Garnisonen zu haben, und wenn es durch alle mögliche Ersparungen in allen übrigen Branchen des Staatshaushalts geschähe, so stünde es mit dem Erwerb unserer producirenden Staatsbürger gewiß besser.

Anders kann aber freilich die Sache da zu stehen kommen und zu beurtheilen seyn, wo Handel und Fabriken hinreichend sind, sowohl die arbeitende Classe zu beschäftigen und zu ernähren, als auch die einheimischen Erzeugnisse zu versilbern. Ueberall aber, wo dieses, wie in unsern nördlichen Gegenden, noch fehlt, sind die stehenden Heere ein wahrer Seegen,

sowohl für die arme als für die producirende Classe der Staatsbewohner.

§. 49.

Wenn es übrigens in Betreff des obenerwähnten Verbrauchs fremder, bei uns nicht zu erzielender, Produkte auch erwünscht, ja billig wäre, daß der Capitalist, der reich besoldete Staatsdiener und überhaupt ein jeder, der mehr als Nahrung und Kleider hat, seinen Ueberfluß lieber in gemeinnützige Unternehmungen, Equipagen, Dienerschaft, Bauten, Gartenanlagen u. s. w., als zu Genüssen und zum Verbrauch fremder in der Heimath nicht zu erzielender Produkte verwendete, und dadurch lieber seinem Mitbürger, der ihm in seiner gut besoldeten Anstellung, so wie durch Zinsenzahlung, seine Geistes- und Vermögenskräfte genießbar macht und gleichsam versilbert, auch, dieses erwiedernd, seine Arbeitsleistung zu Geld machen helfe, und diese Wohlthat nicht dem Ausländer, von dem er nichts hat, zuwende, so läßt sich solches doch blos wünschen und nicht erzwingen, indem dieses gegen die natürlichen Rechte der Menschen streiten würde. Vieles trägt aber auch zu dieser wohl unwillkührlichen Verkürzung des einheimischen Staatsbürgers und Begünstigung des fremden, das Zurückbleiben der einheimischen Industrie bei, und es kann solche durch Vorwärtsstreben derselben sehr vermindert werden. Denn z. B. der Verbrauch fremder Manufakturgegenstände wird abnehmen, wenn

der einheimische Fabrikant eben so gute und wohlfeile Waare liefert; die Consumtion des Thee's, Kaffee's und Zuckers, die als die schlimmsten Gelddiebe des europäischen Festlandes anzusehen sind, wird sich sehr vermindern, wenn in großen Städten mehr und bessere Milch wohlfeil zu Markte kommt, und der Städter nicht, wie es jetzt gebräuchlich ist, Kinder und Gesinde deshalb lieber mit dem über Tausend Meilen hergeholten Kaffee tränken darf, weil er diesen wohlfeiler haben kann, als unsere so leicht zu producirende Milch.

§. 50.

Gedachte fremde Produkte aber ganz zu verbannen, ist nicht nur sehr schwer ausführbar, sondern auch nicht einmal ohne Schaden für unsere einheimische Industrie möglich. Denn wenn gleich der überseeische Ausländer, der seine Produkte hieher sendet, jetzt auch unser Getreide nicht braucht, so nimmt er doch unsere Wolle, unsern Flachs und eine Menge Manufakturwaaren unsern Fabrikanten ab. Wollten und könnten wir nun seine Waaren ganz von uns verbannen, so würde er es mit unsern gedachten Gegenständen eben so machen, und dann wäre der Schade für uns wahrscheinlich größer als der Vortheil. Denn wenn der Reiche auch jene fremde Produkte verbraucht, so nützt sein Geld doch unsern Producenten, sobald nur jene Waaren für einheimische Produkte eingetauscht worden sind.

Wir sahen nun überdies noch oben, daß gegen einen zu ausgedehnten Verbrauch fremder hier nicht zu erzielender Produkte, nächst dem fortschreitenden Fleiß der Fabrikanten, nur steigende Industrie des Landwirthes am wirksamsten seyn kann.

§. 51.

Vielleicht ist es mir gelungen, durch diese Zeilen zur Berichtigung jener im Schwange befindlichen oberflächlichen Urtheile unserer durch unverschuldete Conjunkturen jetzt so gedrückten producirenden Staatsbürger etwas beizutragen. Wenigstens hoffe ich, daß solche Gelegenheit geben können, manches schädliche Vorurtheil in der besprochenen Rücksicht nach und nach zu bekämpfen.

Dem Plane dieser Blätter gemäß komme ich jetzt zum

Vierten Abschnitt.

Kurze Darstellung sowohl desjenigen, was von unserer glorreichen preußischen Regierung für den Flor der Landwirthschaft schon geschehen ist, als auch desjenigen was meines unvorgreiflichen Dafürhaltens dabei noch zu wünschen seyn dürfte.

§. 52.

Indem ich nun zu gedachter Aufgabe übergehe, fühle ich sehr gut, daß ich mich an ein Gemälde wage, welches einer geschicktern Feder nur zu sehr

werth ist, oder vielmehr gar keiner Ruhmposaune bedarf, da es vor jedem offen da liegt, und zu sehr für sich selbst spricht. Ich unternehme es daher auch nur in der Absicht, um jedem unzufriedenen und voreiligen Tadler augenscheinlich zu beweisen, daß, wenn die gegenwärtigen Conjunkturen den ländlichen Producenten bei uns mehr drücken, als sonst, die Ursachen davon wahrlich nicht in Mangel an Theilnahme und Unterstützung von Seiten unserer höchsten Landesregierung zu suchen ist. Denn

§. 53.

1) in Betreff der Wegräumung der, den Fortschritten der Landwirthschaft hinderlichen Verhältnisse läßt sich die Wirksamkeit unserer väterlichen Landesregierung am augenscheinlichsten

a) in dem Edikt über den freien Verkehr mit den ländlichen Grundstücken d. d. Memel, den 9ten October 1807;

b) in der Eigenthumsverleihung der Königlichen Immediat-Bauer-Erbe nach dem Edikt vom 27sten Juli 1808;

c) in dem Edikt wegen der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse vom 14ten September 1811, so wie in den Veranstaltungen zu Regulirung dieser wichtigen Angelegenheit;

d) in dem Edikt zur Beförderung der Landcultur von demselben Datum;

e) in der Gemeinheits-Theilungsordnung vom Jahre 1820 über die Waldungen und Gemeindehütungen, der noch eine andere für die cultivirten Felder folgen wird

wahrnehmen. Die Weisheit unsers hoch erhabenen Königs hat uns in diesen Anordnungen alles verliehen, was andere Länder nur durch Empörung und die davon unzertrennlichen blutigen Greuel und bei Untergang alles bestehenden Wohlstandes errungen haben oder erringen wollten, oder auch in der Vollkommenheit noch nicht besitzen, als wir es jetzt haben, und nur wo Weisheit mit Gerechtigkeit und landesväterlicher Liebe zu den Unterthanen in so herrlichem Bunde stehen, als in Preußens angebeteten Monarchen, läßt sich etwas ähnliches erwarten. Jedermann, der die angeführten Gesetze ohne Selbstsucht und Partheilichkeit, und mit Würdigung des bestehenden Zweckes und des Zeitgeistes aufmerksam lieset, kann nur „Ja und Amen" dazu sagen, und ist jedes fernere Lob für selbige so unnöthig als unzulänglich.

Man kann daher wohl dreist behaupten, daß die gesetzliche Verfassung des ländlichen Areals den Fortschritten der Landwirthschaft und des davon unzertrennlichen allgemeinen Wohls in keinem Lande günstiger sey, als in den preußischen Staaten.

§. 54.

2) In Betreff der Anstalten zur gründ-

lichen Belehrung der Landwirthe hat unsere höchste Landesregierung schon die kräftigste Wirksamkeit durch Gewinnung unsers unermüdet wirksamen gründlichen Thaer's und Begründung der Mögliner Akademie des Landbaues und der damit verbundenen, für jene Gegenden entschieden als Musterwirthschaften anzusehenden Stammschäfereien, unter Direktion desselben, beweisen. Jeder vorwärtsstrebende Landwirth kann durch Schrift, Wort und Beispiel von dort gründliche Belehrung erwarten, und wenn, wie theils schon geschehen, theils noch zu hoffen, in jeder, in Klima und Boden von den Marken abweichenden, Provinz eine Wirthschaft zur praktischen Belehrung nach oben aufgestellten Anforderungen als nachahmungswerthes Muster fundirt wird, dann kann wohl schwerlich in dieser Beziehung von irgend einer Landesregierung mehr erwartet und verlangt werden. Die Fortschritte der Landwirthschaft zur höhern Cultur werden alsdann unfehlbar allgemeineres Interesse bei denen, gewiß auch in unsern nördlichern Gegenden nicht seltenen, guten Köpfen erregen, und sich dann schon von selbst erhalten und nach und nach die glücklichsten Resultate liefern, wie es in den Marken schon der Fall ist.

§. 55.

3) In Betreff der Erleichterung für die Anschaffung der einträglichsten Nutzviehracen lassen die Landgestüte und Stammschä-

fereien des preußischen Staates auch kaum noch etwas zu wünschen übrig. Und wenn auch unsere nördlichern Gegenden von letztern bis jetzt noch nicht so ausgebreiteten Nutzen gezogen haben als von erstern, so liegt das in dem natürlichen Gange der Sache, die sich ihrer Natur nach nicht so schnell allgemein verbreiten läßt, zum Theil aber auch in dem bisherigen Zurückbleiben dieser Gegenden in der Bodencultur, denn die feinwollige Schaafzucht erfordert kräftiges Futter, und dieses ist nur bei einem richtigern, naturgemäßern Feldbau, als solcher bisher im Ganzen bei uns statt fand, mit Vortheil zu beschaffen möglich.

Dagegen haben unsere nördliche Gegenden die Vortheile, welche die Landgestüte für die Pferdezucht liefern, schon eine Reihe von Jahren genossen, welches, so wie den Umfang dieser Vortheile, die Landwirthe Litthauens am besten bekunden werden.

§. 56.

4) In Betreff der Beförderung des Absatzes der einheimischen Produkte hat unsere Staatsverwaltung seit der Zeit, daß der Mangel desselben fühlbar geworden, auch schon die thätigste Wirksamkeit durch Aufkauf des Getreides für die Magazine gezeigt. Daß aber der Absatz gedachter Gegenstände, in sofern er vom Auslande abhängt, nicht ganz in der Gewalt unserer, oder irgend einer anderen Landesregierung steht, muß schon von selbst einleuchten und ist auch oben schon bemerk-

lich

lich gemacht. Es kann hiebei weiter nichts von einer Landesregierung verlangt werden, als die Wegschaffung etwaniger Hindernisse des auswärtigen Absatzes, und dieses ist bei uns schon vollständig geschehen. So weit es sich irgend ohne Störung der ganzen Finanzverwaltung thun läßt, haben wir auch wohl in der Folge noch ausnahmsweise die wesentliche Hülfe des Getreideankaufs für Reservemagazine zu hoffen. Daß aber eine Landesregierung immer und für die Dauer diese Abhülfe zu gewähren nicht im Stande, und dieses überhaupt diejenige Seite sey, bei welcher der Landwirth sich selbst durch Nutzviehzucht und Vermehrung der Produktionsgegenstände seinen Absatz sichern muß, habe ich ebenfalls oben schon anschaulich gemacht.

§. 57.

Von den Produkten der Nutzviehzucht hat die feinwollige Schaafzucht bis jetzt ihren reichen Lohn in vortheilhaftem auswärtigen Absatz, den unsere Regierung auch schon durch Aufhebung früher auf Ausfuhr der Wolle bestandener Abgaben wesentlich begünstigt hat. Für den Absatz junger Pferde wird allein dadurch kräftigst gesorgt, daß der Bedarf für die Armee im Lande aufgekauft wird. Wenn aber hin und wieder Klagen verlauten, daß diese letztere Wohlthat bis jetzt nicht jedem Pferdezüchter so zu Nutze gekommen, als es der Wille unsers erhabenen Königs sey, so dürfte wohl die Ermittelung und Un-

terdrückung der Ursachen dieser Klagen kein gleichgültiger Gegenstand seyn.

§. 58.

Man will nämlich beobachtet haben, daß die Pferde nicht jedem Producenten nach Verhältniß seines tauglichen Bestandes abgenommen werden, und es sich treffe, daß einem alle, oder die meisten seiner Pferde, dem andern aber sehr wenige, oder zuweilen gar keine abgekauft würden, wenn auch ihre Tauglichkeit am Tage läge, und es fehlt auch wirklich nicht an Thatsachen, welche diese Beschwerden, besonders bei dem Bauernstande, der ohnehin geneigt ist, nach dem Schein zu urtheilen und Mißtrauen in die höhern Stände zu setzen, zu bestätigen und zu begründen scheinen.

§. 59.

Wenn nun gleich von der mit dem Aufkauf der jungen Pferde beauftragten respectabeln Commission, so lange nicht die klarsten Beweise vom Gegentheil vorhanden sind, angenommen werden muß, daß sie hiebei durchweg ohne alle persönliche und leidenschaftliche Nebenrücksichten und nur dem Interesse der Armee gemäß verfahre, und man daher wohl glauben kann, daß jene Thatsachen ihren rechtlichen Grund haben, so ist doch hievon der minder gebildete, folglich kurzsichtige Pferdezüchter schwer zu überzeugen. Er glaubt sich in seinen Bemühungen für die Pferdezucht zurückgesetzt und gekürzt, wird da-

durch mißmuthig, und nothwendig kann dieser wichtige Zweig der ländlichen Produktion, dessen Wichtigkeit für das Ganze ich früher schon anschaulich gemacht habe und welcher überhaupt nicht schwer einzusehen ist, nur wesentlich dadurch leiden.

Aus diesem Grunde wäre es wichtig, das Geschäft des Pferdeankaufs für die Armee so zu leiten und auszuführen, daß jeder Verdacht irgend einer Partheilichkeit, auch bei dem ungebildetern Theile der Pferdezüchter, vollständig entfernt und vermieden werde.

§. 60.

Hiezu würde nun wesentlich nützlich seyn, daß zuvörderst durchaus der ganze Pferdebedarf der Armee nur im Lande und nur von wirklichen Pferdezüchtern gekauft würde. Man weiß nämlich, daß in den letzten Jahren noch eine große Anzahl der nöthigen Pferde in den benachbarten russischen Provinzen gekauft worden sind, und daß dieses aus dem Grunde geschehen seyn soll: weil im Lande selbst noch nicht genug taugliche Pferde vorhanden seyn sollen. Jene in der Fremde gekauften jungen Pferde können nun aber, nach dem bekannten Stapel jener Gegenden, nur in einem leichten Schlage für die leichte Kavallerie bestehen, und gerade an diesen ist bei uns anscheinend eher Ueberfluß als Mangel erweislich, während wohl der größere und stärkere Schlag, für die schwere Kavallerie und Artillerie im Ganzen noch

nicht reichlich genug bei uns vorhanden seyn könnte. Jener beträchliche Ankauf fremder Pferde scheint daher eine Verkürzung der einheimischen Pferdezucht, und mit der bestehenden Tendenz, diese zu befördern, nicht vereinbar zu seyn.

§. 61.

Sodann würde zur Verhütung des nachtheiligen Umstandes, daß ein Pferdezüchter, vielleicht weil er früher zum Markt kommt als ein Anderer, mehr Pferde los wird, als der letztere, ein anderes nicht dem Zufalle so unterworfenes, und auf den Gesammtbestand des ganzen Landes so wie den Gesammtbedarf der ganzen Armee begründetes Verfahren bei dem Geschäft des Ankaufs zweckmäßig seyn, wozu ich folgende unmaßgebliche Vorschläge zu machen mir erlaube.

§. 62.

Es werde nämlich jährlich eine Commission, aus einem sachkundigen Officier, einem vereideten Thierarzt und einem in dem jedesmal vorhabenden Kreise angesessenen Gutsbesitzer oder Beamten, welcher letztere dazu allenfalls von den Kreiseingesessenen gewählt seyn könnte, bestehend, beauftragt, den ganzen Bestand der im Lande vorhandenen tauglichen Remontepferde zu ermitteln, den Preis der Pferde, mit Zustimmung der Eigenthümer, festzustellen, die Thiere mit einem Brennzeichen zu versehen und dem Eigenthümer, bis zur Beendigung des gan-

zen Geschäfts in der Provinz, mit der Weisung zurück zu geben, daß sie ihm nur dann an denen zu bestimmenden Tagen und Orten gegen Empfang des bedungenen Preises abgenommen werden könnten, wenn er sie völlig ungebraucht und unverletzt abliefert. Diese Commission verzeichne dann gleich jedes Pferd in diesfällige Listen in diejenige Rubrik des Armeebedarfs, für welche es sich qualificirt. Wenn nun gleichzeitig der ganze gegenwärtige Bedarf der Armee ermittelt und bekannt ist, läßt sich gleich übersehen, ob alle im Lande vorhandene junge Pferde, oder, wie vorläufig noch schwerlich zu erwarten ist, nur ein Theil gebraucht werden wird. Würde nun in der Folge etwa nur ein Theil des Bestandes gebraucht, dann müßte auch jedem Pferdezüchter ein eben so großer Theil seines Bestandes, und wer nur ein oder zwei Stück hätte, diese ganz abgenommen, solches den Inhabern sammt den Tagen und Orten der Ablieferung von den Behörden bekannt gemacht, nach diesen Bestimmungen jedem Ablieferer von einem dazu bestimmten Kassenofficianten, in Gegenwart des Kreislandraths oder einer Gerichtsperson sofort baar bezahlt werden. Die Kosten jener Aufzeichnung aber würde sich wohl jeder Pferdeverkäufer von dem Kaufgelde, pro Rata der ganzen Anzahl, abziehen lassen können, da solche blos für sein Interesse veranstaltet wäre.

§. 63.

Um ferner aber auch etwanige Bedrückungen durch zu geringes Preisgebot zu verhüten, würde nicht nur nöthige Größe und Qualität, sondern auch derjenige Preis der Pferde, den die Staatsverwaltung für jede Art des Armeebedarfs geben will, öffentlich zu jedermanns Wissenschaft bekannt werden müssen, wobei immer noch für bessere oder geringere Qualität einiger Spielraum bleiben, und es z. B. heißen könnte, daß der Staat für ein Husarenpferd 50 bis 60, für ein Dragonerpferd 65 bis 80 Rthlr. u. s. w. geben wolle.

§. 64.

Durch dieses oder auch ein anderes, den Zweck sicherndes Verfahren würde nun nicht nur die Wohlthat des Pferdeankaufs jedem Pferdezüchter völlig gleich und ohne Unterschied zu Theil, und jeder Verdacht irgend einer Begünstigung und Partheilichkeit verhütet werden, der Pferdezüchter würde hinreichende Ermunterung zur fortschreitenden Industrie haben, die Landrace würde, mit Hülfe der Landgestüte, jährlich in der Veredlung steigen, und einer für die Intensität der Heeresmacht so wichtigen, kräftigen und leicht beweglichen Kavallerie und Artillerie ihre zweckmäßige, völlig qualificirte Remonte auf immer im Lande gesichert seyn, der Flor des Landbaues aber überdies an der Pferdezucht ein wesentliches Beförderungsmittel haben, von dieser Seite also von

unserer hohen Staatsverwaltung billiger Weise nicht mehr verlangt werden können.

§. 65.

In Rücksicht der Rindviehzucht fehlt es aber bei uns im Ganzen noch an dem nöthigen Reiz, eine kräftige Industrie darauf zu verwenden. Denn es ist im Ganzen nicht nur die Fleischconsumtion verhältnißmäßig nicht groß, sondern diese wird noch überdies durch Zugang fremden Viehes großen Theils bestritten. Wenn nun auch gleich eine Staatsverwaltung nicht im Stande ist, diese Branche der Nutzviehzucht durch Ankauf ihres Produkts zu unterstützen, so steht es doch vielleicht in ihrer Gewalt, dieses indirekte dadurch zu thun, daß sie das fremde mit viel geringern Kosten erzielte Schlacht- und Mastvieh von der einheimischen Consumtion ausschließt, wie solches z. B. in England mit so wesentlichem Nutzen für die Landwirthschaft geschehen ist.

§. 66.

Diese wirksame Maaßregel zur Ermunterung der für die höhere Bodencultur so wichtigen Rindviehzucht soll oft schon im Vorschlage gewesen, jedoch immer durch die Meinung hintertrieben seyn, daß es an einheimischem Rindvieh für die bestehende Consumtion fehle. Dieser Grund kann aber höchstens eine vorübergehende Gültigkeit gehabt haben, und augenscheinlich nicht in der Unmöglichkeit beste-

hen, genugsam einheimisches Schlachtvieh zu schaffen. Wenn früher der hiesige Producent nicht genug Rindvieh für die bestehende Consumtion aufzog, so lag dieses in den gespannten Getreidepreisen und in den früher schon aufgestellten Irrthümern Hinsichts der Consumtion der Bodenkraft und der Nothwendigkeit der stärkern Düngerbeschaffung. Der auswärtige Viehhändler lieferte wohlfeiles Vieh her, weil er es in wilden Steppengegenden kauft, welche nur geringe Aufzuchtskosten bei der Viehzucht haben. Der hiesige Landwirth fand seine Rechnung schneller und besser bei dem gut bezahlten Getreide, als bei dem langsamern Erfolg der Viehzucht, und war daher nicht dringend genug veranlaßt, auch zu wohlfeilen Preisen Rindvieh zu erziehen und mit dem Ausländer hierin Concurrenz zu halten.

§. 67.

Jetzt stehen aber die Sachen anders. Das Getreide hat seinen Absatz in's Ausland verloren und die Aecker sind erschöpft. Der Landwirth muß sich daher aus doppeltem Grunde, nämlich zur Vermehrung der Geldeinnahme und zur Düngergewinnung auf eine möglichst ausgedehnte Nutzviehzucht legen, und hiezu ist nun die Anzucht des Rindviehes, besonders für den Bauernstand, beinahe der wichtigste und nützlichste Zweig. Jetzt erscheint der Zugang fremden Viehes um so schädlicher, da sie dem hiesigen Producenten jene unvermeidliche Wendung sei-

ner Industrie erschwert und verkümmert, welches ohnehin schon die bestehenden Conjunkturen und die früher in der Behandlung des Bodens vorher schon aufgestellten Fehler im hohen Grade thun, und er möchte daher aus Gründen des Gemeinwohls nicht so leicht zu rechtfertigen seyn.

Sollte auch einstweilen der Branntweinbrenner und Viehmäster einige Unbequemlichkeiten in der Beschaffung seines magern Viehes im Innern des Landes haben, so ist dieses gewiß vorübergehend und wird sich in wenigen Jahren durch verstärkte Viehzucht heben. Ueberdies vergesse der Branntweinbrenner, der bei uns gewöhnlich zugleich Viehmäster ist, nicht, daß der Bauernstand der beste Abnehmer seines Produkts, nämlich des Branntweins ist, und daß jeder bessere Erwerb dieses nützlichen Standes ihm in seinem Getränkedebit zu gut kommt, und gewiß gewinnt durch bessere Preise des Schlachtviehes vorzugsweise der Bauernstand, der sich am liebsten mit Rindviehzucht abgiebt.

Wenn übrigens auch anscheinend angenommen werden könnte, daß jetzt, bei den sehr gesunkenen Preisen des Rindviehes, der Ausländer nicht seine Rechnung finden, und daher von selbst schon mit seinem Vieh wegbleiben würde, so möchte diese Erwartung für die Dauer aus dem Grunde nicht zutreffen, weil die Produktenpreise allerwärts gesunken sind, und daher das fremde Vieh doch auch für ge-

ringere Preise hergebracht werden möchte, wenn dessen Eingang nicht untersagt würde.

Diese Maaßregel zur Beförderung des Flors der Landwirthschaft wäre daher noch von der väterlichen Vorsorge unserer hohen Staatsverwaltung zu wünschen, und auch wohl zu hoffen, wenn sie sich irgend mit wichtigern Rücksichten der Staatsverwaltung verträgt.

§. 68.

In sofern nun noch etwa in manchen Gegenden unseres Staates mehrere Ursachen die Anlegung von Reservemagazinen räthlich machen sollten, und die Beschaffung der dazu nöthigen Fonds ohne Störung der Finanzverwaltung möglich wäre; ferner, wichtigere Rücksichten es nicht hindern, die Armeegarnisonen und besonders die Kavallerie in Gegenden zu verlegen, wo es am meisten an Absatz des Getreides mangelt, und beide Maaßregeln daher noch in Anwendung kämen, dann wüßte ich nicht, was von Seiten unserer hohen Landesregierung noch zur Beförderung des Absatzes einheimischer Produkte geschehen könnte.

§. 69.

5) In Betreff der Musterwirthschaften, Prämien und Belohnungen ist bei uns auch mehreres, wie das Culturedikt vom 14ten September 1811 beweiset, nicht nur zur Sprache gekommen, sondern auch schon, wie ich vorhin unter

2 bereits angeführt habe, kräftigst zur Ausführung gekommen, und wenn sich dieses bis jetzt auch noch nicht bis auf unsere nördlichere Gegenden erstreckt hat, so liegt dieses wahrscheinlich mehr im Mangel des Wunsches von unserer Seite, als in der Bereitwilligkeit der Staatsverwaltung für selbige. Denn dergleichen Mittel können, wenn sie gedeihen sollen, nicht aufgedrungen werden, sondern müssen aus eigenem Triebe entstehen oder als Wohlthat von der hohen Landesregierung erwünscht und erbeten werden, und in diesem Falle wäre auch wohl für uns an einem guten Erfolge nicht zu zweifeln.

§. 70.

6) In Betreff der Erleichterung der Mittel zur Beschaffung der nöthigen Vorschüsse möchten die in den Provinzen unsers Staates mit bedeutenden Fundationssummen desselben gestifteten landschaftlichen Creditinstitute nichts zu wünschen übrig lassen. Ihre Wirksamkeit für gedachten Zweck kann wohl kein Beobachter in Zweifel ziehen, weil wohl auf keinem andern Wege so billige und so bedeutende Geldanleihen auf den Credit der ländlichen Grundstücke zu beschaffen gewesen seyn würden. Man ist freilich mitunter unbillig genug, die Uebel, welche jetzt die starke Verschuldung mancher Güter in unsern nördlichen Provinzen mit sich führt, auf gedachte Institute und die durch sie entstandene Leichtigkeit, Schulden zu machen, zu schieben; allein

dieser Vorwurf ist ungerecht und kann sie nicht selbst, sondern höchstens etwanige Mißbräuche treffen, und welches Gute in der Welt kann nicht durch Mißbrauch Veranlassung zu Uebeln werden! Hätte aber ein Mißbrauch statt gefunden, dem die jetzige Schwierigkeit der Zinsenzahlung zugeschrieben werden könnte, so wäre dieses wohl immer kein anderer, als die früher in den Paragraphen 6 bis 10 aufgestellten Mißgriffe in der Behandlung des Bodens. Man siehet dieses deutlich an den landschaftlichen Instituten von Pommern, Schlesien und den Marken. Bei den Gütern jener Gegenden ist im Ganzen die Nutzviehzucht seit längerer Zeit viel ausgedehnter betrieben als bei uns, und ihr Absatz der Bodenerzeugnisse beruht mehr auf einheimischer als auf fremder Consumtion; sie haben daher jetzt sowohl mit der Bodenerschöpfung als auch mit dem mangelnden Absatz, unsern hiesigen Hauptübeln, bei weitem weniger zu kämpfen, können Zinsen zahlen, und daher stehen ihre Kreditvereine in stetem Flor.

§. 79.

Wer daher die Nützlichkeit der landschaftlichen Kreditvereine richtig beurtheilen will, der muß nicht bei den unsrigen allein stehen bleiben, sondern auch jene mit in seinen Gesichtskreis aufnehmen, und er wird dann gestehen müssen, daß diese Institute alles leisten, was nur von öffentlichen Anstalten der Art billiger Weise erwartet werden kann.

§. 72.

7) Richtige und gleiche Vertheilung der nöthigen, von den landwirthschaftlichen Gewerben zu leistenden, Abgaben an den Staat. Daß hiebei nur von den sogenannten indirekten Abgaben die Rede sey, habe ich früher schon bemerkt, denn die einmal feststehenden Grundabgaben, sie mögen nun bei ihrer ersten Festellung gleich oder ungleich vertheilt worden seyn, haben sich im Laufe der Zeit durch den Kaufpreis der Güter schon so ausgeglichen, daß sie jetzt auf eine gleiche Besteuerung der Staatsbürger keinen Einfluß mehr haben. Ich habe dieses in meiner kleinen Schrift: „über die bevorstehende Regulirung der Grundsteuer" so auseinander gesetzt, daß hiergegen wohl schwerlich etwas einzuwenden seyn dürfte.

§. 73.

In Ansehung einer gleichen Vertheilung dieser indirekten Abgaben ist bei uns nun schon alles geschehen, was nur irgend das Princip einer gleichen Besteuerung fordern kann. Alle Abgaben an Gewerbesteuer, Schlacht-, Brod-, Branntwein- und Bieraccise werden von allen Ständen mit gleichen Schultern getragen, und Niemand kann mehr über prägravirende Vorrechte irgend eines Standes oder Gewerbes klagen. Auch zur Verhütung der, dem redlichen Gewerbetreibenden so nachtheiligen, Defraudationen gewissenloser Staatsbürger und der Aus-

länder fährt unsere hohe Landesregierung stets fort, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Die dieserhalb angeordneten Kontrollen können auch ihres Zweckes nicht verfehlen, wenn die angestellten Officianten nur einigermaßen ihre Schuldigkeit thun, und vor allen Dingen sich nicht bestechen lassen.

Gegen dieses am schwersten zu verhütende Uebel ist nun schon ein sehr wesentliches Hülfsmittel dadurch angewendet, daß die angestellten Officianten vollkommen auskömmlich besoldet sind, und also nicht mehr die Noth sie zur Verletzung ihrer Pflicht drängen kann. Daß dieses nothwendige Hülfsmittel und die auf Bestechungen stehenden Strafen aber nicht ganz unfehlbar, und zwar aus dem Grunde nicht sind, weil solche strafwürdige Handlungen schwer und selten zu Tage kommen, habe ich oben im Allgemeinen schon bemerkt, und alle mögliche Mittel zur Entdeckung statt gefundener Bestechungen könnten hiebei nur als nützlich angesehen werden, weil alle Strafbestimmungen nichts helfen können, wenn die Vergehen nicht zu Tage kommen. Jeder Versuch einer Bestechung der angestellten Steuerbeamten ist schon der erste Schritt zum Betruge, indem umsonst und ohne sträfliche Absicht Niemand Geschenke geben wird, und daher könnte auch schon eine versuchte Bestechung als Betrug angesehen und nachdrücklich bestraft werden.

§. 74.

Am erwünschtesten wäre es freilich, wenn die indirekten Abgaben, besonders vom Bierbrauen und Branntweinbrennen, auf dem platten Lande auf ein jährlich zu regulirendes Fixum gebracht werden könnten. Denn wenn hiedurch auch wirklich der industriöse Fabrikant vor dem saumseligen im Laufe eines Jahres Vortheile erränge, so geschähe es doch nicht durch eine betrügerische Handlung, wie es bei Defraudationen geschieht, sondern durch löblichen Fleiß. Wenn daher die Staatscassen durch eine solche Fixation nur im Ganzen den frühern Betrag der Einnahme sicher erhielten, und höchstens noch die bisherigen Erhebungs- und Kontrollirungskosten ersparten, so wäre von staatswegen die Sache schon annehmlich, und der jetzigen Erhebungsart vorzuziehen.

Es käme alsdann nur noch darauf an, daß die steuerpflichtigen Fabrikanten unter sich bezirksweise eine sichere Einigung zu Stande bringen könnten, wie viel jeder zu der festgesetzten Hauptsumme beitragen solle. Der vorjährige Steuerbetrag eines jeden könnte hiezu zwar einen Maaßstab abgeben, allein dann entstände das nachtheilige Uebel, daß der bisherige kühnste, gewissenloseste und verschmitzte Defraudant, der es am wenigsten verdiente, gerade am besten dabei zu stehen käme. Die beim Brennen im

Gebrauch stehende Meischgefäße könnten zwar bei großen, in stetem Gange befindlichen, Branntweinbrennereien einen bessern Maaßstab geben, nur bei kleinen unterbrochenen Brennereien geht dieses auch nicht gut an. Es wäre daher wohl eine sehr interessante Aufgabe für alle Bier- und Branntweinsfabrikanten, sich über die sichersten und bequemsten Mittel zur richtigen Vertheilung der Steuer unter sich zu berathen und, für jeden verbindlich, zu einigen. Denn sie hätten von einer Fixation ihrer Steuer doch wesentlichen Vortheil und würden auch an den Grenzen die besten Wächter gegen Einschwärzung fremden Branntweins abgeben, da bei ihnen keine Bestechung gegen ihr eigenes Interesse Eingang finden könnte.

§. 75.

Ich glaube nun in diesem Abschnitte hinlänglich bewiesen zu haben, daß der preußische Landwirth wahrlich alle Ursache habe, mit der Theilnahme seiner höchsten Landesregierung an dem Flor seines Gewerbes und an seinem Wohle vollkommen zufrieden zu seyn, und habe in den frühern Abschnitten anschaulich gemacht, daß zur Bekämpfung seiner Noth die Anwendung der wichtigsten und nachhaltigsten Mittel nur wesentlich auf ihm beruht. Es kann übrigens auch keinem Zweifel unterliegen, und das, was bis jetzt geschehen ist, bürgt uns dafür, daß jene segnende Theilnahme und Hülfe fortwährend

rend bleiben und überall wirksam seyn wird, wo Gelegenheit dazu sich darbietet. Nur allein und ohne wesentliches Zuthun des landwirthschaftlichen Publikums die jetzt drückenden Uebel zu heben, ist so wenig die Preußische, als irgend eine andere Regierung der Welt im Stande.

§. 76.

Zum Schlusse dieses Abschnittes kann ich nicht umhin, noch einige nicht selten vorkommende Urtheile und Beschwerden über unsere in neuerer Zeit entstandenen, früher nicht gewesenen Abgaben und ihre Nothwendigkeit zu berühren und zu beleuchten. Man wirft nämlich diesen Abgaben einen großen Antheil an den jetzigen Bedrängnissen der producirenden Staatsbürger vor, und glaubt zugleich, daß sie durch Beschränkung der Ausgaben und besonders des Armee-Etats entbehrlich gemacht werden könnten.

§. 77.

In erster Beziehung ist es nun offenbar, daß man das Uebel nach seinem nächsten Eindruck beurtheilt, und nicht nach der wahren Quelle sieht, und so wie ein Kranker jede kleine Last, die seinem Körper aufgelegt würde, häufig als den Grund seiner darauf folgenden Ermüdung, ohne an die anderweitige Ermattungsursachen seines Körpers zu denken, ansehen würde, so sehen auch wir diese an sich unbedeutenden Abgaben häufig als die Ursache unserer Entkräftung an, ohne an die wahre Quelle der-

selben, nämlich an die bestehende Erwerblosigkeit, zu denken, und schließen also hierin offenbar falsch. Denn es ist augenscheinlich, daß, wenn es auch möglich wäre, diese neuere Abgaben ganz aufzugeben, und es geschähe solches dem zufolge, dadurch der Zustand unserer Erwerbslosigkeit um nichts gebessert und die bestehende Noth um wenig oder nichts gemindert werden könnte, und man andererseits diese Abgaben fast gar nicht fühlen würde, wenn nur einträglichere Absatzprodukte und besserer Gelderwerb erst errungen wäre. Z. B. sagt man, der sonst so beträchtliche Nutzen vom Gewerbe der Branntweinbrennerei ginge dadurch verloren, daß vom Branntwein eine so bedeutende Abgabe erhoben würde, die den frühern Reinertrag übersteige. Offenbar ist aber nicht diese Abgabe die Ursache jenes Verlustes, sondern nur der geringe Preis, für welchen der Branntwein losgeschlagen werden muß, und an einem zu geringen Preise kann die Steuer doch wohl nicht Schuld seyn. Die wahre Ursache jenes frühern Profits war der gute Getreidepreis, der an sich schon schnell zu Geld verhalf, und der starke in- und auswärtige Absatz des Branntweins, welches beides gute Preise desselben bewirkte. Denn es wurde weniger Branntwein gebrannt, und die Nachfrage war größer. Die jetzt bestehenden geringen Getreidepreise treiben aber nun an, vielmehr Getreide in Branntwein zu verarbeiten, und durch Stockung des Han-

dels und der Schiffahrt ist zugleich die Consumtion desselben um vieles vermindert. Es wird daher des Branntweins für den Bedarf zu viel, jeder will den seinigen los seyn, und natürlich folgt hierauf ein unerhörtes Sinken des Preises desselben, und nie waren diese Preise früher so geringe, wenn gleich keine Steuer bezahlt wurde. Wenn daher die Branntweinssteuer aufgehoben würde, dann könnte nichts weiter erfolgen, als daß dieses Produkt, anstatt wie jetzt für 15 bis 16 Rthlr., für 9 bis 10 Rthlr. p. Ohm losgeschlagen würde, für welchen Preis auch in den Grenzgegenden oft genug eingeschwärzter fremder Branntwein verkauft werden soll; der schon ohnehin wohlfeile Branntwein würde noch wohlfeiler getrunken, und der frühere Profit seiner Produktion dadurch keinesweges hergestellt.

Außer der Branntweins- und Biersteuer hat der preußische Landwirth nun an neuern Abgaben nur noch eine sehr mäßige Gewerbesteuer als Fabrikant dieser Produkte, und in Stelle der Brod- und Schlachtaccise, nach der Größe seines Hausstandes, eine sogenannte Classensteuer zu entrichten. Beide Abgaben sind wirklich mäßig und kein größerer Gutsbesitzer wird sie als besonders drückend und über das Verhältniß seines Vermögens und Erwerbes erweislich angeben können. Und wenn die Classensteuer für den Bauernstand und die arbeitende Classe hin und wieder wirklich als drückend erscheinen sollte, so

liegt dieses vielleicht zuweilen in Fehlgriffen bei der Classifikation, gewiß aber hauptsächlich nur im Mangel an Erwerb, und wenn dieses Uebel nur nach und nach erst schwindet, dann wird wohl Niemand dringende Veranlassung finden, auch diese Abgabe als besonders lästig anzusehen. Also auch hier kann nur ein kräftiges Streben der Industrie in einer zweckmäßigen Richtung wirkliche Abhülfe gewähren.

§. 78.

In Bezug auf unsern Armee-Etat geht nun die Oberflächlichkeit obigen Urtheils schon zum Theil aus demjenigen hervor, was ich früher über die Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit der stehenden Heere überhaupt schon angeführt habe, theils muß ich hier noch einiges anführen, was die Wahrheit der Sache noch in ein helleres Licht setzen wird.

Rußland und Oesterreich grenzen mit barbarischen Nationen, und müssen schon dieserhalb, und um etwanige neue Verheerungen irgend eines zweiten Attila, Dschingis Chan oder Soliman des zweiten zu verhüten, große stehende Heere halten. Wenn nun diese Staaten solches thun müssen und auch thun, dann sollten wir, ihre nächsten Nachbarn, minder imposant dastehen, und doch unabhängig und gegen fremde Unterdrückung gesichert seyn wollen? Ich denke, die Unentbehrlichkeit unseres Kriegesetats bedarf keines weitern Beweises, als einer schlichten Ansicht gedachter Umstände.

Die hohe Nützlichkeit unserer jetzigen Heeresmacht für die rein menschliche Entwickelung des Einzelnen und Ganzen liegt aber eben so klar am Tage. Unser Heer ist mit seinen jetzigen Einrichtungen nicht nur für den großen Haufen eine Bildungsschule zur Ordnungsliebe, Thätigkeit, Sparsamkeit, Nüchternheit und zu einem vernünftigen Gehorsam gegen die Gesetze, sondern auch für die ganze Nation eine Schule aller männlichen und heroischen Tugenden, bei deren Mangel nicht nur der Einzelne ein verkrüppeltes Halbwesen ist, sondern auch ein ganzes Volk erst in asiatische Ueppigkeit und Weichlichkeit, dann in blinden Despotismus und entehrende Sklaverei, und endlich in das größte Unglück einer Nation, in Revolutionen oder fremde Unterjochung versinkt. Wem dieses nicht aus psychologischen Gründen einleuchtend ist, der befrage doch nur die alte und neue Geschichte. Wenn also ein sonst so sehr erwünschter langer Friede, durch wachsenden Wohlstand, schöne Künste und vielfach vermehrte und verfeinerte sinnliche Genüsse ein Volk nicht in jene unglückliche Entartung führen soll, dann ist es unerläßlich nöthig, daß seine Herrscher mit durchgreifenden und dauernden Anstalten, wie unser jetziges Heer solches augenscheinlich ist, Kraft und Männlichkeit aufrecht erhalten und die Nation gegen zu große Verweichlichung und Verfeinerung schützen. Denn blos die heroische Richtung, welche unser Volk von

seinen glorreichen Herrschern seit Friedrich Wilhelm dem Großen ununterbrochen erhielt, hat nicht nur seine innere Kraft unendlich erhöht, die Ausdehnung unsers Staates mehr als verdoppelt, und uns die unbedingte Achtung des Auslandes erworben, sondern auch unsern erhabenen Herrschern diejenige mit Achtung gepaarte Liebe gegen uns eingeflößt, welche es ihrem landesväterlichen Herzen leicht machte, uns in unsern weisen rein menschlichen Gesetzen

„Freiheit des Geistes, Gleichheit der Rechte, unbedingte Rechtspflege und kräftigen Schutz gegen Willkühr und Despotismus"

welches doch unstreitig die höchsten Güter eines jeden vernünftigen Staatsbürgers sind, zu geben. Wer könnte daher noch die unbedingte Nothwendigkeit und hohe Nützlichkeit unsers jetzigen rein vaterländischen Heeres, welches uns sichere Wehrmauer gegen fremde Unterdrückung, gegen welche ein beschränktes Heer von Miethlingen nicht schützt, und zugleich höchstnützliche Bildungsschule für die ganze Nation ist, in Zweifel ziehen, ohne eine auffallende Kurzsichtigkeit und Oberflächlichkeit zu verrathen?

Daß unser Heer aber für gedachte große Zwecke nicht zu groß sey, geht daraus hervor, daß der dienstthuende und besoldete Theil bedeutend kleiner als früher vor dem Jahre 1806 ist, und es zuweilen Noth hat, alle vorhandene junge Leute für ihre nöthige dreijährige Dienstzeit darin aufzunehmen.

§. 79.

Zum Schlusse dieser Blätter glaube ich noch einem möglichen Einwande:

„daß nämlich bekanntlich in England schon seit einer Reihe von Jahren, die von mir oben aufgestellten Mittel für den Flor der Landwirthschaft, nämlich ein reichlicheres Verhältniß der Nutzviehzucht zum Getreidebau bestehe, dessenungeachtet aber auch dort jetzt die Klagen über mangelndes Auskommen der Landwirthe eben so, wie bei uns verlauten, jene Mittel also nicht unfehlbar seyn könnten"

hier im Voraus begegnen und die diesfällige Verschiedenheit der Verhältnisse andeuten zu müssen.

Es ist nämlich nach öffentlichen Mittheilungen aus England wahr, daß auch der dortige Landwirth, selbst in den cultivirtesten Gegenden, über unzulängliche Geldeinnahme klagt, wenn gleich seine Wirthschaft im höchsten Flor ist. Dieses liegt aber dort nicht, wie bei uns, im mangelnden Absatz oder der unsichern Gewinnung der Bodenprodukte, sondern nur in dem im Allgemeinen eingetretenen verringerten Geldwerthe der Produkte und in einem zu großen Mißverhältniß der verringerten Einnahme mit den bestehenden Pachts- und Wirthschaftsausgaben, und hauptsächlich mit den öffentlichen Abgaben an den Staat. Denn in England wurden

1) die Pachtpreise der Güter nicht, wie bei uns

die Domainen-Pachtnngen und Kredit-Veranschlagungen, nach den natürlichen, immer zu erhaltenden alten Produktenpreisen, sondern nur durchs Meistgebot, und daher durch den überspannten vorübergehenden Marktpreis der Produkte festgestellt;

2) nach eben diesen überspannten Geldverhältnissen die Abgaben der Güter an den Staat und für andere Zwecke erhöhet und es beträgt die Armentaxe allein dort mindestens 20 p. C. vom Reinertrage der Güter;

3) ein gleiches findet dort mit dem Gesinde- und Tagelohn statt.

Der englische Landwirth kann daher nur über zu große Ab- und Ausgaben klagen.

Bei uns sind dagegen, wie erwähnt

1) die Kredit- und Domainen-Veranschlagungen nur mit den alten, natürlichen, und im Durchschnitt immer zu erhaltenden Friedenspreisen des Getreides berechnet;

2) die Grundabgaben der Güter an den Staat nicht erhöhet, so wie wir keine Armentaxe haben, und die neuern von den Landwirthen an den Staat zu entrichtenden indirekten Abgaben nicht nur unbedeutend, sondern auch, wie ich erwiesen habe, ohne Einfluß auf den Ertrag derselben;

3) ist Gesinde- und Tagelohn nicht nur verhältnißmäßig viel weniger gestiegen, sondern auch viel leichter wieder herabzusetzen, als in England, welche Maaßregel auch schon allmählig in Anwendung kommt.

Es ist also augenscheinlich, daß der hiesige Landwirth nicht mit dem englischen in gleicher Lage ist, und daß, wenn diesem Letztern nur eine bedeutende Verminderung seiner großen öffentlichen Abgaben helfen kann, dieses unserem Producenten gar keine wesentliche Hülfe gewähren würde.

Wenn aber hin und wieder bei uns Schulden- und Pachtsverhältnisse in der letztvergangenen Zeit ganz den überspaunten Getreidepreisen gemäß und daher so gestiegen seyn sollten, daß die natürlichen, unsern Veranschlagungen zum Grunde liegenden Friedenspreise solche nicht decken könnten, dann wären diese Schulden- und Pachtzahlungen ungefähr das, was in England die Abgaben an den Staat sind, wenigstens in ihren Wirkungen diesen gleich. Dieses ist aber kein Gegenstand für diese Blätter, welche nur die Ursachen unserer Erwerbslosigkeit und die Mittel dagegen angeben sollten.

Möchte es mir doch gelungen seyn, durch diese Zeilen unser sonst so energisches und thätiges ökonomisches Publikum, daß sich durch jede Tugend eines guten Staatsbürgers stets auszeichnet, auf die

wahren Quellen der jetzigen drückenden Uebel mehr aufmerksam gemacht zu haben, als man im Allgemeinen diese nöthige Berichtigung der Ansichten noch antrifft! Ich könnte dann die lohnende Ueberzeugung hegen, durch diesen Versuch etwas Gemeinnütziges begonnen und ausgeführt zu haben.

IV.

Einige Bemerkungen zu der im 1sten Stücke des 13ten Bandes der Möglinschen Annalen enthaltenen Nachricht von einer endemischen Lämmerkrankheit.

Vom

Herrn Dr. Cranz zu Brusenfelde.

Das von dem Herrn von Monteton zu Priort bei Potsdam in dem erwähnten Aufsatze geschilderte Uebel des öftern Verlustes der Lämmer durch weiße Lungen, oder Fadenwürmer im Magen, hat mich hier in der ersten Beziehung so vielfach betroffen, und auf die beabsichtigte Vervollkommnung meiner Schäferei so nachtheilig eingewirkt, daß ich meine diesfallsigen Beobachtungen und Sicherheitsvorkehrungen hier gleichfalls vorlegen zu müssen glaube.

Zuvörderst bemerke ich, daß auf dem im Jahre 1819 von mir erkauften hiesigen Gute 1000 bis 1200

Landschaafe, ungeachtet der statt gefundenen Dreifelderwirthschaft, ohne allen Kleebau, recht füglich gehalten werden konnten, weil eine nicht unbeträchtliche Anzahl Oderwiesen, und neben einer Außenhütung für die Hammel noch einige hundert Morgen recht gesunde Schaafhütung auf den Dreschbergen einer gleichfalls acquirirten Heide, zu Hülfe kamen. Ich glaubte daher durch eine veränderte Feldeintheilung und mit Hülfe der alljährlichen Aussaat einiger Schläge mit rothen und weißen Klee, um so mehr eine gleich große Anzahl spanischer Schaafe halten zu können, als mein Acker, obgleich sehr bergig, durch reichliche Dünger- und Moderfuhren, auch in seinen Außenschlägen, doch dazu zugerichtet werden konnte, überall in nicht allzu trocknen Jahren, guten weißen Klee zur Schaafhütung zu tragen.

Inzwischen wagte ich es doch nicht, in den ersten Jahren, mehr als die erforderliche Anzahl echter Sprungböcke und eine kleine Zahl spanischer Mütter zu kaufen, bevor erst meine übrigen Culturoperationen mehr gewirkt haben konnten.

Allein je mehr sowohl die Veredlung durch die Böcke, als auch spätere Ankäufe von spanischen Schaafen wirken sollten, um so mehr verkleinerte sich meine Schäferei, kam nach und nach bis auf 660 Stück herunter und blieb auf einer sehr langsam im Allgemeinen fortschreitenden Veredlungsstufe

stehen, weil fast alljährlich der größte Theil meiner Lämmer (und unter ihnen die Zibben am meisten) stets wieder an weißen Lungen, d. h. an Fadenwürmern in den Lungenröhren, starb, und ich also nie nach der Güte der Wolle, sondern immer nur nach der Lebensfähigkeit, Gesundheit der Mütter, ausmerzen konnte.

Kaum daß die Lämmer einige Wochen mit ihren Müttern auf die Weide gegangen waren, zeigte sich dieses Uebel beinahe alljährlich wieder. Anfangs glaubte ich, daß doch Unvorsichtigkeit des Schäferknechts daran Schuld seyn könne, aber als es auf einem besonders dazu ausersehenen Kleeschlage, in dessen Umgebung durchaus keine Möglichkeit des Verhütens statt finden konnte, doch gleich nach einem nur etwas schweren Regen wieder ausbrach, da wurde es mir klar:

daß nicht die Berge, sondern die Gründe zwischen solchen die nächste Veranlassung zu dieser Krankheit dadurch geben, daß der daselbst am üppigsten wachsende weiße Klee, nach welchem die Schaafe am meisten eilen, stets von dem leichtern Boden der sie umgebenden Berge durch Winde und etwas stärkere Regengüsse einigermaßen an seinen Blättern feine Stauberde, Sand, kleben hat, der, wenn er auch von den ältern Thieren — in so weit keine Verschlammung statt findet — ihrer Gesundheit unbeschadet genossen werden kann, doch

der zartern Constitution der Lämmer, nach dem fortschreitenden Grade der Veredlung und der Feinheit ihrer Wolle, immer nachtheiliger ist, je mehr eine vorausgegangene trockene Witterung den Wachsthum des Klee's zurückgehalten hat und er kurz an der Erde abgefressen wird.

Auch wurde diese Meinung noch dadurch bestätigt, daß

1) das erwähnte Uebel, sowohl bei mir als bei meinen gleiche bergige Feldmarken habenden nächsten Nachbarn stets nach mehrern, etwas schweren Frühjahrsregen ausgebrochen ist; daß es
2) bei mehrern meiner Nachbarn, unter gleichen örtlichen Verhältnissen, stets weniger als bei mir gewesen ist, weil sie nicht so vielen Klee haben, um ihre mehr oder weniger veredelten Lämmer stets darauf gehen lassen zu können, und daß es
3) bei meinen Bauern, welche weder künstliche Weide noch veredelte Schaafe haben, nur stets in einem sehr geringen Verhältnisse auch dann vorgekommen ist, wenn mir die größere Hälfte meiner Lämmer gestorben war.

Hieraus glaubte ich daher, nach mehrjährigen aufmerksamen Beobachtungen, das Resultat entnehmen zu müssen, daß ich, um die Gesundheit meiner Lämmer zu schützen, sie

1) bis die Roggenernte größtentheils beendigt ist,

im Stalle behalten müsse, wo sie dann zwischen der hohen Stoppel das Gras nicht so genau an der Erde abfressen können, und daß sie

2) im ersten Jahre ihres Lebens die Kleeschläge nur mit großer Vorsicht an den ebensten, bestbewachsenen Stellen, bei ganz trockner Witterung, beweiden dürfen.

Und es ist mir dieses Verfahren seit zwei Jahren so vortrefflich gelungen, daß ich auch nicht ein Lamm mehr an dieser nachtheiligen Krankheit verloren habe, obgleich sie namentlich im vorigen Jahre in dieser Gegend, nach einem Wolkenbruche und andern schweren Regen in den letzten Tagen des Monats Mai, wieder sehr allgemein gewesen ist.

Ich glaube es daher allen Landwirthen, welche eine bergige Feldmark und leichten Boden haben, auf welchem der weiße Klee, besonders an den Mergelbergen, nicht so dicht wächst, daß er die Erde ganz bedecken kann, um so mehr aus eigener Erfahrung unbedingt empfehlen zu können, als der größere Futteraufwand in gar keinem Verhältnisse mit den Vortheilen der gesicherten Lämmerzucht steht. Auch wird sich der vergrößerte Futteranfwand, wie ich glaube, dadurch noch sehr vermindern, wenn man

1) die Lammzeit erst gegen Anfang des Monats März eintreten läßt, damit die Mütter bald nachher, täglich einige Stunden, durch Besuchung einer kräftigen Weide von den Lämmern

getrennt, diesen wieder reichlichere Milch geben als wenn sie ein Futter mehr im Stalle genossen hätten.

2) Wenn man, wo nicht ohnedies Futterüberfluß statt findet, nach der Größe der Schäferei, das Jahr vorher Wickhafer in den Braachschlag säen und diesen im kräftigsten Zustande, wenn die Rispen überall Milch aber noch nicht Mehl enthalten, bei guter Witterung mähen und zu Heu machen läßt, weil er so, gut gewonnen, von den Lämmern vollständig, ohne etwas übrig zu lassen, mit trefflichem Erfolge genossen wird.

Beides geschieht nunmehr bei mir, seitdem ich diese Einrichtung getroffen habe, und wenn man zugleich einige Wispel Hafer anwendet und späterhin täglich ein Futter Haferstroh geben läßt, so ist der Heuaufwand bis zur Mitte der Roggenernte nicht so sehr bedeutend, daß er da, wo Gefahr für die Lämmer droht, von dieser Einrichtung abmahnen sollte, zumal da die dadurch kräftiger gewordenen Lämmer, im ersten Winter ihres Lebens schon ungleich weniger Pflege als andere gleich alte Lämmer bedürftig sind, welche den ganzen Sommer über geweidet haben.

Ich wenigstens werde nie mehr von dieser durch Oertlichkeit bei mir angerathenen Einrichtung wieder abgehen, welcher ich einzig und allein die Sicherung meines Nachwuchses, die Möglichkeit eines zweckmä-

mäßigen Ausmerzens nach der Güte der Wolle und die Vergrößerung meiner Schäferei — welche zum nächsten Herbst 1500 Stück enthält — verdanken zu müssen glaube.

Inzwischen wollte ich selbst sehr wünschen, daß erfahrnere Landwirthe aus verschiedenen Gegenden ihre Beobachtungen über die Entstehung, Heilung und Vermeidung dieses Uebels vorlegen möchten, und erlaube mir hier nur noch in dieser Beziehung die Bemerkung beizufügen, daß

1) die bei meinen Lämmern mehrere Jahre hindurch statt gefundene Krankheit der weißen Lungen ganz dieselben Erscheinungen dargeboten hat, wie sie in dem letzten Stücke der Annalen pag. 211 von dem Herrn Dr. Thaer in Nauen geschildert sind;

2) in ganz trocknen Frühjahren, wenn in den Monaten Mai und Juni keine starken Regengüsse vorgekommen waren, meine Lämmer gleichfalls gesund geblieben sind, daß sie aber auch einmal schon zu Ende Mai, nachdem sie wenige Wochen mit den Müttern auf die Weide gegangen, den Keim zu diesem Uebel, äußerlich noch unbemerkbar, aufgelesen haben mußten, weil sie kaum den Waschteich wieder herauskommen konnten, und mir auch nachher, ob ich sie gleich durch ein lange fortgesetztes

Saugen, bei sehr guter weißer Kleeweide, zu retten suchte, größtentheils gestorben sind;

3) die Weide auf dicht bestandenem rothen Klee, so wie auf Meschwiesen, die Heilung befördern soll, habe ich erst späterhin gehört und will es nicht bezweifeln, in sofern das Uebel nur erst in der Entstehung und noch kein organischer Fehler eingetreten ist, dessen Folge die Fadenwürmer seyn werden, und es scheint dieses Heilmittel auch wohl meine Meinung über die Veranlassung dieser Krankheit zu bestätigen, indem gut bestandener rother Klee, stets eine bindendere Bodenmischung voraussetzt, welche auch in bergigen Gegenden das Bestauben und versanden der Gründe verhindert.

Uebrigens benutze ich diese Gelegenheit, um eine andere, zwar weniger bedeutende, aber doch unangenehme Krankheit der Schaafe, besonders in dem ersten Lebensjahre, ich meine die Drehkrankheit, nochmals zur Sprache zu bringen.

Daß sie durch eine besondere Beschaffenheit der Witterung und der Fütterung begünstigt werden muß, scheint wohl klar zu seyn, weil sie bald mehr bald weniger, aber stets die kräftigsten Thiere befällt. Aber welchen Witterungseinflüssen ist sie zuzuschreiben? Da ich so vielfach meine Lämmer an der oben erwähnten Krankheit verloren, so habe ich nur zwei Jahrgänge vor mir, den von 1822, wo

ich nicht 2 p. C., und den von 1823, wo mir bereits über 6 p. C. erkrankt sind. Der erstere war trocken und heiß, der letztere naß und kalt. Ist dies Verhältniß allgemein bemerkt worden? Auch ist es sonderbar, daß ich von den im Winter des Jahres $18\frac{2}{2}\frac{2}{3}$ drehend gewordenen Lämmern von 6 Stück doch 3 durch das von dem Herrn v. Neirac empfohlne Brennen retten konnte, obgleich schon sehr weiche Stellen am Kopfe vorhanden waren, und dies Jahr sind noch alle gebrannten, nicht nur gestorben, sondern es ist mir auch eins der 3 früher wieder geheilten im vorigen Monat von neuem drehend geworden und gestorben, so daß ich den Glauben an die Heilkraft dieses Mittels wieder aufgegeben habe.

Dagegen erinnere ich mich, im Jahre 1817, als ich in Rochsburg war, von dem dortigen Administrator gehört zu haben, daß bei gänzlicher Stallfütterung das Drehendwerden nicht mehr vorkomme, und es würde daher wohl sehr interessant seyn und zu weitern Beobachtungen führen, wenn die sämmtlichen Besitzer von Stallfütterungs-Wirthschaften der Schaafe, ihre Erfahrungen dem größern Publiko in den Annalen vorzulegen so gefällig seyn wollten.

Es ist immer verdienstlich, die Beobachtungen über Viehkrankheiten mitzutheilen, wenn diese auch so widersprechend sind, daß man vorerst kein Erfah-

rungsresultat daraus ziehen kann. Dies scheint bis jetzt der Fall mit den weißen Lungen und der damit nahe verwandten Krankheit, die Hr. v. Monteton beschrieben hat, zu seyn. Wie bei mehreren andern epidemisch-endemischen Menschen- und Viehkrankheiten müssen wir ihr Entstehen, beim Mangel einer andern durchgreifenden Erklärung, einer atmosphärischen Einwirkung, und zwar einer sich örtlich niederlassenden, beimessen. Diese Krankheit befällt in diesem Jahre diese, in einem andern Jahre eine andere benachbarte, mit jener gleiche Weide und gleiches Futter habende Schäferei. In sehr vielen Schäfereien werden die Lämmer jetzt bis zur Ernte im Stalle gehalten, und ich weiß auch keinen Fall, wo sie solche auf dem Stalle bekommen hätten. Aber gewöhnlich findet sie sich auch erst Ende Juli und im August ein. Möglin und Frankenfelde hat nur weiße Kleeweide; ein Anfang der Krankheit mit Husten zeigt sich oft, wenn diese dürre wird, die älteren Schaafe befinden sich aber sehr wohl darauf. In Möglin erinnere ich mich nicht ein einziges Thier daran verloren zu haben, weil ich den Lämmern dann gleich frischere Stellen — die rothe Klee- und Luzerne-Stoppel — eingebe. In Frankenfelde nahm sie vor einigen Jahren Ueberhand, die Lämmer wurden aber auf den Stall zurückgebracht und mit rothen Klee und Hafer gefüttert, wonach sie gleich nachließ und der Verlust nicht bedeutend war. Es

scheint nur darauf anzukommen, daß man gleich ein recht nahrhaftes Futter oder frische Weide gebe.

Das Neiracsche Mittel gegen die Drehkrankheit müssen wir, wie ich schon mehrmals erklärt habe, aufgeben. Es hat bei $\frac{1}{3}$ eine temporaire Hülfe geschafft, aber nur bei $\frac{1}{10}$ — wie es bis jetzt scheint — eine ausdauernde. Das Durchbohren der Hirnschale hilft aber häufiger sowohl augenblicklich als nachhaltig, obwohl nicht immer, was auch bei der Mehrheit der Blasen nicht seyn kann. Bei einiger Uebung fehlt es selten, daß man die Blase nicht treffe, und wenn das Wasser nur ausläuft, scheint es zur Zerstörung dieser abnormen Formation genug zu seyn, und die Blasenhaut selbst braucht nicht herauszukommen. Die veranlassende Ursach dieser Krankheit liegt auch noch völlig im Dunkeln, und alle Vermuthungen, die bis jetzt darüber angegeben worden, sind durch entgegenstehende Erfahrungen widerlegt. Einige Schäfereien glaubten sich davon fast ganz frei, indem sie höchstens von 100 Stück eins daran verloren; auf einmal verloren sie aber 10 bis 15 von Hundert Jährlingen daran, ohne etwas in ihrer Haltung geändert zu haben. Die Stallfütterung schützt keinesweges dagegen, wie ich nicht nur aus den in Frankenfelde gemachten Erfahrungen, sondern aus vielen mir mitgetheilten erweisen kann. Daß irgend einer sich ganz frei von der Krankheit spreche, ist mir bei den unzähligen

Besuchen, die ich von Schäferei-Freunden erhalte, noch nicht vorgekommen. Nach den vielen darüber angestellten Erkundigungen muß ich mit Tessier übereinstimmen, der den Verlust daran in ganz Frankreich zu 5 vom Hundert der Jährlinge annimmt, wenn die Operation nicht vorgenommen wird.

Thaer.

V.

Sendschreiben
an den
Herrn Kammer-Rath Zimmermann
zu Neubrandenburg.

Vom

Amtsrath Aug. Karbe.

Sie haben, mein werther Herr Kammer-Rath, Ihre Bedenken über den Ab- und Ausbau der Bauerhöfe im 1sten Stücke des 12ten Bandes dieser Blätter niedergelegt, und niemand zweifelt daran, daß dieser Mittheilung eine wohlmeinende Absicht zum Grunde liegt.

Wenn aber ein großer Theil des staats- und landwirthschaftlichen Publikums Ihre diesfällige Ansicht nicht theilt, so dankt es Ihnen doch sicher jeder Wahrheitsforscher, daß Sie die Sache von neuem in Anregung gebracht haben.

Sie haben auch im 2ten Stücke des 13ten Bandes dieser Blätter bereits Ihre Widerlegungen gefunden. Ich fürchte jedoch, daß diese ihren Zweck verfehlen, denn es scheint mir die eine in zu weiten Kreisen herumzuschweifen, und die andere in zu engen Grenzen sich zu bewegen, als daß dadurch vorgefaßte Meinungen widerlegt und berichtigt werden sollten, was ohnehin durch Raisonnement selten zu geschehen pflegt.

Bei Gegenständen, die sich in der Hauptsache durch sinnliche Anschauung wahrnehmen und entscheiden lassen, wirken Thatsachen besser, und daher schlage ich diesen Weg ein, um Sie zu einer andern Ueberzeugung zu führen.

Ohne mich dabei aufzuhalten, wie der Abbau der Bauerhöfe in entfernten Gegenden und unter andern Verhältnissen, wie die des nördlichen Deutschlands sind, in physischer und moralischer Hinsicht auf ihre Bewohner gewirkt hat, weil Ihre Bedenken sich nur auf diese Gegend zu beziehen scheinen, und der Einwand: daß andere Verhältnisse auch andere Resultate erzeugen müssen, hier gelten würde, so fordere ich Sie hierdurch öffentlich auf, das Kreuz- und Holländer-Bruch bei Liebenwalde, wo jeder Besitzer seit der Urbarmachung dieser Gegend auf seiner Scholle wohnt, und eben so die älteren Abbau-Etablissements im Oderbruche zu besuchen. Nehmen Sie bei der Reise durch das Oderbruch

Nöldechens Briefe über das niedere Oderbruch (Berlin bei Fr. Nicolai 1800) zur Hand, wo Sie Seite 123 und 124 einen herrlichen Wegweiser antreffen, die alten Abbau-Etablissements aufzufinden. Von den neueren kann die Rede nicht seyn, da ihre Bewohner zum größeren Theil noch in geschlossenen Dörfern geboren und erzogen sind. Untersuchen Sie in beiden Gegenden den Culturzustand dieser ländlichen Besitzungen, und was noch wichtiger ist, die Geistescultur ihrer Bewohner. Besuchen Sie die Schulen und prüfen die Jugend. Sprechen Sie die Kreis-Bureaux, um Auskunft über die Polizeivergehen und die Gerichtsbehörden, um eine gleiche Auskunft über das Verhältniß vorfallender Verbrechen in den Abbau-Etablissements gegen die, welche in geschlossenen Dörfern begangen werden, an.

Sie werden, man darf es unserer Zeit vertrauen, überall freundliches Entgegenkommen und Willfährigkeit zum Dienste der Wahrheit finden.

Bei der Rückkehr aus dem Oderbruche beehren Sie mich mit Ihrem Besuche. Sie können nicht näher aus jener Gegend nach Neubrandenburg reisen, als über Blankenburg. Ich will Ihnen mit besondern Vergnügen zeigen, was in dieser Gegend in der neuern Zeit für den Abbau geschehen ist, wobei Sie die Abbauer mit Ihren Gründen für die Sache prüfen mögen. Wir wollen auch die in den Dörfern zurückgebliebenen Hofwirthe besuchen, und

wenn Sie nicht selbst finden werden, daß jene mit wenigen Ausnahmen die klügern sind; wenn ferner Ihre Untersuchungen im Holländer- und Oderbruche nicht das Resultat liefern, daß Sie dort nicht nur keine Barbaren, sondern in der größern Zahl recht civilisirte und moralisch denkende Bauern gefunden haben, womit sich Ihre in geschlossenen Dörfern wohnenden mecklenburgschen Bauern nicht messen können, so sei Ihnen die Palme des Sieges. Wogegen ich es auch Ihrem Gemeinsinn und ihrer Liebe zur Erforschung der Wahrheit vertraue, daß Sie es gern öffentlich bekennen werden, wenn Sie die Sache anders in der Wirklichkeit gefunden, wie Sie dieselbe im Zimmer sich gedacht haben.

Der verstorbene Kammer-Rath Nöldechen sagt im Anhange zu seinen vorerwähnten Briefen Seite 12:

„man traue doch dem Bauer wenigstens so viel zu, daß er weiß, wie in dem Maaße sein Acker fruchtbar ist, in welchen er ihn dazu in den Stand setzt."

Ich füge hinzu: kann er sich dies nicht durch theoretische Gründe klar machen, so wirken sinnlich wahrnehmbare auf ihn desto mächtiger, wie ich in folgendem Beispiele zeigen werde.

Von der Nützlichkeit des Abbaues der Bauerhöfe durchdrungen, benutzte ich im Jahre 1812 bei Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse mit der hiesigen Gemeine, nach dem Edikte vom 14ten Sep-

tember 1811, die Gelegenheit, einen mir eigenthümlich gehörigen Bauerhof speciell zu separiren, welches, um die Gemeine in Absicht ihrer neuen Feldeintheilung nicht zu geniren, vermittelst eines Queerschnittes in einem ihrer Felder an der Nachbarsgrenze geschahe. Die Gemeine ging im Wege des Vergleichs gern darauf ein, weil ihr dadurch der entfernteste und darum sehr verwahrlosete Theil ihres Feldes und der darin belegene Wiesentheil abgenommen wurde. Beide sahen furchtbar verwüstet aus, das Feld arm an Dünger, voller großer Steine, schlecht bearbeitet, und die Wiesen von der Viehtrift ausgetreten.

Ich translocirte die alten Gebäude zum Theil dahin, ergänzte was nothwendig war und fehlte. Der Bau fraß den größeren Theil der vorhandenen Steine, die andern wurden bei Seite geschafft, der Acker tüchtig bestellt und die Wiesen mit der Viehtrift verschont.

Nach einigen Jahren war das Grundstück nicht wiederzukennen, und in dem Grade, wie sich dasselbe vormals durch schlechtere Cultur gegen die der Gemeine verbliebenen Grundstücke auszeichnete, in demselben Grade steht es jetzt höher gegen diese.

Das Beispiel wirkte. Oft hatte ich das Vergnügen, bei meiner Anwesenheit Bauern der benachbarten Gegend zu finden, die sich das Etablissement besahen und mir äußerten, daß die große Veränderung im

Stande der Früchte und im Heugewinn auf diesem Grundstücke, gegen die frühere Zeit, ihre Aufmerksamkeit erregt und den Entschluß bei ihnen hervorgebracht habe, sich näher von allen Umständen zu unterrichten. Man komme und sehe, wie es gewirkt! Nicht eins, zwei und drei Nachahmer hat diese Operation gefunden, sondern die ganze benachbarte Gegend ist in einem Zeitraum von 12 Jahren so mit ab- und angebauten Etablissements der Art übersäet, daß sie für jemand nicht wieder zu kennen ist, der sie früher gekannt und seit der Zeit nicht wieder gesehen hat.

Leben Sie wohl und lassen Sie meine Aufforderung nicht unerfüllt.

Geschrieben im Mai 1824.

VI.

Die Agrikulturchemie des Grafen Chaptal. Mit Zusätzen und Anmerkungen übersetzt durch Dr. D. F. Eisenbach, und mit einem Anhange versehen von Dr. G. Schübler. Zweiter Band. Stuttgard 1824.

Vom

Professor Körte.

Leider ist unsere, in den letzten Zeilen unserer Beurtheilung des ersten Bandes ausgesprochene, Hoffnung nicht ganz erfüllt worden. Wir finden in diesem Bande wie in dem ersten, bis auf einige Kapitel, eine unverzeihliche Oberflächlichkeit und eben jene Untereinanderwerfung der abgehandelten Gegenstände, welche wir bereits schon gerügt haben. So findet man z. B. ein Kapitel von den ländlichen Wohnungen für die Menschen und das Vieh, und von den Mitteln sie gesund zu erhalten; ein Kapitel

von der sparsamen Wäsche, ein anderes von dem Waidbau u. s. w., wahrhaft Gegenstände, die niemand in einer Agrikulturchemie suchen wird, und die auch auf keine Weise hieher zu zählen sind. — Der ganze Band besteht aus 372 Seiten und ist in 9 Kapitel, welche wieder in Abschnitte zerlegt sind, getheilt. Er fängt mit dem 9ten Kapitel (der erste Band endigt mit dem 8ten) von der Beschaffenheit und den Anwendungen der vegetabilischen Erzeugnisse an. In der Einleitung zu diesem Kapitel stellt der Herr Graf aus den, von Gay Lussac und Thenard gemachten vortrefflichen Analysen der hauptsächlichsten Pflanzenprodukte folgende interessante Resultate zusammen; pag. 6. 1) ist bei einer, keinen Stickstoff enthaltenden Pflanzensubstanz die Menge des Oxygens im Verhältniß zu der des Hydrogens größer als in dem Wasser, so ist die Substanz sauer. 2) Ist das Hydrogen im Gegentheil im Verhältniß zu dem Oxygen in größerer Menge vorhanden als im Wasser, so ist der Charakter der Substanz der der Oele, der Harze, des Alkohols oder des Aethers. 3) Befindet sich aber die Menge des Oxygens zu der des Hydrogens in demselben Verhältnisse wie in dem Wasser, so gehört die Substanz zu der Gattung des Zuckers, Gummis, des Faserstoffs u. s. w. — In eilf Abschnitten, welche dieses Kapitel enthält, wird nun Gummi und der Pflanzenschleim, Stärke oder das Satzmehl, Zucker, Wachs, Oel,

Harz, Pflanzenfaser, Kleber und Eyweißstoff, Gerbestoff, Pflanzensäuren und endlich die feuerbeständigen Alkalien abgehandelt. — Bei dem Gummi sowohl als bei der Pflanzenfaser ist nicht mit einem Worte der schönen Entdeckung von Bracconet gedacht, der durch die Behandlung der Leinwand, der Sägespäne und anderer Faser-Substanzen mit Schwefelsäure Gummi erzeugte. — Bei der Stärke werden die verschiedenen Arten, wie man sie verfertigt, nur sehr allgemein aufgefaßt, und die Anleitung Stärke zu machen würde kaum verständlich seyn, wenn nicht der Herr Uebersetzer durch Anmerkungen zu Hülfe gekommen wäre. Ueber das chemische Verhalten der Stärke, welches mehrere wichtige Fingerzeige für den Betrieb manches mit der Landwirthschaft zweckmäßig zu verbindenden Gewerbes giebt, wird außer dem Wenigen, was der Herr Uebersetzer gesagt hat, auch gar nichts mitgetheilt. — Röstet man nämlich Stärke bis zur weißgrauen Farbe, so ist sie zu $\frac{1}{6}$ mit gelblicher, röstet man sie zur gelbbraunen Farbe und bis zum Ausstoßen von Dämpfen, so ist sie gänzlich, aber mit brauner Farbe im kalten Wasser löslich. Durch Abdampfen der Auflösung erhält man eine braungelbe spröde Masse, die durch Kochen mit Schwefelsäure nicht zu Zucker gebildet wird, und die mit Hefen versetzt weder in die weinige noch saure Gährung übergeht. — Wird ein Theil Stärke mit zwanzig Theilen Wasser zu

Kleister gemacht, und dieser zwei Jahre lang in einem flachen Gefäße der Luft ausgesetzt, so erzeugt sich Zucker. Werden zwei Theile Kartoffelstärke mit vier Theilen kaltem Wasser angerührt, und dann in zwanzig Theilen kochendes Wasser aufgelöst, der hierdurch entstandene Kleister bei + 40° bis + 56° R. mit einen Theil getrockneten und pulverisirten Weitzenkleber acht Stunden lang digerirt, so erhält man aus dem durch Abdampfen erhaltenen Syrup einen krystallisirbaren Zucker. — Da das Malz, welches zu der Bierbrauerei angewandt wird, äußerst selten, vielleicht nie so vollkommen ist, daß sich alle Stärke in Schleimzucker verwandelt hat, so geht aus dem Verhalten der Stärke nach dem Rösten hervor, wie sorgfältig man beim Darren des Malzes zu Werke gehen muß, wenn das möglichst größte Quantum zur weinigen Gährung gebracht werden soll. — Beim Zucker läßt der Hr. Graf die süßen Säfte oder Extrakte, z. B. den Süßholzsaft, ganz unberührt, obgleich manche derselben, wie z. B. der oben erwähnte, durch die Eigenthümlichkeit, daß er in keine Weingährung übergeht, für die Bereitung eines geistigen aber süßen Bieres sehr interessant werden. — Was über Wachs, Oel, Harz und Pflanzenfaser gesagt worden, ist sehr oberflächlich und einseitig; die von dem Herrn Professor Schübler gemachten Anmerkungen und Zusätze sind in dieser Beziehung nachzulesen. — Bei dem Kleber ist mit keinem Worte der

Glia-

Gliadine und der Zymome (die näheren Bestandtheile des Klebers) gedacht. Den Versuchen von Taddei zufolge löst der Weingeist nur $\frac{1}{4}$ des Klebers auf. Wird die geistige Auflösung abgedampft, und dem Rückstande durch Aether das in diesem Auflösliche entzogen, so erhält man eine hellbraune, durchscheinende, im Munde klebende, dem Tischlerleime ähnliche Substanz, die Taddei mit dem aus dem Griechischen entlehnten Namen Gliadine (leimige, schlüpfrige Substanz) belegt hat. Das von dem Kleber durch den Weingeist nicht aufgelöste und $\frac{3}{4}$ des Ganzen betragende, hat jetzt die zähe und klebrige Beschaffenheit des Klebers verloren, und hat von Taddei den gleichfalls aus dem Griechischen entlehnten Namen Zymome (Gährung befördernder Stoff) erhalten. Es ist ohne allen Zweifel, daß das verschiedene quantitative Verhältniß, in welchem Zymome und Gliadine steht, die Verschiedenheit des Klebers in den verschiedenen Getreidearten begründet.

Die 3 folgenden Abschnitte über Gerbestoff, pflanzensaure und feuerbeständige Alkalien sind gleichfalls sehr oberflächlich behandelt. — Das zehnte Kapitel handelt von der Aufbewahrung der thierischen und Pflanzenstoffe. Dieses Kapitel zerfällt in drei Abschnitte, wovon der erste die Erhaltung der Thier- und Pflanzenstoffe durch Austrocknung, der zweite die Erhaltung dieser Stoffe durch Abhaltung des Zutritts der Luft, Wasser und Wärme, und der dritte

Abschnitt die Erhaltung der Speisen durch Salze und geistige Flüssigkeiten enthält. — In diesem Kapitel mögte für gebildete deutsche Landwirthe und Landwirthinnen wohl wenig Interessantes zu finden seyn. Auffallend ist es, daß der Herr Graf des Zuckers, als antiseptisches Mittel, so wenig gedenkt. Neuerlichst hat Mac Culloch die Aufbewahrung thierischer Substanzen durch Zucker sehr in Anregung gebracht, er behauptet, daß derselbe vielmehr gegen Fäulniß schütze als Salz. Auch bei Fischen hat Culloch den Zucker angewandt. Man öffnet, nach ihm, die Fische, nimmt die Eingeweide heraus und bestreuet die fleischige Innenseite mit Zucker. Hierauf läßt man sie 2 bis 3 Tage in horizontaler Lage liegen, hängt sie nach Verlauf dieser Zeit auf und trocknet dieselben. Merkwürdig ist hierbei die äußerst geringe Menge Zucker, welche Culloch anwendet; zu einem Lachs von 6 Mark braucht man nur einen Eßlöffel pulverisirten braunen Zucker (Rohzucker, Pfannenzucker u. s. w.) — Das eilfte Kapitel betrifft die Milch und die daraus gefertigten Produkte; es zerfällt in 3 Abschnitte, als der erste vom Rahm, der zweite von der Butter und der dritte vom Käse. Dieses Kapitel ist ziemlich weitläuftig abgehandelt, und nimmt man die Anmerkungen und Zusätze des Herrn Professors Schübler, Auszüge aus seinen vortrefflichen Arbeiten über diesen Gegenstand, von welchen Herr Graf Chaptal keine

Kenntniß zu haben scheint, dazu, so wird dieses Kapitel auch ziemlich vollständig. — Das zwölfte Kapitel handelt von der Gährung. — Was der Herr Graf pag. 143 über die Gährung im Allgemeinen sagt ist vortrefflich und wird, unsern Ansichten nach, in den Bierbrauereien noch viel zu wenig berücksichtigt. „Wenn die Gährung," heißt es, „ihre Stufen regelmäßig durchlaufen und Produkte geben soll, bei denen man keine weitere Zersetzung zu befürchten hat, so müssen der Zucker und das Ferment sich darin in dem gehörigen Verhältnisse befinden. Wenn die Menge des Zuckers zu beträchtlich ist, so kann nicht der ganze Antheil derselben zersetzt werden und die gegohrene Flüssigkeit behält einen süßen Geschmack; ist im Gegentheil das Ferment vorschlagend, so bleibt ein Theil desselben unzersetzt in der Masse zurück, und dann nimmt die Gährung eine andere Natur an, sie wird eine saure oder eine faulende, je nach der Art der Körper, bei denen sie statt findet. — In Frankreich hat in den Trauben, wenn sie zur Reife gelangen, der Zucker das gehörige Verhältniß zu dem Gährungsprincip, so daß eine regelmäßige vollkommene Gährung eintreten kann; ist aber ein Jahrgang naß und kalt, so ist der Antheil an Zuckerstoff zu gering; der Schleimstoff herrscht vor und das Produkt der Gährung hat nicht vielen Geist. In diesem Falle ist der schwache Alkoholantheil, der sich bildet, nicht hinreichend, um

den Wein vor der freiwilligen Zersetzung zu schützen, und bei der Rückkehr der warmen Jahreszeit entsteht eine zweite Gährung, welche die Flüssigkeit verwandelt und Essig erzeugt. — Diesem Uebelstande kann man dadurch begegnen, daß man mit Hülfe der Kunst die unvollkommene Zusammensetzung des Mostes verbessert; zu diesem Zwecke darf man ihm nur die fehlende Zuckermenge, welche die Natur nicht hervorbringen konnte, noch zusetzen;" pag. 144 heißt es, „im Jahre 1817 waren die Trauben in der Tourraine nicht gereift; der Most aus meinem Weinberge, welcher in den guten Jahrgängen 11 Grad zeigte, hatte nur neun; ich brachte ihn durch Zumischen von Zucker auf 11, bedeckte die Kufe mit Brettern und wollenen Decken und ließ ihn gähren, bei dem Herauslassen war der Wein sehr aufgehellt, er hatte beinahe eben so viel Stärke, als einer aus dem Süden unseres Vaterlandes, während diejenigen Weine, welche ohne einen Zusatz von Zucker gegohren hatten, schaal und trübe waren. Von letztern verkaufte man das Faß um 50 Franken, während mir für den meinigen 84 Franken geboten wurden. — Zu 20 Faß eines auf diese Art zubereiteten Weines brauchte ich 100 Pfund Zucker." — Nicht nur die Temperatur der Würze und der atmosphärischen Luft sollte diesem zufolge bei der Bierbrauerei die Quantität der Hefe bestimmen, wie es so allgemein gelehrt wird, sondern, was uns viel wichtiger zu seyn

scheint, das größere oder geringere Quantum der in der Maische befindlichen, der Weingährung fähigen Stoffe. Je süßer daher die Würze wäre, um so mehr, je weniger süß, um so weniger Hefen müßte gegeben werden. Da aber der Geschmack so höchst unsicher ist, so müßte man seine Zuflucht zum Saccharometer, oder richtiger zum Aräometer nehmen, und nach dem specifischen Gewichte der Würze das Quantum der Hefe bestimmen, allerdings auch ein sehr mißlicher Wegweiser, da nicht nur der Zuckergehalt, oder überhaupt die der Weingährung fähigen Stoffe der Flüssigkeit ein größeres specifisches Gewicht geben, sondern dieses auch durch alle Körper, welche schwerer als Wasser und in diesem auflöslich sind, begründet wird. Das größere specifische Gewicht und der süßere Geschmack zusammen würden ziemlich zuverlässige Fingerzeige für die Bestimmung des Quantums an Hefen geben. — Zu der Vermehrung des Zuckergehalts in einer Bierwürze würde sich der Kartoffelsyrup, seiner Wohlfeilheit (den Centner zu 6 Rthlr.) und seiner Gährungsfähigkeit wegen, vortrefflich eignen. — Der Hr. Graf Chaptal hat übrigens in diesem Kapitel vorzüglich die Weinbereitung aus Trauben vor Augen, des Biers erwähnt er gar nicht, und des Branntweins wird hier nur sehr wenig und sehr oberflächlich gedacht. Es ist übrigens sehr interessant, daß die Franzosen, wie der Hr. Verf. sagt, jetzt sehr häufig,

um aus Kartoffeln Branntwein zu brennen, erst Stärkesyrup bereiten, diesen alsdann gähren lassen und nun das Brenngut destilliren, und daß sie Concurrenz mit dem aus Wein bereiteten Weingeiste, der doch in Frankreich in einem äußerst geringen Preise steht, halten können. — Das dreizehnte Kapitel betrifft die Destillation. Der Herr Verf. hat hier eine Geschichte der Destillation und der verschiedenen Brennapparate geliefert, woraus hervorgeht, daß schon in dem 16ten, und Anfangs des 17ten Jahrhunderts Vorrichtungen bestanden, mit welchen man durch einmaliges Abziehen Branntwein von sehr verschiedener Stärke gewinnen konnte, und die im Wesentlichen so beschaffen waren, als unsere neuesten Apparate dieser Art. Auch hier spricht der Hr. Verf. vorzüglich von der Destillation des Branntweins aus Wein. Um die Stärke des Branntweins zu bestimmen, scheint der Hr. Verf. dem Aräometer von Boye und Pouget zu folgen, des Aräometer's von Carties und Baumẽ erwähnt derselbe, der Richtersche und Trallesische Alkoholometer scheint demselben aber ganz unbekannt zu seyn, da er desselben auch mit keinem Worte gedenkt. Von dem Branntwein aus Getreide und dessen Bereitung scheint der Herr Verf. sehr oberflächliche und einseitige Ansichten zu haben; pag. 190 sagt er: „aus dem Getreide wird beinahe in allen bekannten Ländern Branntwein bereitet; aber es ist schwer, diese Branntweine frei

von einem üblen Geschmacke zu gewinnen, wegen des beinahe teigähnlichen Zustandes der gegohrnen Masse, die sich an die Wandungen der Blase anhängt, daselbst anbrennt und ihren brandigen Geschmack dem zu gewinnenden Produkte mittheilt. Dieser üble Geschmack wird maskirt, indem man Wachholderbeeren unter die Gährungsmasse mischt." — Von der Branntweinbrennerei aus Kartoffeln spricht der Hr. Verf. pag. 155 außerordentlich oberflächlich. — Das vierzehnte Kapitel handelt von der Bereitung gesunder Getränke für den Landbewohner. Alles was hier gesagt ist bezieht sich fast allein auf die französischen Landleute, und man sieht daraus, wie unglaublich schlecht der französische Bauer leben muß. Wasser und in der Regel schlechtes Wasser, Teich- und Zisternenwasser, ist das gewöhnliche Getränk desselben. Außer des Tresterweins, des Obstmostes, einiger russischer Getränke, wird hier noch eines Getränkes erwähnt, zu welchen der Hr. Verf. eine sehr oberflächliche, auf keine Weise genügende Vorschrift giebt, und welches, wenn es sorgsam und gut gemacht wird, nichts anders als Bier ist. Von letztern sagt der Hr. Verf. pag. 204: „seit undenklichen Zeiten bereitet man durch die Gährung der Gerste und aus dem Roggen (soll wohl Weitzen heißen) ein Getränke, das Bier, welches fast in allen Ländern, wo der Weinstock nicht gedeihen will, für den Gebrauch des Volks die Stelle des Weins ver-

tritt, und auch in solchen Ländern, wo man sehr vielen Wein gewinnt, ist der Gebrauch des Biers noch ziemlich ausgedehnt, wegen der durstlöschenden und nährenden Eigenschaft, welche es in einem hohen Grade besitzt. — Man kann zwar das Bier im Kleinen verfertigen, und nur so viel als man für den Hausbedarf braucht, ich will mich aber nicht auf diesen Gegenstand einlassen, weil es Arbeiten erfordert, welche über den Horizont des Bauern gehen, und Geräthschaften, welche derselbe nicht besitzt." — Dies ist alles, was im Buche über Bierbrauerei gesagt wird. — Das funfzehnte Kapitel, von den ländlichen Wohnungen für die Menschen und das Vieh und von den Mitteln sie gesund zu machen, hat, wie das sechszehnte Kapitel, von der sparsamen Wäsche, für den deutschen Landwirth nichts Interessantes. — Das siebzehnte Kapitel, welches in drei Abschnitte zerfällt, handelt von dem Waidbau und der Indigobereitung aus demselben auf eine, so weit wie wir, die wir mit diesem Zweige der Technologie nur wenig praktisch bekannt sind, es zu beurtheilen vermögen, sehr treffliche und vollständige Weise, und es wäre wohl bei den jetzigen Preisen der landwirthschaftlichen Produkte, und bei der bedeutenden Consumtion des Indigos der Mühe des denkenden Landwirthes werth, darauf zu reflektiren. — Das achtzehnte und letzte Kapitel zerfällt in 7 Abtheilungen, und diese wieder in mehr oder weni-

ger Abschnitte, es handelt von dem Anbau der Runkelrüben und von der Zuckerbereitung aus denselben. Dieses ist ohne allen Zweifel am vollkommensten abgehandelt; abgesehen davon, daß das, was der Hr. Graf über den Bau der Runkelrüben im Allgemeinen sagt, wohl manche Aenderung und Verbesserung erleiden dürfte, so wird unserer Ueberzeugung nach dennoch jeder spekulative Landwirth und Technologe dieses Kapitel mit wahrem Vergnügen und vielen Nutzen lesen. Wir führen aus demselben nur eine Stelle an, welche mit den in Deutschland gemachten Erfahrungen im Widerspruche steht; pag. 266 heißt es: „in einer Zeit, als der Runkelrübenbau noch nicht so ganz bekannt war, glaubte man, der Dünger vermindere den Zuckergehalt dieser Wurzelgewächse um ein Beträchtliches, und mache sie geneigt Salpeter zu erzeugen; ich habe aber von allen diesem bei meinen Erfahrungen nichts gefunden, und habe blos bemerkt, daß sich die gedüngten Runkelrüben von den nicht gedüngten durch die Dicke unterscheiden." — Hermbstädt sagt aber an einer Stelle: „die Runkelrüben geben auf einem mit animalischen Dünger, vorzüglich mit Schaafmist frisch gedüngten Boden, kaum eine Spur von Zucker, dahingegen aber eine so reichliche Menge von Salpeter, daß man denselben schon durch den Geschmack wahrnehmen, durch Abdampfen des Saftes aber in großen Krystallen darstellen kann." Woher dieser Widerspruch?

Dem 18ten Kapitel folgen nun auf 49 Seiten die größern Anmerkungen und Zusätze des Hrn. Professors Schübler. Sie berichtigen, suppliren und erläutern manches Dunkle in dem Chaptalschen Werke und erhöhen dadurch den Werth desselben für den deutschen Landwirth um ein Beträchtliches. — Das Ganze beschließt ein Sachregister.

Dem über den zweiten Theil des Chaptalschen Werkes Gesagten und aus demselben Mitgetheilten zufolge werden nun unsere Leser die Aeußerung, daß unsere Hoffnung nur wenig befriedigt ist, gerecht finden, denn gerade die Gewerbe, welche in Deutschland gewöhnlich mit der Landwirthschaft verbunden sind, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Essigbrauerei, Ziegel-, Kalk- und Gypsbrennerei sind in diesem Werke kaum erwähnt worden. —

VII.

Quartalsbericht vom 4ten Juli 1824.

Vom

Staatsrath Thaer.

Witterung und Vegetation.

Den ganzen April hindurch blieb ein kalter, strenger ausdörrender Nordwind vorherrschend, mit schwachen nicht eindringenden Regen-, Schnee- und Schoßen-Schauern. Die Vegetation blieb also dabei zurück und der Roggen schoß dünner und spitzer, als man es im ersten Frühjahr erwarten durfte, in die Höhe. Nur vom 25sten an trat angenehme warme Witterung ein und die Vegetation schritt schnell vorwärts, so daß die bis dahin sehr zurückgehaltenen Knospen der Kirschen, Birnen, bald auch der Aepfel, sich nun schnell entwickelten und das schöne Schauspiel der sich plötzlich belebenden Natur darstellte. Die Oberfläche des Bodens war zwar durch

den aussaugenden Wind und wenigen Niederschlag von Feuchtigkeit sehr ausgedorret; tiefer war der Boden aber noch von der Winterfeuchtigkeit so gesättigt, daß die Pflanzen von eigentlicher Trockniß nicht litten, sondern frisch heranwuchsen, wie nur Wärme eintrat.

Zu Anfange des Mai stieg die Temperatur hoch, bis auf 21° im Schatten, mit sehr starkem, trocknen Ostwinde, der einen gewaltigen Staub erhob. Das tiefgefallene Barometer, schwarze, dichte, herabhangende Wolken und alle andere Anzeigen ließen einen ersehnten Regen hoffen; aber nur wenige Gegenden erhielten ihn in Uebermaaß, in den meisten löseten sich die finsteren Wolken mit strengem Westwinde in Dunst ohne Befeuchtung des Bodens auf. Dann folgte wieder kalte Witterung mit nordwestlichem Winde, so daß am 10ten Morgens das Thermometer an der Südseite nur 2° über dem Gefrierpunkt stand und die Pflanzen in den Niederungen entschiedene Merkmale eines erlittenen Frostes zeigten. So dauerte es fort bis zum 14ten, wo mildere Luft und ein wohlthätiger Regen eintrat. Nur auf sehr dürren, hohen und in geringer alter Dungkraft stehenden Aeckern hatte der Roggen wirklich gelitten, auf anderen blieb er nur dünn und zurück. Am meisten ließ diese Witterung aber für die in dieser trocknen Zeit bestellte Sommerung fürchten, die nur einzeln auflief, also zwieläufig wurde. Dann

zeigte sich das Gras der Wiesen sehr schlecht und dürftig. Der einige Tage schauerweise mit mäßiger Temperatur anhaltende Regen war sehr erfrischend, aber es folgte darauf scharfer, fast stürmischer trockner Nordwind, der, zwar durch zwei warme Tage (den 29sten und 30sten Mai) unterbrochen, bis zum 3ten Juni anhielt, wo Wärme eintrat, die am 7ten zu bedeutender Hitze, 22° im Schatten, stieg, wo sich dann auch schwarze Gewitterwolken bildeten, die sich aber mit zwischen Süden und Norden herumwirbelnden Winde bei uns und in den meisten Gegenden nur in Dunst und Hehrrauch auflöseten. Jetzt ward die Wirkung der Dürre an allen Pflanzen sichtbar, doch hielten sie sich auf gut behandelten Aeckern, bis endlich am 13ten Juni ein durchdringender Landregen eintrat, dem am 17ten und 23sten wieder starker Regen mit warmer Luft folgte, so daß nun alle Besorgniß für Dürre gehoben war, und die Sommerung besonders lebhaft vegetirte. Wie sich am 25sten die Witterung ganz zum Regen zu neigen schien, trat dagegen die entgegengesetzte Sorge für das liegende Wiesen- und Kleeheu ein, so wie für den noch nicht abgeblüheten und sich lagernden Weitzen. Zu Ende des Monats hatten wir zwar wieder einige trockene Tage, denen aber bald Regen mit feuchter Luft folgte.

Der jetzige Stand der Früchte im nordöstlichen Deutschlande läßt wieder eine mehr als mit-

telmäßige Ernte erwarten. Zwar hat der Roggen auf sehr dürren Stellen und auf immer unter dem Pfluge stehenden Aeckern von Trockniß gelitten und ist da verschienen, auch steht er nirgends besonders dicht. Auf niedrigen kalten Aeckern haben die Aehren vom Froste gelitten. Aber auf guten Aeckern ist er sehr stark in Aehren, die sich vollständig gefüllt haben und daher einen ungemeinen Ausdrusch versprechen. Daß er im Frühjahre im Bestauden zurückblieb, gereicht ihm jetzt mehr zum Vortheil, weil er sich sonst zu früh würde gelagert haben.

Auch der Weitzen hat bisher einen guten Anschein, doch ist er an manchen Stellen mit Rost befallen. Ob die jetzige feuchte Witterung dieses Uebel vermehren oder vermindern, und wie sie ihm überhaupt bekommen werde, läßt sich noch nicht bestimmen. Auch findet sich in selbigen die Tipula, wie im vorigen Jahre, wieder ein.

Die früh — jetzt gewöhnlich nach Kartoffeln — gesäete große Gerste fing zwar an, von der Dürre zu leiden; da sie aber im Zeitpunkte ihres Ausschossens Regen bekam, so steht sie jetzt vortrefflich und ihre minder starke Bestaudung schützt sie für zu frühes Lagern. Die in der dürren Periode im April und Anfangs Mai gesäete ist zum Theil zweiläufig.

Dasselbe ist der Fall mit dem Hafer, der theils wegen Staubigkeit, theils wegen Härte des Bodens

keine günstige Saatzeit hatte. Doch steht er jetzt dicht.

Erbsen, Wicken, Bohnen fingen auch von der Dürre zu leiden an, da sie aber zur Blüthezeit Regen bekamen, so stehen sie sehr schön.

Die kleine Gerste hat in ihrer ersten Vegetationsperiode sehr günstige Witterung gehabt und zeigt sich vortrefflich.

Raps und Rübsen geben einen fast zu reichlichen Ertrag, und es ist zu wünschen, daß das Oel-Gas zur Erleuchtung mehr in Gebrauch komme, um ihnen Absatz zu verschaffen.

Der spätere Lein verspricht viel und früh ist bei der trocknen Zeit wohl wenig gesäet.

Der erste Kleeschnitt ist nicht hoch geworden, aber um so dichter. Wer ihn, da er von Dürre zu leiden anfing, beim ersten Aufblühen mähete und bei noch sehr günstiger Witterung einbrachte, erfreuet sich seines Kleefeldes sehr, da der zweite Wuchs schnell, dicht, mit mastigen Blättern wieder aufgeschlagen ist.

Der erste Wiesenschnitt ist sehr dürftig und die Heuerntezeit überdies sehr ungünstig, weshalb das viele vom vorigen Jahre übriggebliebene Heu gegenwärtig gut abgesetzt wird.

Kartoffeln zeigen sich auf sandigem Boden vorzüglich schön.

Auch der Buchweitzen hat einen vielversprechenden Anschein.

Die Preise des Getreides

haben sich auf keine Weise, und in den nordöstlichen Gegenden bisher nirgends, gebessert, sind vielmehr allenthalben, wo nicht starke städtische Consumtion ist, noch tiefer herabgesunken. Ohne eine sich eröffnende Ausfuhr würde daher bei einer abermaligen, nach aller Wahrscheinlichkeit hier reichlichen Ernte in Roggen und in Sommerung, das Getreide fast bis zum völligen Unwerth fallen. Allein der alte Spruch — wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten — wird sich auch hier bewähren. Aller Anschein ist vorhanden, daß es bald geschehen werde. Spanien steht entschiedene Hungersnoth bevor, es ist selbst in Madrid wahrer Mangel vorhanden, und die gegenwärtige Ernte durch Dürre fast völlig zerstört. Dasselbe ist der Fall in mehreren südlichen Gegenden und an der afrikanischen Küste. Im südlichen Rußland wüthen die Heuschrecken, die in wenigen Stunden ein ganzes Weitzenfeld verzehren; man besorgt sehr ihre Verbreitung und vom schwarzen Meer wird Europa aus mehreren Ursachen wohl keine Zufuhr erhalten. Die Getreidevorräthe unter Königsschloß in England und in den Magazinen von Amsterdam haben sich bedeutend vermindert, sie sollen nicht ein Drittel der

vor-

vorjährigen betragen. Es ist sehr viel Mehl, auch aus der Ostsee, nach Südamerika gegangen, wo die Nordamerikaner jetzt mit uns nicht Preis halten können, da ihr Kornbau durch den hohen Arbeitslohn zu kostspielig ist. In England ist kein Ueberfluß mehr; die Preise stehen dem Punkte, wo die Eröffnung der Magazine des ausländischen Weitzens und demnächst die Einfuhr gestattet ist, sehr nahe und werden zum Theil nur durch Kunst — indem jeder der noch Getreide hat diese Eröffnung und die plötzliche Ueberschwemmung von ausländischem Getreide fürchtet — darunter gehalten; zum Theil durch Mangel an Spekulation auf diesen Artikel, weil sie bei dem Ueberfluß plötzlicher Einfuhr fehlschlagen würde. Jedoch ist die ausländische Gerste in den Magazinen schon frei gegeben, ohne daß der Preis bedeutend dadurch gesunken wäre.

Was aber das Wichtigste ist: es stimmen alle officielle, merkantilische und Privatnachrichten darin überein, daß nicht nur das Ministerium und Parlament, sondern auch das umsichtigere Publikum der Grundeigenthümer und Landbauer zu der Ueberzeugung gekommen seyen, die Kornbill habe letzteren mehr geschadet als geholfen, dem Handel und Manufakturen aber bedeutenden Nachtheil gebracht und die ganze Nation Verlegenheiten und Gefahren ausgesetzt. Britannien hat nach seinem Clima und Boden periodisch sehr reiche und überflüssige und wie-

derum fehlschlagende und für die Bevölkerung unzureichende Ernten. Seit einer Reihe von Jahren hat es jene gehabt und der Ueberfluß ist um so größer gewesen, weil man in der Erwartung, daß die Kornbill immer hohe Preise sichern würde, viel schlechtes Land, welches nur bei solchen die hohen Wirthschaftskosten bezahlen konnte, in Cultur nahm, was man nun aber wieder aufgeben wird. Bei diesem Ueberfluß waren die Getreidepreise, ohne alle Concurrenz vom ausländischen Korne, bis zum October 1823 so herabgesunken, daß die Kosten des Ackerbaues auf manchen Ländereien gar nicht erstattet, auf anderen nur so eben gedeckt werden konnte, ohne Landrente zu gewähren, und letztere nur auf den besten, jedoch in geringem Verhältnisse gegen vormals, erschwungen werden konnte. Nun äußerten schon früher manche, jetzt wohl alle, umsichtige Kenner und Beobachter des Handels, daß die Preise in England selbst nie so tief herabgefallen seyn würden, wenn das auswärtige Getreide durch die Kornbill bis zu dem Normalpreise nicht ausgeschlossen wäre. — Hierin scheint ein Widerspruch zu liegen. — „Aber," sagen sie, „seit der Kornbill hat alle Speculation auf Kornhandel aufgehört, wenn diese nicht da ist und nur aus der Hand in den Mund gekauft wird, so muß die Waare tief fallen, sobald das Angebot stärker als der Begehr oder der unmittelbare Bedarf ist. Ein Capital auf Kornankauf anzulegen, kann jetzt

aber niemand veranlaßt werden, denn er kann es nur in der Erwartung thun, daß es einmal bei hoch steigenden Preisen einen bedeutenden Gewinn bringe. Sobald diese aber eintreten, werden der Bill zufolge die Häfen geöffnet und da durch die Störung des Handels, mittelst dieser Bill, die Preise auf dem Continente so tief herunter gesunken sind, so wird in dem Momente eine solche Ueberschwemmung von ausländischem Korne erfolgen, daß der Preis in England sogleich wieder sinken und der gehoffte Gewinn verschwunden seyn wird. — Hätten wir Engländer dem Kornhandel seinen freien Gang gelassen, so wären die Preise auf dem Continente so hoch geblieben, daß unser Ackerbau, bei dem Hinzukommen der Fracht und eines mäßigen Einfuhrzolles gar wohl hätte bestehen können, da es doch immer nur ein sehr geringer Theil unseres Bedarfs ist, den wir vom Auslande erhalten. Durch unsere Kornbill ist die gleiche Vertheilung des Getreides über ganz Europa und von einem Jahre zum andern gestört, denn jedermann ist von der Spekulation darauf abgeschreckt, und die Capitalien sind diesem Handelszweige ganz entzogen. Zugleich hat aber unser Handel überhaupt einen bedeutenden Verlust erlitten, weil manche Länder unsere Waaren nur mit Getreide bezahlen können, denn das Geld, was sie haben, ist bald zu Ende."

Die Parlaments-Committe zur Untersuchung

des Zustandes des Landbaues im Jahre 1821 hatte schon in ihrem Berichte überwiegende Gründe gegen strenge Beschränkung der Korneinfuhr angegeben, aber dennoch auf diese Sperrungs-Bill angetragen, worüber sie im Quarterly review und andern Schriften bitter getadelt wurde. Weil aber die Meinung der im Parlamente jetzt vorherrschenden Parthei der Grundeigenthümer damals noch für die Sperrung war, so mußte die Committé derselben gegen die Ueberzeugung, wenigstens des Berichterstatters, nachgeben. Die Untersuchung der Sache ist sonst mit ungemeiner Gründlichkeit und Scharfsinn geführt und die Acten (Report also minutes of evidence of the agriculture of the united Kingdom. Ordered by the House of Commons to be printed 1821), welche einen starken Folioband ausmachen, haben für den Staats- und Landwirth hohes Interesse, und es wird daher manchem angenehm seyn, daß man in dem 9ten landwirthschaftlichen Hefte der Schleswig-Holsteinschen patriotischen Gesellschaft einen Auszug davon zu geben angefangen hat. Nach den daraus hervorgehenden Gründen und der Erfahrung, die man seitdem gemacht hat, ist also die Ueberzeugung, daß die Kornbill nichts tauge, fast allgemein geworden, jedoch wagt man noch nicht, sie in diesem Momente aufzuheben, weil man bei den äußerst niedrigen Preisen auf dem Continente ein gar zu plötz-

liches und übermäßiges Zuströmen, wodurch das Korn in England fast werthlos werden könnte, besorgt. So bald sich aber die Preise auf dem Continente etwas heben, oder in England so hoch gehen, daß die Einfuhr nach den Bestimmungen der Bill erlaubt ist, scheint es entschieden, daß diese auf immer werde aufgehoben werden. Denn gerade durch eine bestehende und beständig gesicherte Einfuhr glaubt man es zu verhüten, daß der Drang nicht auf einmal so stark werde, sondern sich mehr vertheile, die Preise also nicht zu tief sinken. Da sich nun die Preise in England seit dem October v. J. fortdaurend gehoben haben und jetzt dem Normalpunkte nahe stehen, auch von der vorigen Ernte, wenn man auch ausreicht, nichts übrig bleiben wird, so kommt es nur darauf an, daß die bevorstehende Ernte dort nicht zu ergiebig ausfalle. Dies aber ist nach einem auch dort sehr kaltem Frühjahr und bei der jetzt mit der Weitzenblüthe eingetretenen regnigten Witterung sehr wahrscheinlich, und wenn diese — wie gewöhnlich dort in höherem Grade — anhalten sollte, wohl gewiß. Wozu noch kommt, daß nach allen Nachrichten die Anstrengungen auf den Ackerbau sehr nachgelassen haben, viele Pachthöfe verlassen und viele Ländereien liegen geblieben sind.

Diese Kornbill der Engländer hat nicht blos dem Ackerbau, sondern auch dem ganzen Handel von Europa erstaunlichen Nachtheil, weit größeren als

ich vormals glaubte, gebracht, denn mit derselben stockten alle Unternehmungen im Kornhandel. Der Kornverkehr ist aber der wichtigste Handelszweig für ackerbauende Länder, das Korn das Hauptmittel des Austausches und des Geldumlaufs. Durch die Bill wurden alle Spekulationen darauf zerstört. Dadurch sanken allenthalben seine Preise nach guten Ernten fast bis zum Unwerth und der Erwerb der productivesten Classe der Staatsbürger hörte auf. Folglich ist die Aufhebung dieser Bill das Wünschenswertheste für den Wohlstand von Europa. Das ganze System der regierenden Macht von England hat eine totale Abänderung erlitten. Man scheint mit allgemeiner Zustimmung der Nation das engherzige Merkantil- oder vielmehr Pecuniair-System allmählig — wie es freilich nur möglich ist — aufgeben zu wollen, und Adam Smith's Aussprüche gelten als Autoritäten im Parlamente. Der Einfluß der Engländer auf die ganze civilisirte Welt ist zu groß, als daß man nicht hoffen dürfte, ihr Beispiel werde allgemein wirken. Man wird endlich einsehen, daß es kein gewisseres Mittel giebt, das Geld im Lande verschwinden zu machen, als wenn man es durch Zwang darin festzuhalten sucht, denn man stört dadurch alle Gewerbe, die Geld verdienen. Hierauf darf also der Ackerbau und der Grundbesitz die Hoffnung eines wiederhergestellten Einkommens begründen.

Der Wollmarkt

gewährte im Monate Mai eine sehr glänzende Aussicht. Alle Nachrichten stimmten darin überein, daß in England alle deutsche Wolle guter Qualität verkauft und großer Begehr danach sey. Mehrere englische Wollhändler und Fabrikanten, welche die deutschen Wollmärkte noch nie besucht hatten, waren von dort eingetroffen. Auch französische Fabrikanten — besonders der respectable Ternaux — hatten Commissionaire hergesandt. Die deutschen Fabriken hatten auf den Messen dem Begehr von Mitteltüchern nicht genügen können, bedeutende Bestellungen, zwar nicht ganz zu vormaligen aber doch zu gesteigerten Preisen übernommen, und mußten sich daher mit Material versorgen. Außerordentlich viel Geld war in Breslau und Berlin bestellt, wodurch, in Verbindung mit der französischen Renten-Unternehmung, ein Mangel daran besorglich wurde und der Discont sehr hoch stieg, wogegen aber bald Rath geschafft ward. Man hatte also Ursach, sich mit einer sehr bedeutenden Preiserhöhung, bis auf den Standpunkt von 1821, zu schmeicheln.

Der Breslauer, als der erste große Markt, fixirt aber jetzt erst den Preis der verschiedenen Wollgattungen, und die Käufer warten diesen in der Regel ab, bevor sie Gebote machen. In den Tagen vor dem Markte äußerten besonders die Engländer große Neigung zu kaufen, und es wurden verschie-

dene Verkäufe um 15 bis 20 p. C. vortheilhafter als im vorigen Jahre abgeschlossen. Auch am Morgen des ersten Markttages geschahen gute Gebote, die zum Theil nicht angenommen wurden. Dann aber schienen sich die Käufer verabredet zu haben, weniger zu bieten und höhere Forderungen abzuweisen. Ich sage: es schien so — verstehe darunter aber keine förmliche verbindende Uebereinkunft, die bei der großen Concurrenz der Käufer eben so wenig möglich ist, als sie es unter den Verkäufern wäre. Man spricht sich aber und hört auf das Wort erfahrner Männer, folgt ihrem Beispiele und wartet ab, ob der Preis nicht niedriger gehen werde, weil jeder kluge Kaufmann sich hütet, theurere Preise zu zahlen, als wofür andere nachmals kaufen. So ward der Markt nach dem ersten Vormittage bald flau, weil besonders die Engländer zurückhaltend mit ihren Geboten wurden indem sie sahen, daß manche Ankäufe wohlfeiler als die ihrigen gemacht waren. Jedoch entstand diesmal nicht, wie im vorigen Jahre, der Alarm unter den Verkäufern, sie lehnten zu niedrige Gebote ab und so geschah es, daß am letzten Tage angemessenere Gebote wieder gemacht wurden und sämmtliche gute Wolle, bis auf wenige Posten, die man zu hoch im Preise hielt, verkauft ward. Von unter mittelmäßiger Wolle sollen aber 5 bis 600 Centner unverkauft geblieben seyn.

Der Berliner Markt bildet sich gewöhnlich nach dem Breslauer. Sind die Preise auf letzterem gefallen, so zögern die Käufer; nur dann, wenn sie auf diesem im Fortgange gestiegen waren, geht der Verkauf auf ersterem zu Anfange rasch. Deshalb wurden hier in den ersten Tagen sehr wenige Geschäfte gemacht, die Käufer ließen sich fast nicht sehen, und es verkauften nur ausgezeichnete, bekannte Schäfereien, mehrentheils an alte Kunden, etwa um 10 p. C. höher als im vorigen Jahre. Am dritten Tage ward der Handel erst lebhafter, und es läßt sich im Durchschnitt annehmen, daß die Preise um 10 p. C. besser als im vorigen Jahre waren. Einige haben sich freilich in größerem Verhältnisse gehoben, hatten aber auch im vorigen Jahre gar zu wohlfeil verkauft. Der Preis von 1821 und 1822 ward aber, wie man hoffte, nicht wieder erreicht, es sey denn von solchen Schäfereien, die sich wesentlich verbessert hatten. In den beiden letzten Markttagen ging der Handel wieder flau, die Käufer mäkelten viel; Verkäufer aber, die von der Güte ihrer Wolle überzeugt waren, schlugen nicht zu, sondern legten ihre Wolle auf, wobei sie allem Anschein nach gut fahren werden. Schäfereien die unter dem Mittelmäßigen stehen geblieben, haben schlecht, zum Theil noch schlechter als im vorigen Jahre verkauft.

Die Masse der Wolle auf dem Berliner Markte ist augenscheinlich geringer als in vorigen Jahren

gewesen, und manche glauben dies auch vom Breslauer. Bestimmt wird es sich nicht angeben lassen, weil in den vorigen Märkten viele Wolle auswärts gewogen war, was jetzt bei den verbesserten Waage-Anstalten wohl wieder weniger geschiehet. Vielleicht kann die Ankündigung mehrerer neuen Märkte in Magdeburg, Braunschweig und Stettin, deren zweckmäßige Einrichtungen man rühmt, beigetragen haben, daß aus entfernteren Gegenden weniger hergebracht worden; aber allgemein hört man auch die Klage, daß die Schur um 5 bis 10 p. C. leichter gewesen sey, ein Erfolg, den man fast immer nach gelinden Wintern verspürt hat. Es ist endlich auch die Sterblichkeit, besonders im Herbste, unter den Jährlingen in manchen Schäfereien sehr groß gewesen.

Der Ankauf des edleren Mutterviehes scheint nicht so rasch als in anderen Jahren gewesen zu seyn, denn in Sachsen hat man im Frühjahre noch Märzen zu billigen Preisen erhalten können. Dies hat seine von selbst einleuchtende Gründe. Es ist aber gewiß, daß eine Compagnie in England einen sehr bedeutenden Ankauf deutscher edler Schaafe zu machen beabsichtigt, um sie nach den Australischen Colonien zu schicken und Schäfereien daselbst anzulegen. Wahrscheinlich wird dies den Preis sehr erhöhen, was manchen erfreulich ist, bei andern aber die Besorglichkeit einer dereinstigen starken Concur-

renz von dorther auf dem europäischen Wollmarkte erregt. Es würde wohl auf keinen Fall etwas helfen, sich dagegen zu sperren, denn es giebt der Auswege zu viele, und diese Sperrung würde, wie jede andere, nur das bewirken, daß den rechtlichen Leuten der Vortheil entginge, und die Gauner sich dadurch bereicherten. Uebrigens beharre ich bei meiner mehrmals geäußerten Meinung, daß wenn Schäfereien in den neucultivirten Gegenden auch fortkommen, sie uns doch nie den Vorsprung, den wir einmal gemacht haben, streitig machen werden. Echte, vorzügliche Race-Thiere, die bei uns von Kennern genug gesucht werden, wird man auch dahin nicht verkaufen.

Wie rege das Bestreben nach Vervollkommnung in diesem Zweige sey, beweist der Begehr edler Stöhre von constanter Race, und die hohen Preise, welche man bei allem Geldmangel dafür gern bezahlt. Die Mögliner Schäferei hat nicht den dritten Theil der an sie ergangenen Bestellungen befriedigen können, und daß nicht noch mehrere eingegangen, rührt daher, weil es bekannt war, es sey nichts mehr zu haben. In der Frankenfelder Auction ist der Durchschnitt von verkauften Böcken 45½ Thaler gewesen, in Panten 42 Thaler; ungeachtet manche, z. B. von der schlichteren, langwolligen, oder solchen Racen darunter waren, die nur experimentalisch cultivirt und erhalten werden, folglich nur

bei den ersten Graden der Veredlung brauchbar sind und daher wohlfeil verkauft wurden.

In den übrigen Verhältnissen des landwirthschaftlichen Gewerbes haben sich keine merkliche Veränderungen zugetragen. Jedoch scheinen die Capitalien, welche in den Staatspapieren keine so gewinnreiche Anlage mehr finden, sich aber durch selbige sehr verstärkt haben, in den Handel und Wandel mehr zurückzukehren, und sich auch dem Grundeigenthume zu billigern Zinsen anzutragen. Auf diesem Johannis-Termin sind keine Güter zu niedrigen Preisen in dieser Gegend losgeschlagen worden, und wenige Pachtungen sind anders, als mit einem bedeutenden Abstandsgelde, verlassen. Viele, die auf immer wohlfeilere Kauf- und Pachtpreise warteten und rechneten, haben ihren Zweck nicht erreicht und werden nun wahrscheinlich zu spät kommen.

Ich lasse hier noch den Auszug eines an mich gerichteten so eben eingegangenen Schreibens, den Magdeburger Wollmarkt betreffend, folgen.

„Ich kehre von einem Geschäfte zurück, welches in der That ganz den Charakter eines Festes hatte. Sie errathen, daß ich den Magdeburger Wollmarkt meine.

Nicht leicht kann sich im Angesicht alter Gewohnheiten, der Vorurtheile und der Hindernisse mancherlei Art, das Uebergewicht des Verstandes und eines ernsten Willens in einer gemeinnützigen Richtung glänzender zeigen, als es hier der Fall war. Alle Prophezeihungen eines ungünstigen Erfolgs, bald die Vermuthung, daß es an Käufern fehlen, bald die andere, daß keine Verkäufer erscheinen würden, lös'ten sich in der Erscheinung des mangelnden Platzes zur Aufnahme der Gäste auf.

Um so besser war für die Waare gesorgt. Der schöne mit Linden umgebene Domplatz erlaubte eine überaus günstige Aufstellung im Freien, in einer umfassenden doppelten Wagenreihe. An einer andern Stelle gewährte der innere Raum einer unbenutzten Kirche den Schutz eines sichern Obdachs.

Die Behörden hatten dem Gegenstande eine Aufmerksamkeit gewidmet, die in allen Theilen des ganzen Geschäfts sichtbar hervorstach. Ich habe selbst die Lastträger gebildet gefunden.

In der Absicht irgend einen Gegenstand des Tadels aufzusuchen, erschien mir allein die Behandlung der Waarenballen an der Waage nicht so delikat, als es die Schönheit mancher Waare verdiente, was in der Schnelligkeit des Geschäfts, in der mangelnden Uebung, wie in den zahlreichen damit beschäftigten Händen eine Entschuldigung findet.

Ueber das Resultat des Marktes werden uns

die öffentlichen Blätter wahrscheinlich bald eine genaue Uebersicht geben. Ich glaube, daß die Menge der aufgebrachten Waare nicht viel unter 8000 Centner betrug. Auch rühmt sich vielleicht kein anderer Markt verhältnißmäßig so vieler feiner Wolle und im Durchschnitt günstigerer Preise. Wurde manche Wolle, nach der Meinung der Producenten, nicht hinreichend gewürdigt, so ist dagegen der Fall einer Ueberschätzung von Seiten des Käufers auch wohl nicht ohne Beispiel geblieben.

Die heitere Stimmung über diesen, alle Erwartung übersteigenden Erfolg eines ersten Versuchs war so allgemein, als die Anerkennung der Sorgfalt für den freien ungehinderten Geschäftsgang. Die Stadt schmeichelt sich eines kleinen Ersatzes für das durch die Elbschiffahrtsacte verlorne Monopol. Die Käufer finden auf ihrer Rückreise von Berlin einen neuen wichtigen Geschäftspunkt. Die Verkäufer gewinnen einen sichern Termin für den Umsatz. Sie können durch Vergleichung den wahren Werth ihrer Waare genauer erkennen, und erfahren mit Bestimmtheit, welche Eigenschaften der Wolle gesucht und bezahlt werden. Nur allein die frühern Käufer und die Fabrikanten dieser Gegend scheinen im Verluste zu stehn. Aber erstere haben immer noch durch ihre genaue Bekanntschaft mit den Schäfereien ein Uebergewicht auf dem Markte, und letztere wer

den durch die Industrie der Fabrikation den geringern Vortheil des Einkaufs zu ersetzen wissen.

So hätten wir denn in diesen Tagen das Beispiel einer glücklichen Unternehmung erlebt, die allein der wohlberechneten Anordnung zu verdanken ist. Im Zutrauen, welches das Publikum gefaßt, liegt eine sichere Bürgschaft für die Erweiterung des Geschäfts auf diesem Platze."

Die Akademie des Landbaues zu Möglin.

Die Vorlesungen auf der hiesigen Lehranstalt nehmen wie bisher am ersten October ihren Anfang und dauern ununterbrochen 10 Monate, also bis Ende Juli des künftigen Jahres fort. In dieser Zeit wird ein Cursus vollendet. Halbjährige Curse finden daher, wie man so häufig, unserer oft wiederholten Erklärung ungeachtet, dennoch zu glauben scheint, hier nicht statt, und diejenigen welche auf ein halbes Jahr, also auf 5 Monate, hieher kommen, müssen es sich gefallen lassen, wenn die Zeit ihres Hierseyns verflossen ist, und wir unsere Vorträge, die sie zu hören vorzüglich beabsichtigen, noch nicht beendigt haben. — Die Vorträge sind so geordnet, daß die eine Wissenschaft in die andere, mit welcher sie in direkter Verbindung steht, eingreift, wodurch der Zusammenhang der Wissenschaften unter sich und mit der Landwirthschaft ungemein klar, und das Studium derselben erleichtert wird. — Hr.

Staats-

Staatsrath Thaer trägt die allgemeine landwirthschaftliche Gewerbslehre, und daneben die Lehre von der Haltung und Zucht des Viehes jeder Art vor. Hiermit treffen Hrn. Professors Störig zoonomisch-pathologische Vorträge zusammen, die in die praktische Thierheilkunde übergehen. Professor Körte trägt die reine Mathematik, mit Hindeutungen auf die praktische Geometrie vor. Auch lehrt derselbe die Chemie in ihren Grundprincipien mit den zur klaren Ansicht erforderlichen Experimenten, jedoch immer mit besonderer Rücksicht auf den Ackerbau. Herr Staatsrath Thaer gründet sodann auf die chemischen Principien die Theorie der Praxis des Ackerbaues, um im Frühjahre zur eigentlichen Praxis überzugehen. — Herr Kisting giebt praktische Anleituug zum Rechnungswesen und Buchführung. Im Frühjahre geht Hr. Staatsrath Thaer nun zur praktischen Lehre des Feldbaues über. Herr Professor Störig trägt den Gebrauch der Pflanzen Behufs der Thierheilkunde oder materia medica, und nach dieser den Gartenbau vor. Professor Körte lehrt systematische Pflanzenkunde, Pflanzenphysiologie und Experimentalphysik, jedoch immer mit besonderer Rücksicht auf den Ackerbau. Auch lehrt derselbe, im Verfolge seiner frühern Vorträge, Feldmeßkunst und die technischen Gewerbe, welche gewöhnlich zweckmäßig mit der Landwirthschaft verbunden sind, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Stärkesyrupfabrikation, Ziegel-, Kalk-

und Gipsbrennerei. Auch bei diesen Vorträgen werden die zur klaren Ansicht nothwendigen Versuche gemacht, d. h. es wird Bier gebraut, Branntwein gebrannt, Stärkesyrup gekocht u. s. w. Die praktischen Anweisungen im Landbau werden von dem Wirthschaftsinspektor Herrn Livonius gegeben.

Wegen der Anmeldungen, Zimmerbestellungen und etwa einzuziehenden näheren Erkundigungen beliebe man sich in postfreien Briefen mit der Adresse

An die Königl. Akademie des Landbaues

zu

Möglin

über Berlin

zu melden, indem die an einen Einzelnen adressirten Briefe ihn vielleicht nicht zu Haus treffen könnten.

Körte.

Verbesserungen.

Die Eile, mit welcher Zeitschriften gedruckt werden müssen, wenn sie möglichst schnell die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst verbreiten sollen, die Entfernung des Druckortes, welche die Uebersendung der Correktnr, wenn der Druck nicht aufgehalten werden soll, unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt, und die Schwierigkeit, an dem Druckorte selbst einen Correktor zu finden, der die Wissenschaft versteht, und nur ein solcher kann Correktor seyn, indem jeder andere zwar die Sprachfehler, nicht aber die Sinn entstellenden Fehler und fehlerhaften Kunstausdrücke zu corrigiren versteht, wird uns bei unseren Lesern entschuldigen, wenn sich bisweilen bedeutende Druckfehler in den Annalen einschleichen. In der Hoffnung, daß unsere Leser die sich eingeschlichenen unbedeutenden Druckfehler gütigst verzeihen, werden wir die Sinn entstellenden künftig hier anzeigen, und zwar, damit der Druck nicht aufgehalten wird, sollen die Druckfehler des bereits erschienenen in dem darauf folgenden Stücke der Annalen berichtigt werden. — Hier folgt daher die Berichtigung der in dem zweiten Stücke des dreizehnten Bandes vorhandenen Druckfehler.

Seite 294 Zeile 3 v. u. lies vorstechenden statt vorstehenden

— 295 — 10 v. u. l. Urtheil st. Urheit

— 301 — 2 v. u. l. nur st. über

Seite 308 Zeile 7 v. o. lies Wie drum st. Wiederum
— 322 — 7 v. o. l. setzen st. sehen
— 323 — 8 v. u. l. Sparens st. Sparers
— — — — — Verwendens st. Verwenders
— 326 — 11 v. u. l. Reiz und Mangel st. Reizmangel
— 326 — 8 v. u. l. allmähligen st. allmächtigen
— 328 — 3 v. u. l. ewiger st. voriger
— 334 — 14 v. u. l. Erfolg st. Erfold
— 341 — 12 v. u. l. Leuten st. Leute
— 344 — 8 v. u. l. verringern st. verringen
— 347 — 5 v. u. l. stehenden st. stehende
— 349 — 7 v. u. l. guten st. gute
— 358 — 1 v. u. l. excelliren st. exelliren
— 373 — 5 v. u. l. Volkssitten st. Volssitten
— 391 — 3 v. o. l. Bauern st. Bauers
— 410 — 2 v. u. l. Ihn st. Ihm
— 461 — 7 v. u. l. den st. und
— 462 — 1 v. o. l. 16 gr. st. 18 gr.
— 466 — 1 v. o. l. eines solchen st. solchen
— 473 — 9 v. o. l. merkantilischer Hülfsmittel st. merkantilischen Hülfsmitteln
— 488 — 11 v. u. l. haken st. harken
— 489 — 4 v. u. l. nicht st. nicht.
— 496 — 11 v. u. l. Einhof st. Eichhof
— 519 — 6 v. u. l. Dombala st. Dombast
— 525 — 11 v. o. l. Dornburgsche st. Dornbergsche

VIII.

Ueber die herrschende Wohlfeilheit der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, insbesondere des Getreides.

Vom

Kammer-Rath Dr. Zimmermann
zu Neubrandenburg.

Einleitung.

Die seit mehreren Jahren in allen Staaten Europa's herrschende Wohlfeilheit der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, insbesondere aber des Getreides, ist unstreitig eine der auffallendsten und wichtigsten Begebenheiten der neueren Zeit, solche ist sowohl für die Regierungen derselben, als auch deren Einwohner, insbesondere aber für sämmtliche Landwirthe, eine Sache von dem größten Interesse. Die Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse sind beinahe auf die nothwendigen Kosten der Erzeugung heruntergegangen, und gewähren kaum die erforder-

liche Bodenrente, noch weniger aber die Zinsen des Betriebscapitals und die Unterhaltungskosten des Producenten. Der Wohlstand des Landmannes wird also dadurch in seiner Grundveste erschüttert und zerstört. In den meisten europäischen Staaten macht aber der Landmann den größten Theil der Einwohnerzahl aus; es bedarf also die Einwirkung dieser Zerrüttung seines Wohlstandes auf das ganze Staatswerk und den Vermögenszustand aller übrigen Einwohner keiner weitern Darstellung. Nur die von fixirten Renten und Besoldungen lebenden Einwohner haben Vortheile von dieser großen Wohlfeilheit; erstere aber auch nur in so fern, als die Folgen derselben ihre Renten nicht inexigibel machen; alle übrigen Staatseinwohner aber haben mindere und größere Nachtheile davon. Diese Mitleidenschaft erstreckt sich indirekt selbst auf die bloß städtische Gewerbe treibenden Einwohner, denn bei einer Zerrüttung der Vermögensverhältnisse des größeren Theiles der Einwohner können auch die damit in näherer Beziehung stehenden Gewerbe nicht gedeihen, und eine etwaige Ersparung an den ersten Lebensbedürfnissen gleicht die durch Stockung aller Gewerbe erlittenen Verluste nicht aus. Diese Nachtheile erstrecken sich sogar mit auf diejenigen fremden Staaten, welche dem, durch die niedrigen Preise gedrückten, Landmann einen Theil seiner fremden Bedürfnisse geliefert haben.

Eine allgemeine Stockung aller Gewerbe und eine allgemeine Geldnoth sind die Folgen und Begleiter der jetzt allgemein herrschenden niedrigen Getreidepreise, von welchen bekanntlich die Preise der übrigen landwirthschaftlichen Erzeugnisse größtentheils abhängig sind. Zu hohe Preise der ersten Lebensbedürfnisse sind ein Unglück für die Menschheit, allein zu niedrige können es, in unsern gegenwärtigen Culturzustand, ebenfalls sein, und sind es gegenwärtig.

Diejenigen Staaten, deren vorzüglichste Erwerbsquelle nicht der Landbau, sondern Bergbau, Manufakturen und Handlung sind, empfinden dieses Uebel nur in einem geringern Maaße; allein da, wo der Ackerbau das Haupt- und beinahe einzige Gewerbe ausmacht, wird dasselbe in seiner ganzen Größe empfunden. Hier verstopft die zu große Wohlfeilheit die ganze und alleinige Erwerbsquelle. Selbst das durch seine großen Capitalien, das Monopol seiner Handlung, und seine Fabriken und Manufakturen blühende England, welches vor noch nicht vielen Jahren zu seinem eigenen Bedarf jährlich beinahe eine halbe Million Quaters fremdes Getreide einführen mußte, wird gegenwärtig, nach den bekannten öffentlichen Verhandlungen, durch die herrschende Wohlfeilheit beinahe in der Grundveste seines Wohlstandes erschüttert; in einem weit höheren Grade wird derselbe aber bei denjenigen Völkern erschüttert und zerstört, deren Haupt- und beinahe ein-

zige Erwerbsquelle der Landbau ist, und welchen alle anderweitigen Mittel zur Saldirung ihrer fremden Bedürfnisse abgehen, wie dieses bei den meisten europäischen Staaten des Nordens der Fall ist.

Um sich von dem Umfange und der Bedeutenheit des durch die Wohlfeilheit entstandenen Ausfalls in der Einnahme der Landwirthe und des Verkehrs überhaupt eine nähere und anschaulichere Ansicht zu verschaffen, berechne man nur blos die niedrigste Einnahme des zur Erhaltung eines Menschen erforderlichen Getreides für einen gewissen namhaften Staat, und folgere daraus weiter den sich durch die verminderten Getreidepreise ergebenden Verlust an der Geldeinnahme. Man stelle des Beispiels halber einmal eine solche Berechnung über den preußischen Staat an. Solcher hat über 10 Mill. Einwohner. Der Durchschnitts-Getreidebedarf eines Menschen wird zu 8 Berl. Scheffel angenommen, und den Abfall der Getreidepreise von dem früheren Mittelstand derselben kann man wenigstens zu $\frac{1}{4}$ oder 25 pr. 100 annehmen. Nimmt man nun wegen des vermehrten Kartoffelbaues den Getreidebedarf eines Menschen im Durchschnitt auch nur zu 4 Berl. Scheffel an, so beträgt der alleinige Ausfall an der Einnahme für Getreide 10 Millionen Thaler, und das Minus der Einnahme für die durch die Getreidepreise mit heruntergedrückten übrigen Erzeugnisse

der Landwirthschaft eben so viel. Zweimal würde diese Geldmasse gewiß aus der einen Hand in die andere übergegangen seyn, mithin beläuft sich das Minus der Circulation auf 40 Millionen Thaler. Dieser ungeheure Ausfall drückt zwar zunächst den Landmann, verbreitet aber seine nachtheiligen Folgen über alle anderweitigen Gewerbeverkehre und Verhältnisse des Staats; selbst das Grundeigenthum und die darauf angeliehenen fremden Capitalien werden dadurch in der vermeinten Sicherheit erschüttert, denn der Werth und Preis des ersteren steht mit dem Ertrage immer in einem gleichen Verhältniß. So resultirte ferner nach einer, vor ungefähr 20 Jahren bei einer ähnlichen Gelegenheit angefertigten, Berechnung für Mecklenburg, aus der Differenz der Getreidepreise von 2 ßl. oder einen Groschen pro Scheffel, in der Einnahme eine Differenz von 186,000 Rthl., welche, mit Einschluß der übrigen Landesprodukte, auf 200,000 angenommen werden können. Die eingetretene Preiserniedrigung von 12 bis 16 ßl. würde also ein Minus der Einnahme von mehr als einer Million Thaler zur Folge gehabt haben.

Es versteht sich, daß bei dieser erläuternden Induction ein gleicher Ertrag vorausgesetzt wird, denn ein höherer Ertrag gleicht diesen Ausfall am Preise leicht aus. Würde man z. B. im letzteren Fall den höheren Ertrag um ein Korn annehmen, so würde

dieser höhere Ertrag — jedoch nur dem Bruttoertrage nach — den Ausfall am Preise so ziemlich ausgleichen.

Die Wahrheit dieser vorstehenden Behauptung von den Nachtheilen zu niedriger Getreidepreise wird wohl nicht leicht von jemand in Zweifel gezogen, da die Erfolge derselben überall wahrgenommen werden.

Hr. Rüder, der ehemalige Redakteur des Weimarischen Oppositionsblattes, ist wohl der einzige Schriftsteller, welcher nicht nur die großen Nachtheile der herrschenden Wohlfeilheit ganz in Abrede stellt, sondern dieselbe sogar für eine Wohlthat der Menschheit erklärt hat. Er drückt sich nämlich darüber in seinen so eben erschienenen politischen Schriften S. 139 folgendergestalt aus: „So folgt daraus — nämlich aus der Zertheilung der großen Güter — daß die jetzige Wohlfeilheit der Produkte eine der schönsten Erscheinungen der Natur ist, welche bei allen Gegenstreben verkehrter Staatsverwaltungen die Bürger des Staats, auf eine dem Ganzen wohlthätige Abänderung der gesellschaftlichen Ordnung, welche bisher bestand, dringt und dahin unablässig wirkt, daß die manufakturirenden und fabricirenden Menschen, und ebenfalls die fast müßig consumirende große Zahl sich vermindern und durch Güterzerschlagung das erfreuliche Resultat liefern, daß die bei weiten größere Menge zum Landbau zurückkehre,

und sich wenigstens zum größten Theil von der Bodencultur, und zum kleineren Theil von einem andern nützlichen Nebengewerbe ernähre, und folglich die Zahl der Grundeigenthümer und eines wohlhabenden Mittelstandes sich vermehre. — Die Vorsehung, weiser als die kurzsichtige Politik der Menschen, führte die allgemeine Wohlfeilheit der Produkte durch eins ihrer magischen Wunder in unsern Tagen herbei, und wird dadurch einen Völkerverkehr im Tauschhandel hervorbringen, wovon die Vorzeit keine Ahnung hatte, und einen Luxus im Verbrauch ausländischer Erzeugnisse, der sich, so wie geschehen, über die europäische Welt verbreiten mußte. Damit aber der Europäer dadurch nicht arm werde, daß er sich so sehr an den Verbrauch der Erzeugnisse der andern Welt gewöhnt hatte, führte die Vorsehung in den vegetationsreichsten Provinzen der Erde die Trennung der europäischen Colonien von dem Mutterlande herbei u. s. w.“

Den in dieser Aeußerung an den Tag gelegten phylantropischen Gefühlen und Gesinnungen des Hrn. Verfassers läßt gewiß Jedermann, zumal derjenige, der denselben persönlich kennen zu lernen eine Gelegenheit gehabt hat, Gerechtigkeit wiederfahren; in Ansehung der aufgestellten Behauptungen selbst dürfte sich aber der erwartete Beifall wohl schwerlich über die Classe der außer aller Gewerbsberührung stehenden bloßen Consumenten erstrecken. Es ist nämlich

gegenwärtig nicht von einer Wohlfeilheit im Allgemeinen, im Gegensatz der frühern großen Theurung, sondern von einer Wohlfeilheit die Rede, bei welcher der Producent nicht die Kosten der Erzeugung erzielen kann, welche hemmend und zerstörend auf alle bürgerlichen Verkehre einwirkt, und welche mit der Zeit selbst der Produktion nachtheilig werden muß, indem sie die nothwendigen Betriebscapitale vermindert und die Neigung zur Thätigkeit unterdrückt. Daß durch eine Zerschlagung der größeren Güter, und die Einführung der Spatencultur eine größere Masse roher Nahrungsmittel und anderer Produkte erzeugt werden könne, wie auf den großen Gütern durch Hülfe des Zugviehes, wird so leicht Niemand bestreiten; allein es bleibt noch immer eine unentschiedene Frage: ob dadurch auch ein höherer reiner Ertrag erzielt werden könne? und ob nicht die erforderliche größere Anzahl der Arbeiter diesen höheren Ertrag wiederum consumire? denn im bejahenden Fall würde dieser höhere Ertrag den übrigen Staatseinwohnern nichts nützen. Der Uebergang zur Spatencultur bei dem Getreidebau ist wohl nur das Resultat der Uebervölkerung, ein Nothbehelf und für die Menschheit mehr für ein Unglück als für ein Glück zu achten. Alle körperliche Arbeit ist nur eine Nothsache; da wo man sich derselben durch Thiere und Maschinen überheben kann, muß man die Menschen von der Aufreibung der körperlichen

Kräfte zurückhalten, und nicht selbige zu vergrößern suchen. Es ist traurig genug, daß die fortschreitende Bevölkerung mit der Zeit unsere Nachkommenschaft zur Spatencultur bei dem Getreidebau zwingen wird, allein eine wünschenswerthe Sache bleibt sie wohl schwerlich. Ich kann mich nicht füglich mit dem Gedanken der Allgemeinheit der Spatencultur vertraut machen, ohne daß bei mir die Idee der Antrophagie rege wird.

In allen Fällen kann man die gegenwärtige Wohlfeilheit wohl noch nicht der vorgeschlagenen Zerschlagung der größern Güter beimessen, und eben so wenig möchte dieselbe wohl einen Völkerverkehr im Tausch und Handel hervorbringen, wovon man noch keine Ahnung hatte. Wenigstens ist derselbe zur Zeit noch nirgends bemerkbar, im Gegentheil sind die Klagen über Stockung im Handel und im Gewerbsverkehr allgemein. Ich werde mich daher durch diese singulaire Behauptung des Hrn. Rüder von der Verfolgung des einmal von mir betretenen Weges nicht abhalten lassen, sondern kehre zu näherer Betrachtung des Uebels der Wohlfeilheit wiederum zurück.

Die meisten Uebel nnd Gebrechen, sowohl in der physischen als moralischen Welt, scheinen bei der ersten Entstehung von minderer Erheblichkeit zu seyn, nur durch ein längeres Anhalten derselben werden sie bedenklicher nnd selbst gefährlich. Die-

ses ist auch der Fall bei einer Wohlfeilheit von längerer Dauer. Bei dem ersten Eintritt der gegenwärtig herrschenden Wohlfeilheit achtete man wenig darauf, denn man hielt dieselbe für eine vorübergehende Erscheinung, und hoffte auf der baldigen Rückkehr besserer Preise. Sehr wohlfeile Preise haben sich nämlich von jeher von Zeit zu Zeit ereignet, und sind durch die darauf eingetretenen hohen Preise wiederum ausgeglichen worden. Nach einer Dauer von fünf Jahren ist diese Hoffnung aber jetzt allgemein verschwunden. Mit dem Verschwinden dieser Hoffnung hat man erst die Ueberzeugung erhalten, daß eine zu große und lange anhaltende Wohlfeilheit auch ein Uebel und Unglück für die Mehrheit der Staatseinwohner seyn könne. Dieselbe hat nämlich nicht nur die gesammte Classe der Landwirthe in die größte Verlegenheit versetzt, und dem Abgrunde des Verderbens nahe gebracht, sondern auch eine allgemeine Stockung aller mit der Landwirthschaft in Beziehung und Verbindung stehender Gewerbe veranlaßt. Die zukünftigen Folgen derselben werden und müssen noch trauriger seyn. Der nothwendig eintretende Mangel an Betriebscapital wird und muß einen nachtheiligen Einfluß auf den Landbau haben, und die allgemeine Stockung wird mit jedem Jahre größer werden.

Ein solcher wichtiger Gegenstand verdient alle mögliche nähere Betrachtung und Untersuchung. Vor-

züglich verdienen dieses die eigentlichen Ursachen der herrschenden Wohlfeilheit, denn die Ursachen entscheiden vorzüglich über die äußerst wichtigen Hauptfragen: ob diese Wohlfeilheit noch lange anhalten werde, oder ob dieselbe nur als ein vorübergehendes Unglück zu betrachten sey? ob es keine Mittel zur Abhelfung desselben gäbe? und welches die zweckdienlichsten seyen?

Abschnitt I.

Wenn man die allgemein herrschende Wohlfeilheit des Getreides und der übrigen landwirthschaftlichen Erzeugnisse nur blos oberflächlich und im Allgemeinen betrachtet, so scheint nichts leichter zu seyn, als die Angabe der eigentlichen Ursachen derselben, die Bestimmung der Dauer dieser Wohlfeilheit und die Angabe zweckdienlicher Mittel, und sollte letzteres auch nur bedingungsweise geschehen; allein widmet man diesem Gegenstande eine nähere und tiefere Untersuchung, so stößt man bald auf unerklärbare Widersprüche und nicht zu hebende Bedenklichkeiten, welche die Ueberzeugung gewähren, daß die Sache sich wohl nicht ganz so verhalte, als man sie sich bei dem ersten Anblick gedacht habe.

Dieses folgt schon allein aus der großen Verschiedenheit der darüber, sowohl in den öffentlichen Verhandlungen, als auch in den erschienenen Druckschriften ausgesprochenen Meinungen. Beinahe ein

jeder Staatsmann und Schriftsteller hat eine verschiedene Meinung, wenn gleich die verschiedenen Urtheile derselben in mancherlei Ansichten übereinstimmen.

Die gewöhnlichste Meinung über den Grund der gegenwärtigen Wohlfeilheit ist: daß selbige theils aus der großen Ergiebigkeit der letzten fünf Ernten, theils aber aus der statt gefundenen Verbesserung und Erweiterung des Getreidebaues entstanden sey. Dieses ist auch die vorherrschende Meinung der hohen Staatsbehörden, sowohl in England als in Frankreich. Mehrere unserer einsichtsvollsten Schriftsteller pflichten derselben ebenfalls bei, und zwar zum Theil mit einer Zuversicht, als wenn diese Behauptung durchaus über allen Zweifel erhaben sey. So sagt nämlich der gelehrte Herausgeber der Monatsschrift für Deutschland mit vollem Zutrauen zu der Richtigkeit seiner Behauptung: „alles was zur Beantwortung der streitigen Frage (nämlich der auffallenden Wohlfeilheit der ersten Lebensbedürfnisse) vorgebracht worden ist, hat sich in Dunst verwandelt, während das, was an der Sache selbst wahr ist, sich nicht länger verkennen läßt. Mit einem Wort, die sehr reichen Ernten der letzten Jahre, in allen Theilen des Continents, haben die Wohlfeilheit herbeigeführt. Dieses ist schon gegenwärtig erwiesen, wo noch keine Mißernte an die Stelle des Ueberflusses eingetreten ist.“

Sehr viele respectable Staatswirthe wollen den Hauptgrund dieser Wohlfeilheit in den seit 1815 sowohl in England, als auch in Frankreich, Spanien und Portugal eingetretenen Beschränkungen der Getreideeinfuhr suchen, unter andern der Verfasser eines Aufsatzes in der Minerva 1821, Monat August.

Dieser Meinung ist auch der Verfasser einer, in der gedachten Buchholzschen Monatsschrift, aus den Edinburg review auszugsweise mitgetheilten Abhandlung, worin er diese Behauptung, in Hinsicht Englands, durch folgende Gründe zu unterstützen sucht. „Ohne einem solchen Prohibitivgesetz würden sich die Preise auf einer festen mittleren Höhe erhalten haben, welche mit den Preisen aller übrigen Länder in einer Art von Gleichgewicht gestanden haben würden. Eine völlige Freiheit des Handels erzeuge eine Art von Stetigkeit und Festigkeit der Preise, allein die Beschränkung derselben durch Normalpreise erzeuge Ungewißheit in derselben. Die verhängten Prohibitivgesetze in England hätten eine Erweiterung des Getreidebaues, folglich eine größere Produktion, und dadurch das Fallen der Preise bei günstigen Ernten erzeuget."

Der Herr Verfasser eines sehr interessanten Aufsatzes über den fraglichen Gegenstand in den neuen Annalen der Mecklenb. Landwirthsgesellschaft Jahrgang X. Quartal 2. nimmt zuförderst 9 verschiedene

Ursachen der herrschenden Getreidewohlfeilheit an, nämlich:

1) die Erweiterung und Verbesserung des Getreidebaues;
2) die letzten 5 heißen und fruchtbaren Sommer;
3) den starken Kartoffelbau;
4) die Erleichterung des Transports in England durch Kanäle und Wege;
5) die Ersparung der Pferde durch Maschinen;
6) die Verminderung der Handarbeiter durch selbige;
7) die Freiheit des Handels im Frieden, welche die Besorgnisse des Mangels entferne;
8) die Abnahme des baaren Geldes, sowohl durch den Ausfluß nach Indien, als durch Verminderung der Einfuhr aus Amerika;
9) das Aufhören der Spekulationen im Getreideankauf, das Verdrängen derselben durch den Handel mit Staatspapieren. Ein großer Theil der Getreidehändler habe seine Capitalien verloren. Am Ende widmet er aber
10) ebenfalls dem Prohibitivsystem der Engländer seine vorzügliche Aufmerksamkeit, und betrachtet selbige als eine Hauptursache der allgemeinen Wohlfeilheit. Nach seiner Ansicht ist aber nicht sowohl die dadurch vermehrte Produktion in England daran Schuld, sondern jenes System sey es deshalb, weil selbiges die Preise

auf dem Londoner Markt, und durch die eintretende Verbindung mit den übrigen Kornmärkten die Preise des ganzen Continents heruntergedrückt habe.

Der Herr Verfasser eines andern, in der Monatsschrift für Deutschland Jahrg. 3. Heft 3. abgedruckten, Aufsatzes nimmt folgende andere Gründe der Wohlfeilheit an:

1) die stärkere, durch den freien Gebrauch des Grundeigenthums erzielte Produktion;
2) das Steigen der edlen Metalle im Werthe. Aus Mexiko allein wären seit 1795 jährlich 15 Millionen Piaster weniger, wie früherhin nach Europa eingeführt. Die jährliche Ausfuhr nach Asien betrage $25\frac{1}{2}$ Mill. Piaster;
3) die stattgehabten allgemeinen Spekulationen auf Colonialwaaren, großer Verlust dabei von 300 Mill. Fr.;
4) die Verwendung der französischen Contribution zur Verminderung des Papiergeldes;
5) die vielen gemachten öffentlichen Anleihen, und die eingetretene Erhöhung des Zinsfußes, das Maaß für den Preis der Capitalien sey der Zinsfuß;
6) die baare Zahlung der engl. Bank und der Verfall der vielen Privatbanken in England und Amerika.

Er berechnet den aus allen diesen Ursachen

entstandenen Abgang und Verlust an edlen Metallen auf 2500 Mill. Fr. Die edlen Metalle sollen hiernach in dem Verhältniß von 100 zu 160 gestiegen, und die Fruchtpreise in demselben Verhältniß gefallen seyn.

Die Summe aller eingezogenen öffentlichen Papiere giebt er zu 1400 Mill. Fr., und die eingezogene Summe aller Privatbanken zu 20 Mill. Pfd. Sterl. an.

Nebenius, in der Abhandlung über den Papiercredit, ist gewissermaaßen derselben Meinung, nach ihm ist das allgemeine Ausgleichungsmedium gestiegen, und alle andere Sachen sind gefallen, ungefähr in dem Verhältniß von 9 auf 6. Der Verfasser eines Aufsatzes in der Minerva Jahrg. 1821 Mon. Aug. hält die engl. Getreidesperre für die vorzüglichste Ursach.

Nach einem in den Mögl. Annalen Bd. 8. befindlichen Aufsatz ist die größere Getreideproduktion der Hauptgrund der herrschenden Wohlfeilheit. Ein engl. Parlamentsmitglied, Mr. West, leitet in einem Supplement zu seiner Adresse an die Landeigenthümer, die herrschende Wohlfeilheit aus der 1819 beliebten Baarzahlung der Bank her.

Ein baierscher Schriftsteller, von Kerstorf, sucht in einer Abhandlung über die Klagen der Zeit die Ursach der allgemeinen Stockung in dem Mangel an Gelde im kleinen Handel.

Herr

Hr. Dr. Geerken pflichtet diesen beiden vorletzten Meinungen bei, räumt jedoch dem Mergel einen großen Antheil an der stattgefundenen größeren Getreideproduktion ein.

Abschnitt II.

Es ist keinesweges zu verkennen, daß in allen diesen verschiedenartigen Behauptungen manches, und in mehreren derselben viel Wahres liegt; dieses ist insbesondere der Fall bei dem angeführten Aufsatz aus den Mecklenb. landwirthschaftlichen Annalen; allein eben so wenig wird man es in Abrede stellen können, daß, wenn man auch alle diese staatswirthschaftlichen Deduktionen gelesen hat, man sich dennoch immer keiner ganz klaren und völlig überzeugenden Ansicht wird erfreuen können. Der Wunsch einer vollständigen Uebersicht und Ueberzeugung bleibt noch immer unbefriedigt. Eine Menge von Zweifeln, Widersprüchen und Bedenklichkeiten bleibt noch immer übrig, und je mehr man sich im Nachdenken über den vorliegenden Gegenstand vertieft, desto mehr verstärken sich selbige. Selbst die Dauer der Wohlfeilheit hat auf die Beurtheilung der eigentlichen Quelle derselben einen Einfluß. Früherhin hielt man, wie schon gesagt worden ist, in England theils die neueste Kornbill, theils die stattgefundenen reichlichen Ernten für die einzigen Ursachen derselben; nach einer Zeitungsnachricht aus dem engl. Courier will

man aber gegenwärtig nicht mehr in England daran glauben, daß des Hrn. Peets Bill und die überflüssige Produktion an der lange anhaltenden Wohlfeilheit Schuld sey. Man ahndet also bereits eine andere Ursache, ist aber darüber noch nicht auf's Klare.

Selbst aus einer gemeinschaftlichen Einwirkung aller namhaft gemachten Potenzen läßt sich die in Rede stehende Erscheinung nicht ganz befriedigend erklären, wie aus nachstehender näheren Prüfung der verschiedenen einzelnen Ursachen hervorgehen wird. Da sich die früheren hohen Preise aus dem Anfange der französischen Revolution her datiren, so können wir nicht umhin, mit dieser genaueren Prüfung bis in die Zeiten vor dem Ausbruch derselben zurückzugehen.

Man würde klar am Tage liegende Thatsachen und den unbezweifelten Gesetzen von dem Fortschreiten in der Cultur aller Gewerbszweige widersprechen, wenn man die Richtigkeit der Behauptung in Abrede stellen wollte, daß die Getreideproduktion in den letzten 25 Jahren in den meisten Ländern große Fortschritte gemacht habe. Sie hat, sowohl durch den Reiz der hohen Preise, als auch durch die gemachten Fortschritte in der Landwirthschaftskunde einen großen Zuwachs erhalten. Sie hat besonders gewonnen durch die frühere Benutzung des unzergangenen Düngers, durch die frühere Bestellung der

Wintersaaten, durch die Benutzung großer früherhin nicht bestellter Länder und Ländereien, durch eine bessere Fruchtfolge, und durch die Benutzung des Moders und Mergels. Selbst die früher sich öfter ereigneten Mißjahre und schlechten Ernten sind dadurch seltener geworden.

Eben so wenig kann es in Abrede gestellt werden, daß eine stärkere Erzeugung irgend eines Bedürfnisses die Preise herunterdrücke; allein die vorgedachten Verbesserungen und Erweiterungen des Landbaues erstrecken sich wohl nur auf sehr wenige Provinzen der Getreide erzeugenden europäischen Länder, man kann denselben also wohl nur einen beschränkten Einfluß einräumen, und letzterer kann nur alsdann erfolgen, wenn die vermehrte Produktion den Bedarf merklich übersteigt, nicht aber wenn der umgekehrte Fall eintritt, oder wenigstens die vemehrte Erzeugung mit der vermehrten Consumtion gleichmäßig fortgeschritten ist.

Die Entscheidung der Frage: ob und wie viel die vermehrte Getreideproduktion zur Verminderung der Preise beigetragen habe, hängt also von der Beantwortung der Präjudicialfrage ab: ist die vermehrte Produktion über das frühere Verhältniß des Bedarfs hinausgegangen? wenn und in welchem Verhältniß?

Daß sich diese Fragen nicht mit einer zuverlässigen Gewißheit beantworten lassen, bedarf wohl kei-

ner besonderen Bemerkung, denn dazu gebricht es an den erforderlichen statistischen Daten; allein es genügt zur nähern Ansicht auch schon eine der Wirklichkeit sich nähernde Approximation. Eine solche nähere Wahrscheinlichkeitsbestimmung suchen wir aus folgenden nicht ganz unwahrscheinlichen Daten zu leiten.

Ob Europa im Jahre 1789, wo die höheren Getreidepreise den Anfang genommen haben, 130 oder 140 Mill. Einwohner gehabt habe, läßt sich wohl nicht mit Gewißheit bestimmen, die Wirklichkeit ist davon wohl nicht sehr weit entfernt; allein mit Gewißheit läßt sich wohl behaupten, daß sich die damalige Menschenzahl, des in den vielen Kriegen erlittenen Abganges ungeachtet, im Verlauf von 30 Jahren wenigstens um 30 Mill. Menschen vermehrt habe. Diese Annahme ist auf keinem Fall zu hoch, denn selbst in Frankreich hat sich, der immerwährenden Kriege ungeachtet, die Zahl der Einwohner seit 1789 um circa 5 Millionen vermehrt. In England und Schottland hat dieselbe von 1801 bis 1821 ebenfalls einen Zuwachs von 3,437,000 Seelen erhalten. Süßmilch und andere nehmen bekanntlich eine jährliche Vermehrung von $1\frac{1}{2}$ bis 2 pr. 100 an. Malthus aber behauptet, daß wenn kein hemmendes (privatives) oder zerstörendes Hinderniß eintrete, sich die Menschenzahl alle 25 Jahre ver-

doppele, und dieser Zuwachs in geometrischer Proportion fortschreite.

Nimmt man nun den gesammten Getreidebedarf eines Menschen, nach den gewöhnlichen Ansätzen, jährlich zu 8 Berl. Scheffel oder im Durchschnitt zu ungefähr 640 Pfund an, so beläuft sich der seit 1789 vermehrte Bedarf der vermehrten Consumenten auf 240 Mill. Berl. Scheffel.

In Frankreich rechnet man, ohne dem Bedarf an Bier und Branntwein 3 Septiers oder 720 Pfd. pro Kopf.

Nach ältern, ziemlich zuverlässigen oder vielmehr wahrscheinlichen Angaben exportirten die sämmtlichen europäischen Getreideländer nach den andern getreidearmen Staaten jährlich ungefähr

247,000 Amst. Last.

der jährliche Bedarf dieser getreidebedürftigen Länder betrug ungefähr . . . 75,000 . .

mithin verblieb ein jährlicher Ueberschuß von . . 172,000 Amst. Last.

oder ungefähr 10 Mill. Berl. Scheffel.

Diese 10 Mill. Berl. Scheffel wurden in den, Getreidehandel treibenden Handlungsorten, aufgespeichert. Der von den Producenten aufgehobene jährliche Ueberschuß belief sich wohl nicht über 2 Mill. Scheffel, mithin betrug der jährliche Ueberschuß, in

gewöhnlichen Mitteljahren, ungefähr 12 Mill. Berl. Scheffel. Erfolgten 3 bis 4 solcher Jahre hintereinander, so wuchs derselbe auf 36 bis 48 Mill. Scheffel. Einige eingetretene schlechte Ernten, welche früherhin gewöhnlich aufeinander folgten, absorbirten diesen Ueberschuß wiederum ganz oder zum Theil, denn ein schlechtes Getreidejahr hatte früherhin, aus mancherlei physischen und moralischen Gründen, gewöhnlich ein zweites schlechtes, und auch wohl manchmal ein drittes zur Folge. Bringt man nun auch den früheren Ueberschuß von 36 bis 48 Mill. Scheffel auf den Bedarf der hinzugekommenen 30 Mill. neuer Consumenten in Abrechnung, so fehlen für selbige noch 192 bis 204 Mill. Scheffel, welche durch die verbesserte Ackercultur hätten erzeugt werden müssen. Zur Herunterdrückung der Preise ist aber ein sehr beträchtlicher Ueberschuß erforderlich; würde man selbigen pro Kopf auch nur zu einen halben Scheffel annehmen, so würde das erforderliche Plus der Erzeugung sich auf 277 bis 289 Mill. Scheffel belaufen müssen, wobei die Consumtion zu Bier und Branntwein noch nicht einmal berücksichtigt ist.

Eine solche ungeheure Vermehrung der Getreideproduktion im Verlauf von ungefähr 25 Jahren würde größer seyn, als der frühere gesammte Getreideüberschuß aller Getreideländer. Derselbe müßte überall sichtbar seyn, und setzt eine, unter den vor-

handenen Umständen beinahe nicht mögliche, Erweiterung des Landbaues voraus.

In dem größeren Theile von Europa steht der eigentliche Getreidebau gegenwärtig beinahe auf derselben Stufe der Unvollkommenheit, worauf er vor 25 Jahren stand. Dahin sind zu rechnen, das türkische Reich, Italien, Portugal, Spanien, Norwegen, auch Schweden und der größere Theil des russischen Reichs. Schweden hat zwar in den neuern Zeiten einige Schiffsladungen Getreide nach dem mittelländischen Meere abgehen lassen, auch beträchtliche Massen in die Magazine gelegt; allein da dasselbe dagegen auch wiederum aus andern Ländern Getreide eingeführt hat, insbesondere aus Cur- und Liefland, vermöge eines besondern Traktats, so ist dieser vermeintliche Ueberschuß von keinem sonderlichen Belang. Die klimatische Beschaffenheit dieses Reichs, und die steinige Beschaffenheit seines Bodens beschränken eine etwanige Erweiterung desselben ohnehin nur auf die nach Süden gelegenen Provinzen. Gesetzt aber auch, Schweden hätte wirklich sein ehemaliges Deficit und den Bedarf seines Zuwachses an Menschen, durch eine bessere Ackercultur ausgeglichen, so würde dieses erzielte Plus doch nicht bedeutend seyn, denn das frühere Deficit betrug ungefähr 500,000 Tonnen oder circa 1 Mill. Berl. Scheffel, und der Zuwachs an Menschen übersteigt nicht die Summe von 400,000 Consumenten. Ueberhaupt aber wird in Schweden

bei weiten nicht so viel Brod wie in andern Ländern verbraucht, weil man an dem Sparen des Brodes gewöhnt ist, und deshalb bekanntlich alles Brod getrocknet genossen wird.

In den südlichen am schwarzen Meere gelegenen Provinzen des russischen Reichs hat sich die Getreidesproduktion zwar in den letzten 25 Jahren sehr gehoben, allein wenn man dieses Mehrerzeugniß auch zu 2 Mill. Scheffel annehmen wollte — schon eine große Masse, denn sie beträgt 1000 Schiffsladungen, à 2000 Berl. Scheffel — so ist dieses Plus, in Hinsicht des großen Totalbedarfs, dennoch von geringer Bedeutung, zumal da diese Masse noch bei weiten nicht ganz auf den europäischen Kornmärkten in Concurrenz tritt. In den westlichen Provinzen Rußlands, insbesondere in Cur- und Liefland, haben zwar hin und wieder die neueren Grundsätze einer verbesserten Ackercultur Eingang gefunden, auch sind wohl beträchtliche Flächen von früherhin nicht in Cultur gewesenen Ländereien urbar gemacht worden, die Resultate davon sind aber gleichfalls von keiner großen Erheblichkeit; der ganze beträchtliche Bauernstand wirthschaftet noch nach- wie vorher. Dieses ist auch der Fall in dem ehemaligen Polen. Wie können auch wohl Länder bedeutende Fortschritte im Landbau machen, welche in einer langen Reihe von Jahren theils selber der Schauplatz von verheerenden Kriegen gewesen und zum Theil in selbigen

verwüstet sind, theils aber einen großen Theil der arbeitenden Hände dem Ackerbau entziehen und dem Gott des Krieges leihen müssen? Schon allein aus diesem alleinigen Grunde läßt sich in allen diesen Ländern gegenwärtig wohl schwerlich eine stärkere Getreideerzeugung annehmen, als vor dem letzten beinahe 20jährigen Kriege statt fand.

Es bleiben also nur noch Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland, und die preuß. Staaten an der Ostsee als ein Gegenstand einer näheren Untersuchung übrig; ob und wie sehr sich die Getreideerzeugung in selbigen, seit dem Ausbruch der französischen Revolution gehoben habe? Diese Frage ließe sich sehr leicht durch das eben angeführte allgemeine Argument beantworten, wir wollen aber dasselbe noch mehr durch eine nähere Betrachtung zu unterstützen suchen.

Es kann durchaus nicht geläugnet werden, daß Frankreich durch die statt gefundene Revolution in den Zustand versetzt worden ist, seine frühere Getreideproduktion außerordentlich zu vermehren, ja vielleicht zu verdoppeln. Man darf nur einen Blick auf die vielen dem Landbau abgenommenen Lasten und Fesseln und die große Masse von Ländereien werfen, welche dadurch der bessern Cultur des thätigen Landmannes überlassen worden sind, nämlich auf die große Masse von Emigranten-, Domainen- und geistlichen Gütern.

In dem Zeitraume von 1780 bis 1789 bedurfte Frankreich jährlich im Durchschnitt ungefähr für 8 Mill. Fr. fremdes Getreide, etwa 1,600,000 Berl. Scheffel. Nach des unglücklichen Rolands Bericht wurden selbst zur Zeit der vermeintlichen Noth nur 2 Mill. und 600,000 Ctr. Getreide aus der Fremde gekauft.

In neueren Zeiten ist zwar aus dessen westlichen Häfen Weitzen nach England ausgefahren, dagegen aber auch wiederum in dessen südlichen Häfen Getreide eingeführt worden. Beides mag sich vielleicht balanciren.

Man würde annehmen müssen, daß Frankreich gegenwärtig zur Erhaltung seines Zuwachses an Menschen seit 1789 circa 41,600,000 Berliner Scheffel mehr wie damals produciren müßte; eine solche Vermehrung ist aber unter den stattgefundenen Umständen nicht möglich gewesen, auch nach allen Berichten der Reisenden nicht bemerkbar. Wenigstens ist seit 1814 wohl keine bedeutende Erweiterung des Landbaues anzunehmen, wenn man nicht eher einen Rückschritt annehmen muß. In keinem Fall aber kann durch selbige das Consumo des Menschenzuwachses seit 1789 befriediget werden.

Großbritannien mußte in den letzteren Zeiten vor dem Ausbruch der französischen Revolution im Durchschnitt jährlich ungefähr 500,000 Quaters oder

2,600,006 Berl. Scheffel fremdes Getreide zukaufen. Seitdem sich dessen Bevölkerung nach und nach um 3,437,000 Menschen vermehrte, welche einen Getreidebedarf von 30 Mill. Scheffel erfordern, stieg diese Einfuhr nach und nach bis zum Eintritt der Restrictionen auf 1 Mill. Quaters oder circa 6 Mill. Scheffel; so betrug namentlich die Einfuhr in den Jahren 1801, 1805 und 1810, 3,606,034 Quaters.

Nach Colquhoun deckte die Einfuhr die Consumtion 1801 auf 33, die von 1805 auf 10, und die von 1810 auf 18 Tage, in allen übrigen Jahren von 1801 bis 1812 nur auf 5 Tage.

Es fehlten also noch immer über 24 Mill. Scheffel, um den früheren Bedarf bis zum Eintritt der Restrictionen zu decken, seitdem hat alle fremde Einfuhr ganz aufgehört; Großbritannien muß also nach diesem Calcül gegenwärtig weit mehr als 30 Mill. Berl. Scheffel an Getreide, wie 1789 hervorgebracht haben, denn dasselbe hat gegenwärtig sogar Getreide in Ueberfluß. Diesen Ueberfluß sollte man doch wohl auf $\frac{1}{3}$ der eben gedachten Summe veranschlagen können, weil ein geringerer nicht füglich Klagen über Ueberfluß bei einer so großen Einwohnerzahl erzeugen kann.

Es bedarf keiner Bemerkung, daß die Getreideproduktion seit 1789 sehr erweitert worden ist, sie ist es nämlich nicht nur a) durch die gemachten Fort-

schritte in der Landwirthschaftskunde, sondern b) auch durch den Aufbruch alter Viehweiden und durch Urbarmachung früherhin nicht cultivirter Ländereien.

Die Resultate von a) sind wohl von keinem großen Belange, denn nach den Berichten eines Mills, Ellis, A. Young und anderer engl. landwirthschaftlicher Schriftsteller hatte der eigentliche Ackerbau vor 25 Jahren beinahe die gegenwärtige Höhe der Vollkommenheit erreicht. Nur die Viehzucht und der Anbau der Gartenfrüchte und Handelsgewächse hat sich seitdem noch mehr gehoben.

Bei der bekannten Vorliebe der Engländer für ihre alten Dreische ist die Masse der davon in Getreideland verwandelten Flächen ebenfalls wohl nicht von Bedeutenheit; es bleibt also nur noch näher zu untersuchen übrig, wird viel Getreide durch den Aufbruch der nicht cultivirten Ländereien mehr erzeugt werden können?

Die ganze Masse der nicht cultivirten und allenfalls zum Getreidebau geeignet gewesenen Ländereien betrug, nach zuverlässigen Angaben, nicht mehr als 7,816,000 Acres, also noch keine volle 8 Mill. Acres.

Nimmt man nun an, daß der größere Theil dieser Ländereien wohl nur aus sehr mittelmäßigen und wohl gar schlechten Boden bestanden habe, daß derselbe ferner größtentheils gemeinschaftlichen Hütungsberechtigungen unterworfen war, und die Auf-

hebungen solcher Gemeinheiten mit vielen Weiterungen und Kosten verbunden sind, so hat die Cultivirung dieser Ländereien wohl lange nicht das Getreidebedürfniß des Zuwachses der Einwohner befriedigen können.

Midleton und Godwin erfordern im Durchschnitt von einem guten cultivirten Getreideboden $2\frac{3}{4}$ Acres zur Erhaltung eines Menschen. Nimmt man nun auch an, daß die Hälfte alles nicht cultivirten Landes in Cultur versetzt worden sey, und daß sich die neucultivirten zum Theil schlechteren Ländereien zu den früher cultivirten besseren verhalten wie 3 zu 2, so können die solchergestalt neuerlichst cultivirten Ländereien dennoch nicht mehr Menschen als 947,000 ernähren; es ist also noch anderweitig für 2,499,000 Einwohner Rath zu schaffen, wozu die Summe von circa 20 Mill. Berl. Scheffel Getreide, oder das Surrogat dafür in andern Lebensmitteln erforderlich ist.

In Ansehung der gesammten Niederlande bedarf es wohl keiner besonderen Erwähnung, daß in selbigen keine erhebliche Erweiterung und Vermehrung des Getreidebaues statt gefunden habe. Es bleibt also nur noch eine solche Untersuchung in Ansehung Deutschlands und Preußens übrig.

Daß man in diesen Ländern in den letzten 25 Jahren in der Landwirthschaftskunde sehr große Fortschritte gemacht habe, liegt klar vor Augen. Nicht so völlig entschieden ist es aber, ob in diesen

Ländern in dieser Periode auch eine bedeutende Quantität mehr an Brodkorn erzeugt worden ist? Daß mehr Weitzen und Gerste erzeugt worden ist, leidet keinen Zweifel; eine andere noch problematische Frage ist es aber, ob dieses nicht auf Kosten des früher prävalirenden Roggenbaues geschehen ist? und ob, wenn wirklich in allen Getreidearten eine beträchtliche Quantität mehr erzeugt worden, dieses bedeutende Plus auch der Menschheit zu Nutzen gekommen? oder ob nicht ein großer Theil davon auf die vervollkommnete Viehzucht verwandt worden ist? Was der Menschheit nicht als Brodkorn zu Nutzen gekommen ist, kann man derselben auch nicht zu Buch bringen. So viel ist wenigstens gewiß, daß sich die Getreideausfuhr aus allen ostseeischen Häfen in neueren Zeiten vermindert hat, und daß die allenfalsige Produktion bei weiten den Bedarf der vermehrten Einwohnerzahl nicht ausgeglichen hat. Nach Randel exportirte Deutschland vor der öfter schon erwähnten Periode wenigstens für 10 Mill. Rthlr. Getreide, nach andern nur 50,000 Amst. Lasten, oder ungefähr 3 Mill. Berl. Scheffel. Die Wirthschaftsgebäude der meisten größeren Güter sind in neueren Zeiten zwar allenthalben sehr erweitert; diese Vermehrung hat aber gewöhnlich einen größeren Bezug auf den Viehstand und dessen Unterhaltung, als auf die Produktion des Brodkorns. Auf den Bauerhöfen findet man selten eine Erweiterung der Wirthschaftsgebäude.

Gesetzt aber auch, man wollte eine beträchtlich größere Erzeugung an Brodkorn annehmen, so würde dieselbe dennoch immer nur auf die großen Güter zu beschränken und keinesweges auf die Bauerhöfe auszudehnen seyn. Erstere aber consumiren gegenwärtig mit ihrem Vieh bedeutend mehr wie vor 25 Jahren, zumal da, wo früher eine Ackerbestellung durch Dienstbauern statt fand, gewöhnlich $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{4}$ des ganzen Ertrages.

In keinem Fall aber, ist auch bei diesen Ländern anzunehmen, daß eine größere Getreideerzeugung den vergrößerten Bedarf des Menschenzuwachses decke. Zur Vermeidung eines etwanigen Mißverständnisses bemerke ich, daß die letzteren ungewöhnlich fruchtbaren Jahre bei dieser eben angestellten Untersuchung nicht mit in Betrachtung kommen können, indem hiervon sogleich besonders die Rede seyn wird.

Die reichen Ernten der letzten Jahre sind wohl eben so wenig an der herrschenden Wohlfeilheit Schuld, wenigstens keine Hauptursache derselben. Die Wohlfeilheit ist in ganz Europa, ja selbst im nördlichen Amerika allgemein; sollten also die stattgefundenen reichen Ernten Schuld daran seyn, so hätte dieselbe sich ebenfalls über alle Länder erstrecken müssen; dieses kann aber wegen der Verschiedenheit der Klimate und der Witterung nicht eintreten und ist auch nicht der Fall gewesen; denn so waren z. B.

die Ernten in einem großen Theil von Rußland, in Norwegen und selbst in mehreren Provinzen Deutschlands so schlecht ausgefallen, das wirkliche Hungersnoth eintrat. Vier und fünf allgemein äußerst ergiebige Ernten haben nie statt gefunden, und würden eine Abweichung der Natur von ihrem bisherigen Gange seyn, welche man so lange nicht annehmen kann, als es noch andere Erklärungsarten des zu lösenden Problems giebt.

Die letzteren 4 oder 5 Ernten sind allerdings sehr ergiebig gewesen, allein nur hauptsächlich in denjenigen nörd- und westlichen Ländern, in welchen ein trockner und warmer Sommer reichliche Ernten erzeugt; diese Erscheinung hat sich aber nicht über ganz Europa erstreckt.

Sollen dergleichen reiche Ernten auf die Preise von ganz Europa einwirken, so muß überall ein großer Ueberfluß ersichtlich seyn; es müßten nicht nur alle Kornböden der Producenten, sondern auch die Speicher der Kornhändler angefüllt seyen; dieses läßt sich aber keinesweges, wenigstens nicht von allen Ländern behaupten. Die Getreideboden der Producenten sind größtentheils leer, weil die Noth sie zum Verkauf zwang, und der Vorrath in den Magazinen der Getreidehändler ist verhältnißmäßig und im Vergleich gegen frühere Zeiten von keinem großen Belang, weil dieselben theils ihre Capitalien bei der

ein-

eingetretenen Wohlfeilheit verloren, theils dieselben aus dem Kornhandel herausgezogen haben.

Das ganze Depot an fremdem Getreide betrug im April vorigen Jahres auf dem Hauptkornmarkt von Europa, nämlich zu London, nicht mehr als 900,000 Quaters, incl. 700,000 Qu. Weitzen oder ungefähr 3,800,000 Berl. Scheffel. Rechnet man nun die übrigen Vorräthe auch 3 oder 4 Mal so hoch, so würde der ganze überflüssige Getreidevorrath ungefähr 11 bis 15 Mill. Berl. Scheffel betragen. Die früheren Vorräthe zu den theureren Zeiten und bei einer geringeren Menschenzahl waren weit beträchtlicher, denn allein in den niederländischen Magazinen waren bekanntlich früher gewöhnlich für 50 bis 60 Mill. Gulden Getreide aufgespeichert, und 1813 lagen allein in den ostseeischen Häfen 140,000, und in Antwerpen 60,000 Amst. Lasten Getreide. Vergeudet ist aber kein Getreide, wenn gleich der Landmann etwas mehr, hauptsächlich aber Sommergetreide, auf sein Vieh verwandt haben mag; verbrannt ist nach dem Vorbilde der Holländer mit ihren Gewürzen auch nichts; sind also die letzten Getreideernten so ungewöhnlich ergiebig gewesen, wie man behaupten will, so muß der daraus hervorgegangene Ueberfluß sehr bemerkbar seyn.

Es ist wohl kein ganz unrichtiger Grundsatz, daß die Preise der absolut unentbehrlichen Lebens-

mittel hauptsächlich durch den Vorrath und das Verhältniß desselben zu dem Bedarf bestimmt werden; ist aber dieser Satz richtig, so können die gegenwärtigen Preise unmöglich durch die vorhandenen Getreidebestände motivirt werden, denn vor 1789 waren die Bestände — vielleicht um die Hälfte — größer, die Anzahl der Consumenten aber nur um beinahe $\frac{1}{5}$ geringer, gleichwohl aber waren die Preise bei weitem höher.

Die vorjährige Ernte des Sommergetreides ist allgemein ungewöhnlich schlecht ausgefallen, so daß hin und wieder der Landmann, wie z. B. in der Gegend von Stettin, einen Theil des Saat- und Futtergetreides von dem Kornhändler kaufen mußte, gleichwohl sind die Preise desselben nicht hoch.

Die Ursache der allgemein herrschenden Wohlfeilheit kann also wohl eben so wenig in den günstigen Ernten der letzteren 4 bis 5 Jahre gesucht werden, und man fängt auch — wie schon angeführt worden ist — bereits in England an, die Richtigkeit dieses Satzes zu bezweifeln.

Daß die in mehreren Ländern, und insbesondere in England verhängten Restriktionen der Getreideeinfuhr, einigen Einfluß auf die Verminderung der Getreidepreise gehabt haben, läßt sich wohl nicht bestreiten, wenn man gleich, wie schon erwähnt worden ist, anfängt, auf diese Ursache wenigen Werth mehr zu setzen; allein eben so wenig läßt es sich

wohl mit haltbaren Gründen behaupten, daß selbige eine Haupturſache der herrſchenden Wohlfeilheit ſind.

Die Preiſe der nothwendigen Lebensbedürfniſſe werden nur allein, wenigſtens, vorzüglich durch den Bedarf beſtimmt, denn ſelbiger erzeugt Nachfrage, und dieſe den Preis; dieſelben können alſo durch keine Handelsbeſchränkungen auf den Produktionspreis und unter ſelbigen heruntergedrückt werden, und wenn dergleichen Beſchränkungen auch auf die Preiſe einen Einfluß haben könnten, ſo kann derſelbe ſich dennoch nie über den Bereich ſolcher Beſchränkungen erſtrecken, noch weniger aber da die Preiſe herunterdrücken oder annihiliren, wo die fremde Concurrenz ganz ausgeſchloſſen, oder wenigſtens läſtigen Formen und Abgaben unterworfen iſt. Die Getreidepreiſe können daher dadurch unmöglich in England, Frankreich u. ſ. w., wo dergleichen Einfuhrverbote und läſtige Beſchränkungen beſtehen, heruntergedrückt werden, daß von andern Ländern dahin kein Getreide eingeführt wird. Nach allgemein bekannten ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen müſſen die Preiſe durch eine ſolche Verminderung der Concurrenz der Verkäufer, emporgehoben werden

Man behauptet zwar hiergegen, daß die angegebene Verminderung der Getreidepreiſe in den gedachten Ländern, und insbeſondere in England dadurch erzeugt worden ſey, daß die Reſtriktionen eine Erweiterung des inländiſchen Getreidebaues veran-

laßt hätten, allein wir haben bereits erwiesen, daß die Erweiterung desselben in den letzten 25 Jahren von keinem großen Belange ist, und mit der stattgefundenen Vermehrung der Consumenten in keinem Verhältniß stehe. Wollte man aber auch den behaupteten Fall als wahr annehmen, so könnte der Erfolg dennoch immer in den wenigen, seit dem Eintritt der Restriktionen verflossenen, Jahren nicht von Erheblichkeit seyn. Und diese Restriktionen erfolgten ja erst wegen der eingetretenen Wohlfeilheit, die eben keinen Reiz zur stärkeren Produktion erzeugen konnte. Die eingetretenen niedrigen Preise dekken — wenigstens bei dem Boden mittlerer Güte, wohin wohl beinahe alle neuerlich cultivirten Länder zu rechnen sind — kaum die Grundrente und die Produktionskosten.

Will man den Restriktionen einigen Einfluß beimessen, so würde derselbe eher in einer dem Verbot der Ausfuhr entgegengesetzten Wirkung, nämlich in dem dadurch erzeugten Glauben, daß ein Ueberfluß vorhanden sey, zu suchen seyn, wovon weiter unten die Rede seyn wird.

Auf die Preise derjenigen Länder, welche dadurch mit ihrem Getreide ausgeschlossen werden, wirken dergleichen Restriktionen allerdings nachtheilig, indem sie den freien Verkehr hemmen, zumal wenn die Preise in dem restringirenden Lande noch höher

sind; allein dieser Einfluß ist aus einem doppelten Grunde von keinem großen Belange, nämlich a) weil die Preise in den restringirenden Ländern ebenfalls nur niedrig sind, und daselbst bei einer freien Einfuhr, nach Abzug aller damit verbundenen Kosten, eben keine beträchtlich höheren Preise statt gefunden haben würden, zumal da eine fremde Einfuhr die Preise noch weiter heruntergedrückt haben würde, denn die sämmtlichen Kosten der Einfuhr belaufen sich im Verhältniß der Entfernung und der Jahreszeit auf 15 bis 25 pr. 100; b) weil überhaupt der ganze Getreidevorrath — wie wir schon gezeigt haben — nicht von großer Bedeutung ist. Unter den früheren Zeiten würde dieser geringe Bestand eher eine Theurung als Wohlfeilheit erzeugt haben, denn derselbe ist nicht vermögend, Europa's Consumenten auf einige Tage mit Brod zu versorgen.

Mit Gewißheit kann die Richtigkeit des aufgestellten allgemeinen Grundsatzes, daß die Quantität der vorhandenen Geldmasse die Preise aller Gegenstände des Handelsverkehrs normire, wohl nicht in Abrede gestellt werden, wenn nämlich diese gehörig vertheilt ist; allein die daraus hergeleitete Folgerung, daß die eingetretene Verminderung die herrschende Getreidewohlfeilheit erzeugt habe, ist wohl noch großen Zweifeln und Beschränkungen unterworfen, wenigstens ist die behauptete Einwirkung nicht von Bedeutung und als Hauptursache der Wohlfeilheit zu

betrachten. Ein so verführerisches Aeußere auch die darüber angestellten Berechnungen haben, und so respectabel auch die Namen der Anfertiger derselben in der gelehrten Welt sind, so kann ich mich dennoch nicht enthalten, ihren Behauptungen folgende Bedenklichkeiten entgegenzusetzen.

Der Einfluß der vorhandenen Geldmassen hängt wohl nicht allein von der absoluten Größe derselben, sondern von der circulirenden Quantität und der Geschwindigkeit des Umlaufs ab. Hierüber fehlen in Hinsicht der verschiedenen zu vergleichenden Zeitperioden durchaus alle zuverlässigen Data. Von der zur Zeit vor der französischen Revolution vorhandenen Masse edler Metalle waren große Summen überall kein Gegenstand der Circulation. Z. B. die gesammelten Schätze Friedrich II., des Cantons Bern u. s. w. Die vielen Kostbarkeiten der Kirchen und reicher Privatleute. Fast jeder wohlhabende Mann hatte seinen besondern baaren Reserveschatz. Alle diese großen Massen sind späterhin, nebst manche silberne Heiligen, in alle Welt gegangen. Während der letzten 15 Jahre sind zwar allerdings nicht so viel edle Metalle aus Amerika nach Europa übergegangen wie früherhin; die durch den Schleichhandel von dort hergeflossene Masse ist aber gewiß sehr bedeutend und mit in Betracht zu nehmen. Gesetzt aber auch, es wären wirklich jährlich 15 bis 20 Mill. Piaster weniger nach Europa gekommen, wie

kann man dieser negativen Größe eine positive Wirkung beilegen? Blieb diese Summe aus, so blieb ja das vorige Verhältniß fest stehen, und es folgt daraus noch nicht eine Herunterſetzung der schon bestehenden Preise. Nur die wirklich dem Umlauf entzogene Summe kann von den behaupteten Folgen seyn. Gesetzt aber auch, dieser Ausfall könne von Einfluß seyn, und es wären wirklich 2 bis 300 Millionen Piaster weniger nach Europa herübergebracht, so würde dieser Ausfall doch nicht mehr als ungefähr $\frac{1}{10}$ der ganzen circulirenden baaren Geldmasse betragen, welche Quote nach den angenommenen Grundsätzen die Preise auch nur um $\frac{1}{10}$ würde herunterdrücken können.

Die behauptete große Ausfuhr nach Asien, mit einer jährlichen Summe von $25\frac{1}{2}$ Mill. Piaster, muß wohl eine große Ermäßigung erleiden.

Ein ganz vorzüglich in Betracht kommender und ganz unbeachtet gelassener Gegenstand ist die seit 15 Jahren in Umlauf gesetzte große Masse von Papiergeld und andern dessen Stelle vertretenden öffentlichen Papieren, als Staatsobligationen, Bankzetteln, Pfandbriefen, Einschreibungen in die großen Bücher u. s. w.

Alle diese Papiere sind in Ansehung der Wirkungen dem baaren Gelde gleich zu achten, und ihre Totalmasse beträgt bei weiten mehr, als der eben gedachte Ausfall an Gold und Silber.

Die davon bereits eingezogenen Summen waren früherhin zum Behuf des Krieges als Schulden verschrieben, und kommen als ein besonderes Resultat desselben bei den anderweitigen Circulationen nicht in Betracht. Bei den eingezogenen Papieren der öffentlichen und Privatbanken trat derselbe Fall ein, auch kann sich die Wirkung davon nicht über England und Nordamerika hinaus erstrecken, oder wenn man die ähnlichen schwedischen Institute mit dahin rechnen will, nicht über dieser dreier Länder Gränzen. Hier hat der Umsturz des größten Theiles der Privatbanken und Discontinstitute allerdings große Zerrüttungen in allen Gewerben zur Folge gehabt.

Die angeblich von 1818 bis 1821 auf den europäischen Märkten zur Verminderung der Staatsschulden und des Papiergeldes aufgekauften 1400 Mill. Franken machen nur einen geringen Theil der gesammten Papiermasse aus, und es ist bei dieser Operation manches bedeutende Capital der allgemeinen Circulation Preis gegeben worden. Die behauptete Einwirkung auf den angenommenen Erfolg ist auch überall nicht gleichzeitig, denn das Ausbleiben der edlen Metalle und der Abgang derselben nach Asien sind viel älter als die eingetretene Wohlfeilheit. Letztere trat erst ein, wie bereits eine baare Summe von beinahe 1000 Mill. Fr. in Umlauf gesetzt war — nämlich die französische Kriegessteuer.

Eine allgemeine Veränderung der früheren Geldverhältnisse läßt sich keinen Augenblick verkennen, allein selbige besteht nicht sowohl in einer Verminderung der allgemeinen Ausgleichungsmittel, als in einer anderweitigen Vertheilung, in einem völligen Umsturz der früheren Wohlstandsverhältnisse, und in der Concentrirung großer Summen in die Hände wenigerer Individuen.

Das allgemeine Ausgleichungsmittel mag sich aber vermehrt oder vermindert haben, es bleibt immer eine nicht zu bestreitende Wahrheit, daß der Preis der absolut nothwendigen Bedürfnisse sehr wenig von der Masse des vorhandenen Geldes abhängig ist, denn Noth hat kein Gebot, und zur Kehrung derselben muß der letzte Groschen aufgeopfert werden. Wie schon angedeutet worden ist, so tritt auch überall kein richtiges Verhältniß ein, zwischen der behaupteten Verminderung des früheren Geldsackes und dem Verfall der Getreidepreise; erstere beträgt bei Anrechnung des Papiergeldes gewiß nicht $\frac{1}{10}$, letztere aber 25 bis 50 pr. 100. Wenigstens erleiden alle aus der behaupteten Geldverminderung hergeleiteten Folgerungen nicht auf alle Staaten, hauptsächlich nicht auf England und auch wohl nicht auf Frankreich, eine Anwendung, wie schon allein daraus hervorgeht, daß in allen, in selbigen über die herrschende Wohlfeilheit stattgefundenen öffentlichen Verhandlungen dieser Ursache der Wohlfeilheit noch

mit keinem Worte gedacht worden ist. In einen in den Mögl. Annalen Bd. 10. St. 1. 1822 abgedruckten Aufsatz über die gegenwärtige Zeit und ihre Erwartungen wird pag. 344 gegen die Behauptung, daß die Verminderung der edlen Geldmetalle die Ursache der herrschenden Wohlfeilheit sey, noch ein anderer Grund aufgestellt, es wird nämlich die Richtigkeit des Grundsatzes, daß der Preis aller Werthsgegenstände mit der Masse der edlen Metalle in einem sich gleichbleibenden Verhältniß stehe, bestritten. Ganz kann der Einfluß der edlen Metalle auf die Preisbestimmung wohl nicht in Abrede gestellt werden, allein sehr richtig ist es, daß der Einfluß der ersteren auf letztere nur geringe, und die Preise der Dinge nicht immer in demselben Grade steigen und fallen, wie die edlen Metalle ab- und zunehmen. Die edlen Metalle sind nicht allein bloße Werthsmaaßstäbe, sondern dieselben haben auch einen eigenen in Betracht kommenden Werth. Am augenscheinlichsten widerlegt sich die aufgestellte Behauptung von dem gleichen Verhältniß der Masse der edlen Metalle zu den Werthsgegenständen durch das gegenwärtig zwischen beiden eingetretene Verhältniß. Die Getreidepreise sind, wie gesagt, um 25 bis 50 pr. 100 gefallen, die stattgefundene Verminderung der edlen Metalle möchte sich wohl, wie schon gesagt worden ist, schwerlich über 10 pr. 100 annehmen lassen.

Uebrigens verdient es allerdings noch bemerkt zu werden, daß wenn die vielen stattgefundenen Staatsanleihen der sogenannten kleinen Circulation nicht so viele Summen entzogen hätten, die Preise der übrigen Werthsgegenstände, insbesondere aber die der Grundstücke, ohne Zweifel weit höher stehen würden. Der hohe, bei dem Besitz der Grundstücke nicht, oder nur selten zu erschwingende Zinsfuß, und die große Annehmlichkeit, daß man seine Staatspapiere zu jeder Zeit in baares Geld verwandeln kann, haben dem Grundbesitz ungeheure Summen entzogen. Daß die Erleichterung des Getreidetransports durch bessere Wege und Kanäle, die Ersparung vieler Pferde durch Maschinen, und die Verminderung der Handarbeiter durch selbige in England einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Minderung der Getreidepreise gehabt habe, ist wohl nicht zu verkennen, wenn derselbe aber von großer Bedeutung gewesen wäre, würde seiner gewiß von den englischen Schriftstellern und Staatsmännern gedacht worden seyn. Derselbe kann auch schon deshalb nicht von großer Bedeutung seyn, weil die Lage der englischen Tagelöhner keine beträchtliche Minderung des Lohnes derselben zuläßt.

In allen Fällen würde dieses nur ein partieller, sich nicht über England hinaus erstreckender, Grund seyn.

Die Besorgniß eines Mangels an dem unent-

behrlichsten Nahrungsmittel ist im Kriege und Frieden wohl so ziemlich gleich, denn der besorgliche Mangel hat bis jetzt mehrentheils von der Witterung abgehangen. Da nun große Getreidevorräthe im Kriege, zumal bei der großen Veränderlichkeit des Kriegsglücks, eine sehr bedenkliche Sache sind, auch in selbigen leichter wie im Frieden Störungen des freien Verkehrs platzgreiflich sind, so kann man wohl eben nicht annehmen, daß der zurückgekehrte Frieden nachtheilig auf die Getreidepreise eingewirkt habe. Auch waren in den früheren Zeiten des Friedens, z. B. vor 1789, im Durchschnitt die Preise beträchtlich höher wie gegenwärtig.

Der Verlust des Londoner Markts soll durch seinen Einfluß auf die übrigen europäischen Märkte ebenfalls zur Verminderung der Preise mit beigetragen haben, allein da derselbe blos deshalb ausscheidet, weil die Preise auf selbigem so niedrig sind, so kommen wir immer auf den Gegenstand der Untersuchung, auf die Präjudicial- und Hauptfrage zurück: warum sind sie daselbst so niedrig? daß weder die Erweiterungen des Getreidebaues und die letzteren glücklichen Ernten, noch die neuere Kornbill dieselben so weit heruntergedrückt habe, davon haben wir uns bereits hinlänglich überzeugt.

Abschnitt III

Die Hauptursache des tiefen Falls eines absolut nothwendigen Lebensbedürfnisses im Preise kann

nur in zwei Begebenheiten gesucht und gefunden werden, nämlich in einer größeren, mit dem vermehrten Bedarf fortschreitenden Produktion, oder auch in der Erzeugung und Anwendung eines stellvertretenden Surrogats.

Da nun der erstere Fall nach den vorhergehenden An- und Ausführungen nicht als eintretend anzunehmen ist — denn wenn auch im Allgemeinen eine bedeutende Vermehrung der Produktion des Getreides anzunehmen, so steht dieselbe doch weit unter dem gegenwärtigen Bedarf der vermehrten Consumtion — so bleibt nur die Annahme des Eintritts des zweiten Falls übrig. Die Surrogate haben allenthalben im bürgerlichen Leben eine Minderung der Preise des ursprünglichen Originalbedürfnisses bewirkt; so hat z. B. die Baumwolle die Preise der Fabrikate aus Flachs und Wolle, die Zichorie die Preise des Kaffee's u. s. w. heruntergedrückt, wenigstens eine Steigerung derselben im Verhältniß des vermehrten Bedarfs verhindert; es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß dieses auch der Fall in Ansehung des seit 25 Jahren so stark verbreiteten Surrogats des Getreides, nämlich den Kartoffeln gewesen ist. Sie vertreten allenthalben die Stelle des Getreides, und sind an der Stelle desselben ein Hauptnahrungsmittel sowohl für die Menschen als auch für das Vieh geworden. Die während der vieljährigen Kriege und Unruhen von Zeit zu Zeit allent-

halben eingetretene Theurung und Noth hat ihren Nutzen allgemein bekannt gemacht, und die Krieger aller Nationen haben deren Bekanntschaft und leichte Cultur überall verbreitet. Bei vielen Millionen von Menschen, deren Hauptnahrungsmittel früher das Getreide war, hat es den frühern Genuß desselben beinahe ganz verdrängt, bei dem größeren Theil der Einwohner Europa's hat es den ehemaligen Bedarf desselben gar sehr vermindert, und fast allgemein wird es als ein angenehmes, Brod ersparendes Zugemüse fast täglich genossen. Ein großer Theil des Viehes wird damit an der Stelle des Getreides unterhalten und gemästet, und die Branntweinbrennereien ersparen durch den Verbrauch den Kartoffeln ungeheure Quantitäten von Getreide. Es ist kein Staat in Europa, in welchem nicht dieses Surrogat die Consumtion des Getreides außerordentlich vermindert hat, selbst nach Westindien und den canarischen Inseln hat sich die Cultur desselben verbreitet und das Getreide beinahe entbehrlich gemacht. Am meisten in denjenigen Ländern, in welchen man früher von fremder Getreideeinfuhr abhängig war, z. B. in allen gebirgigen Gegenden, in welchen das Getreide häufig mißräth, und von wo aus sich die Besorgnisse der Noth und die daraus entstandene Preiserhöhung früher zuerst verbreiteten.

An der Richtigkeit dieser Behauptung im Allgemeinen kann wohl Niemand einen Augenblick zwei-

feln, indem die behauptete Thatsache allgemein klar vor Augen liegt; diese allgemeine Ansicht gewährt uns aber keinen hellen Ueberblick über den großen Eindruck, welchen die allgemeine Verbreitung des Kartoffelbaues auf die früheren Verhältnisse des Getreidebaues gehabt hat. Selbiger läßt sich nur dadurch gehörig beurtheilen und würdigen, daß man die in neueren Zeiten gemachten Fortschritte des Kartoffelbaues in näheren Betracht nimmt, und das Erzeugniß desselben in älteren und neueren Zeiten genauer zu bestimmen sucht. Kann dasselbe gleich nicht in bestimmten Summen und Zahlen angegeben werden, so gewinnt die frühere allgemeine Ansicht doch schon viel durch die nähere Bestimmung eines gewissen Quotenverhältnisses und durch eine Art von Wahrscheinlichkeitsbestimmung. Ob und in wie fern nachstehende Darstellung etwas dazu mit beitragen kann und wird, muß ich zur Entscheidung meiner Leser stellen, auf deren billige Nachsicht ich um so mehr Rechnung mache, da es durchaus an zuverlässigen Hülfsmitteln gebricht.

Daß der Kartoffelbau vor dem Ausbruch der französischen Revolution, den dadurch veranlaßten Kriegen und den während dieser Zeit hin und wieder stattgefundenen theuren Getreidepreisen von keiner großen Bedeutung war, bedarf als eine allgemein bekannte Thatsache keiner besonderen Erwähnung. In England war derselbe zwar bereits ziem-

lich allgemein bekannt, allein es wurden dennoch nur noch geringere Flächen mit Kartoffeln bestellt, und dieselben nehmen noch überall nicht, wie gegenwärtig, eine besondere Stelle in den Feldeintheilungen und Fruchtfolgen ein. In den vereinigten Niederlanden stand derselbe ungefähr auf derselben Stuffe der Cultur. In Deutschland war er blos auf die Gärten beschränkt, wenn gleichwohl hin und wieder kleine Flecke im Felde mit Kartoffeln bestellt wurden. Ein Handel und Verkehr mit Kartoffeln fand überall nicht statt. Die Benutzung derselben zur Fabrikation des Branntweins und zur Mastung des Viehes war beinahe überall unbekannt, nur hin und wieder wurden Versuche im Kleinen damit gemacht. In Italien, Portugal, Spanien, dem eigentlichen Rußland und Schweden kannte man dieselben kaum. Nach N. Young waren dieselben in Frankreich ebenfalls nur in wenigen Provinzen bekannt, und die Produktion derselben unbedeutend.

Seit der Zeit aber hat sich nach und nach der Kartoffelbau über ganz Europa verbreitet, und derselbe ist gegenwärtig in den meisten Ländern ein Hauptzweig sowohl des Feld- als Gartenbaues. Es giebt gegenwärtig beinahe keinen Ackerbesitzer mehr, er mag auf dem Lande oder in den Städten wohnen, der nicht mehr Kartoffeln bauet, als sein früherer Getreidebedarf betrug, und sollte es auch nur zur Fütterung und Mastung des Viehes seyn. Der

Verkauf derselben nach den Städten ist gegenwärtig von großer Bedeutung. Der größere Theil der ärmeren Volksklasse ernähret sich jetzt beinahe ganz allein von Kartoffeln. Größere Landwirthe bauen gegenwärtig tausende von Scheffeln, und die kleineren hunderte derselben. Tagelöhner, welche früher wenige Scheffel im Garten baueten, ernten gegenwärtig mehrere Wispel derselben. In dem größeren Theil von Deutschlvnd, England und den Niederlanden kann man die Kartoffelconsumtion eines einzelnen Menschen, mit Einschluß der in den Branntweinbrennereien und mit dem Vieh verbrauchten füglich auf 5 bis 6 Berl. Scheffel annehmen. Die in neueren Zeiten in mehreren Gegenden, z. B. in den Gegenden des Rheines, eingetretene Brodnoth entstand vorzüglich aus dem Mißrathen dieser Frucht.

Die gesammte Menschheit würde sich auch eines unverzeihlichen Fehlers theilhaftig gemacht haben, wenn sie sich nicht unter den bestandenen drükkenden Umständen der Cultur eines Nahrungsmittels nach Möglichkeit beflissen hätte, welches unter allen Verhältnissen einen sichern Ertrag gewährt, und Menschen und Vieh gegen Hungersnoth schützt, welches selten mißräth, welches Jedermann mit seinen eigenen Händen, in Beihülfe der Schwächlinge und Kinder, selbst in Nebenstunden erzeugen kann, welches kein Feind so leicht in Requisition setzt, worauf

bis jetzt wenige oder gar keine Abgaben lasten, welches weder vom Müller noch Bäcker beeinträchtigt wird, und wovon man auf einer gewissen Ackerfläche 4 bis 5 Mal so viel an Lebensmitteln, als bei der Cultur des Getreides erzeugen kann.

Wäre es möglich, die Totalmasse der sämmtlichen gegenwärtig erzeugten Kartoffeln in einer bestimmten Zahl von Scheffeln, à 100 Pfund, anzugeben, so würde man über die ungeheure Summe derselben erstaunen, denn ein weit unter der Wirklichkeit zurückbleibender und nicht leicht in Zweifel zu ziehender Calcül gewährt schon sehr große, unsere bisherige allgemeine Ansicht bei weiten übersteigende Resultate. Ich befürchte keinesweges den Vorwurf einer Uebertreibung, wenn ich theils aus den angegebenen allgemeinen Grundsätzen, theils aber aus nähern statistischen Angaben folgenden Wahrscheinlichkeitscalcül zu bilden suche.

In Italien, Portugal und Spanien hat der Kartoffelbau bis jetzt wohl von allen europäischen Ländern, mit Ausschluß der Türkei und Rußlands, in Hinsicht der Bevölkerung die wenigsten Fortschritte gemacht; gleichwohl macht man sich keiner Uebertreibung schuldig, wenn man den sämmtlichen Kartoffelertrag in diesen Ländern, mit Einschluß der canarischen Inseln, in welchen sie, den Nachrichten der Reisenden zu Folge, bereits sehr stark ange-

baut werden, nach einer bloßen wahrscheinlichen Arbitrirung veranschlagt zu = = 10 Mill. B.S.

Nach den Memoires publies par la societé royal et central d'agriculture, wurden bereits im Jahre 1817 in Paris allein an Kartoffeln verbraucht:

a) zum Kochen 230,000 Setiers
b) zu Kartoffelmehl = = 252,000 =

Summa 482,000 Setiers, oder 1,446,000 Berl. Scheffel. Dieses macht auf den Kopf ungefähr 2 Berl. Scheffel. Nimmt man nun an, daß ein jeder andere Einwohner Frankreichs eben so viel verzehre, welches man unbedenklich thun kann, indem der Landmann weit mehr Kartoffeln wie der Städter verbraucht, zumal incl. des Viehes, so ist hiernach die gesammte Kartoffelconsumtion von Frankreich anzunehmen auf = 60 = = =

Daß in England, Schottland und Irland und den dazu gehörigen Inseln nicht wenigstens $\frac{1}{3}$ mehr an

Latus 70 Mill. B.S.

Transport 70 Mill. B.S.

Kartoffeln wie in Frankreich verzehrt werde, daran läßt sich wohl keinen Augenblick zweifeln, wenn man bedenkt, daß hier die sehr bedeutende ärmere Classe von Einwohnern beinahe ganz von Kartoffeln lebt, und daß dieselben selbst auf den Tafeln der Reichen eine tägliche Speise sind, des großen Verbrauchs für das Vieh nicht einmal zu gedenken; es kommen also für diesen Staat unbedenklich in Ansatz . . . . . 60 " " "

Auf die gesammten Niederlande kann man, nach denselben Grundsätzen, wohl unbedenklich annehmen 40 " " "

Daß man in Deutschland unbedenklich die Kartoffelconsumtion pro Kopf zu 4 Berl. Scheffel annehmen könne, daran wird Niemand einen Augenblick zweifeln, der sich die Mühe nimmt, dieserhalb eine nähere Untersuchung nach dem Thatenbestand anzustellen; hiernach kommen also für Deutschland in Berechnung . . . . . 120 " " "

Latus 290 Mill. B.S.

Transport 290 Mill. B.S.

Nach Hinzingers Geschichte der Militairgränze des österreichischen Staats wurden in den Gränzländern gegen die Türkei 1790 kaum 1000, 1800 aber schon 572,680 und 1818 bereits 1,694,200 Wiener Metzen gebaut, welcher letztere Satz über 2 Mill. Berl. Scheffel beträgt. Nach diesem Verhältniß würde für die übrigen nicht zu Deutschland gehörenden Provinzen eine sehr große Summe anzunehmen seyn; wir wollen aber nur in Ansatz bringen . . . 20 " " "

In Copenhagen wurden, nach zuverlässigen Zollregistern, von 1798 bis 1805 jährlich im Durchschnitt 42,006 Tonnen, oder circa 100,000 Berl. Scheffel verbraucht; seitdem hat sich die Consumtion derselben gewiß sehr vermehrt und wohl verdoppelt. Es kommen also auf den Kopf beinahe 3 Berl. Scheffel.

Nach diesem Verhältniß würde man für Dännemark, Schweden und Norwegen eine Kartoffelcon-

Latus 310 Mill. B.S.

Transport	310 Mill. B.S.
sumtion von 15 Mill. Berl. Scheffel annehmen müssen; allein wir wollen, um nicht zu viel zu thun, hier nicht mehr annehmen als	10 " " "
Für Rußland, Polen, das Königreich Preußen und die Türkei, die Schweiz und Piemont, haben wir überall keinen Approximations-Maaßstab; allein wir machen uns wohl keiner Uebertreibung schuldig, wenn wir für alle diese Länder ebenfalls annehmen " " "	10 " " "
In der Schweiz, so wie überhaupt in allen gebirgigten Gegenden, baut man gegenwärtig bereits Kartoffeln bis zu einer Höhe von 4500 Fuß über der Meeresfläche.	
Es beträgt also gegenwärtig die gesammte Kartoffelproduktion, nach diesem Wahrscheinlichkeitscalcül, für ganz Europa wenigstens die Summe von " " " " "	330 Mill. B.S.
Die frühere Kartoffelproduktion, nämlich die vor 1780, betrug gewiß nicht den vierten Theil so viel; man kann also annehmen, daß sich dieselbe seit dieser Zeit vermehrt habe um	247½ Mill. B.S.

Diese Kartoffelmasse ist, nach den gewöhnlichen Annahmen, in der Ernährungskraft gleich einer Getreide- oder vielmehr Roggenmasse von 95 Mill. B.S.

Hiermit ist ein gleicher Getreidebedarf ersetzt und ausgeglichen worden; es folgt also, daß der vermehrte Kartoffelbau den Bedarf des Getreides und die Nachfrage nach selbiges über die gewöhnliche Vorstellung hinaus vermindert, mithin die Preise desselben mehr wie alle übrigen angegebenen Ursachen heruntergedrückt habe.

Die in den letzten Jahren producirte Kartoffelmasse ist unstreitig noch bei weiten größer als ich sie angenommen habe, und der Anbau derselben hat sich vorzüglich in den letzten Jahren verbreitet und erweitert. Allenthalben, wo die Kartoffel früher unbekannt war, hat der zurückkehrende Soldat die Kunde und den Anbau derselben verbreitet.

Dieser Calcül inducirt zugleich einen anderweitigen Beweis, daß weder die behauptete große Erweiterung des Getreidebaues, noch die letzten angeblich außerordentlich reichen Ernten die Haupt-, oder wie andere behaupten, die einzige Ursach der herrschenden Wohlfeilheit sey.

Ohne diesem Zuwachs des Kartoffelbaues würde gegenwärtig allgemeine Hungersnoth und Theurung herrschen, denn es würde für beinahe 12 Mill. Menschen das erforderliche Brodkorn mangeln. Zur

Erläuterung des behaupteten Einflusses des vermehrten Kartoffelbaues auf die Verhältnisse des Getreidebaues erlaube ich mir noch eine Instanz. Irland, dessen Einwohnerzahl gegenwärtig von einigen auf 7 Mill. angegeben wird, exportirte von 1807 bis 1819 jährlich ungefähr 100,000 Quaters Weitzen nach England, von da an aber beinahe eine halbe Million Quaters. Der Hauptgrund dieser raschen und bedeutenden Vermehrung der Getreideausfuhr ist wohl kein anderer, als die vermehrte Armuth und der vermehrte Kartoffelbau; denn nicht der Getreide-, sondern nur allein der Kartoffelbau läßt sich in so kurzer Zeit so sehr erweitern und gewissermaaßen vervielfachen. Wäre die behauptete große Vermehrung des Getreidebaues in dem angegebenen Umfange richtig, so müßten die Getreidepreise, in Rücksicht des nicht in Zweifel zu ziehenden großen Umfanges des Kartoffelbaues, noch weit niedriger stehen. Selbst die dem Getreidebau durch den großen Kartoffelbau entzogene Düngermasse hat der Erweiterung des ersteren einigermaaßen im Wege gestanden.

Daß übrigens derjenige Getreidebedarf der vermehrten Menschenzahl, welcher nicht durch das Surrogat der Kartoffeln befriedigt worden, durch den erweiterten Getreidebau größtentheils herbeigeschafft worden ist, bedarf keiner ausdrücklichen Bemerkung; ich füge aber noch die Beschränkung größtentheils hinzu, weil die vermehrte Fleischconsumtion und der

vergrößerte Verbrauch der Gartengewächse auch einigen Antheil an dieser Ausgleichung hat, und derselbe gewiß nicht unbedeutend ist.

Es könnte mir nun noch die Frage entgegengesetzt werden: warum ich die Schuld der herrschenden Wohlfeilheit gerade dem Kartoffelbau, und nicht auch zugleich der Erweiterung des Getreidebaues beigemessen habe? da aber ersteres gewissermaaßen eine neue Erscheinung ist, so beantwortet sich dieser Einwand von selbst.

Außer diesen Hauptgrund der gegenwärtigen Wohlfeilheit giebt es aber noch einen zweiten, ebenfalls sehr wichtigen Nebengrund derselben, ohne welchen die Getreidepreise, des zunehmenden Kartoffelbaues ungeachtet, dennoch vielleicht einen guten Stand behauptet haben würden, nämlich das Aufhören aller Spekulation im Kornhandel, wenigstens des bei weiten größeren Theiles derselben.

Es ist nämlich durch die seit 5 Jahren eingetretene Wohlfeilheit nicht nur ein großer Theil der in dem Kornhandel angelegten Capitalien verloren gegangen, sondern der größte Theil der Kornspekulanten hat auch seine darin niedergelegten Capitalien daraus weggenommen und anderweitig, hauptsächlich aber in den öffentlichen Fonds und Staatspapieren, angelegt. Ersteres war größtentheils der Fall bei den Kornhändlern in den Häfen der Ostsee, denn wer bedauert nicht noch den Fall vieler respektabler

Kornhändler in Riga, Rostock, Copenhagen u. s. w. Letzteres aber bei den Holländern, Niederländern und Engländern. Wie groß die solchergestalt dem Kornhandel entzogenen Summen gewesen sind, kann man ungefähr aus der Differenz der früher stattgefundenen großen, und der gegenwärtigen weniger beträchtlichen Kornbestände in den Magazinen der Kornhändler abnehmen. Wir haben im vorhergehenden bereits bemerkt, daß früher sehr oft allein in den Häfen der Niederlande für 50 bis 60 Mill. Gulden Getreide aufgespeichert war. Ein einziges noch im frischen Andenken schwebendes Rigaer Handlungshaus hatte nur noch vor wenigen Jahren mit mehreren Mill. Thalern auf Getreide spekulirt. In Holland hatte der Getreidehandel sogar die Gestalt eines Actienspiels angenommen, er vertrat gewissermaaßen die Stelle des gegenwärtigen Handels mit Staatspapieren und den öffentlichen Fonds. Alle diese Spekulationen fallen gegenwärtig weg, und über die Abschaffung der letzteren Art eines blos fingirten Handels sind sogar besondere kaufmännische Vereinbarungen abgeschlossen worden. So wie gegenwärtig die Spekulationen in den öffentlichen Papieren statt haben, so war dieses auch der Fall im Getreidehandel.

Viele ältere Landwirthe erinnern sich ohne Zweifel noch der Zeit, wie ein einzelner an der Havel wohnender Spekulant durch den Ankauf von einigen

Tausend Wispeln Roggen zu höheren Preisen, die Preise in ganz Mecklenburg und auch in der benachbarten Mark in die Höhe hob.

Die mit dem zurückgekehrten Frieden eingetretenen niedrigen, von der gegenwärtigen Wohlfeilheit aber noch immer weit entfernten, Preise waren die Veranlassung zu der gegenwärtigen traurigen Katastrophe. Es hörte mit selbigen mit einem Male der frühere hohe Kriegsetat von beinahe 1,500,000 Portionen Brod und 100,000 Rationen Pferdefutter auf. Rechnet man das dadurch entstandene Minus der früheren nothwendig größeren Consumtion täglich auch nur für einen Soldaten zu 1 Pfund, und das Ersparniß an Pferdefutter zu 2 Pfund, so betrug die plötzlich eingetretene Verminderung des Getreidebedarfs für dieses Jahr mehr als 6 Mill. Berl. Scheffel. Dieser Abzug am eigentlichen Brod- und Futterkorn wurde leicht anderweitig, zum Theil auch durch Ersparniß ausgeglichen. Aus selbigen wurde größtentheils der gegenwärtig in England liegende Getreidevorrath gebildet. Oeffentlichen authentischen Nachrichten zu Folge wurden von 1815 bis 1820 circa 15 Millionen Quaters ein- und ungefähr 1,400,000 Qu. wiederum ausgeführt, es blieben also 13,600,000 Qu. im Lande. Dieser Ueberfluß über den bisherigen Bedarf gab dem Getreidehandel den ersten Stoß, und durch den vermehrten Kartoffelbau, die verfügten Einfuhrverbote und die einge-

tretenen guten Ernten verlor er bald alle Haltung. Es gingen für die Getreidehändler große Summen darin verloren, und der größte Theil der Spekulanten zog die darauf verwandten Capitalien aus dem Getreidehandel heraus, um dieselben, wie schon gesagt worden ist, anderweitig zu verwenden. Nur wenige alte Kornhändler wagten anderweitige Einkäufe, aber, wie ihnen nicht zu verdenken war, mit großer Behutsamkeit und zu sehr niedrigen Preisen. Die Concurrenz der Käufer hat also eine sehr große Abnahme, sowohl in Ansehung der Personen als der Capitalien erlitten. Wie vortheilhaft aber eine solche Concurrenz auf die Erhaltung und Erhöhung der Preise einwirke, ist sattsam bekannt. Bei einer großen Anzahl von Kornhändlern sind die Ansichten von den zukünftigen Preisen nie gleich; spekulirt der eine nicht, so thut es der andere, und dieser einzelne Ankauf erregt nicht nur eine Aemulation, sondern erhöht auch die Preise, deren Steigerung nicht vorher zu berechnen ist, und oft sehr hoch sich erstreckt. Man kann gewissermaaßen behaupten, daß die Kornhändler es in ihrer Macht haben, beliebige höhere Preise zu bilden. Jetzt kann man beinahe behaupten, daß es wenige oder gar keine, mit hinreichenden Fonds versehene Kornhändler mehr gebe, wenigstens keine hinreichende Anzahl derselben, um die zum Verkauf gestellten Vorräthe kaufen zu können.

So wie ein geringes Uebermaaß von Blut, oder vielmehr eine Stockung desselben im thierischen Körper sehr nachtheilige Zufälle erzeugen, und eine geringe Ableitung desselben neues Leben und erhöhte Kräfte hervorbringen kann, so kann auch ein geringer Ueberfluß an Getreide eine Stockung im Verkauf, und ein geringer Ankauf dem Kornhandel eine erhöhte Regsamkeit ertheilen und die Preise heben. Nicht die vorhandene Quantität des Getreides, sondern der Gedanke des Mangels oder Ueberflusses, und das vielfältige Anbieten oder Nachsuchen im Kleinen erzeugen auch hier, so wie in allen übrigen Handelsverhältnissen, hohe und niedrige Preise. Jede Nachfrage, und jede größere Aussicht zum Verkauf erhöht dieselben. Nichts erläutert und beweiset dieses auffallender, als der Vorgang in Frankreich im Jahre 1789. Der ganze damalige Nekersche Getreideankauf betrug nicht mehr als ungefähr 1,400,000 Ctr., oder noch keine volle 2 Mill. Berl. Scheffel, wovon ein jeder Einwohner ungefähr 6 Pfd. Brod erhalten konnte; gleichwohl erzeugte dieser Ankauf auf allen Kornmärkten Europa's und selbst Amerika's die größte Regsamkeit und Lebendigkeit, und hob die früheren Preise beinahe auf das Dreifache. Ein halbes hundert activer Getreidehändler, wovon ein jeder für einige 100,000 Thaler Getreide aufkauft, würden die gegenwärtigen Preise unstreitig be-

deutend heben. Wie und auf was für eine Art und Weise dieselben wiederum in Thätigkeit zu bringen sind, davon wird weiter unten die Rede seyn.

Abschnitt IV.

Aus dem obigen folgt nun gewissermaaßen von selbst die Beantwortung der sehr interessanten Frage: ob und in wie fern in der Zukunft nach Gründen der Wahrscheinlichkeit eine Steigerung der Preise zu erwarten stehe? Es ist alle dings ein richtiger Grundsatz der Staatswirthschaft, daß zu wohlfeile Preise nachtheilig auf die Erzeugung einwirken, zumal wenn dieselben nicht mehr die Grundrente und Produktionskosten decken, und daß dieselben wiederum eine Erhöhung der Preise veranlassen, indem Niemand ein Gewerbe fortsetzt, von welchem er keinen Vortheil mehr hat; allein so lange, als noch die Hoffnung zur Steigerung der Preise im Publiko unterhalten wird, darf man auf die Verwirklichung dieses Grundsatzes wohl keine große Rechnung machen, denn wenn auch hunderte von Cultivateurs ein Grundstück verlassen, so fehlt es doch nicht an eben so vielen hoffnungsvollen Nachfolgern, welche sich der Cultur derselben in der Hoffnung besserer Preise, und im Zutrauen auf eine vermehrte Thätigkeit von neuem unterziehen. Die Hoffnung zu einer vortheilhaften Steigerung der Preise waltet aber überall ob, und sollte sie auch nur auf der Erwar-

tung eines Mißwachses in andern Ländern begründet werden.

Am stärksten herrscht dieselbe aber noch in England, wo man den Grund der Wohlfeilheit in vorübergehenden Erscheinungen, nämlich in der Restriktion des Kornhandels und in dem Ueberfluß der Jahre sucht, und wo früher Mißernten eine häufige Erscheinung waren, zumal da die Wahrscheinlichkeit nicht geringe ist, daß die bestehende Restriktion des Handels wiederum aufgehoben werden wird. Der Verfasser der obgedachten Edinburg Review geht in seiner desfalsigen Hoffnung sogar so weit, daß er keinen Anstand nimmt, zu behaupten, daß 2 oder 3 reiche Ernten in England die Vorboten eines Mangels und einer Hungersnoth sind. Dieser allgemeine Grundsatz kann also bei der allgemein herrschenden Denkungsart, und dem großen Andrange der Menschen zum Ackerbau wohl nur erst alsdann ins praktische Leben übergehen, wenn der größte Theil der Cultivateurs völlig verarmt ist, und es an anderweitigen Stellvertretern zu mangeln gebricht. Dieses abzuwarten verbietet aber sowohl das allgemeine Interesse des Staats, als auch das Privatinteresse aller Grundeigenthümer. Gerade in England, wo man einen solchen Rückschritt in der Ackercultur am ersten erwartet, ist zur Abwendung einer solchen nachtheiligen Katastrophe bereits gar vieles geschehen. Wem fallen hier wohl nicht von selbst die vielen

Herunterſetzungen der bisherigen hohen Pachtgelder ein.

Die während der früheren hohen Preiſe, und angeblich während der Dauer der Einfuhrbeſchränkungen in Cultur geſetzten minder ergiebigen Ländereien mögen aber immerhin einen bedeutenden Ausfall am Werthspreiſe und an der Grundrente erleiden; ganz uncultivirt wird man ſie doch nie laſſen, und ſollten dieſelben auch nur von den ärmeren Claſſen der Einwohner mit Kartoffeln beſtellt werden. Es hat ſchon lange in allen Staaten große Flächen von Ländereien gegeben, welche nie einen reinen Ertrag gegeben haben, gleichwohl hat man dieſelben aber nirgends der Cultur entzogen.

Der jährliche Zuwachs der Conſumenten iſt der einzige zuverläſſige Grund, worauf man mit Sicherheit eine Hoffnung auf höhere Preiſe bauen kann. Man kann, unter Jenners Beihülfe, den jährlichen Zuwachs der Menſchen in Europa wohl füglich auf 3 Mill., und den des Conſumo der Menſchen an Getreide auf den Werth von 24 Mill. Berl. Scheffel veranſchlagen. Dieſer vermehrte Bedarf iſt bei weiten mehr, als der geſammte jährliche Getreidezuwachs in ganz Europa, ja ich möchte ſagen auf dem ganzen Erdball iſt, und als im Fall der Noth vertheilt werden kann, denn er beträgt über 6000 Schiffsladungen, eine jede zu 4000 Berl. Scheffel angenommen. Es folgt alſo, daß wenn dieſes unge-

geheure zunehmende Bedürfniß nicht anderweitig befriedigt wird, selbiges nicht nur die allerhöchsten Preise, sondern selbst die schrecklichste Hungersnoth erzeugen würde. Dieses würde nur der Erfolg eines einzigen Jahres seyn.

So richtig diese aufgestellte Berechnung auch an und für sich, und so nahe auch die Realisirung der daraus hergeleiteten Folgerungen ist, so ist dennoch wohl nichts wahrscheinlicher oder vielmehr gewisser, als daß dieses Deficit ferner ebenfalls durch das obgedachte Surrogat, nämlich den Kartoffelbau, auf eine lange Reihe von Jahren ausgeglichen werden wird. Diese Frucht hat überall die Stelle des Getreides eingenommen, und dieserhalb eine völlige Umwälzung der früheren Ernährungsverhältnisse erzeugt. Dieselbe hat aber noch lange nicht denjenigen Grad der Ausdehnung erreicht, dessen sie fähig ist, und es ist nicht nur leicht möglich, sondern höchst wahrscheinlich, daß der Kartoffelbau in der entfernteren Zukunft den Getreidebau beinahe ganz verdrängen werde. Diese Vermuthung wird durch die Nothwendigkeit erzeugt, denn nur allein durch den Kartoffelbau wird die Erhaltung des ferneren Zuwachses der Menschen möglich. Ganz wird und kann dieser indessen den Getreidebau, wegen der bekannten Vorzüge des Getreides, nie verdrängen.

Nur in einer sehr entfernten Zukunft kann selbst der vermehrte Kartoffelbau eine Erhöhung der Ge-

treidepreise bewirken, nämlich dadurch, daß der Kartoffelbau auf mancherlei Art und Weise auf den Getreidebau nachtheilig einwirken muß.

Die auf den Mißwachs in fremden Ländern gesetzte Hoffnung höherer Preise ist ebenfalls nur ein schwacher Trost. Die den Getreidebau so stark vertretenden Kartoffeln mißrathen äußerst selten, es werden immer viel mehr gebaut, als der eigentliche Bedarf der Menschen ist. Die Mißernten des Getreides werden in der Folge, aus den bereits angeführten Gründen, seltener werden. Tritt aber auch dennoch einmal ein schlechtes Getreidejahr ein, so bringt der Kartoffelbau dieses Mißverhältniß bald wieder in Ordnung, indem die Kartoffelerzeugung beinahe ganz von unserer Willkühr abhängig ist. Das einzige Mittel, die Getreidepreise zu heben, würde die Wiederherstellung des beinahe ganz vernichteten Getreidehandels seyn. Selbige setzt aber eine Aufhebung aller bestehenden Einfuhrbeschränkungen fremder Länder voraus. Dieses ist aber eine sehr schwierige Sache, denn der bisherige Getreidehandel ist beinahe gänzlich zerstört; die dazu früher verwandten Capitalien sind zum Theil gänzlich verloren, zum Theil aber auch anderweitig verwandt. Die früheren Handelsverbindungen sind beinahe allenthalben zerrissen, ein einmal gestörter Handel ist aber schwer wieder in Gang zu bringen. Der Getreidehandel mit dem Auslande ist überdies ein bedenkli-

ches und schwieriges Gewerbe, zu welchem sich nicht leicht Jemand versteht, der es nicht genau kennt. Nur die Hoffnung eines großen Gewinns kann denselben wieder emporheben. Diese Hoffnung ist aber nicht sehr groß, indem die Getreidepreise in denjenigen Ländern, wohin man das Getreide allenfalls versenden könnte, z. B. in England, nach Abzug aller Transportkosten, nicht viel höher stehen, als da, von wo man es versenden will, und überdies zu erwarten steht, daß eine stärkere Zufuhr dieselben noch weiter herunterdrücken werde. Aus demselben Grunde würde auch von der so sehr gewünschten Aufhebung der Restriktionen eben keine große Preiserhöhung zu erwarten seyn. Unter den früheren Handelsverhältnissen würde es möglich gewesen seyn, die Preise in allen Ländern durch eine bedeutende Spekulation im Kornhandel weit über den Bestand der gegenwärtigen Preise hinaus in die Höhe zu treiben, allein jetzt dürfen wir wohl von der Aufhebung der Restriktionen keine erhebliche Preiserhöhung erwarten. In der gegenwärtigen allgemeinen Noth einer zu großen Wohlfeilheit würde aber auch schon eine minder beträchtliche Preiserhöhung von sehr ersprießlichen Folgen seyn; es ist daher allerdings gar sehr zu wünschen, daß zu diesem Behuf die in fremden Staaten, besonders in England, bestehenden Restriktionen bald aufgehoben wenden mögen. Da die nachtheiligen Folgen der durch den gesammten Ge-

treidehandel entstandenen allgemeinen Stockung sich selbst auf diejenigen Länder mit verbreiten, in welchen dergleichen Restriktionen bestehen, und die Ueberzeugung sich in England immer mehr feststellt, daß die von den Restriktionen gehofften Vortheile von den Nachtheilen derselben bei weiten überwogen werden, so läßt sich wohl mit ziemlicher Zuverlässigkeit deren Aufhebung mit der Zeit erwarten; allein da die allgemeine Noth eine möglichst baldige Abhülfe erfordert, wenn nicht eine Annihilirung eines großen Theiles der Landwirthe erfolgen soll, so muß wohl eine anderweitige schleunige Hülfe gesucht werden. Diese Hülfe ist aber wohl nirgends anders, als in reciproken Einfuhrverboten des größten Theils der natürlichen und künstlichen Erzeugnisse derjenigen Staaten zu suchen, welche die Einfuhr unserer rohen Produkte entweder ganz verboten, oder mit verbotähnlichen Abgaben und Beschränkungen belegt haben. Die aus einem solchen Verbot für die gedachten Staaten hervorgehenden Nachtheile sind bei weiten überwiegender, als die von ihren Restriktionen erwarteten Vortheile, und es ist nichts gewisser, als daß ein solches Verbot bei einem großen Theile der Einwohner solcher Staaten eine der unsrigen völlig gleiche, wenn nicht noch überwiegende Verlegenheit und Noth erzeugen werde. Um nun diese abzuwenden, wird und muß man den in Rede befangenen Restriktionen ein Ende machen. Von Sei-

ten Englands ist dieses um desto eher zu erwarten, da bereits eine große Parthei der Einwohner die quästionirten Beschränkungen schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen für unnütz und nachtheilig hält. Denn verschiedenemale ist ja bereits, selbst in den Parlamentsdebatten, von der Abschaffung des Wollimposts die Rede gewesen, und wie wenig man für die neuere Kornbill im Allgemeinen eingenommen ist, haben wir ebenfalls schon gesehen.

Daß dergleichen Repressalien aber nur auf die Dauer der entgegenstehenden Einfuhrbeschränkungen verhängt und angekündigt werden, und nur auf die uns unentbehrlichen Gegenstände beschränkt werden müssen, bedarf keiner ausdrücklichen Bemerkung. Das Verzeichniß solcher entbehrlicher und gänzlich zu verbietender Gegenstände ist so reichhaltig, daß der Ausländer, und insbesondere der Engländer, darüber erschrecken würde. Kein Chaldron Steinkohlen, keine Pinte Porter und Ahle, kein Pferd, keine Tonne Salz, kein Pfund baumwollenes Garn, keine Elle der unzähligen baumwollenen Zeuge muß eher in unsere Häfen zugelassen werden, als bis unserer Wolle und unserem Getreide die freie Einfuhr verstattet worden ist. Alle diese Sachen sind für uns völlig entbehrlich, und zum Theil auch aus andern Ländern zu bekommen; wir sind bereits früher, zur Zeit der Continentalsperre, ohne solche sehr gut fertig geworden, warum sollten wir dieses nicht auch

gegenwärtig werden können? Durch ihren Ausschluß leidet von allen Staatseinwohnern Niemand, als die geringere Zahl der mit diesen Artikeln handelnden Kaufleute, deren Verkehr, in Ansehung des eigentlichen allgemeinen Wohls, eben von keinen Nutzen ist. Sie sind das Organ der Verschwendung, und ihr minder beträchtliches Interesse kann zur Zeit der allgemeinen Noth unbedenklich derselben zur Sühne hingegeben werden. Unsere inländischen Fabriken und Manufakturen liefern gegenwärtig bereits fast alle solche zu verbietenden Artikel von derselben Güte und auch wohl besser; wer früher mit solchen fremden Waaren gehandelt hat, nehme jetzt seinen Waarenbedarf von dem Inländer, dessen Thätigkeit dadurch eine verstärkte Schwungkraft erhalten wird.

Wie muß sich nicht der Ausländer, insbesondere der Engländer, über unsere Gleichgültigkeit wundern und darüber spotten, wenn er auf der einen Seite unsere Verlegenheit und Noth, auf der andern aber die leichten Mittel erblickt, denselben zu steuern.

Man hat schon vielfältig freiwillige Verzichtleistungen auf alle dergleichen fremde Waaren in Vorschlag gebracht, auch bestehen bereits mehrere dergleichen Privatvereinbarungen, allein hier kann nur ein öffentlicher Schritt der gesetzgebenden Behörde die gewünschte Wirkung hervorbringen. Der einzige, aus einer solchen Maaßnehmung erwachsende, Nachtheil würde vielleicht eine Schmälerung der öffentli-

chen Zoll- und Acciſegefälle ſeyn; allein da, wo einer allgemeinen Noth geſteuert werden ſoll, und wo gewiſſermaaßen von der Erhaltung des Ganzen die Rede iſt, kann wohl ein geringfügiges Intereſſe der öffentlichen Kaſſen nicht in Betracht kommen, zumal wenn die aus der Zerrüttung aller Gewerbe entſtehenden Ausfälle viel bedeutender ſind.

Wenn gleich die Einfuhr der künſtlichen Erzeugniſſe aus den verſchiedenen Getreidearten, als Mehl, Amidam, Grütze, Bier und Branntwein in den meiſten auswärtigen Staaten entweder ganz verboten, oder wenigſtens mit beträchtlichen Abgaben belaſtet iſt, ſo fehlt es dennoch bis jetzt noch überall nicht an Gelegenheiten, dieſelben in auswärtigen Ländern am Mann zu bringen, es kommt nur darauf an, daß dieſelben ſehr wohlfeil geliefert werden. Amidam iſt in allen ſüdlichen, und Bier und Branntwein in allen nördlichen getreidearmen Ländern eine willkommene Waare, und ſchon allein die eintretende Verminderung des Umfangs und Gewichts in der veredelten Geſtalt gewährt eine bedeutende Erſparniß der Transportkoſten. Die einzige Stadt Flensburg lieferte früher nach Norwegen über 40,000 Faß Branntwein. Leider aber machen die beſtehenden ſtarken Conſumtionsgefälle den Genuß dieſer Vortheile unmöglich, denn ſelbige überſteigen den möglichen Gewinn der Veredlung des Getreides bei weitem, ſie ſind wie eine im Lande ſelbſt auf die Aus-

fuhr verhängte Restriktion zu betrachten. Diese innern Consumtionsteuern verhindern also für jetzt die Ausfuhr einer beträchtlichen Quantität Getreide in einer veredelten Gestalt. Es bedarf also keiner weitern Ausführung, daß die Zurückgabe der innern Consumtionsgefälle auf alles in einer veredelten Gestalt exportirte Getreide von Seiten des Staats eine eben so nützliche als wünschenswerthe Sache sey, wie die Aufhebung der in fremden Ländern bestehenden Einfuhr-Restriktionen selbst. Dieselbe ist um so mehr zu wünschen, da das Getreide am leichtesten in dieser veredelten Gestalt in die entferntesten Gegenden versandt werden kann. Man denke sich nur den Fall eines nicht unmöglichen unmittelbaren Verkehrs mit den gegenwärtig allen früheren Handelsbedrückungen enthobenen südamerikanischen Freistaaten.

Ob und in wie fern dadurch eine Erhöhung der Preise im Lande erzielt werden könne, daß man das aus dem benachbarten Staat eingehende Produkt mit einer gewissen Abgabe belegt, darüber maße ich mir kein eigenes Urtheil an, sondern überlasse die Entscheidung darüber der eigenen Beurtheilung meiner Leser. Nach den übereinstimmenden staatswirthschaftlichen Grundsätzen eines Smith, Büsch, Reimarus, Normann, Schmalz u. s. w. haben die Verbote der Getreideausfuhr, aus Besorgniß eines eintretenden Mangels, keinen andern Erfolg, als daß sie die Furcht für Mangel vergrößern, und dadurch

nicht nur die bestehenden Preise erhöhen, sondern wohl gar Theurung und Noth erzeugen, und die Erfahrung aller Zeiten und Völker hat diesen Grundsatz bestätigt; ist nun die Anwendung desselben auf den gerade entgegengesetzten Fall richtig, und erleidet ferner eine Folgerung a majori ad minus eine Anwendung, so kann man wohl nicht füglich anders behaupten und annehmen, als daß ein bedingtes Verbot der Einfuhr ebenfalls die Besorgniß des Ueberflusses vergrößern, und dadurch die Preise noch mehr herunterdrücken würde; es sey denn, daß die gemachte Auflage die Gestalt einer förmlichen Abgabe an den Staat annimmt, welches bei einer allgemeinen Noth der Wohlfeilheit wohl nicht angenommen werden kann. Ob diese Folgerung richtig sey oder nicht, darüber mag die Zukunft entscheiden; so viel aber kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß sich der Gedanke des Mangels oder Ueberflusses auf die benachbarten Staaten mit verbreitet, und daß es daher leicht möglich ist, daß wenn auf das in einem Staate eingeführte Getreide eine Abgabe gelegt wird, um ein zu großes Sinken der Preise zu verhindern, der dadurch bestärkte Glaube des Ueberflusses, die Preise in dem diese Abgabe anordnenden Staate, ebenfalls noch mehr herunterdrücken könne. Die Zeit wird es lehren, ob diese Folgerung richtig oder falsch ist? So viel ist aber wohl nicht zu verkennen, daß eine solche Auflage

nothwendiger Weise in Ansehung derjenigen Gegenstände eine Preiserhöhung erzeugen müsse, deren Einfuhr man bedarf, und in Ansehung deren der allgemeine Glaube vorherrschend ist, daß daran kein Ueberfluß, sondern Mangel vorhanden sey. Der Glaube entscheidet in allen Handelsverhältnissen ganz allein, so wie überall.

Abschnitt V.

Sowohl des allgemeinen Bestens wegen, als auch in Hinsicht einer großen Anzahl von Freunden und Bekannten unter den Landwirthen, wünsche ich nichts sehnlicher, als daß meine vorstehende Darstellung unrichtig und ohne allen Grund sey; ich wünsche von Herzen, daß die gegenwärtige Wohlfeilheit des Getreides nur eine vorübergehende Erscheinung sey, daß die von mir kritisirten Schriftsteller völlig Recht haben, und daß binnen kurzen wiederum hohe Preise eintreten mögen. Enthält aber meine angestellte Betrachtung keine bloßen Gebilde einer kranken und düstern Phantasie, sondern sehr wahrscheinliche Folgerungen aus unverkennbaren Thatsachen und unbezweifelten staatswirthschaftlichen Grundsätzen, so steht nicht nur der Mehrheit der Landwirthe ein höchst trauriges Loos bevor, sondern es ist auch noch eine größere Verwirrung und Zerrüttung aller mit dem Landbau in Verbindung stehenden, und auf den Bestand von gewissen Mittelpreisen begründeten Ver-

hältnissen zu erwarten, als gegenwärtig schon besteht. Es macht kein Vergnügen, die Perspective einer solchen Katastrophe deutlicher auszumalen, ich überlasse es daher einem jeden meiner Leser, selber einen Blick in dieses grausenvolle Dunkel der Zukunft zu werfen.

Nur bitte ich noch um die Erlaubniß, ein Paar Worte zur näheren Beherzigung über eine gewisse Klasse von Staatseinwohnern sagen zu dürfen, welche bei dem behandelten Gegenstande ganz besonders interessirt, von deren Erhaltung der fortdauernde Flor des Landbaues und somit auch das Wohl der ackerbautreibenden Staaten vorzüglich abhängig ist, nämlich über die ansehnliche Zahl der großen und kleinen Pächter. Es bedarf wohl keiner ausdrücklichen Bemerkung, daß der größere Theil derselben, bei der Fortdauer der gegenwärtigen niedrigen Getreidepreise, von welchen auch die Preise der übrigen landwirthschaftlichen Erzeugnisse größtentheils abhängig sind, zu Grunde gehen werde und müsse. Die schon vielfältig stattgefundenen Räumungen der Pachtungen von Seiten der früheren Inhaber, und die bedeutenden Pachtrückstände beinahe aller Pächter setzen dieses außer Zweifel. Nur durch den Zuschuß des eigenen Vermögens, und durch eine über die gewöhnliche Kunde und Thätigkeit hinausgehende Industrie haben sich die noch nicht Gefallenen, in Unterstützung der stattgefundenen letzten sehr ergiebig

gewesenen Ernten, gehalten. Die oben erwähnten Nebenhülfsmittel können aber bei der Beurtheilung der Haltbarkeit einer Pachtung nicht in Betracht kommen, sie sind etwas Zufälliges, von dem Ertrage des Bodens Unabhängiges. Selbst das noch hin und wieder vorhandene eigene Vermögen der Pächter wird und muß bei der Fortdauer der gegenwärtigen Preise erschöpft werden.

Die Nothwendigkeit, für die Erhaltung dieser zahlreichen und nützlichen Klasse von Staatsbürgern etwas zu thun, liegt also klar am Tage. Eine sehr kritische und schwer zu beantwortende Frage ist es aber: auf was für eine Art und Weise sind dieselben vom Untergange zu retten, und wie kann denselben geholfen werden?

Im Allgemeinen giebt es wohl nur 3 verschiedene Arten von Mittel und Wegen, den bekümmerten Pächtern zu helfen, nämlich:

a) durch Erhöhung der Preise,

b) durch Herunterſetzung der Pachtgelder, und

c) durch Aufhebung der bestehenden Pachtcontrakte.

Von ersteren ist bereits die Rede gewesen, es bleiben also nur noch die beiden andern Auswege zu betrachten, und nachstehende Fragen zu beantworten übrig: können die Pächter unter dem Beistand der Gesetze auf der einen oder andern Art eine Aushülfe verlangen? und mit welcher Aushülfe ist ihnen am besten gedient? Die Herunterſetzung der Pachtgelder

würde für alle Pächter unstreitig das angenehmste seyn, denn nicht gern verändert Jemand den ihm schon einheimisch gewordenen Wohnsitz und seinen früheren Wirkungskreis, zumal wenn er auf die Verbesserung der Pachtstücke bereits beträchtliche Verwendungen gemacht hat, wovon er noch die Früchte einzuernten hofft. Hat die verpachtende Behörde an dem bisherigen Pächter nichts zu erinnern gehabt, und hat derselbe sich in allen Verhältnissen als ein friedfertiger, thätiger und gefälliger Mann erprobt, so kann die Beibehaltung desselben, selbst mit Aufopferung eines Theiles der früheren Pachtgelder, der verpachtenden Behörde ebenfalls nicht genug anempfohlen werden; allein die Vereinigung der Contrahenten über eine solche Reduction ist sehr schwierig, weil es überall an einem den Erlaß gebietenden Rechtsgrund gebricht. Sie kann nur das Resultat einer vorwaltenden Billigkeit seyn, und darüber sind Ansichten so sehr verschieden, zumal wenn der Pächter einigen luxuriösen Aufwand gemacht hat. Es gebricht bei den meisten Pachtungen an einer grundleglichen Norm, bei einer den Zeitverhältnissen angemessenen Pachtgeldermäßigung, denn die meisten Güter sind, ohne allen Ertragsanschlag, der zugleich die grundleglichen Preise bestimmt, in Pausch und Bogen, wie man zu sagen pflegt, verpachtet.

Nur da, wo die Grundstücke nach einem gewissen Pachtanschlag überlassen sind, wie dieses fast

allgemein bei den Domainen der Fall ist, sind dergleichen Reduktionsgrundsätze vorhanden, und eine Ermäßigung des Pachtquantums, in Gemäßheit der eingetretenen Verminderung der Getreidepreise ausführbar; allein auch hier bleibt Ermäßigung des Pachtquantums immer schwierig, weil es, wie schon gesagt worden ist, an einem kathegorischen Rechtsimperativ mangelt, und den öffentlichen Behörden die Verpflichtung obliegt, für die möglich höchste Vermehrung der öffentlichen Intraden zu sorgen, auch die bereits bestehenden Etats nicht leicht eine Verminderung gestatten. Nur alsdann würden sich dergleichen Behörden zu einer solchen Herunterſetzung der bisherigen Pachtgelder, in Gemäßheit des Falles der Getreidepreise unter dem Stand des Anschlags ermächtigt halten können, wenn es an anderweitigen tüchtigen Pächtern ermangeln sollte, welche den Anschlag zu erfüllen im Stande, und auch als tüchtige Wirthe bekannt sind, ein Fall, der vielleicht bald eintreten kann.

Es bleibt also nur noch die Betretung des andern Weges, nämlich die gänzliche Aufhebung des Pachtcontrakts, übrig, und es frägt sich daher gegenwärtig noch: ist eine solche Aufrufung des Pachtcontrakts wegen der unerwariet eingetretenen Wohlfeilheit zulässig? Die bejahende Beantwortung wird nicht nur von sehr concludenten Rechtsgründen des gemeinen Rechts, sondern auch von einer unbestrit-

tenen Billigkeit unterstützt. Alle, vor dem Eintritt der gegenwärtigen niedrigen Preise abgeschlossenen, Pachtcontrakte sind nämlich von beiden Seiten unter der Voraussetzung abgeschlossen worden, daß die zukünftigen Preise wenigstens den mittleren Stand der früheren Preise behaupten würden; sie sind, wie die Rechtsgelehrten sagen, unter der stillschweigenden Clausel, rebus sic stantibus abgeschlossen worden. Dieser pro basi angenommene Zustand der Dinge hat sich aber gänzlich verändert, es ist eine gänzliche Veränderung, eine Art von Revolution in den landwirthschaftlichen Verhältnissen eingetreten. Es ist eine Veränderung eingetreten, welche die Erfüllung des Pachtcontrakts, ohne den größten Nachtheil des Pächters, und vielleicht ohne dessen Ruin, unmöglich macht. In einem solchen Fall aber gestattet das gemeine Recht die Aufhebung des durch die eingetretetenen Umstände unausführbar gewordenen Contrakts. Auch gebietet das römische Recht sogar eine Aufhebung der Verträge, wenn das gemeine Beste dieselbe erfordert. Die Erhaltung der gesammten Masse von Pächtern ist aber an sich wohl allerdings für das Wohl des Staats eine wichtige Sache.

Zur nähern Bestätigung dieser beiden Rechtssätze sey es mir erlaubt, dasjenige darüber anzuführen, was der verstorbene Rechtslehrer Justus Claproth in seinem bekannten Werke von Contrakten und

Verträgen darüber sagt, er drückt sich nämlich pag. 116 und 132 folgendermaaßen aus: „alle Verträge und Contrakte werden unter der stillschweigenden Bedingung, wenn die Umstände dieselben bleiben, eingegangen; wenn sich daher vor der Erfüllung etwas zuträgt, wovon im Grunde gesagt werden kann, daß wenn dieses sich vorher zugetragen hätte, die Partheien aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geschlossen haben würden, so ist klar, daß auf gegenwärtig sich ereignete Umstände keine Einwilligung erfolgt sey."

In Ansehung des zweiten Satzes stellt er nach der Analogie des römischen Rechts folgenden Grundsatz auf: „weil das gemeine Beste das erste Gesetz ist, und die Rechte der Unterthanen denselben aufgeopfert werden müssen, so kann ein Contrakt, wenn er das gemeine Beste untergraben würde, aufgehoben werden, wenn gleich kein verbietendes Gesetz vorhanden ist. Nur weil es daran fehlt, so kann der Richter dergleichen Contrakte nicht für sich aufheben, sondern muß an den Landesherrn oder das Geheime Rathscollegium berichten u. s. w. Der Landesherr, welcher das gemeine Beste zu besorgen hat, ist allein befugt, solche Einrichtungen zu treffen, wodurch das gemeine Beste aufrecht erhalten wird u. s. w." Wenn gleich der aus der Clausula reb. sic stant hergeleitete Rechtssatz, sowohl von dem natürlichen Recht als auch der Billigkeit unterstützt wird, so ist dennoch

noch wohl keine ganz sichere Rechnung darauf zu machen, daß in allen Gerichtshöfen darauf erkannt werden wird, theils weil die Rechtsgründe ein wenig zu allgemein sind, theils weil die Fortdauer der herrschenden Wohlfeilheit nicht rechtsgenügend erwiesen werden kann.

Dem zweiten, von der allgemeinen Wohlfarth hergenommenen legislatorischen, Grundsatz dürfte aber nicht leicht von irgend einer Regierung der Beifall versagt werden, da derselbe zu gleicher Zeit nicht nur ebenfalls von dem Grunde der Clausula reb. sic stant., sondern auch von der Humanität und dem eigenen Interesse der verpachtenden Behörden unterstützt wird. Bei einem unerschwinglichen Pachtquantum kann das Pachtstück nicht gut in der erforderlichen Cultur erhalten werden, sondern macht in derselben Rückschritte, was also von dem Pächter vielleicht noch exequirt werden möchte, wird dem Pachtstück durch die vernachlässigte Cultur wiederum entzogen. Nach dieser Ansicht handelt wahrscheinlicher Weise ein sehr respectables Finanzcollegium, wenn es allen denjenigen Pächtern die Pachtstücke wiederum abnimmt, welche vor dem Eintritt der herrschenden Wohlfeilheit gepachtet haben, und mit der Pachtung nicht mehr fertig werden zu können vermeinen. Um keinen tüchtigen Pächter ohne Noth zu verlieren, wird dem abtretenden Pächter sogar ein Mitgebot auf das, aufs neue öffentlich zu verpachtende Grundstück zu-

gestanden. Es ist zu erwarten, daß diesem Beispiele der Mäßigkeit, Billigkeit und Umsicht mehrere verpachtende Behörden folgen werden.

Ein Mißbrauch ist von einer solchen freigelassenen Aufhebung der Contrakte wohl nicht zu besorgen, denn kein Pächter giebt so leicht seine Pachtung auf, so lange als ihm dieselbe noch seinen Unterhalt gewährt; thut er es, so fehlt es nicht an andern Pachtlustigen, welche an seiner Stelle eintreten; ist die Pachtung aber zu hoch, so kann allenfalls nur noch von der Leistung des Interesse der nicht geschehenen Erfüllung des Contrakts die Rede seyn, zu dessen Wahrnehmung es gewöhnlich an den erforderlichen Mitteln gebricht. Was bei verhängten Sequestrationen für Resultate erfolgen, ist eine bekannte Sache.

Ein anderer Rath und ein anderer Trost möchte den zu bedauernden Pächtern schwerlich zu ertheilen seyn.

Neubrandenburg, den 16. December 1823.

IX.

Ueber das Herabsinken der Fruchtpreise und die Mittel, der daraus entspringenden Gefahr zu begegnen, mit besonderer Rücksicht auf die östliche Hälfte des preußischen Staats.

Vom

Amtsrath August Karbe zu Blankenburg.

Herr Landrath von Knobelsdorff auf Sellin, in einer besonderen Broschüre; Hr. G. Meister, S. 1 bis 76 im ersten Stücke des 13ten Bandes der Möglinschen Annalen des Landbaues; ein Ungenannter, S. 77 bis 84; und Herr Staatsrath Thaer, Seite 85 bis 119 dieser Blätter, haben den vorbezeichneten Gegenstand vielseitig beleuchtet und abhülfliche Vorschläge gemacht.

In sofern scheint es zwar überflüssig, die Verhandlungen hierüber noch weiter fortzuspinnen, wenn es nicht auf der andern Seite, um dem Uebel mög-

lichst auf die Spur zu kommen, wünschenswerth erschiene, daß sich alle denkende Männer zur Erreichung dieses Zweckes vereinigten, ihre Gedanken und Ansichten darüber der Oeffentlichkeit zur Beurtheilung, und zur Benutzung derer zu übergeben, welchen zu helfen die Macht verliehen.

Dies zur Entschuldigung, daß ich mir erlaube, auch mein Scherflein hier niederzulegen.

In der Hauptsache bekenne ich mich zu den Ansichten des Hrn. Staatsrath Thaer, glaube aber, daß die vermehrte Produktion seit Anfang dieses Jahrhunderts bedeutend mehr als das Seite 107 angegebene Verhältniß beträgt. Die Continentalsperre für England, die aus der Revolution hervorgegangene Zerschlagung der Grundstücke in Frankreich und die Ausführung des Edikts vom 14ten September 1811 für die diesseitige Hälfte des preuß. Staats, sind zu mächtige Hebel der Produktionsvermehrung gewesen, als daß diese jenes Verhältniß nicht überwiegen sollte. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Meinung aufstelle, daß sich allein durch die letztere Operation die Produktion in demselben Verhältnisse vermehrt habe, wie Grundstücke von den Dominien eingezogen sind. Viele verständige Bauern, die ich zu sprechen Gelegenheit hatte, versicherten mich, daß sie nach der erfolgten Regulirung, und nachdem die Nachtheile der veränderten Felder überwunden, auf ihren verminderten Grundstücken voll-

kommen so viel producirten wie vormals, und wer wollte daran zweifeln, der da weiß, wie sehr die intensive, den Kräften des Anbauers angemessene, Ackercultur lohnt.

Die von den Dominien acquirirten bäuerlichen Grundstücke erscheinen sonach für die Urproduktion als ein reiner Zuwachs. Rechnet man hierzu die aus der Aufhebung der Hofedienste hervorgegangene bessere Cultur der Dominial-Grundstücke, und den sich im letzten Decennio auf eine unglaubliche Weise ausgebreiteten, alle andere Produkte im Ertrage weit überwiegenden Kartoffelbau, so darf meine Meinung wohl als gerechtfertigt erscheinen.

Ob diese Vermehrung der Urproduktion ein Gewinn für die Inhaber der Dominialgüter sey, das muß als mitwirkende Ursach der übermäßig gesunkenen Fruchtpreise ohne weiteren Zweifel mit Nein beantwortet werden. Hierzu gesellen sich die in demselben Maaße erhöheten Culturkosten der Dominialbesitzer, wie sich dieselben bei den Rustikalbesitzern vermindert haben; daher im Zusammenwirken mit dem Umstande, daß die gegenwärtige Generation der letzteren ihre Güter geschenkt erhalten, die erstern aber diese mehr oder weniger theuer erkauft oder bei Erbtheilungen angenommen haben, der große Nothstand dieser und ihrer Gutspächter, so wie auf der andern Seite die Gemächlichkeit der Rustikalbesitzer in Vergleichung mit jenen. Ihr Geldbedürfniß ist

äußerst gering, da sie weder Dominialgefälle noch Zinsen zu zahlen haben, und der größte Theil ihrer frühern Staatslasten ihnen abgenommen und auf die Inhaber der Dominialgüter gewälzt ist.

Die Behauptung einiger Staatswirthe, daß die sogenannte Consumtionssteuer — wohin die Branntwein- und Brausteuer in der gegenwärtigen Form mit Recht nicht einmal zu rechnen sind — wenn sie vom Fabrikanten gezahlt wird, nur als ein Vorschuß anzusehen, ist ein leeres Phantom. Nie hat sich dieses mehr wie in der neuern, ja ganz besonders in der neusten Zeit klar erwiesen. Blicken wir ins Ausland, wo keine Steuer von diesen Zweigen entrichtet wird, so finden wir die Preise davon eben so hoch, wie bei uns; beobachten wir die Resultate, welche aus der enormen Erhöhung der Branntweinsteuer, womit wir seit dem 1sten Februar d. J. beschenkt sind, die beiläufig gesagt 20 p. C. beträgt, hervorgegangen, so dringt sich uns dieselbe Erscheinung auf; das Fabrikat ist um keinen Pfennig im Preise gestiegen, und es ist daher wieder der schon im Nothstande befangene Volkstheil, welcher von der neuen Abgabenerhöhung hauptsächlich und zwar doppelt getroffen wird. Unmittelbar durch die Abgabe selbst, und mittelbar, indem die Ursachen zum Heruntersinken der Fruchtpreise vermehrt werden, da er, um die Abgabenerhöhung aufzubringen, seine Produkte

um jeden Preis losschlagen, und sonach das Angebot vermehren muß.

Hierzu kommt noch der gegenwärtige Friedenszustand des ganzen nördlichen Europas nach einem 30jährigen Kriegeszustande und alle mit jenem verbundenen Ersparnisse, so wie die Macht der Meinung der Consumenten sowohl als derer, welche die rohen Produkte zur Consumtion geschickt machen, daß sie unter diesen Umständen keiner Vorräthe bedürfen; daß es vielmehr ihrem Vortheile angemessen sey, nur den täglichen Bedarf zu kaufen, und das früher in den Vorräthen gesteckte Capital auf Zinsen zu legen, wozu ihnen der gegenwärtige Verkehr mit den Staatspapieren die leichteste Gelegenheit darbietet, und wodurch sie der Mittel nicht beraubt werden, nach Umständen täglich über ihre Capitalien disponiren zu können.

Wenden wir uns zu den abhülflichen Mitteln des Nothstandes der Inhaber von Dominialgütern, so weiche ich darin von der Meinung des Herrn Staatsraths Thaer ab:

„daß ein Geldvorschuß von Seiten des Staats an diese, gegen Niederlegung von Getreide als Sicherheit,"

mir als ein wirksames und ausführbares Mittel nicht erscheint.

Eine fortlaufende Unterstützung dieser Art, so lange der Nothstand möglicher Weise dauern kann, ist weder den Kräften des Staats, noch den Aufbewahrungsmitteln jener Inhaber möglich, und eine einmalige Unterstützung muß als ein nicht zum Zweck führendes Palliativ angesehen werden. Eben so unmöglich ist die Controlle, welche dem Staate Sicherheit gegen Verluste zu gewähren im Stande ist. Da der Staat an sich keine unmittelbar producirende Person ist, sondern nur mittelbar, indem er seine Bürger dazu befähigt, die ihm dafür Tribut zahlen, so würden die unmöglich zu verhütenden Verluste, zur Folge haben: daß der gute gewissenhafte Bürger für seinen gewissenlosen Mitbürger zahlen müßte; eine die Moralität untergrabende Erscheinung, die sich leider in den letzten Decennien zu oft zugetragen, als daß man sich nicht mit ganzer Seele gegen alle dazu führende Veranlassungen erklären sollte.

Die vorgeschlagene Controlle durch die ritterschaftlichen Institute kann kein Vertrauen begründen, da die mangelhafte Bewirthschaftung der ihrer Administration übergebenen Güter für die Unzuverlässigkeit derselben bürgt, und der Gedanke, daß die Mittel zu solchen Vorschüssen im Wege des Borgens aufgebracht werden könnten, erregt mir einen wahrhaften Fieberschauer.

„Armuth eines Landes," sagt Doctor Heinrich Schulze in seiner Schrift gegen die Gewerbefreiheit, „ist kein Unglück, aber Verarmung desselben das größte, was seine Bewohner treffen kann."

Soll dieses im Anschreiten begriffene Unglück nicht über uns einbrechen, so sehe ich kein anderes Mittel dagegen, als eine große Herunterſetzung der öffentlichen Abgaben, die nach der gegenwärtigen Einrichtung fast ausschließlich auf den Inhabern der Dominialgüter lasten.

Wie ist es möglich? höre ich fragen, da Anleihen und neue Abgabenerhöhungen als sichere Bürgschaft eines Finanzdeficits dienen.

Herunterſetzung des Civil- und Militairetats, und die Wiedereinführung der Naturallieferungen zum Behuf der Militairverpflegung werden dieses Problem lösen.

Seit einem halben Jahrhundert waren die menschlichen Lebensbedürfnisse nicht auf dem gegenwärtigen niedern Standpunkte des Preises, und warum sollte es also jetzt, da Wohlfeilheit zur Calamität geworden, den Civilbeamten nicht möglich seyn, mit den Gehältern vom Jahre 1805 und früherer Zeiten anständig auszureichen??

Wie der Militairetat herunterzuſetzen, darüber erlaube ich mir kein Urtheil, obwohl es dem Layen erscheint, als wenn eine zweijährige Dienstzeit der Infanterie, folglich eine Verminderung der activen

Mannschaft, mit Verstärkung der Kriegesreserve, ein dazu führendes zweckmäßiges Mittel seyn dürfte. Daß es aber geschehen wird und muß, wenn der Nothstand des Landmannes nicht durch unzuberechnende Conjunkturen gehoben wird, das unterliegt keinem Zweifel, und der Himmel gebe, daß es nicht zu spät geschieht!

Angebot und Nachfrage sind die einzigen Regulatoren der Preise aller Dinge, und eine Abgabenverminderung wird es daher dem Landmann möglich machen, mit jenem zurückzuhalten, wenn das Herabsinken der Fruchtpreise den Gewinnungspreis nicht deckt, und also mittelbar zu einer Preiserhöhung führen.

Eben so wird die Wiedereinführung der Naturallieferungen zum Behuf der Militairverpflegung das Angebot vermindern, da die ganze Masse des dazu erforderlichen Bedürfnisses nun den Markt nicht besucht, und derselbe also nicht in dem Maaße wie jetzt überfahren wird.

Man wende dagegen nicht ein, daß die Nachfrage auf dem Markte gerade um so viel vermindert werde, als das in Natura gelieferte Militairbedürfniß beträgt. Es läßt sich Manches dagegen sagen, aber auch zugestanden, so wirkt es schon wohlthätig auf die Preiserhöhung der landwirthschaftlichen Produkte, wenn die Zufuhr auf dem Markt vermindert wird, besonders aber dadurch, daß der von der Ver-

armung bedrohte Landmann nicht so viel baares Geld aufzubringen nöthig hat, wenn ihm in den Gränzen der dadurch bewirkten Gelderſparung, die Abgaben erlaſſen werden. Für den Inhaber der Dominialgüter, da auf ihnen gegenwärtig die Abgabenlaſt hauptſächlich ruhet, welches weiter auseinanderzuſetzen der Raum dieſer Blätter nicht erlaubt, würde aus der vorgeſchlagenen Wiedereinführung der Naturallieferungen noch der Vortheil erwachſen, daß dieſe Laſt auch von den Ruſtikalgütern in gleichem Maaße getragen werden müßte.

Auch die Staatsregierung würde dabei wohl fahren, da ſie nicht durch vergebliche, oft gehäſſige Mittel, das pecuniaire Staatsbedürfniß aufzubringen, ſich abzumühen genöthigt wäre.

Von einem andern Vorſchlage, die Getreidepreiſe zu heben, welcher jetzt im Finſtern ſchleicht, um ſeinen Zweck deſto ſicherer zu erreichen, nämlich dem Verbote, ferner aus Kartoffeln Branntwein zu brennen, halte ich jedoch aus folgenden Gründen gar nichts, und erkläre mich daher laut gegen denſelben:

1) würde dies Verbot eine offenbare Ungerechtigkeit gegen die Inhaber ſolcher Dominialgüter involviren, deren Lokalverhältniſſe dieſem Culturzweige beſonders zuſagend ſind, indem ſie dadurch verhindert würden, das der Natur ihres

Bodens angemessene Produkt zum Vortheil derer, welche sich im entgegengesetzten Falle befinden, auf die bestmöglichste Weise zu verwerthen.

Die Kartoffeln sind für den leichten Boden das, was der Weitzen für den schwereren ist. Durch den Anbau jener wird dem leichten, durch den Anbau dieses dem schweren Boden die größtmöglichste Masse Nahrungsmittel abgewonnen. Die Hauptverwendung des Weitzens ist die Mehlbereitung, die der Kartoffeln gegenwärtig die Branntweinfabrikation. Was würden nun die Inhaber des schweren Bodens wohl sagen, wenn die Mehlbereitung aus Weitzen verboten würde, um den Roggen einen bessern Preis zu verschaffen?

Was dem Einen recht, das ist dem Andern billig!

2) Würde darin auch ein staatswirthschaftlicher Mißgriff enthalten seyn.

Die Aufgabe des Staatswirths ist: die größtmöglichste Produktenmasse zu beschaffen und für deren bestmöglichste Verwerthung zu sorgen. In sofern nun das Verbot eine Beschränkung des Kartoffelbaues zur Folge haben könnte, würde dasselbe indirekt gegen die erstere verstosten, so wie es direkt gegen die andere verstößt.

Alle Mittel, die Produktenpreise wieder auf den Stand zu führen, wobei der Landmann unseres Staats bestehen und seines Lebens froh seyn kann, werden aber fruchtlos seyn, wenn nicht neben ihnen ein solcher Eingangszoll für fremdes Getreide eingeführt wird, der das Herunterdrücken derselben unter dem Gewinnungspreis unmöglich macht.

Es ist dies zwar ein trauriger Nothbehelf, aber nicht zu vermeiden, und eine Nothwehr, so lange die drei großen Reiche, England, Frankreich und Rußland, nicht die eingeführten Handelsbeschränkungen zurücknehmen.

So wenig England bei seinen gegenwärtigen Abgabenverhältnissen die Continental-Concurrenz im Getreidehandel auszuhalten vermag, eben so wenig vermag dies die diesseitige Hälfte des preußischen Staats mit solchen Ländern, wo die öffentlichen Abgaben geringer, die Naturkräfte zur Hervorbringung der rohen Produkte aber stärker sind, wie bei uns, wo in Folge der geringeren Bevölkerung, der Boden aus der Ruhe trägt, und wo endlich in Folge des noch bestehenden Hofedienstverhältnisses der Hintersassen, eine wenig kostspielige Cultur reichlicher lohnt, wie bei uns, wo dem magern Boden nur durch Anstrengung und großen Geldaufwand, gleichsam im Kampfe mit der Natur, etwas abgewonnen werden kann.

Ich schließe mit den bescheidenen Worten des talentvollen Verfassers der

„Vorschläge

zur Erreichung mittlerer feststehender Getreidepreise.

(Berlin, bei August Rücker 1824. 4 gr.)

„Alles, was uns umgiebt, entsteht nicht im Zustande der Reife und Vollendung, auch diese Vorschläge sind diesen Gesetzen unterworfen. Wenn sie nur das Nachdenken der Erfahrnen auf diesen Gegenstand leiten, wenn sie nur den Wunsch, bald zu helfen, in der Staatsverwaltung beleben, dann sind sie nicht vergeblich ausgesprochen, und dann wird die Gunst des Geschicks sie begleiten."

Geschrieben anfangs März 1824.

X.

Wichtigkeit des Flachs- und Hanfbaues für die nördlichen Provinzen des Preuß- Staates, und vorgeschlagene geeignete Mittel, eine möglichst große Ausdehnung desselben ausführbar und den übrigen Zwecken des Feldbaues unschädlich zu machen. Nebst einigen andern vielleicht interessanten Vorschlägen zur geneigten Prüfung dem sachkundigen ökonomischen Publikum vorgelegt

von

W. A. Kreyssig.

Mehr als je, leuchtet jetzt die Wichtigkeit des Flachs- so wie des Hanfbaues für unsere nördlichen Gegenden des preußischen Staats ein, und mehr als je ist es jetzt von Wichtigkeit, diesen Zweig der ländlichen Betriebsamkeit die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Die Gründe dafür bestehen in offenkundigen Thatsachen, und bedürfen daher nur einer kur-

zen Erwähnung, um jedem Kenner unsers landwirthschaftlichen Zustandes volle Ueberzeugung von jener Wichtigkeit zu verschaffen. Sie bestehen in folgenden Umständen:

1) sind der Flachs und Hanf, so wie deren Saamen und das von diesem zu gewinnende Oel Produkte, die fortwährend guten Absatz nach dem Auslande finden, während das Getreide, unsere bisherige fast alleinige Geldquelle solchen aus Ursachen verloren hat, die nur eine seltene, vorübergehende Wiederkehr desselben hoffen lassen, und erstgenannte Produkte müssen sogar noch zu unserm eigenen Bedarf zu einem großen Theile aus Rußland bezogen werden. Sie sind daher sehr wichtig, um durch unser, Eins und Alles, nämlich durch unsern Feldbau, wieder baares Geld in's Land zu ziehen und dessen Ausgang zu vermindern, und werden dieses selbst denn noch lohnend thun, wenn in Folge des steigenden Werthes des baaren Geldes die Preise dieser Produkte noch bedeutend heruntergehen sollten. Denn ein preuß. Morgen Lein oder Hanf auf kräftigem Boden wird im Durchschnitt mehr als 6 schwere Stein Gespinnst und 6 Berl. Scheffel Saamen geben, und dieses gewährt auch bei mindern Preisen einen Ertrag, den keine andere Feldfrucht im Großen jetzt und vielleicht nie geben kann. Eine bedeutende Vermin-

minderung der Preise dieser Produkte ist überdies nicht leicht zu erwarten, da der Hanf für alle schiffahrttreibende Nationen ein unentbehrliches Bedürfniß ist und bleibt, und der Flachs, durch die noch ganz neuerlich kund gewordene größere Nachfrage nach Leinwandfabrikaten für Süd- und Nordamerika immer auch ein gesuchtes Produkt bleiben wird.

2) Ist es überdies aus öffentlichen Blättern bekannt, daß Rußland damit umgeht, durch neue Verbindungskanäle seine, bisher nach Königsberg und Memel zum Weiterverkauf und einheimischen Verbrauch verkauften Produkte des östlichen Polens und südwestlichen Rußlands, in Flachs, Hanf, Oel, Holz u. s. w. bestehend, über Riga zu leiten. Hierdurch wird dem Handel Ostpreußens nicht nur der letzte Stoß zum Untergange gegeben werden, sondern wir werden auch noch jene Produkte zum einheimischen Verbrauch über Riga, und daher aus der dritten Hand und theurer als bisher kaufen müssen, wenn wir nicht darauf denken, uns diese Bedürfnisse selbst zu erziehen, und fortwährende Zunahme der Geldausgabe und Abnahme der Einnahme, die hinlänglichen Ursachen vollendeter Verarmung, werden unser Loos seyn.

3) Dagegen kann eine möglichst ausgedehnte Pro-

duktion des Flachses und Hanfes uns, wie erwähnt, fortwährend die nöthige Geldeinnahme aus dem Feldbau verschaffen, und dieser wird dann im Stande seyn, einer größeren Nutzviehzucht, durch lohnende Benutzung des Düngers einen höhern Werth zu geben, und beide vereint werden dann nach und nach unsere gegenwärtigen, für das Ganze und den Einzelnen so drückenden Geldverlegenheiten heben und uns wieder in eine auskömmliche Lage versetzen können.

Die bemerkte Wichtigkeit gedachter Gegenstände möchte nun wohl, durch diese kurze Andeutungen jedem gegründeten Zweifel enthoben seyn, und ist überhaupt auch weniger daran zu zweifeln, daß man bei uns bald, besonders den Flachsbau nothgedrungen, und um nur ein verkäufliches Produkt aus dem Felde zu gewinnen, mit aller Anstrengung ergreifen wird, als zu besorgen seyn möchte, daß dieses ohne die nöthige Rücksicht auf Ersatz der dadurch stark consumirten Bodenkraft, und daher nicht nachhaltig, und zum Nachtheil des Futter- und nöthigen Getreidegewinnes zur Ausführung kommen würde. Für diejenigen Gegenden aber, wo man den Geldertrag eines guten Flachsbauen noch nicht aus eigener Erfahrung kennt, möchten aber demnach die angeführten Empfehlungsgründe nicht ohne Zweck seyn.

Es wird daher hier jetzt nur noch darauf an-

kommen, die Mittel zu finden, um „eine möglichst große Ausdehnung des Flachs- und Hanfbaues bei uns ausführbar und den anderweitigen Forderungen an den Feldbau unschädlich zu machen."

Ich werde zuvor hier die Hindernisse angeben, welche einem ausgedehnten Flachs- und Hanfbau in unsern nördlichen Provinzen, theils

1) durch unrichtige Behandlung des Gegenstandes selbst, theils

2) durch unsere statistische und ökonomische Lage bis jetzt im Wege stehen, und dann die Mittel zu Vermeidung und Umgehung dieser Hindernisse anzugeben suchen, und glaube hiedurch zugleich beweisen zu können, daß Flachs- und Hanfbau bei uns im Großen mit den größten Nutzen und ohne den mindesten Nachtheil für Viehzucht und die nöthige Getreideproduktion betrieben werden kann.

In Betreff der vorgeschlagenen Mittel muß ich aber noch vorher bemerken, daß solche nicht alle von mir im Großen erprobt, wohl aber mit bereits vorstehenden, allgemein anerkannten Erfahrungen motivirt sind. Dieserhalb, und weil ein seltenes Mißgeschick mir es vielleicht noch auf lange Zeit unmöglich macht, irgend einen landwirthschaftlichen Versuch zu machen, lege ich diese Vorschläge dem dabei interessirten denkenden ökonomischen Publikum in der Hoffnung vor, daß durch sachkundige Prüfung und

eventuelle Anwendung und Ausübung derselben nicht ungünstige Resultate für obigen Zweck hervorgehen werden, und dadurch früher Gutes und Nützliches erzweckt werden kann, als ich im Stande bin, wieder praktisch dafür zu wirken.

---

1) Die Hindernisse eines ausgedehnten Flachs- und Hanfbaues, die durch naturgemäße Behandlung des Gegenstandes gehoben werden können, bestehen in folgenden:

a) giebt der Flachs und Hanf kein Futterstroh, wie das Getreide, folglich mußte man bisher den Anbau derselben so beschränken, daß der Getreidebau nicht bis zu einem fühlbaren Strohmangel durch sie gekürzt wurde;

b) der durch verminderten Strohertrag benachtheiligte Düngergewinn konnte durch den bei der bisherigen Behandlung des Flachses entstehenden Abgang an sogenannten Scheben (die beim Brechen und Schwingen abfallenden zerbrochenen Stengel der Pflanze), und bei der Nichtachtung derselben als Streumaterial keinen Ersatz bekommen, und daher wurde

c) der Flachsbau nur auf Aeckern, die schon durch Getreideernten beinahe erschöpft waren und ohne Dünger betrieben, indem die Leinpflanze eine so starke Aneignungskraft besitzt, daß sie im Stande ist, auch den letzten, mehr

gebundenen Pflanzen-Nahrungsstoff des Ackers sich zuzueignen, mithin auch da noch Mittelernten giebt, wo Weitzen, Korn und Gerste nicht mehr lohnend wachsen können; man mußte aber hiebei natürlich auf reichen Ertrag dieser nützlichen Pflanze Verzicht thun. Der Hanf aber, der nur auf reich gedüngten und feucht liegenden Aeckern gute Ernten giebt, konnte natürlich gar nicht in Anwendung kommen, weil man den sparsam producirten Dünger zu einem erträglichen Getreidebau verbrauchte, und ihn selbst hiezu bei uns nur in seltenen Fällen reichlich genug beschafft.

d) Die bisherige Bearbeitung der Leinpflanze zu verkäuflichem Gespinnst, nämlich die Wasserröte, das Spreiten, Aufnehmen, Dörren, Brechen und Schwingen fällt in einer Jahreszeit, wo kurze Tage, Witterung, so wie andere dringende Feldarbeiten, jene Bearbeitung so erschwerten und beengten, daß nicht nur eine größere Ausdehnung des Flachsbaues selten möglich war, sondern auch eine völlige Benutzung des ganzen Gewächses, nämlich des ganzen Saamen- und Gespinnstertrages nicht ausführbar gemacht werden konnte, und man daher auf einen nicht unbeträchtlichen Theil des möglichen Nutzens verzichten mußte. So trachtet man z. B. im Ober- und Ermelande nur nach dem

Gewinn des Gespinnstes und sieht den Saamen als Nebensache an, von dem man im Ganzen höchstens den eigenen Saatbedarf bezieht, und dieserhalb nur einen kleinen Theil zuerst reif gewordenen Saamen durch übereilte und oberflächliche Bearbeitung gewinnt, den größten Theil desselben aber unreif in der Wasserröte und auf der Spreite verzottelt. In Litthauen dagegen macht man den Saamengewinn zur Hauptsache, und den Gewinn des Gespinnstes nur zum Hausbedarf, zur Nebensache. Man säet den Lein deshalb nicht auf schon ausgesogene Aecker, wie im Ober- und Ermelande, sondern als zweite Saat nach der frischen Düngung, und bereitet das wenige Gespinnst ohne Wasserröte; man erntet denn aber auch vom preuß. Morgen 8 bis 10 Scheffel Saamen und findet dann natürlich den Acker nach einer solchen Ernte erschöpft, weshalb man den Leinbau so beschränkt, daß dem Getreide- und Strohgewinn kein merklicher Abbruch geschehe.

Diese Hindernisse einer vollständigen Benutzung und einer größern Ausdehnung des Leinbaues behindern zugleich den Anbau des eben so nützlichen Hanfes und entstehen von zu geringem Düngergewinn, von der Bearbeitung des Flachses in einer dazu sehr unbequemen Zeit, so wie von der starken Aussaugung der Leinpflanze und der Vergeudung der-

jenigen Düngervermehrungsmittel, welche die Flachs- und Hanfpflanzen schon bei einer zweckmäßigern Behandlung an sich zu geben im Stande sind, und mindestens in dieser Beziehung eben so viel leisten könnten, als das Getreidestroh. Denn in letzter Beziehung darf ich nur erinnern, daß die Flachs- und Hanfpflanze, so wie jedes andere im halbreifen Zustande geerntete Halmgewächs einen nicht unbedeutenden Theil von Düngungsstoff enthält, dieser ihr aber, durch die gewöhnliche Wasserröte, zur wahren Verpestung der Gewässer und der Luft ausgesogen und in alle Welt gejagt wird, demnächst auch die so ausgesogene Scheben, wenn gleich sie hiedurch vielleicht ärmer an Düngungsstoff sind, als reifes Getreidestroh, sehr unwirthschaftlicher Weise lieber zu Besserung der Wege und Steige, als zu einer sehr wärmenden und trocknenden Streu für Pferde, Schaafe und Rindvieh, und dadurch zur Auffangung flüssiger Düngungsmittel verwendet. Man begründet diese Nichtachtung der Flachsscheben damit, daß man die schwere und langsame Fäulniß und Auflösung derselben für den Acker nachtheilig hält. Allein, auch abgesehen davon, daß diese Eigenschaft für jeden zähen und verschlossenen Boden eher nützlich als schädlich, ist es ja gewiß und erprobt, daß reiner Pferde- und Schaafmist, statt des Strohes mit Flachsscheben vermengt, eine völlige Verwesung dieses Materials in einigen Wochen bewirkt, und jener schein-

bare aber unhaltbare Vorwurf nur beim Rindviehmist zutrifft.

Die, zur Vermeidung der Wasserröte, bei uns, nach dem Beispiel anderer Gegenden gemachten Versuche mit der Thauröte haben aber nur im Kleinen, besonders in Litthauen Eingang gefunden, weil das Gelingen dieses Verfahrens von selten zutreffendem Wechsel von Regen und schönem Wetter, und von nicht immer eintreffenden starken Nachtthauen abhängt, welche Ungewißheit man wohl im Kleinen durch längeres Liegen des Flachses begegnen, die aber im Großen, aus einleuchtenden Ursachen, sehr in Verlegenheit setzen kann.

Allen diesen Hindernissen läßt sich nun, wie ich in folgenden Zeilen zu beweisen hoffe, durch natur- und zeitgemäße Behandlung des Feldbaues überhaupt, so wie der Lein- und Hanfpflanze insbesondere völlig begegnen. Ich komme zu diesem Zweck zuerst auf die

zweckmäßige Eintheilung und Benutzung der Felder, um einen ausgedehnten Flachs- und Hanfbau ohne Kürzung des Getreide- und Futterertrages in Anwendung bringen zu können.

Die Leinpflanze gehört, wie schon erwähnt, zu denjenigen Gewächsen, welche von Natur eine starke Aneignungskraft gegen die im Boden vorhandene Pflanzennahrung ausüben. Sie ist daher durch ihre

vollendete Ausbildung und Reife im Stande, nicht nur den letzten Rest der Bodenkraft auszuziehen, und daher auch auf schon stark benutztem Boden, der den mehlreichern Getreidearten schon zu arm ist, noch mittelmäßige Ernten zu geben, sondern auch einen größern Bodenreichthum durch hinlänglichen Ertrag reichlich zu bezahlen. Durch diese Eigenschaft eignet sie sich auch für die feuchten, kalten und gebundenen Bodenarten mehr, als irgend eine andere Halmfrucht, ohne deshalb auf mildem warmem Boden minder zu gedeihen. Ihr blatt- und schattenloser Wachsthum begünstigt sehr das Gedeihen des im Boden enthaltenen Unkrauts, und aus diesem Grunde, und um kostspieliges Jäten zu vermeiden, ist es nöthig, sie auf mehr reinen und cultivirten Boden, und nicht etwa auf frischen Dünger, dessen Unkrautsgesäme noch nicht durch eine Hackfrucht- oder Grünfutterernte vertilgt ist, zu bringen. Man kann sie, mit Beachtung dieser Vorsicht, auf allen Bodenarten, mit Ausnahme zu trockenen Sandbodens, mit Nutzen bringen; nur kann man nach einer vollständigen Leinernte, selbst auf vorher nicht armen Boden, ohne frische Düngung keine gute Ernte der mehlreichern Getreidearten mehr erwarten, und nur die genügsame, ebenfalls stark anziehende und die wässerigen Stoffe der Luft stark benutzende Wicke zum Saamengewinn, und die kleine graue Futtererbse werden noch Mittelernten geben, wenn gleich

mir nach Lein auch noch erträgliche Haferernten vorgekommen sind. Auf gutem reichem Neubruch, der den Lein als erste Saat getragen hat, gedeihen aber auch die mehlreichern Getreidearten sehr gut, weil dieser durch eine Leinernte nicht erschöpft werden kann.

Der Hanf bedarf, seiner schnellen und üppigen Vegetation, und der bedeutenden Masse seiner vollständigen Ernte wegen, einen mehr lockern als festen, von Natur feuchten und reich gedüngten Boden. Er erträgt ein großes Maaß von Düngung, und bezahlt solches nicht nur reichlich, sondern läßt auch den Boden reich genug für jede mehlreiche Getreideart zurück, da nicht nur seine großen Blätter die Feuchtigkeiten der Luft stark anziehen, sondern auch seine Wurzeln in den Untergrund des Feldes dringen und diesen mit in Anspruch nehmen, und in passendem Boden findet man jene über 12 bis 14 Zoll lang. Sein schattiger Wuchs unterdrückt und zerstört alles Unkraut, und nach einer guten Hanfernte kann, nach einmaligem Pflügen, zur Besaamung des Feldes geschritten werden. Er eignet sich daher auf Aeckern, die für den Hanf feucht genug sind, ohne für Wintergetreide zu naß zu seyn, trefflich, als Brachfrucht vor Weitzen und Roggen. Wo es aber für Wintergetreide zu feucht ist, wird Sommerweitzen oder Gerste schöne Ernten geben.

Hiernach eignet sich der Hanf mehr für Güter, die neben feuchtem nicht zu zähem Boden schon in

reichem Düngergewinn stehen, und der Lein für alle Güter, die bei kräftigem Streben nach größerem Düngergewinn mehr trocknern und gebundenern Boden haben und möglichst schnell, mit Benutzung der vorhandenen ärmern Bodenkraft, ein lohnendes Feldprodukt für den Markt gewinnen wollen.

Für diejenigen, welche den Lein- und Hanfbau noch nicht ausgeübt haben, bemerke ich, daß beide bei uns gegen Ende Mai, spätestens in der ersten Woche des Juni auf gut gelockertem Lande, welches für den Lein, wie schon erwähnt, möglichst rein von Unkraut seyn muß, gesäet werden müssen. An gutem gesundem Saamen, der, wie bei den Halmgetreidearten, sehr ausgetrocknet seyn muß, und daher von zwei- bis dreijährigem Alter vorzüglich ist, ist für den Lein für den preuß. (ehemals Magdeb.) Morgen $\frac{3}{4}$ Berl. Scheffel und den Hanf 1 Scheffel die Mittelstraße. Bei vorwaltendem Streben nach größerem Saamengewinn ist ein halber Scheffel Lein hinlänglich; soll aber der Gespinnstgewinn die Hauptsache seyn, denn ist 1 Scheffel Lein- und $1\frac{1}{4}$ Scheffel Hanfsaamen p. Morgen nicht zu viel.

So wie in jeder andern Beziehung, so muß besonders für eine ausgedehnte Produktion des Leins und Hanfs die ganze Grundlage des Feldbenutzungsplanes dahin zielen, daß der Boden jahr-jährlich wenigstens eben so viel Ersatz durch Düngung bekomme, als alle reif gewordenen Früchte an Boden-

kraft ausgesogen haben. Diesen unerläßlichen Zweck wird man nach schon feststehenden Erfahrungen dann sicher und vollkommen erreichen, wann die Wirthschaft für jeden preuß. Morgen reifgewordener und daher zehrender Feldfrüchte, es mögen solche nun in Hanf, Flachs, Getreide, Kartoffeln u. s. w. bestehen, jährlich fünf Fuder, à 26 Cubikfuß, oder 130 Cubf. guten kräftigen Dünger dem Felde zurückgiebt. Sie wird diesen Düngerbedarf selbst erzeugen, wann ebenfalls für jeden Morgen zehrender Früchte 24 Centner Rauhfutter und Streu, und zwar zur Hälfte in kräftigem Heu oder dessen Surrogat, und zur Hälfte in Stroh und Streu bestehend verfüttert und zu Dünger verbraucht werden. Bei dieser Düngerproduktion wird keine Besorgniß für Verarmung des Feldes einem ausgedehnten Flachs- und Hanfbau im Wege stehen, und nur die Gewinnung der angeführten Futtermasse und des nöthigen Getreides, so wie die zur Bestreitung der Wirthschaft nöthige Arbeitsvertheilung wird beide zwar regeln, aber lange nicht so beschränken dürfen, als solches bisher bei uns im Allgemeinen der Fall war.

Diese Forderungen können nun überall, wo nicht ein reicher Bestand von guten ergiebigen Wiesen oder Düngerankauf zu Hülfe kommt, dann aber auch die Sache natürlich sehr erleichtert, nur durch richtige Anordnung der Fruchtfolge erzielt werden, und daß dieses möglich und ausführbar ist, darf nur für die-

jenigen, die daran zweifeln sollten, hier noch bewiesen werden.

Für den zum Hanfbau geeigneten Boden wird schon folgende Fruchtfolge, und mehrere nach Umständen modificirte andere, den Zweck erfüllen:

1) Hanf, p. Morgen mit 20 Fuder, à 26 Cubf., gedüngt;
2) Mengfutter zu Heu (in angestrengtern Wirthschaften auch ein Theil Kartoffeln);
3) Weitzen, Roggen (oder Sommergetreide);
4) Klee, im Frühjahr aufs Wintergetreide, oder mit dem Sommergetreide ausgestreut;
5) Gerste oder ein Theil Wintergetreide;
6) Erbsen, Wicken, Hafer.

Hier sind nun Nr. 1, 3, 5 und 6 zehrende Früchte; das grün geerntete Mengfutter nimmt und giebt der Bodenkraft nichts, und der Klee giebt, erfahrungsmäßig, dem Boden durch seine Wurzeln so viel Ertrag, als eine zehrende Ernte ihm abgewonnen hat. Es ist also hier nur der Ersatz für drei zehrende Ernten durch Dünger zu beschaffen.

Dieser wird producirt:

1) ein Morgen Erbsen und Wicken im Durchschnitt	12	Ctr. Stroh,
2) ein Morg. Gerste im Durchschn.	8	" "
3) ein Morgen Wintergetreide	16	" "
Latus	36	Ctr. Stroh,

	Transport	36 Ctr. Stroh,
4) ein Morgen Hanf an Streu durch die Scheben		12 " "
	Summa Stroh und Streu	48 Ctr.
5) ein Morg. Mengfutter im Durchschnitt (Kartoffeln viel mehr);		16 Ctr. Heu,
6) ein Morgen Klee in 2 Schnitten		24 " "
7) der gewöhnliche geringste Bestand von Wiesenheu dazu, auf sechs Morgen Acker, 1 Mrg. Wiese		12 " "
	in Summa	52 Ctr. Heu.

Diese 100 Centner oder $8\frac{1}{3}$ Fuder, à 12 Ctr., Futter und Streu geben nun erfahrungsmäßig 22 obiger Fuder Mist, mithin schon mehr, als obige Forderung verlangt. Noch reicher wird der Erfolg seyn, wenn, bei einer angestrengtern Wirthschaft, statt des Mengfutters oder eines Theils derselben, Kartoffeln zum Verfüttern gebaut werden. Die weiter unten erwähnte Auslaugung des Hanfes auf der Sprinte kommt nun noch als Ueberdüngung und wohlthätige Zugabe dazu.

Für einen ausgedehnten Leinbau wird, unter andern Fruchtfolgen, folgende ebenfalls obigen Zweck erfüllen:

1) Mengfutter, mit 17 Fuder Dünger p. Morgen, oder bei einer thätigern Wirthschaft halb Mengfutter, halb Kartoffeln zum Verfüttern;

2) Wintergetreide (im Kartoffellande Gerste);
3) Klee;
4) Lein;
5) Futtererbsen, Wicken, Hafer.

Hier sind nun drei zehrende Früchte (eventuell incl. Kartoffeln eine), von denen der Klee ebenfalls eine vertritt, zu ersetzen.

Dazu wird Düngermaterial gewonnen:

1 Morgen Erbsen	12 Ctr.	Stroh,
1 Morgen Wintergetreide allenfalls nur	14 "	"
1 Morgen Lein	6 "	Streu
Summa an Stroh und Streu	32 Ctr.	
1 Morgen Mengfutter	16 Ctr.	Heu,
(Kartoffeln ersetzen viel mehr)		
1 Morgen Klee in zwei Schnitten	24 "	"
Wiesenheu nach obigem Maaßstabe nur	10 "	"

Summa Heu, Stroh und Streu 82 Ctr. oder beinahe 7 Fuder, à 12 Ctr., welche 17 obiger Fuder, also schon mehr Mist geben, als der Zweck fordert, wozu die schon erwähnte Auslaugung als Ueberdüngung dazu kommt.

Jede andere Fruchtfolge, wenn sie nun gedachten Futtergewinn beschafft, und die Cultur und Reinerhaltung des Feldes möglichst erleichtert, auch besonders dem Leim eine kräftige, cultivirte Stelle giebt, kann natürlich in Beziehung auf den vorlie-

genden Gegenstand dasselbe leisten. Dieses weitläuftig auseinanderzusetzen, so wie die einträglichste Benutzung des Futters ist nicht der Zweck dieser Zeilen, und hier nur der oben geführte Beweis nöthig: „daß ausgedehnter Flachs- und Hanfbau bei uns, ohne Kürzung des Getreide-, Futter- und Düngergewinns völlig ausführbar ist."

Ich darf übrigens wohl noch kaum bemerken, daß ich oben nur die Verhältnisse der verschiedenen Feldfrüchte angeben wollte, und daher für jede nur einen Morgen angenommen habe. Setzt man nun für jeden Morgen ein ganzes Feld, so bleibt das Resultat doch immer dasselbe. Jetzt folgt nun:

die Behandlung und fernere Bearbeitung des gewonnenen Hanfes und Leines, wie solche einen ausgedehnten Anbau dieser Gewächse ausführbar macht.

Für diesen Abschnitt besteht nun, wie oben erwähnt, die Aufgabe, die beschwerliche und nachtheilige bisherige Wasserröte, so wie den Verlust des den grünen Pflanzen dieser Produkte inhärirenden Düngungsstoffes zu vermeiden, und die Bearbeitung in eine Zeit zu verlegen, wenn die Arbeiter dazu bequem und ohne Störung der übrigen Feldarbeiten disponibel sind.

Diese nützlichen Zwecke sind nun, nebst einer vollständigen Benutzung des gewonnenen Gespinn-

stes

stes und Saamens durch folgendes Verfahren erreichbar:

Man lasse den Hanf und Lein so lange im Acker, bis etwa die Hälfte des Saamens seine völlige Reife hat, und der übrige Theil zwar schon völlig ausgebildet, aber noch nicht reif ist. In diesem Zustande wird der Bast oder das Gespinnst von tadelloser Güte gewonnen werden, ohne daß man auf einen vollständigen Saamengewinn verzichten müßte. Denn den völlig reif gewordenen Saamen wird man beim Reinmachen als Vorsprung zum Saatbedarf absondern können, und die unreif gewesenen Körner haben dessenungeachtet ihren vollen Oelgehalt und können zur Oelgewinnung verwendet werden. Wir sehen dieses auch am Rapssaat und Rübsen, bei denen die Gewinnung im halbreifen Zustande ohne den mindesten Nachtheil für ihren Oelgehalt geschieht.

Dann ziehe man die Pflanze, wie gewöhnlich, binde sie in dünne, etwa 7 bis 8 Zoll dicke Bunde und setze sie paarweise gegen einander, wie bei uns gewöhnlich den Roggen in sogenannte Hecken. Im Nothfall, und wenn es beim Leinbau im Großen an hinlänglichen Menschenhänden zum Ziehen fehlen sollte, würde man auch den Lein auf ebenen, nicht zu sehr mit Steinen belegten Aeckern dicht an der Erde, wie den Roggen, mit der Sense hauen können, und dieserhalb den Leinacker nach der Saatbestellung mit der Walze ebnen müssen. Der hiedurch

an der Pflanze entstehende kleine Verlust an Stoppeln wird, bei gut ausgewachsenem Lein, auf kräftigem Acker nicht in Betracht kommen können, da nahe über der Erde der Bast ohnehin schon abgefault ist und kein Gespinnst giebt. In zwei bis drei Wochen, je nachdem die Witterung trifft, werden die Stengel durch Luft und Sonne völlig ausgetrocknet und der Saame wird vollkommen reif seyn. Alsdann fahre man den Lein hinter die Dreschtennen der Scheunen ins Freie und setze ihn hier in Feimen, die auf ihrer Spitze mit Stroh oder einem leichten beweglichen Bretterdach gegen das Eindringen des Regens geschützt werden. Mit dem Hanf mache man es eben so, nur schlage man, vor dem Aufladen, dessen zu losen Saamen über eine Stange auf Tücher ab, damit solcher nicht unterwegs verloren gehe. In diesen Feimen, dem steten Luftzuge ausgesetzt, werden diese Gewächse keiner nachtheiligen Erhitzung unterworfen seyn, wohl aber wird die etwanige geringe Feuchtigkeit derselben nach und nach verdunsten.

Etwa im Monat Februar dresche man nun den Lein und Flachs, wie Getreide, völlig auf den Dreschtennen ab, und bringe die abgedroschenen Bunde sofort auf die Klee-, Roggen- und Weitzenäcker und breite sie hier, wie gewöhnlich, aus. Der in dieser Jahreszeit nie ausbleibende Wechsel zwischen Frost, Regen, Schnee und Sonnenschein wird die vollständigste Auslaugung der bindenden Pflanzensäfte be-

wirken und die Gewächse in den Monaten März und April völlig brechbar darstellen. Die Aecker erhalten durch jene Auslaugung nicht nur eine nicht ganz unbedeutende Ueberdüngung, sondern Klee und Wintergetreide auch Schutz gegen zuweilen nachtheilige kahle Fröste.

Die Bearbeitung des Leins und Hanfs zu Gespinnst fällt dann in die Monate April, Mai und Juni, wo die weiblichen Arbeiter der Wirthschaft keine andere nöthige Arbeit haben und bis zur Heuernte ungestört damit beschäftigt werden können.

Beim ersten Versuch mit dieser Winterröte wird man aber genau die Witterung beobachten und den Zustand des ausgebreiteten Leins und Hanfes oft untersuchen müssen, damit etwa nicht durch zu langes Liegen die Gespinnstfaser an Haltbarkeit verliere. Hat man sich aber hierin erst einige Erfahrung erworben, dann wird man schon sicherer und dreister dabei zu Werke gehen können. Ich komme jetzt auf die

2) Hindernisse, welche einem ausgedehnten Flachs- und Hanfbau, aus statistischen und ökonomischen Ursachen, nämlich durch Mangel an Menschenhänden und ihrer anderweitigen Beschäftigungsmittel entgegenstehen; und auf die Mittel, selbigen auszuweichen.

Diese Hinderungsursache ist für jetzt bei uns eine der wichtigsten, besonders für größere Güter, sich mit

einem ausgehnten Anbau jener Gewächse zu befassen, die jedoch dem kleinen, selbst mitarbeitenden Landwirth nicht so sehr trifft. Durch die bei uns aufgehobenen bäuerlichen Dienste ist diese Hinderungsursache für alle größere Güter, die den Flachsbau bisher wesentlich durch jene Dienste bestritten, noch einflußreicher geworden, und der polnische und russische Gutsbesitzer, dem jene Dienste noch in reichem Maaße zu Gebote stehen, hat daher hierin für jetzt ein großes Uebergewicht über die Inhaber größerer Wirthschaften bei uns.

Aber auch diesem Hinderniß läßt sich begegnen, und zwar nicht nur durch oben angerathene Bearbeitung gedachter Produkte zu einer gelegenen Zeit, sondern auch besonders durch diejenigen Mittel, durch welche in andern Fällen, besonders in England ein so großes Ersparniß an Menschenhänden bewirkt wird, nämlich:

durch eine mit Thierkräften in Bewegung zu setzende Maschine.

Eine solche Maschine hat nur die Leistung einer sehr einfachen Kraftäußerung zum Zweck, und darf daher weder sehr complicirt noch kostspielig seyn.

Ich habe eine solche Maschine ausgedacht und in einem Modell dargestellt, welches, nach allen mir genau bekannten Erfordernissen zum Zweck, mit ziemlicher Gewißheit verspricht: mit etwa 18 eben nicht starken Personen, etwa nur Weiber, und Kinder von

12 bis 15 Jahren und höchstens vier Pferden eben so viel Flachs und Hanf in einem Tage zu brechen und zu schwingen, als sonst 90 bis 100 starke Menschen schwerlich leisten können. Denn in obiger Größe möchten täglich füglich 40 bis 50 Stein, à 33 Pfund, völlig rein dargestellt werden, und in einem halb so großen Maaß möchten 9 Menschen und 2 Pferde halb so viel bequem bestreiten können. Die Maschine ist dabei nicht kostspielig, und ohne den Gebäuderaum und Holzwerth kann sie in letzterem Maaße schwerlich über 100 Thaler, und in dem größern Umfange nicht über 175 Thaler kosten. Jeder Gebäuderaum von 33 bis 35 Fuß Breite und 45 Fuß Länge, oder auch ein leichtes Brettergebäude kann die Maschine aufnehmen,

Ich werde diese Maschine, wenn sie das leistet, was ich mir mit ziemlicher Gewißheit verspreche, als Produkt meines Geburtslandes, und vermöge des Rechtes eines Vaters, seinem Kinde einen Namen zu geben:

die ostpreußische Flachs- und Hanfmühle

nennen.

Meine Lage macht es mir, wie oben schon erwähnt, unmöglich, diese Mühle selbst in ihrer brauchbaren Größe auszuführen und ihren Effekt auszuprobiren, und nur, wie gesagt, ein völlig unterrichtendes Modell dazu, nebst einer erläuternden Beschreibung desselben habe ich darstellen können. Ich habe

aber den, für die Beförderung des landwirthschaftlichen Wohls der Provinz sich lebhaft interessirenden Herrn Regierungs-Chef-Präsidenten Baumann hieselbst gebeten, diese Maschine, da solche großen Nutzen verspricht, durch Sachverständige untersuchen zu lassen und für die Ausführung derselben im Großen wirksam zu seyn, und ich darf wohl hoffen, daß schon die Wichtigkeit des Zweckes der Erfüllung dieser Bitte förderlich seyn wird. Ist, wie ich hoffe, der Effekt dieser Mühle nicht zu sehr hinter meiner oben ausgesprochenen Erwartung, dann werde ich nicht säumen, das dabei interessirte Publikum davon in nähere Kenntniß zu setzen.

Hiedurch wäre denn auch das in Rede stehende Hinderniß eines ausgedehntern Flachs- und Hanfbaues bei uns zu begegnen, und nichts im Wege, diese so sehr dazu fähige Pflanzen als eine wesentliche Hülfsquelle zur Aufhebung unsers bedrängten landwirthschaftlichen Zustandes zu benutzen, und die Aufhebung der bäuerlichen Dienste in dieser wichtigen Beziehung dem größern Gutsbesitzer oder Pächter unschädlich gemacht, und jene Produkte, mit kräftig betriebener Nutzviehzucht zusammen, könnten uns wieder hinreichende Einnahme aus dem Feldbau verschaffen, ohne daß wir hohe, für das Wohl unserer ärmeren Brüder ohnehin immer nicht zu wünschende, Getreidepreise dazu nöthig haben, und Mittelpreise

sind eher zu erhalten, wenn wir weniger Getreide zum Markt bringen.

Noch ein Erforderniß bei Bearbeitung des Flachses und Hanfes habe ich bisher verschoben, welches zwar nicht auf die Ausführbarkeit der Sache, jedoch auf einen leichtern und bequemern Betrieb derselben Einfluß hat, weil die dafür vorgeschlagenen Mittel mit einigen andern, für die Landwirthschaft nicht unwichtigen, dagegen obigen Hauptgegenstand nicht berührenden Vorschlägen zusammenhängt. Es ist dieses

die Trocknung des geröteten Materials, Behufs des Brechens.

Wenn gleich ich nun hoffe, daß meine Mühle den mürbgelegenen Flachs und Hanf, ohne besonderes Dörren und blos im Luftzuge getrocknet, brauchbar bearbeiten wird, ja, daß sie, wenn es überhaupt möglich ist, jene Produkte ohne alle Röte und blos, wie Getreide, völlig lufttrocken, zu Gespinnst zu bearbeiten, dieses auch leisten wird, weil ihre Gewalt so gesteigert werden kann, daß sie allenfalls zähe hölzerne Stäbe zu bastartigen Fäden schlagen könnte, so will ich doch, da ich dieses noch nicht versprechen kann, auch über jenes Trocknen oder Dörren hier das Nöthige anführen.

Dieses Dörren nun in warmem Sonnenschein

zu ereichen, wird zwar auch durch obige Verlegung der Bearbeitung des Gespinnstes in die Monate April, Mai und Juni erleichtert, und in manchen Fällen wird dieses auch ein hinreichender Behelf seyn können. Beim Flachs- und Hanfbau im Großen möchte aber doch die Unsicherheit der dazu nöthigen trockenen Witterung es mißlich machen, sich ganz allein darauf zu verlassen, und man hat deshalb bekanntlich bei uns auch besondere abgelegene Gebäude zum Dörren und Brechen des Flachses, die man Brechstuben nennt. Diese Aushülfe erfüllt zwar den Zweck, nur ist der Holzverbrauch dabei bedeutend genug, daß er in holzarmen Gegenden den Anbau jener Gewächse erschweren könnte. Denn die Trocknung wird dabei nur durch reine Ofenwärme und ohne Hülfe des Luftzuges bewirkt, bei welcher bekanntlich ein großer Theil der erzeugten Wärme im Rauch verloren geht, und auch die Feuchtigkeit viel schwerer zu entfernen ist.

Aus diesem Grunde wäre für den Flachs- und Hanfbau im Großen noch eine Trockenanstalt erwünscht, bei welcher durch viel weniger Brennmaterial mit Benutzung des Rauches und Luftzuges die Trocknung im Großen bewirkt werden könnte. Die Forderung für diesen Zweck wäre:

ein völlig feuersicheres Gebäude, was zugleich nicht theurer wäre, als die gewöhnliche wohlfeilste Bauart unserer ländlichen Wirthschaftsgebäude.

Die Ermittelung einer solchen Bauart hat mich schon mehrere Jahre, besonders auf Veranlassung der bei uns auf dem Lande so häufig entstehenden Feuersbrünste beschäftigt. Denn daß diese, das ländliche Wohl so sehr angreifenden Unglücksfälle, möglichst beschränkender Abhülfe bedürfen, darf ich wohl nicht erst beweisen. Die bestehenden Feuerversicherungsanstalten mindern wohl beim Einzelnen die unglücklichen Folgen der Feuersbrünste, sind aber auch augenscheinlich ein Vermehrungsmittel für selbige, und für die Versicherten durch die jährlichen, oft bedeutenden Beiträge eine drückende Last. Denn daß wir ohne jene Versicherungsanstalten vielleicht nicht halb so viel Brände haben würden, beweisen viele, theils zur Bestrafung kommende, theils nicht entdeckte grobe Fahrlässigkeiten mit Feuer und, leider, auch absichtliche Brandstiftungen, die alle ihr Motiv wohl nur in der zu hebenden, häufig unverhältnißmäßig hohen Vergütungssumme haben können.

Wenn ich mir nun erlaube, die Idee zu einer solchen feuerfesten nicht zu theuern Bauart, nicht nur für eine Trockenanstalt des Hanfes und Flachses, sondern auch für andere landwirthschaftliche Gebäude den achtungswerthen Lesern dieser Annalen hier vorzulegen, die mir zwar völlig den Zweck erfüllend und ausführbar scheint, die ich aber auch noch nicht im Großen habe erproben können, so bitte ich, derselben wenigstens, um ihres heilsamen Zweckes willen, die-

sen Platz zu gönnen. Vielleicht ist selbige für irgend einen der Herren Gutsbesitzer ansprechend genug, um sich durch einen eben nicht kostspieligen Versuch Ueberzeugung von ihrem Werthe zu verschaffen.

Zum Flachs- und Hanftrocknen darf ein solches Gebäude nur eine Breite, die zur Aufstellung der oben erwähnten Mühle hinlänglich ist, also höchstens 33 Fuß im Lichten haben.

Zur Aufführung der Wände oder des sogenannten Rumpfes des Gebäudes ist die schon bekannte Huntsche Bauart völlig zweckmäßig, d. h. feuersicher und wohlfeil.

Nur für das Dach, daß solches nämlich feuer-, wasser-, sturm- und schneefest und nicht zu kostspielig sey, an welchen so wichtigen Erfordernissen es uns bei allen Fortschritten der Baukunst immer noch fehlt, theile ich folgende, von der bisherigen Bauart zwar abweichende, Idee mit, welche jene Forderungen aber vielleicht erfüllen kann.

Man ziehe nämlich bei einem Gebäude von obiger Breite in der Mitte des innern Queerraums einen gewöhnlichen Balken, der von hölzernen, der Feuersicherheit wegen aber mittelst aufgenagelter Latten mit Lehmanstrich zu überziehenden Ständern getragen, in derselben Höhe längs des ganzen innern Raum läuft, welche die äußern Seitenwände haben.

Dann fertige man, in Stelle der gewöhnlichen Mauerlatten von 4zölligem Kreuzholz, ein Rahmen-

werk, welches rund um das ganze Gebäude auf die Lehmwände so liegen muß, daß es mit der Außenseite der Wände gleichkommt, und auf jede zwanzig Fuß Länge des Gebäudes mit einem queer durchlaufenden, in die Seitenstücke des Rahmenwerks eingezapften oder geklammerten eben so starkem Kreuzholze verbunden wird, und bohre dieses letztere noch auf dem in der Mitte durchlaufenden Balken fest. Diese Queerriegel dienen dazu, dem auf der Wand liegenden Rahmenwerk für den nun folgenden Zweck gleich im Anfange die nöthige Festigkeit zu geben.

Zur Anfertigung des Daches nehme man nun, statt der gewöhnlichen Sparren, Latten und der Verbindungshölzer nur lauter gerade, von der Rinde befreite, sonst aber in ihrem natürlichen Zustande bleibende Stangen, deren Länge $\frac{2}{3}$ von der Breite des Gebäudes beträgt, und die unten höchstens 4 und oben 2 bis 3 Zoll im Durchmesser stark sind. Diese Stangen füge man je zwei und zwei auf ihrem dikken Ende, nach Art der gewöhnlichen Sparren, nöthigenfalls mit Hülfe eines eisernen Nagels zusammen und stelle sie, allenfalls mit Hülfe eines später abzunehmenden Gerüstes, wie die gewöhnlichen Sparren so über das Gebäude, daß die untern hiezu besonders zugeschnittenen dünnen Enden an die Seitenstücke des oben erwähnten Rahmens von innen stützen, und zwar so Paar an Paar, daß zwischen ihnen oben nur ein Zoll, unten aber der durch die

mindere Stärke der Stangen entstehende größere Raum bleibt, und daß ferner alle in die Spitze des Daches treffende Verbindungen eine gleiche Höhe haben und keine Hervorragungen entstehen. Dann verbinde man diese Stangensparren an jeder Seite des entstehenden Daches von innen, auf der Mitte jener durch eine aufgenagelte Latte, durch welche in jede Sparrstangr ein Nagel kommt.

Hat man diese Arbeit über das ganze Gebäude vollendet, dann knete man auf dieses Holzgerüst von außen einen vorher in hinreichender Menge zubereiteten Anstrich von Lehm mit Flachsscheben oder Stroh auf die vorher naß und durch Einhacken rauh gemachte Stangen so auf, daß dieser Anstrich durch die Zwischenräume nach innen durchquillt und auf dieser innern Seite glatt gestrichen die Zwischenräume füllt, und die Stangen etwa noch mit einen halben Zoll Dicke deckt, daß solcher aber von außen, ebenfalls glatt gestrichen, die Stangen 2 Zoll stark bedeckt. Gleich von unten muß der Lehm aber von außen so dick kommen, daß er sich von der äußern Kante des Rahmenholzes allmählig in jene dünnere Lage verliert, und den zwischen jener Kante und den untern Spitzen der Sparren vorhandenen Winkel völlig ausfüllt.

In die weiche Lehmmasse, die unten zugleich das hölzerne Rahmenwerk von innen umhüllt, drücke man nun gewöhnliche Dachpfannen, schichtenweise

und wie gewöhnlich von unten angefangen, mittelst eines Lineals in so gerader Linie ein, daß sie so gerade wie auf Latten liegen, die vorher naß gemachten Köpfe ganz in Lehm stecken, ferner die erste untere Schicht mit der Hälfte ihrer Länge über die Seitenwand übersteht, die folgenden Schichten aber, wie gewöhnlich, auf die nach unten folgenden Reihen überreichen; zwischen die Seitenfugen schmiere man vor dem Festdrücken der Dachpfannen auch etwas Anstrich. Mit dieser Arbeit fahre man so lange fort, bis das Dach von beiden Seiten oben in der Spitze schließt, und diese belege man, wie gewöhnlich, mit Forstpfannen.

Um nun bei eintretendem Trocknen des Anstrichs, dessen Abfallen nach innen zu verhüten, ist nicht nur das vorgeschlagene Naßmachen und Einhacken, so wie ein nicht stärkerer Ueberzug der Sparren, als der angegebene halbe Zoll eine Vorkehrung, sondern man drücke noch, im halbtrocknen Zustande des Anstrichs, in die ganze innere Fläche des Daches kleine Ziegelstückchen fest.

Es ist augenscheinlich, daß ein solches Dach weder vom Feuer zerstört werden kann, noch die im Lehm klebenden Dachpfannen vom Sturm verschoben und dadurch dem Schnee durch die Seitenfugen Eingang gestattet werden, noch der Regen eindringen kann.

Die Giebel des Gebäudes, die nach Huntscher

Bauart gemacht, bis in die Dachspitze gehen können, kann man von außen, mittelst einiger bei Aufführung der Wand zu gleichem Zweck in die äußere Fläche eingekneteter Latten mit auf diese aufzunagelnden Dielen überziehen, um die Lehmwand gegen Luft und Regen zu schützen. Dieser Bretterüberzug kann die Feuersicherheit nicht wesentlich stören, denn wenn bei einem Unglück von außen dieser hölzerne Ueberzug auch wirklich Feuer fängt, so wird er, des Lehmes wegen, weder schnell brennen noch das Gebäude in Gefahr setzen können.

Den innern Raum dieses Gebäudes kann man nun von unten bis oben mittelst zweckmäßiger Stangengerüste mit einer großen Menge Flachs und Hanf auf einmal füllen, und muß man hiebei nur die Vorsicht brauchen, daß die nöthigen Züge für den Rauch bleiben und auf diesfällige in beiden Giebeln angebrachte Oeffnungen treffen.

In der Längenmitte des Gebäudes bringt man nun, halb in der Erde, einen Rauchofen an, in dessen nahen Umfang nichts Brennbares kommen muß. In diesem unterhalte man denn so lange ein kleines Rauchfeuer, bis die aufgestellte Flachs- und Hanfmasse die nöthige Trockenheit hat, und zum Brechen geschritten werden kann.

Daß der Rauch im Stande ist, diesen Erfolg in angemessener Zeit herbeizuführen, wird man nicht bezweifeln, wenn man sich überzeugt, welche Menge

Wärmestoff er mit sich führt, und daß der Luftzug die ausdünstende Feuchtigkeit stets davon führt.

Dieses Gebäude kann nun noch den Winter über als Getreidescheune benutzt werden, da es für seinen eigentlichen Zweck nur in den Frühlingsmonaten gebraucht wird.

Für andere Wirthschaftsgebäude, die von größerer Breite seyn müssen, scheint mir nun diese Bauart ebenfalls ausführ- und brauchbar. Nur würden dann auch die Sparrstangen eine größere Länge bekommen müssen, und dann wäre zu besorgen, daß sie alsdann, von der ihnen aufgelegten Last, sich in der Mitte biegen können. Diesem vorzubeugen, dürften die zum Zusammenhalten der Sparren von innen aufgenagelten Latten nur stärker seyn, und in selbige leichte Queerhölzer, in der Richtung der gewöhnlichen sogenannten Keichelhölzer, eingeklammert werden.

Stallgebäuden von größerer Breite, die zugleich eine Bodendecke bekommen, wird man einen oder zwei Tragebalken mehr der Länge nach einziehen müssen, so daß zwischen ihnen höchstens 10 bis 12 Fuß Zwischenraum bleibt. Dann lege man queer über die Seitenwände und die Tragebalken drei- bis vierzöllige Stangen, die so lang seyn müssen, daß sie von jeder Seite 1 bis 2 Fuß über die Seitenwände hervorragen, so dicht neben einander, daß nur

1 bis 1½ Zoll Zwischenraum zwischen ihnen bleibt. Auf diese Stangenlage befestige man obiges Rahmenwerk, daß es mit den Stangenenden gleichläuft, setze dann die Sparren auf und beknete die ganze Decke von oben mit Lehmanstrich, streiche diesen auf beiden Seiten glatt mit der früher bemerkten Vorkehrung gegen das Abfallen, und diese Decke ist dann augenscheinlich als völlig feuersicher und dauerhaft anzusehen.

Um die nach Huntscher Bauart aufgeführten Seitenwände gegen das Verwittern zu schützen, wird es nicht nur kein Wirthschaftsgebäude entstellen, sondern auch zu manchen Aufbewahrungszwecken, z. B. zum Ablegen des Grünfutters bei der Stallfütterung, so wie zur Bedachung einer dicht am Gebäude hinlaufenden gepflasterten Düngerstätte sehr nützlich seyn, wenn an beiden Längenwänden des Gebäudes ein offenes Schauer, entweder auf Pfählen mit einem ähnlichen Dach von Dachpfannen, allenfalls aber auch nur von Dielen, die hier die Feuersgefahr eben nicht vermehren werden, zugefügt wird.

Was nun die Kosten obiger Bauart betrifft, so ist es einleuchtend, daß die Dachpfannen der wichtigste Gegenstand dabei sind, dagegen aber auch alle Zimmer- und Maurerarbeit erspart und alles, höchstens mit Ausnahme des Fundaments. durch gewöhnliche Tagelöhner, unter Leitung eines guten

Schirr-

Schirrarbeiters, ausgeführt werden kann. Aus diesem Grunde möchten auch hin und wieder von Bauverständigen eine Menge Einwendungen gemacht werden, die sich bei der Ausübung nicht bestätigen würden. Ueber die bedeutende Ersparung der Zimmer- und Maurerkosten kommt noch der wesentliche Vortheil, daß, außer etlichen Balken und Ständern gar kein starkes Holz, sondern nur Stangen, die in 15 Jahren heranwachsen, also überall nicht mangeln können, gebraucht werden, daß dieses in Lehm gehüllte Holz, da es gegen die Luft geschützt ist, fast gar nicht faulen kann, auch daß bei diesen Gebäuden der nicht unbedeutende Strohverbrauch zur Unterhaltung der Dächer wegfällt.

Ein Bauverständiger, dem ich obige Idee schon vor einigen Jahren mittheilte, machte mir den Einwand, daß die Dachpfannen auf der Lehmlage stokken und früh zerbrechen würden, weil sie, zu ihrer Conservation, luftig liegen müßten. Nun habe ich seitdem hin und wieder wohl bemerkt, daß Dachpfannen, die auf Stützpfeilern an großen Gebäuden im Kalk lagen, wirklich diesem nachtheiligen Erfolg zu unterliegen schienen. Wenn ich aber annehme, daß die Forstpfannen auf unsern gewöhnlichen Ziegeldächern ebenfalls auf der inwendigen Seite der Luft verschlossen sind und doch ausdauern, überdies auf obige Art in Anstrich gelegt, die Dachpfannen

keinesweges ganz, sondern nur mit dem obern Ende fest auf-, unten aber durch Ueberragen auf die folgende Schichte hohl und luftig liegen, so glaube ich annehmen zu können, daß es mit jener schnelleren Verwitterung keine Gefahr habe.

Einen andern scheinbar dringendern Einwand gegen die beschriebene Bauart des Daches könnte man von dessen größerer Schwere herleiten wollen. Indessen möchte sich in der Ausübung dieser theoretische Einwand auch nicht bewähren. Denn einmal glaube ich, daß jede lothrechte Wand um so sicherer steht, je mehr sie beschwert ist, und daß ein schweres Dach dem Sturme besser trotzt als ein leichtes, und bemerke überdies, daß, da die größte Masse des Daches in Holz besteht, die Schwere nicht so groß ist, als sie beim ersten Anblick scheinen mag. Jede Sparrstange hat ja überdies kaum sechs Zoll von der Dachlänge zu tragen.

Nach allen diesem hoffe ich nun, daß erwähnte Bauart ihren oben aufgestellten heilsamen Zweck der Feuersicherheit erfüllen kann, ohne schwierig und kostspielig zu seyn.

XI.

Ueber die Ursachen der Entstehung des Brandes im Weitzen.

Vom

Herrn v. Knebel Doeberiz auf Friedrichsdorf in Pommern.

Längst schon den Ursachen der Entstehung des Brandes im Wietzen nachforschend, fand ich mich durch die gehaltvolle Abhandlung des Herrn Elsner im 8ten Bande des 1sten Stücks der Mögliner Annalen bewogen, eine Fläche sehr fruchtbaren Thonbodens kurz vor der Einsaat des Weitzens mit frischem Kuhdünger überfahren zu lassen, um zu beobachten, wie fern die Versuche des Herrn Elsner sich auch auf diesem Boden bestätigen möchten. Der übrige Theil meines Weitzenfeldes war größtentheils mit Schaafdünger überfahren, und dieser schon mit der zweiten und dritten Furche untergeackert worden. — Der trockne Sommer des Jahres 1822 hatte mir

sehr schöne Weitzenkörner geliefert, während die Körner von der Ernte des Jahres 1821 von dem Roste sehr erkrankt waren, dadurch fand ich mich bewogen, von meinem vieljährigen Verfahren, nur vorjährigen Weitzen zur Saat zu verwenden, abzugehen, und etwa $\frac{2}{3}$ meines Feldes mit Saamen von frischem Weitzen besäen zu lassen. Unter diesem war etwa $\frac{1}{3}$ von einer Weitzengattung, welche in Süddeutschland unter dem Namen „Kronenweitzen" bekannt ist, der einer ungemein starken Bestaudung unterliegt, langes schönes Stroh und eine lange dunkelbraune bartige Aehre liefert. Die Saat vom alten Weitzen war gleich im Anfange, die vom frischen hingegen erst nach der Mitte des Septembers bestellt worden.

Bei dem fruchtbaren Herbste von 1822 kam sämmtliche Saat gut bestaudet in den Winter. Der Kronenweitzen litt auf den Anhöhen, wo der Schnee verwehet war, durch die strenge Kälte bedeutend, doch nach dem Eintritt der fruchtbaren Frühlingswitterung benarbte seine große Neigung zur Bestaudung diese Wunden dergestalt, daß er eben so üppig wie sein Nachbar emporschoß. Ein Theil dieser Weitzengattung war ebenfalls mit dem frischen Kuhdünger untergeackert worden, bei dem übrigen war hingegen der Dünger schon mit der zweiten Furche untergebracht. Sämmtliches Saamenkorn war, wie immer, vor der Einsaat mit einem starken Beizmittel versehen worden.

Durch dieses Mittel seit vielen Jahren vor Brand geschützt, war ich bei der nassen Witterung, die den Weitzen in der Blüthezeit befiel, keinesweges vor Brand, wohl aber vor dem bösen Roste besorgt, welcher im Jahre 1821 mir so bedeutenden Nachtheil gestiftet hatte. Als ich aber den Weitzen untersuchte, nachdem er die Körner ausgebildet hatte, ward ich leider in allem von frischem Saamenkorn erzeugten Weitzen eine bedeutende Menge Aehren gewahr, in welchen der Steinbrand die Körner ganz vernichtet hatte, wogegen ich in dem von alten Saamen erzeugten Weizen keine brandige Aehre bemerken konnte.

Mit diesem Versuche nicht zufrieden, ließ ich im Herbste des vorigen Jahres eine Fläche ähnlichen Bodens zur Saatfurche mit frischem Kuhdünger überfahren, und einen Theil davon mit altem, den andern mit frischem Saamen gleichzeitig besäen. Das übrige Weitzenfeld ward theils durch Schaafdünger, theils durch Hordenschlag in Kraft gesetzt, welcher mit der zweiten und dritten Furche schon untergebracht worden, und hier ebenfalls theils altes, theils frisches gut gebeiztes Saamenkorn ausgestreut. Die Witterung während der Vegetationsperiode des Weitzens war der des Jahres 1823 sehr ähnlich, durch diese konnte mithin keine wesentlich verschiedene Einwirkung hervorgebracht werden; über die geschehene sorgfältigste Bestellung des Ackers könnten nöthigenfalls meine Nachbarn mir ein Zeugniß ertheilen; ein

Theil dieses Ackers liegt ganz in der Nähe desjenigen, worauf im Jahre vorher der Weitzen brandig geworden, und seine Bestandtheile dürften, genau zergliedert, keine wesentliche Verschiedenheit gegen jenen ergeben; kurz, ich kenne keinen Umstand, der anders als im vorigen Jahre auf das Gedeihen dieses Weitzens hätte einwirken können. Auch diesmal hat es sich aber wieder bestätigt, daß aller von frischem Saamenkorn erzeugte Weitzen vom Brande befallen ist, während der von altem Korn erzeugte, gleichviel auf welchem Stücke und in welchem Zustande des Düngers er bestellt war, keine Spur des Brandes zeigt.

Diese Versuche scheinen denn wohl die alte Erfahrung zu bestätigen:

daß die Entstehung des Brandes lediglich durch unvollkommene Saamenkörner herbeigeführt wird, daß aber die Witterung während der Vegetationsperiode nicht ohne Einfluß darauf ist.

Hiermit können die Gründe, welche Herr Elsner für seine Behauptung: „daß der frische Dünger die Ursache der Entstehung des Brandes sey" sehr gut in Verbindung gestellt werden, denn außer Zweifel steht, daß aller ungegohrne Dünger reizender als der gegohrne auf die Pflanzen einwirkt; diese Einwirkung wird aber, nach meinen Erfahrungen, nur solchen Pflanzen schädlich, die aus unvollkommenen Saa-

menkörnern gebildet wurden. Jedes organische Wesen nämlich erfordert einer um so sorgsamern Pflege, je weniger sein Stoff aus gesunden Potenzen zusammengesetzt ist. Ein schwächliches Kind, ein schwächliches Thier, werden nur groß gezogen werden können, wenn ihnen alle Nahrungsmittel so gut zubereitet dargereicht werden, daß sie solche verdauen, folglich zu seiner Ausbildung verwenden können; unterbleibt dies, so werden sie wenigstens verkrüppeln, wenn sie nicht sterben müssen.] Aehnlicherweise dürfte es sich auch mit den Pflanzen verhalten, besonders mit solchen, die, wie der Weitzen, bei einem zarten Organismus, einer großen Menge Nahrungsstoff zu ihrer günstigen Ausbildung bedürfen. Jeder erfahrne Landwirth ist nun aber damit bekannt, daß unvollkommene Körner erst nach längerer Aufbewahrung ihre Keimfähigkeit verlieren; bei dem frischen Weitzen folglich kann selbst durch starke Beizmittel solchen Körnern die Keimfähigkeit nicht benommen werden, wovon ich mich ebenfalls genau überzeugt habe; sie werden mithin keimen, die von ihnen erzeugte Pflanze wird aber nur dann gedeihen, wenn ihr der Nahrungsstoff so günstig zugeführt wird, als ihre Fähigkeit ihn sich zu assimiliren ungestört bleibt. Geschieht das Gegentheil, so wird sie erkranken und sich nicht ausbilden können. Geschehen kann es aber bei der schwächlichen Weitzenpflanze, indem sie durch

Düngung und zu feuchte Witterung überreizt, ihr folglich der Nahrungsstoff schneller und in größerem Maaße zugeführt wird, als sie ihn zu verdauen vermag; anderer Seits aber auch, indem ihr durch Mangel an Düngung und durch zu trockne Witterung die Nahrungsstoffe nicht ihrem Bedürfnisse angemessen zugeführt werden.

Hiermit kann übrigens auch die Erfahrung bestehen, daß in ein und demselben Jahre auf einer benachbarten Flur der Weitzen, selbst von frischem Saamenkorn erzeugt, vom Brande befreit blieb, während er auf einer andern sich häufig zeigte; denn auf der benachbarten Flur können die Bestandtheile des Bodens, die Lage desselben nach einer günstigen Himmelsgegend und dergleichen, dem glücklichen Gedeihen der unvollkommenen Saamenkörner zusagender als auf der andern gewesen seyn. Es kann eben so wohl damit bestehn, daß einzelne Aehren einer brandigen Staude zur Vollkommenheit gedeihen, denn sie haben sich aus der Pflanze vielleicht die benöthigten Nahrungssäfte noch herauszusaugen vermocht. Kurz, es scheint durchaus nichts anders für die Ursache der Entstehung des Brandes anzunehmen zu seyn, als das unvollkommene Saamenkorn, und wer mithin nur danach trachtet, vollkommen ausgebildete Saamenkörner zur Saat zu verwenden, und seinen Weitzenacker so sorgfältig zu

bestellen, daß er den Pflanzen gesunde Nahrungssäfte in dem Maaße zuführt, als sie diese während ihrer Vegetationsperiode bedürfen, der wird meine vieljährigen Erfahrungen theilen:

daß man selbst bei der ungünstigsten Witterung vor dem Steinbrande im Weitzen beschützt bleiben kann.

XII.

Beobachtungen über die Lämmer-Lähme und deren Heilung.

Vom

Herrn Livonius zu Kletzke.

Was die Symptome dieser Krankheit und ihren weitern Verlauf, so wie sie von mehreren Landwirthen beobachtet worden ist, betrifft, so bitte ich die Leser, das erste Stück des zweiten, und das erste Stück des achten Bandes dieser Annalen nachzulesen. Ich erlaube mir nur das mitzutheilen, was ich selbst beobachtet habe, und das Mittel zur öffentlichen Kunde zu bringen, welches von mir mit dem glücklichsten Erfolge angewandt worden ist.

Im April d. J. zeichneten sich unter der hiesigen 700 Stück starken Lämmerheerde, zwei, vier und sechs Wochen alte, gut genährte Lämmer durch einen steifen Gang vor allen andern aus, und zogen

dadurch meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Die Steifheit nahm am zweiten, noch mehr aber am dritten Tage zu, und am vierten konnten die Lämmer nicht mehr stehen, so daß sie nur liegend zu saugen vermogten. Am fünften Tage hatte sich das Leiden so vermehrt, daß der Hals und die Kinnladen fast unbeweglich waren, und man sah sehr deutlich, mit welcher Beschwerlichkeit die Thiere die ihnen eingeflößte Milch hinunterschluckten. — Ich wartete keinen höheren Grad der Krankheit ab, sondern ließ unverzüglich ein Bad von einer Temperatur + 6° R. (?) machen, zu welcher eine starke Abkochung von Kamillen, etwas Asche und Salz gegeben wurde. Die Lämmer wurden in dieses Bad gelegt, eine halbe Stunde, während welcher sie fleißig gerieben wurden, in dem Bade gelassen, dann abgetocknet, hierauf in warme wollene Tücher geschlagen und nun an die wärmste Stelle im Stalle gebracht. — Nach sechs Stunden wurden die Lämmer aus den Decken genommen, sie konnten, wenn gleich noch sehr schwankend, doch schon wieder auf den Füßen stehen, und man sah, daß die Thiere schon besser schlucken und die Kinnladen bewegen konnten. — Das Bad wurde vier Tage in vorbeschriebener Art fortgesetzt, und am fünften Tage waren die Lämmer, gleich allen übrigen, munter und geschmeidig, ohne daß sich bis jetzt, Mitte Juni, Rückfälle gezeigt hätten. — Mehrere Lämmer, die später an derselben Krankheit lit-

ten, sind sämmtlich durch das Bad völlig hergestellt worden.

Ob nun diese Lähme mit der, wo sich Knollen und Geschwülste an den Gelenken einstellen, und wogegen sowohl in Möglin als an mehreren andern Orten das glühende Eisen mit vielem Erfolge angewandt worden ist *), gleicher Natur ist, wage ich nicht zu bestimmen. Mehrere Thierärzte und Landwirthe sind bis jetzt über die Natur der Lämmerlähme noch sehr verschiedener Meinung, vielleicht dürfte die angegebene Heilmethode, in so fern sie sich an verschiedenen Orten, und unter verschiedenen Umständen bewährte, oder nicht bewährte, Aufschlüsse über die Natur dieser nicht ohne Grund so sehr gefürchteten Krankheit geben.

---

*) Das glühende Eisen wird hier nur in dem, nicht bei allen eintretenden, Falle, daß die Gelenke stark anschwellen, angewandt. Sonst werden Müttern und Lämmern Abführungsmittel gegeben. In diesem Jahre sind unter 450 Lämmern nur 8 damit befallen, und kein einziges ist gestorben. d. R.

XIII.

Neue Abhandlung über die Wolle und die Schaafe von den Herren Vicomte Perrault de Jotemps, Fabry und Girod. Miteigenthümer der Heerde zu Naz.

Vom

Staatsrath Thaer.

Dieses Werk, dessen ich früher schon erwähnt habe, hat meinen Erwartungen völlig entsprochen. Zwar enthält es vielleicht wenig, was uns, den aufmerksamen Lesern dieser Annalen und Theilnehmern des Wollconvents zu Leipzig, ganz neu wäre, aber dennoch wird es jedem derselben interessant seyn, weil so manches von uns anerkannte dadurch eine um so größere Bestätigung erhält, daß man es dort, am Juragebirge, eben so, und ohne mit uns in Verbindung zu stehen, erkannt hat. Die Eigenthümer der Nazer Heerde stellten sich ein ganz anderes Ideal

vor und schlugen einen ganz anderen Weg ein, als alle andere Merinozüchter in Frankreich, welche nur die Heerde von Rambouillet sich zum Muster nahmen und die von dort aus empfohlnen Maaßregeln befolgten. Dadurch ist es geschehen, daß nun die Nazer Wolle von allen Feintuch-Fabrikanten für die Vorzüglichste in Frankreich erklärt und beinahe zu dem Preise der ersten sächsischen bezahlt wird, wogegen die vormals so gepriesene Rambouilletter Wolle, so wie alle daher stammende und damit verwandte alljährig im Preise fiel und als zu feinen Fabrikaten unbrauchbar erklärt wurde *).

Nach allem was im Journal de Commerce, den Annales d'agriculture und andern Schriften über die Nazer Wolle und Schaafe gesagt wird, kommen letztere den sächsischen Electorals mit kurzem gedrängten Vließ in allen Eigenschaften völlig gleich. Ich hatte daher die Vermuthung, die Heerde sey aus sächsischem Blute gebildet. Aber das ist nicht der Fall, sondern sie stammt von einem Transporte, den Gilbert vor etwa 26 Jahren

---

*) Jedoch ist die Rambouilletter Schur in diesem Jahre theurer als im vorigen Jahre verkauft, nämlich das Kilogram zu 3 Fr. 90 Cent., wogegen sie im vorigen Jahre nur 2 Fr. 55 Cent. galt, wenn anders die diesmal von den Vorstehern nicht unterzeichnete Angabe im Januarheft der Annales d'agriculture so ganz richtig ist. Th.

aus Spanien holte und einem andern, den einige Jahre später Hr. Delessert daher kommen ließ, ab und ist nur durch Inzucht veredelt. Ein Beweis daß unsere Electoralrace auch wohl nicht einem besonderen spanischen, jetzt dort ausgegangenen Stamme, sondern nur einer besonderen Auswahl der Zuchtthiere ihren Ursprung verdanke und daß man aus original-spanischen Schaafen mit der Zeit wohl Electoralschaafe bilden könne.

Dem größten Theil der in jenem Werke enthaltenen Sätze stimme ich um so mehr bei, da nur eine Bestätigung meiner Meinungen und Ansichten daraus hervorgehet. Ein anderer Theil scheint mir aber einer Erläuterung, mehrerer Entwickelung und Beschränkung zu bedürfen. Die Verfasser haben scharfsinnige Beobachtungen und Erfahrungen bei ihrer Heerde gemacht. Weil sie sich aber nur auf die Resultate, die sie von dieser erhielten, beschränkten, so mußten sie hin und wieder etwas einseitig seyn. Ich habe mich daher entschlossen, eine Uebersetzung dieses Werks mit vielen Anmerkungen und Zusätzen zu liefern, weil mir dies Gelegenheit geben wird, mich über manche Gegenstände der Schaafzucht und der Wollkenntniß noch bestimmter und klarer wie bisher auszusprechen *).

---

*) Ich sehe zwar jetzt, daß die ökonomischen Neuigkeiten eine fragmentarische Uebersetzung dieses Werkes

Um vorläufig eine Uebersicht von dem zu geben, was man in diesem Werke erwarten kann, folge hier

Die Einleitung.

Die Zucht der Merinoschaafe ist in vielen Schriften behandelt worden. Mehrere von diesen, welche wir den ausgezeichnetesten Agronomen verdanken, enthalten über diese Zucht die interessantesten und nützlichsten Bemerkungen.

Wir halten es nicht für nöthig, diese Werke hier zu nennen, da sie bekannt genug sind, und die Namen ihrer Verfasser mit hoher Dankbarkeit von allen ausgesprochen werden, denen der Wohlstand des Landbaues und der Manufakturen in Frankreich am Herzen liegt.

Es könnte also anmaßlich von unserer Seite scheinen, die Feder so hochgeschätzten Männern aus der Hand zu nehmen, wenn nicht andere Umstände dem Gegenstande eine ganz neue Ansicht gegeben hätten, und wenn nicht diese Industrie, wie jede andere, in einem beständigen Fortschreiten zur Vervollkommnung wäre.

Gewiß zeigt sich die Wollerzeugungs-Industrie jetzt

---

geben. Dies soll mich aber in meinem Entschlusse, dieses Werk für deutsche Schaafzüchter zu bearbeiten, nicht wankend machen. Th.

jetzt in einem ganz anderen Lichte, als worin sie sich zur Zeit der ersten Einführung der spanischen Schaafe, und sogar noch vor wenigen Jahren darstellte.

Während eines langen Zeitraums konnte uns allerdings nur die Einführung und die Vermehrung dieser Merinorace beschäftigen, und welche Schwierigkeiten, welche Vorurtheile, welche Anhänglichkeit an alte Routine mußten nicht überwunden werden, sowohl bei den Producenten als bei den Fabrikanten! Ehre den Männern, deren Eifer sich durch keinen Widerstand abschrecken ließ und deren Arbeiten das Vaterland mit einem so kostbaren Erwerbszweig bereichert haben!

Aber wenn die frühere Periode nur der Vermehrung dieses schönen Schaafstammes gewidmet seyn konnte, so muß sich die jetzige ganz mit ihrer Vervollkommnung beschäftigen. Denn die Produktion der Merino- und Mestizwolle hat sich in allen Ländern so vermehrt, und die Märkte von Europa sind damit so überfüllt, daß ihre immer sinkenden Preise Mißmuth unter unseren Producenten verbreitet haben.

Es ist also der Zeitpunkt da, wo die ganze Aufmerksamkeit, die nur zu lange auf die Vermehrung der Merinos und des Gewichts ihrer Vließe gerichtet war, auf die Vervollkommnung ihrer Wolle verwandt werden muß, indem es heute weit weniger

auf die Quantität als auf die Qualität dieses Produkts ankommt.

Wir wollen nicht auf die Untersuchung der Gründe eingehen, welche die einsichtsvollsten Agronomen, und nach ihnen der größte Theil der Heerdenbesitzer veranlaßte, die Vervollkommnung der Merinos nur in die Vergrößerung des Körpers und die Vermehrung der Wolle zu setzen. Diese Gründe müssen sehr anscheinend gewesen seyn, indem man bei dem angenommenen Züchtungssystem höchstens nur eine Nebenrücksicht auf die höhere Feinheit nahm.

Aber ohne uns dabei aufzuhalten, was man vormals that und was man hätte thun sollen, wollen wir einen Blick auf den Standpunkt werfen, auf welchem sich jetzt dieser wichtige Zweig der Landwirthschaft und der Industrie befindet.

Wir erstaunen über den niedrigen Preis, worauf unsere feinen Wollen herabgefallen sind, während unsere Manufakturen der ersten Classe genöthigt sind, das Material zu immer höheren Preisen vom Auslande zu beziehen, indem sie aus letzteren nur Fabrikate von der Güte machen können, die ihnen den Vorzug und den gerechten Ruf ferner erhalten.

Dieser den Grundeigenthümern so schädliche Zustand der Dinge erweckte ihre lauten Klagen, welche in der Kammer der Deputirten wiederhallten, aber ohne auf den wahren Grund der Sache zurückzugehen, begnügte man sich, von der Regierung eine

Erhöhung der Auflage auf ausländische Wolle zu fördern. Diese Auflage ward aufs vierfache erhöht — aber ein neues noch stärkeres Sinken des Preises unserer inländischen Merinowolle erfolgte unmittelbar darauf und trieb die Entmuthigung aufs höchste. Die Besorgniß ward also gerechtfertigt, welche wir sogleich gegen die Wirksamkeit dieses Hülfmittels zu erkennen gaben.

Wir sind überzeugt, daß es die höchste Zeit sey, der Merinozucht zu Hülfe zu kommen, denn sonst werden wir, und zwar schneller als manche es glauben, ihren gänzlichen Verfall erleben. Aber wir dürfen uns nicht darauf beschränken, Douanen-Gesetze und Regierungs-Maaßregeln zu Hülfe zu rufen. Wenn diese auch noch so weislich getroffen, und so richtig ausgeführt worden, so würden sie doch ohne alle Wirkung seyn, wenn die Eigenthümer der Heerden sich keinen klaren Begriff von der Lage machen, worin sich das Wollgeschäft jetzt befindet, und von dem Ziele, wohin sie mit aller Kraft streben müssen.

Man hat bisher das Studium der Wolle viel zu sehr vernachlässigt. Der größte Theil der Schaafzüchter hat sich mehr mit den Formen und Staturen der Thiere, und mit dem Volum und Gewicht ihrer Vließe, als mit den Qualitäten der Wolle, die zur preiswürdigen Fabrikation erforderlich sind, beschäftigt. Man muß gestehen, daß eine lange Zeit hindurch die Fabrikanten selbst eine Art von Gleich-

gültigkeit dagegen äußerten, und daß ihre Routine und Vorurtheile, ihre unbestimmten Begriffe und Redensarten den Fortschritten dieses Studiums sehr nachtheilig waren. Sie haben hierüber mit Recht unsere Vorwürfe verdient, denn dieses Benehmen hätte, ohne die Ausdauer gewisser tief eindringender Männer, diese köstliche Industrie in der Wiege ersticken können.

Nunmehr aber sind diese Manufakturen keineswegs länger auf einem Beharrungspunkte stehen geglieben, sondern haben auf dem Wege wahrer Vervollkommnung mit jedem Jahre neue Fortschritte gemacht, und je höher sie die Kunst der Fabrikation trieben, um desto gründlicher lernten sie das Material kennen, welches sie brauchten. Auch sind wir weit entfernt, es ihnen zum Vorwurf zu machen, daß sie gewissen fremden Wollen den Vorzug vor denen geben, die ihnen Frankreich im Allgemeinen jetzt liefert. Jetzt beruhet dieser Vorzug nicht mehr auf Vorurtheil und Gewohnheit, sondern auf die Ergebnisse einer auf entscheidende Versuche begründeten Praxis.

Deshalb dürfen nun aber auch die Producenten in dem so unerläßlichen Studium der Wolle nicht zurückbleiben, denn nur dieses Studium kann, nach unserer Ueberzeugung, ihre Lage verbessern. Man muß durchaus davon abstehen, eine Gattung von Merinowolle ohne Unterschied ferner cultiviren zu

wollen, welche durch ihren Ueberfluß auf allen Märkten von Europa mit jedem Jahre im Preise sinkt. Man muß bedenken, daß in manchen Ländern die Produktionskosten dieser Wolle um die Hälfte, ja um drei Viertel niedriger sind, als in Frankreich, und daß diese Concurrenz uns jede Ausfuhr verschließe, wenn wir nicht unsern Absatz auf die Vorzüglichkeit unsers Produkts begründeten *).

Niemand bezweifelt es mehr, daß man bei der Vergrößerung des Körpers und der Gewichtsvermeh-

---

*) Zuverlässige Nachrichten aus London meldeten im Jahre 1821: „daß die französischen Wollen allen Credit in England verloren hätten, daß die schönsten aus Deutschland kämen, und daß man, um mit diesen in Concurrenz zu kommen, nur Wollen produciren müsse, welche die besten Leoneser übertrafen und den sächsischen sich annäherten. Es seyen freilich diese Wollen noch selten, aber sie würden sich häufiger finden, wenn die Producenten ihren wahren Vortheil verständen. Man würde in Frankreich und in England immer nur nach Wollen der ersten Qualität fragen. Die sächsischen Wollen, welche 1820 mit $6\frac{1}{2}$ Schill. bezahlt worden, gölten 1821 $8\frac{1}{2}$ Schill.; dagegen würden die durch warme Wäsche weit mehr entfetteten spanischen, welche früher $6\frac{1}{2}$ Schill. gegolten, nun zu $3\frac{3}{4}$ Schill. ausgeboten. Diese Veränderung rühre von dem Begehr der superfeinen Tücher in allen Gegenden des Erdkreises und von dem Ueberfluß geringerer, hierzu nicht brauchbarer Wolle her u. s. w." — Anm. d. Vf.

rung des Vließes die Schönheit der Wolle einbüße und die hohe Eigenthümlichkeit der Merinorace alterire.

Dieses Züchtungssystem, welches durch gewisse Zeitumstände begünstigt ward *), muß nun einem richtigern Platz machen, dessen Befolgung gebieterisch von den Zeitverhältnissen gefordert wird.

Da es unsere entschiedene Absicht war, die Me-

---

*) Drei Ursachen haben vornämlich das System der großen Staturen und der starken Vließe begründet:

1) Die Concurrenz des Begehrs von Merinowolle, wobei kein erheblicher Unterschied des Preises nach den Graden der höheren Feinheit statt fand. Jetzt aber ist die Concurrenz des Angebots stärker (*).

2) Der Vortheil, welchen die Merinozucht abwarf, und der so groß war, daß man die stärkere Nahrung, welche diese Thiere bei der Vergrößerung ihres Körpers gebrauchten, nicht in Anschlag brachte, was aber jetzt von einem verständigen Oekonomen gehörig berechnet werden muß.

3) Gewisse Schlachtsteuern, die nach Köpfen erhoben werden. Man darf hoffen, daß eine erleuchtete Administration dieses abändern werde.

(*) Auf unsern Märkten wird zwar schon lange scharfe Rücksicht auf die Qualität der Wolle, bei der Bestimmung des Preises, genommen. Auf den Märkten aber, wo die Concurrenz des Begehrs überwiegend war, z. B. 1818 und 1821, fiel das richtige Verhältniß weg und es ward manche schlechtere Wolle eben so theuer bezahlt, als weit bessere.

Anm. d. Uebers.

rinozucht aus dem neuen Gesichtspunkte, worin sie sich jetzt stellt, zu betrachten, so haben wir vor allem eine tiefer eindringende Untersuchung der Wollqualitäten unternehmen müssen, und wir haben uns von ihrer Wichtigkeit um so mehr überzeugt, je tiefer wir eindrangen. Wir beeilen uns also, alle die Fragen, welche darauf Bezug haben, zu untersuchen, bevor wir das Resultat unserer Beobachtungen und Erfahrungen über die Sorgfalt, welche diese Heerden erfordern und über die beste Art ihrer Aufzucht mittheilen. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn es uns gelänge, den Mißmuth, welcher sich so vieler Eigenthümer bemächtigt hat, zu überwinden und ihrem Streben eine nützlichere und vortheilhaftere Richtung zu geben.

Frankreich sollte in allen Zweigen der Industrie den Vorschritt haben; wenn es diesen in dem der Wollproduktion verloren hat, so kann es sich leicht wieder auf den Platz erheben, den es keinen Augenblick hätte aufgeben sollen. Es wird durch alles in dieser Hinsicht begünstigt, durch die Beschaffenheit seines Klima und seines Bodens, durch die Fortschritte seines Landbaues und besonders durch das Glück, die ersten Manufakturen der Welt zu besitzen.

In wenig Worten ist folgendes der Plan, den wir uns vorgezeichnet haben: unser Werk scheidet sich in zwei Theile. Der erste wird ganz der Wolle gewidmet seyn. Wir werden dieses Naturerzeugniß

in seiner ersten Entwickelung, seinen verschiedenen Eigenschaften und in den Verhältnissen, welche diese unter einander und mit dem Zustande der Haut und des Körpers haben, betrachten. Auch werden wir verschiedene äußere Zufälligkeiten, deren Einwirkung auf die Wolle unbezweifelt ist, untersuchen und dann über die Eigenschaften, welche für die Fabrikation die erwünschtesten sind, reden. Der letzte Gegenstand ist so interessant, daß wir ihn zuerst würden vorgenommen haben, wenn wir nicht nöthig gefunden hätten, zuvor gewisse Begriffe festzustellen und die darauf Bezug habenden Definitionen zu geben, um dann jenen zweckmäßig zu behandeln.

Wir werden dann zur Untersuchung der verschiedenen Arten von Wolle auf dem Körper der Thiere, der Lämmer sowohl als der ausgewachsenen, übergehen.

Und endlich werden wir von der Schur, von der Classificirung der Vließe, von der Sortirung der ungewaschenen Wolle, von der Wäsche, vom Werth der Wollen, von ihrem Verkauf sprechen, und zuletzt den Entwurf eines Plans zu einem neuen Institute, dessen Errichtung den Heerdenbesitzern ohne Zweifel sehr interessant seyn wird, vorlegen.

Das erste Capitel dieses Theils ist natürlich etwas abstract; es erfordert daher eine schärfere Aufmerksamkeit, die wir unsere Leser ihm zu widmen bitten. Wir haben uns unsererseits sorgfältig gehü-

tet, irgend einer Theorie Raum zu geben, deren Richtigkeit und Nutzbarkeit nicht durch die Praxis bestätigt war.

Der zweite Theil unsers Werks wird die Schaafe selbst zum Gegenstande haben, und wir werden uns bemühen, die mannigfaltigen Fragen zu ergründen, welche sich auf die Anzucht dieser köstlichen Thiere beziehen. Obwohl wir nur die Merinorace im Auge haben, so werden wir doch auch das Studium der Landracen nicht versäumen und uns mit den Kreuzungen beschäftigen *).

Besonders werden wir uns über die so wichtige Auswahl der Zuchtthiere verbreiten, und dann über Nahrung und Haltung der Schaafe, nicht blos in Hinsicht ihrer Gesundheit, sondern auch in Bezug auf den Einfluß, welchen sie auf die Vervollkommnung der Vließe haben, reden. Wir werden uns bemühen, die jetzige Lage der Merinozucht in Frankreich darzustellen, sowohl nach den verschiedenen Lokalitäten, als nach den Principen; die man bei ihrer Zucht befolgte, und aus dieser statistischen Untersuchung Folgerungen ziehen und Mittel zur Verbesserung vorschlagen.

Entschlossen alle Vorurtheile zu bekämpfen und Irrthümer anzuzeigen, wo wir sie treffen, werden

---

*) Es scheint aber, als ob uns dieser zweite Theil vorerst noch vorbehalten bleiben werde. d. Uebs.

wir selbst mit Vergnügen und Dankbarkeit Bemerkungen und Erinnerungen annehmen, wozu einige unserer Behauptungen Veranlassung geben könnten, und wir werden uns verpflichtet fühlen, diejenigen mitzutheilen, welche begründete Kritiken oder neue Ansichten enthalten.

XIV.

Das Befahren moorigter Wiesen mit Erde.

Von

G. Meister.

Das Mergeln des Ackerlandes, das seit zwanzig Jahren in Mecklenburg eingeführt und in den letztern Jahren hier mit großem Eifer und in starker Ausdehnung betrieben ist, hat unmittelbar und mittelbar in diesem Lande in landwirthschaftlicher Hinsicht eine große Umwandlung hervorgebracht. Es hat der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit einen neuen Schwung gegeben. Durch die Ausführung dieser Arbeit auf ausgedehnten Flächen lernte man sie im Großen betreiben, und dadurch die Vortheile eines solchen Betriebs überhaupt und seine Anwendbarkeit auch in der Landwirthschaft kennen. Arbeiten, vor denen man in frühern Zeiten als unaus-

führbar zurückgefahren seyn würde, erscheinen jetzt als eine leichte Aufgabe. Eine Ausfuhr von zwanzig bis dreißig Tausend einspännige Karren Mergel oder Erde wird so wenig als ein bedeutender Gegenstand für eine größere Wirthschaft angesehn, daß sie in manchen als eine Nebenarbeit der Gespanne vollführt wird.

Das Mergeln hat unstreitig den ersten Anstoß gegeben und in Mecklenburgs Wirthen ein Streben und eine Thätigkeit angeregt, welche jetzt nach Beendigung dieser Arbeit einen Gegenstand sucht. In vielen Gegenden ist man daher seitdem mit eben so großem Eifer an das Auffahren von Modder geschritten, wovon sich hier fast allenthalben sehr reiche Vorräthe, doch von ungleicher Güte, vorfinden; von dem fruchtbarsten Teichschlamm an, bis zum wirklichen Torf hinab, welche man sämmtlich jetzt, da der gemergelte Boden das Mittel enthält, die ihnen beiwohnende schädliche Säure zu tilgen, mit um so besserm Erfolge auffährt. In einigen andern Gegenden hat das Verfahren, die Wiesen, welche bei uns großen Theils moorigter Natur sind, mit Erde zu überfahren, um durch Erschaffung einer ganz neuen Rasennarbe schlechte Wiesen in gute zu verwandeln, vor jenem den Vorzug gewonnen, indem man es hier für eine einträglichere und für die ungleich wichtigere Arbeit hält.

Diese letztere Verrichtung ist es, die ich zum

Gegenstande dieser Zeilen mache und worüber ich mir hier einige abgerissene Mittheilungen erlaube. Es kann meine Absicht nicht seyn, Belehrungen ertheilen noch weniger eine Anweisung zu dem Verfahren geben zu wollen. Meine eigenen Erfahrungen sind noch zu jung, als daß ich mir das einfallen lassen könnte. Wenn ich sie in diesen Blättern zur Sprache bringe, so habe ich keinen andern Zweck damit, als die Aufmerksamkeit darauf zu lenken und wo möglich Erfahrnere zur Mittheilung ihrer Beobachtungen und Erfahrungen aufzuregen. Diesen sey es zugleich überlassen, die Punkte, worauf es zum guten Gelingen hauptsächlich ankommt, näher anzugeben.

Meistens verliert ein unternommenes Geschäft für den, der es betrieb, mit dessen Beendigung das frühere Interesse. Er wird sich daher unaufgefordert nicht leicht von seibst veranlaßt finden, sich weitläuftig darüber auszusprechen. Von der andern Seite aber darf ein Verfahren noch nicht zu allgemein und gewöhnlich geworden seyn, wenn Mittheilungen darüber Interesse erregen sollen. Die beste Anweisung zum Mergeln würde für diesen Augenblick hier zu Lande zu spät kommen, so großes Interesse sie anderwärts auch finden möchte, wo die Sache noch neu ist. So aber verhält es sich nicht mit der Operation des Ueberfahrens der Wiesen. Erst in einem kleinen Theile unsers Landes ist sie

schon länger zur Ausführung gebracht worden. Eine Anweisung über die beste Art dabei zu verfahren würde daher gewiß allgemein willkommen seyn. Möchte es Herrn v. Th., welcher bei mehrjährigen eigenen Erfahrungen interessante Versuche gemacht haben soll, und der Gelegenheit gehabt haben wird, in seiner Gegend vielfältige Beobachtungen anzustellen — gefallen, die Resultate derselben mitzutheilen und uns jene zu geben. Er würde sich gewiß den Dank des landwirthschaftlichen Publikums verdienen.

Einstweilen hebe ich, um ein kleines Scherflein dazu beizutragen, einige Stellen aus ein Paar Aufsätzen aus, welche merkwürdige Thatsachen in Bezug auf diesen Gegenstand aufbewahren. Ich stieß kürzlich zufällig beim Durchblättern einiger Schriften darauf und glaube, daß sie nicht ohne Interesse werden gelesen werden.

Ich erwähne hier zuerst einen sehr lesenswerthen Aufsatz in den Mährischen Mittheilungen im vierten Stücke des Jahrgangs 1822, überschrieben: ganz gemeine Ansichten über Futterländerverbesserungen, und unterzeichnet: von einem deutschen Landwirth; welcher Aufsatz wohl nicht so beachtet ist, als er es wirklich verdient. In dieser Hinsicht ist die Fluth landwirthschaftlicher Zeitschriften, welche uns jetzt überströmt, wirklich zu beklagen. Was sie Treffendes, Gediegenes, aus der Erfahrung geschöpftes enthalten, zeichnet sich äußerlich nicht aus. Es ist

mit denselben Buchstaben gedruckt wie das Unbedeutende. Es wird daher übersehn und geht unter dem Schwall des Mittelmäßigen, der es ertränkt, mit zu Grunde. Um so mehr werde ich es mir erlauben dürfen, einen Auszug aus demselben zu geben.

Der Verfasser geht von der Bemerkung, daß über Wiesenverbesserung viel geschrieben, aber wenig ausgeführt worden sey, zu der Behauptung über: daß eine Wirthschaft ohne Wiesen nie auf so sicherem Grunde ruhe, als eine solche, welche daran keinen Mangel habe. Es werde dieser Satz freilich Widerspruch finden und man werde ihm entgegnen, daß der Kleebau, so wie der Anbau von Knollengewächsen, die Wiesen, wenn auch nicht ganz, doch größtentheils entbehrlich machten. Vor etwa zwanzig Jahren würde diese Lehre an ihm den ersten Vertheidiger gefunden, und er glaube, er würde seinen Gegner sogar bemitleidet haben. Seit er aber einsehn lernen, daß sie nicht in der Allgemeinheit, worin sie aufgestellt werde, wahr sey, indem es sowohl Bodenarten, als auch Gegenden gebe, worin der Bau der Futtergewächse, insbesondere des Klees, keineswegs sicher sey, seit der Zeit sey er zu der Ueberzeugung gelangt, daß Wiesen ein unentbehrliches Bedürfniß bei einer Landwirthschaft seyen. „Und," setzt er sogar noch hinzu, „seitdem ich zu berechnen gelernt hatte, daß derjenige Landwirth, der sein Getreideland zum Futterbau verwendet, ungeachtet aller

schriftlichen und mündlichen Belehrungen, Beweise, Berechnungen und Eintheilungen dennoch einen Verlust an Körnern und Stroh haben müsse und dadurch seinen Viehnutzen (?) herabsetze."

Allein, was für Wiesen findet man gegenwärtig, frägt er weiter, und welche Cultur verwendet man darauf? Da man, was übrigens sehr richtig sey, alle hochgelegenen Wiesen unter den Pflug genommen, und nur das zu niedrig gelegene Grasland verschont habe, so seyen nur Sümpfe und Moorgründe zu Wiesen übrig geblieben. Was aber habe man für diese, außer etwa wo man wässern könne, gethan? Weil man aber nichts dafür thue, so sey man gewohnt worden, sich Wiese und saures Gras als nothwendig zusammengehörend zu denken. „Jede in solchen Niederungen wachsende Pflanze aber nimmt bald eine dem Boden gleiche Eigenschaft an und wird eine saure Sumpfpflanze. Ich habe während dreißig Jahre meines landwirthschaftlichen Lebens nur zu oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß selbst der rothe Klee, welchen ich in abgezapfte und aufgehackte Niederungen streuen ließ, vom Hornvieh im grünen Zustande ungern aufgenommen wurde und bedeutenden Milchverlust herbeiführte."

Er behauptet dann, der größte Theil unserer heutigen Wiesen wäre von so schlechter Beschaffenheit, weil sie theils ursprünglich verwahrloset wurden,

den, daß sie theils aber später durch Elementareinwirkungen verdorben sind. Sie waren daher nur Sumpf oder Moor.

Aus diesem Grunde müsse es die erste Sorge eines tüchtigen Landwirths seyn, seine Grasländereien zu verbessern und für gesunde und nahrhafte Graspflanzen tragbar zu machen.

Doch wir wollen von nun an, den Verfasser selbst reden lassen.

„Ich hatte das schwere Loos, auf den meisten Landgütern, die meiner Verwaltung anvertraut wurden, solche Grasländer anzutreffen, die ganz natürlich zuerst verbessert werden mußten, wenn ich von dem Viehstande, nebst dem Dünger auch noch sonst irgend einen Gewinn erringen wollte. Vom Futterbau konnte ich wenig erwarten, weil die Gebirgsgegenden dem Kleebau nicht immer zusagen."

„Ich fing daher in vollem Ernste mit dem Verbessern der Wiesen an, und daß die am meisten versumpften zuerst an die Reihe kamen, dies glaube ich bemerken zu müssen."

„Das Anlegen der Gräben und der verdeckten Kanäle zum Abzapfen des Wassers war die erste Arbeit, und wo die Lage des Bodens dies nicht verstattete, wurden tiefe Gruben gemacht, solche mit Steinen ausgefüllt und der Boden erhöht. Das Moos wurde später aufgerissen und der leere Platz mit Klee bestreut. Auf einem Theile ließ ich den

Rasen aufstechen und umlegen, einen andern aufackern und umgraben, und hierauf Klee und Saamen von edlern Grasarten anbauen. Kurz, ich wandte Alles an, was man unter dem Worte Wiesenverbessern in damaliger Zeit verstand."

„In der Voraussetzung, daß meine Mühe mit dem besten Erfolge belohnt werden würde, vermehrte ich den Viehstand; allein wie traurig und beschämt stand ich da, als im folgenden Sommer die Sumpfpflanzen ihren Platz wieder einnahmen, auch eine reichliche Ernte gaben; dagegen das Gemengfutter und der Klee kümmerlich wuchsen und, wie ich bereits erwähnt habe, von Vieh ungern gefressen wurden, worauf noch überdies der Milchverlust bald eintraf. Nur da, wo ich die Wiesen bewässern und nach Willkühr wieder abzapfen konnte, ward meine Mühe bald und reichlich belohnt. Solche Wiesen aber, wo man die Bewässerung zu Gebote hat, sind gewöhnlich nur kleine Theile, deren Ertrag keine großen Räume ausfüllt. Nun mußte noch ein Versuch angewendet werden, und zwar eine Düngung der bearbeiteten Grasplätze. Ich ließ daher im Herbste gut verrotteten Dünger auffahren, und da mir der Feldbau zu viel entzog, so wurde im Frühjahre mit Wasser verdünnte Jauche auf die ungedüngten Plätze gegossen."

„Noch blieb mir ein bedeutendes Stück übrig, welches von diesem Versuche, aus Mangel der Dung-

materialien, ausgeschlossen werden mußte. Dieses ließ ich mit abgestochener Erde von Feldrändern vier Zoll hoch bedecken, welches jedoch meinen Mitbeamten nicht sehr anpassend schien, weil es keine fette schwarze, sondern Lehmerde war, und überdies die ganze Grasnarbe bedeckte."

„Um jedoch gegen Futtermangel gedeckt zu seyn, der mir bei diesem Verfahren zur Last geschrieben worden wäre, wurde der ganze Theil mit Gemengfutter und rothem Klee angebaut, und nun alles dem Wind und Wetter überlassen. Der mit Dünger bedeckte Klee, welcher im Frühjahr wieder abgerecht wurde, wuchs üppig heran. Der mit Jauche begossene fast eben so. Nur das auf dem Lehmboden gebaute Mengfutter blieb anfänglich, zur Freude meiner Gegner, etwas zurück, allein später entwikkelte sich der Wachsthum desselben zu meinem größten Vergnügen. Jetzt ließ ich, da ich wegen der Güte des Futters keinen bessern (?) Maaßstab kenne, als wenn das Thier solches mit Begierde frißt, sowohl Klee als Mengfutter grün vorlegen, und das Vieh entschied für letzteres, indem es den Klee unberührt ließ, und dieses mit Heißhunger verzehrte, welches bei wiederholten Versuchen immer der nämliche Fall war. So ward ich nun belehrt, daß jede Verbesserung der Wiesen zwecklos sey, wenn nicht der Boden entsäuert und von seinen aufgenommenen eisenhaltigen Bestandtheilen entbunden werden kann.

Denn es ist, nach meiner Ansicht, keine Verbesserung, wenn die Gräser noch immer ungenießbar bleiben. Ich ließ mich dann durch keine Einwendung mehr irre machen, sondern grub vorerst das Wasser ab, und dann wurde jeder Ackerrand, jeder Hügel zerstört und die Erde den Wiesen zugeführt, der Dünger aber dem Acker als sein Eigenthum belassen."

„Hiedurch ist es mir noch jedesmal gelungen, die sumpfigsten Wiesen dergestalt zu verbessern, daß selbige in gutes Grasland umgestaltet wurden, wobei ich in der Auswahl des aufzuführenden Bodens nicht zu ängstlich bin, sondern Schotter und Thonboden ausgenommen, jede Erdart als brauchbar benutze, jedoch immer Bedacht nehme, so viel Erde aufzubringen, als die Graswurzel zu ihrem Standpunkte bedarf."

„Daß durch diese Verbesserung des Grasbodens die meisten Sumpfpflanzen mit einem Male ausgerottet werden, wird jedermann glaublich seyn. Nur das Kannenkraut (Equisètum palustre) bleibt noch einige Zeit auf dem Platze, welches sich jedoch jährlich in dem Grade vermindert, je stärker der Graswuchs wird *)."

„Auf diese Art schreite ich in der Austrocknung

---

*) Hiervon haben wir das Gegentheil erfahren.
Anm. d. R.

und Verbesserung der sumpfigen Wiesen von Jahr zu Jahr fort, wobei mir die gewöhnlichen, aber auch die zu diesem Behuf eigends angelegten Anschlemmungen zu Hülfe kommen und manches Stück Wiese verbessert haben. Nachdem sie trocken gelegt sind, werden entweder Futtergräser, meistens aber rother Klee angebaut, und so habe ich das Vergnügen, da wo vorhin die Frösche mit den Sumpfvögeln ihre Heimath hatten, gesundes und kräftiges Futter zu gewinnen."

Der Verfasser fügt dann noch einiges hinzu über die große Wirkung des Rückstandes aus Pottaschenhütten, als des kräftigsten Düngungsmittels für Wiesen, so wie über den Anbau der Luzerne in umgebrochene hoch gelegene Wiesen, was zwar an und für sich interessant ist, was ich aber, als nicht zu meinem Zweck gehörend, hier übergehen kann.

Eben so merkwürdig ist eine andere Stelle, die sich in Thaers landwirthschaftlicher Reise durch Holstein, in den Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft, (im dritten Stücke des ersten Jahrgangs Seite 165) findet. Sie lautet wörtlich wie folgt:

„Ein Theil des Marschlandes in dieser Gegend — der Voigtei Schwabstedt — ist fast moorigter Natur, zu naß, und hat Säure angenommen. Daher haben sich Binsen und andere Sumpfpflanzen darauf erzeugt und bessere Gräser verdrängt. In-

dessen hat die Erfahrung gezeigt, daß solches Moorland verbessert und zum besten Marschboden umgeschaffen werden könne. Die Methode, welche besonders der verstorbene berühmte Roßhändler P. Thomsen anwandte, ist folgende. Er theilte es in Stücke von zwei Ruthen breit ab, und ließ zwischen jedem einen Graben drei Fuß breit ziehen. Die herausgegrabene Erde ließ er auf den Acker werfen, ihm dadurch eine Rundung geben, dann hierüber Pferdemist fahren und über diesen Geesterde (Erde vom Höhe-Lande), welche er mit weißem Klee besäete. Dies von ihm verbesserte Land ist nun schon zwanzig Jahre mit Mastochsen und Pferden beweidet worden und bleibt sich an Güte immer gleich. Seine Feldnachbarn konnten es ihm zwar nicht völlig nachmachen, weil ihnen der Pferdemist fehlte, indessen ist es doch sehr gutes Weideland für Milchkühe, Pferde und Jungvieh geworden; auch giebt es sehr gutes Heu, wenigstens doppelt so viel wie vorher, und der Qualität nach ist dies noch einmal so gut wie das, was sonst darauf wuchs. Und wenn es, nachdem man es mit Geesterde genug befahren hat, gepflügt wird, so wird herrlicher Roggen, Gerste und Hafer darauf geerntet. Wie viele moorartige sumpfige Marschen könnten auf diese Weise verbessert werden!"

Es sey mir vergönnt, diese Mittheilungen mit einigen Bemerkungen begleiten zu dürfen.

Man sieht, die Sache selbst ist keineswegs neu. Daß man Wiesen durch Ueberfahren von Erde verbessern kann, war längst bekannt. Es ist ein Mittel, das schon in ältern Lehrbüchern der Landwirthschaft angepriesen wird. Unstreitig ist es seit undenklichen Zeiten einzeln, bald hier bald dort, zufällig angewendet, zum Theil auch ist diese Operation in manchen Provinzen schon landüblich geworden. Dieses unter andern in Altenburg und in den angränzenden sächsischen Ländern, Pohl zufolge, welcher darüber in dem Jahre 1810 eine eigene Schrift unter dem Titel: das Verjüngen der Wiesen, herausausgab. So sind mir auch einige Theile des Hannöverschen bekannt, wo dies Verfahren schon seit langer Zeit ausgeübt wird, das auch in einigen Gegenden Holsteins nicht unbekannt seyn soll. Hier in Mecklenburg ist die Sache, planmäßig wenigstens, erst seit einigen Jahren betrieben worden.

Daß die Sache nicht neu ist, soll ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden, sondern im Gegentheil vielmehr zur Empfehlung gereichen, weil sie um so eher als bewährt zu betrachten seyn möchte. Noch viel weniger soll damit das Verdienst derer geschmälert werden, welche sie zuerst bei uns eingeführt haben. Es gebührt ihnen im Gegentheile um so mehr Anerkennung für das Beispiel, das sie gaben, da die

Neigung zum Reflektiren (Sinnen) statt des lebendigen Handelns bei dem Deutschen einmal die vorherrschende ist, und er sich oft zu sehr damit begnügt, eine Sache nur ergründet zu haben. Aus welchem Grunde es oft schwer werden möchte, zu entscheiden, welches Verdienst das größere ist, das einen glücklichen Gedanken gehabt zu haben, oder das ihn in Anwendung zu bringen und ins Leben zu rufen, was in den meisten Fällen wohl nicht geringer zu achten seyn möchte, als dasjenige, ihn in Lettern ausgeprägt auf die Repositorien der Büchersäle zum Ausruhen zu bringen; denn es ist nicht genug das Gute zu wissen, man soll es auch thun."

Der Zweck, welchen man bei Wiesen dieser Art durch eine starke Auffuhr von Erde erreichen will, ist hauptsächlich der: den alten Rasen gänzlich zu ersticken und, besonders durch Aufsäen von Grassaamen, einen ganz neuen Rasen zu bilden, indem man diesem zugleich einen angemessenen Standort schafft. Dadurch unterscheidet sich diese Methode sehr wesentlich von der durch Pohl empfohlnen, welche er die Verjüngung der Wiesen benannt hat. Mit dem Ueberfahren derselben beabsichtigt er, nach seiner Darlegung, den Graspflanzen, welche den Rasen bilden, frische Erde zuzuführen, damit ihre untern Halmknoten darin neue Wurzeln schlagen, und dadurch, und besonders durch die zugleich be-

wirkte Unterdrückung der Moose, neue Kraft zum Wachsthum gewinnen und erstarken sollen. Sein Zweck ist die Erhaltung des alten Rasens, den er durch Aufführung einer neuen Krume, die er durchwachsen soll, nur erneuen will. Sie möchte wohl vorzugsweise auf in Cultur zurückgekommenen vermooseten Wiesen anzuwenden seyn, deren Krume im Grunde doch aus einer guten Wiesenerde besteht.

Da bei jener Methode die Erde sehr dick aufgefahren und der Rasen ganz zerstört wird, so wird, um für das erste Jahr auf den neubefahrnen Wiesen die Ernte von Heu nicht ganz zu verlieren, diese mit grün zu mähendem Gemengfutter besäet, und Saamen von guten Klee und Grasarten ausgestreut, welche in Gemeinschaft mit den Gräsern, welche auf der feuchten Krume von selbst in reichlicher Menge aufschießen, den neuen Rasen bilden.

Ueber den Erfolg dieser Verbesserung stimmen die Versicherungen aller derjenigen überein, welche Erfahrungen darüber gemacht haben, und schildern ihn als sehr bedeutend. Er war stets um so auffallender, von je schlechterer und saurerer Beschaffenheit die Wiese vorher war, auf welche sie angewendet wurde. Jedoch muß ich hierbei bemerken, daß nach meiner Erfahrung, die erste Saat, nämlich das Gemengfutter, stets auf den höchsten und besten

Stellen der überfahrnen Wiesen am üppigsten zu stehn, und in demselben Verhältnisse abzunehmen pflegt, als der Wiesengrund von schlechterer Beschaffenheit ist, besonders wenn nicht vorzüglich fruchtbare Erde aufgebracht wurde. Und darin stimmen die Beobachtungen Anderer mit meiner Erfahrung überein. Es mag dieses auch seinen ganz natürlichen Grund darin haben, daß die Wurzeln vermuthlich ihre Nahrung in dem Untergrunde suchen, und sie in dem Verhältnisse weniger finden, als er von mehr torfigter, und folglich für sie von um so unfruchtbarerer Natur ist. Auf ganz schlechten Wiesen hält es aus diesem Grunde schwer, nur einigermaaßen erträgliches Wick- oder Erbsfutter zu bauen, wenn nicht dazu gedüngt wird. Später bei der Rasenbildung soll sich dieser große Unterschied verlieren.

Nach dem Ueberfahren verbessert sich nicht nur die Qualität des Heues, — und Wiesen, welche früher ein hartes saures Futter gaben, das von dem Viehe fast verschmäht wurde, liefern nunmehr Heu, welches von allen Gattungen gern gefressen wird, — sondern es wird auch an Menge bedeutend mehr, und je nachdem die Wiesen vorher mehr oder weniger schlecht waren, das Doppelte und Mehrfache des bisherigen Ertrages gewonnen. Wiesen wovon Dreihundert Geviertruthen Fläche und mehr zu einem vierspännigen Fuder Heu erforderlich, sind selbst ohne Anwendung von Dünger da-

hin zu bringen, daß es künftig deren keine Hundert bedarf.

Die Ursache in der Wirkung, die diesen großen Erfolg hervorbringt, scheint mir ganz erklärlich zu seyn. Die Gräser bekommen zum Standort eine Krume von fester Erde, worin sie besser wurzeln können, als in dem schwammigen Torfboden, und das unter der neuen Krume liegende Torflager bildet gleichsam einen Schwamm, der sie reichlich mit Feuchtigkeit speiset. Es ist eine Art Bewässerung von unten auf. Um dieses recht wahrscheinlich zu finden, muß man damit bekannt seyn, wie sehr der Torf die Eigenschaft besitzt, das Wasser gleich einem Schwamme an sich zu halten. In welchem Maaße dies aber der Fall ist, ahndet man nicht, wenn man es nicht selbst erprobt hat. Ich habe es zufällig durch Versuche erfahren, welche ich zu dem Zwecke anstellte, um auszumitteln, wie viel trockne Substanz Moder enthalte, welcher dazumal auf den Acker ausgefahren wurde. Dieser Moder, von etwas torfiger Beschaffenheit, wie er es hier gewöhnlich zu seyn pflegt, enthielt zu meinem größten Erstaunen, obgleich die dem Versuche unterworfene Probe von einer hohen Bank abgenommen war, in der er schon seit längerer Zeit und lange genug gestanden hatte, um ihn für möglichst wasserfrei zu halten, von acht Theilen nur einen Theil trockne

Substanz und das Uebrige war Wasser. Bei schwammigem Torfe fand ich das Verhältniß noch größer, indem erstere hier oft sogar nur den zwölften Theil ausmacht.

Aus demselben Grunde ist diejenige Art Boden, welche Moor zum Untergrunde hat, die schlimmste Art von kaltgründigem Boden und zugleich die unverbesserlichste, weil er durch Abzüge nicht von dem überflüssigen Wasser zu entledigen ist. Solcher Boden hat eine so vorzugsweise Neigung zum Krautwuchs, im Gegensatze der Kornerzeugung, daß er zu letzterm ganz untauglich wird. Das Getreide fällt darauf um, uud es ist gerathen, ihn naturgemäßer durch jene zu benutzen.

Den Zweck, die Erstickung des alten Rasens zu bewirken, hat man durch die Ueberdeckung einer Schicht Erde von drei bis vier Zoll Dicke hinreichend erreicht gefunden. Acht bis neun einspännige Karren auf die sechszehnfüßige Quadratruthe hält man jetzt für das gerechte Maaß.

Man fährt die Erde meistens mit Hülfe der Pferde in ein- oder zweispännige Sturzkarren auf, nachdem die völlige Abgrabung und Ebnung der Wiese vorhergegangen ist. Der Zufall führte uns darauf, dies auf eine andere Weise ins Werk zu richten, die mir ungleich besser gefällt und welche der Mittheilung werth seyn möchte.

Es brachte nämlich der Wunsch, einem der fremden Tagelöhner Arbeit zu verschaffen, von denen man in den jetzigen Zeiten — eine in Mecklenburg bisher unerhörte Erscheinung — in Menge mit der Bitte um solche überlaufen wird, meinen Wirthschaftsführer auf den Einfall, den Versuch zu machen, das Ueberfahren mit Erde durch Handkarren beschaffen zu lassen. Es ward zu dem Zweck dem Arbeiter für das Hundert solcher aufgebrachten Karren ein, wie wir damals meinten, mäßiger, wie wir aber hernach fanden, zu hoher Lohn ausgesetzt, weshalb er denn auch späterhin erniedrigt wurde. Der Versuch gelang über Erwarten. Wir fanden bald, daß uns das Befahren mit Handkarren viel wohlfeiler zu stehen komme, als wenn es mit Hülfe von Pferden vollführt wird, wenn man nämlich die Arbeit der letztern mit in Rechnung bringt; daß sie aber, diese ungerechnet, ungefähr gleiche Auslagen verursachen, und dies war Grund genug, uns zu bestimmen, sie künftig ganz mit Handkarren beschaffen zu lassen. Ich habe nämlich für 100 Handkarren acht Schillinge bezahlt. Eine solche gutgeladene Handkarre hält über vier Cubikfuß Erde und ist ungefähr der halben Ladung einer einspännigen Sturzkarre gleich zu rechnen. Da man nun den Arbeitern für das Hundert solcher Karren wohl nicht sehr viel weniger als das Doppelte jenes Arbeitssatzes geben darf, wenn sie Brod haben sollen, und da

noch das Tagelohn der Führer der Pferde hinzukommt, und außerdem das Streuen der kleinern Haufen viel leichter zu beschaffen ist, indem man es allenfalls mit Hülfe von Ackerwerkzeugen durch Pferde verrichten kann, so muß die Richtigkeit jener Angabe einleuchtend seyn. Die Arbeiter verdienen übrigens ein ganz gutes Tagelohn bei jenem Satze, denn sie haben bei mir, selbst in den kürzern Wintertagen, freilich bei sehr angestrengter Arbeit und mit zu Hülfenehmen der Dämmerung, täglich 150 Handkarren Jeder ausgebracht, wenn die Erde, welche sie auffuhren, einigermaaßen locker war. Ist sie hart, so nimmt freilich das Graben derselben mehr Zeit weg.

Nach meiner Erfahrung empfehle ich die Anwendung der Handkarren bei Ueberfahren der Wiesen sehr. Ich finde überhaupt, daß man sich ihrer bei landwirthschaftlichen Operationen zu wenig bedient, und daß man aus bloßer Gewohnheit sehr oft das Zugvieh da gebraucht, wo man die Arbeit mit Schiebkarren viel leichter verrichten würde, dieselbe kommt so, nicht nur nicht theurer zu stehen, sie wird obenein besser. Die Wiese bleibt ebener, die alte Narbe wird durch das Fuhrwerk und durch das Zugvieh nicht so zunicht gefahren und durchgetreten, wie es bei weichem Wetter doch wohl nicht ganz ausbleiben kann, selbst wenn die Wiese vorher auch möglichst trocken gelegt war. Man kann mit Hand-

karren doch eine ziemliche Entfernung vom Rande aus abreichen um eine hinreichende um selbst größere Wiesen so vornehmen zu können, ohne daß man zum Zugvieh seine Zuflucht zu nehmen braucht. Auf hundert Schritt weit und noch weiter haben meine Arbeiter, welche die Karre selbst laden und dann weiter schieben, die Erde bringen müssen und dabei das obengenannte Tagewerk verrichtet. Sollte ja einmal eine weitere Abfuhr nöthig werden, so würde man sich allenfalls dadurch helfen können, daß man zwei Arbeiter bei einer Schiebkarre anstellte, wovon der eine die um so viel weitere Fortschaffung der Karre zu übernehmen hätte. Da man aber zum Ueberfahren der Wiesen wohl die nächstgelegene Erde und auch, aus mehreren Gründen, dazu vorzugsweise den Acker- und Wiesenrand wählen wird, so wird jener Fall wohl nicht oft statt finden.

Man kann zu diesem Befahren, mit etwaniger Ausnahme wirklichen Thons und schwammiger Wiesenerde, welche aus entgegengesetzten Gründen dazu unpassend sind, jede Art von Erde gebrauchen. Sogar reiner Sand versagt seine Wirkung nicht. Lehm scheint sie zu verzögern, später aber es diesem zuvorzuthun. Jedoch thut man wohl, dazu eine möglichst fruchtbare Erde zu wählen, und da die Ränder der Wiese meistens eine solche enthalten, welche einer guten Gartenerde wohl nicht viel nachstehen wird,

so wird man wohl um so mehr sich veranlaßt sehen, sich vorzugsweise dieser zu bedienen, zumal weil es zugleich die nächstbelegene ist.

Die Düngung betreffend, so bleibt es im Allgemeinen noch eine sehr unentschiedene Frage: ob es vortheilhaft ist, die Wiesen zu Düngen oder nicht? Hier wird noch näher auszumitteln seyn: in welchem Falle ist es nicht nur keine Düngerverschwendung, sondern rathsam oder sogar nothwendig, sie ihnen zu geben? und wann soll man sie ihnen geben, gleich vor oder nach dem Befahren, oder erst nach einigen Jahren? Auch hier hat man hin und wieder die Wiesen vorher gedüngt, ehe die Erde darüber gefahren ist, und diese Wiesen sollen einen vorzüglichen Ertrag gegeben haben. Es frägt sich aber, ob sie den Dünger wieder erstatten und wie nachhaltend die Wirkung des auf diese Weise angewandten Düngers ist? ob sie länger dauert, als die der obenaufgebrachten Düngung?

Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht für das Düngen der Wiesen eingenommen und der Meinung bin, daß das durch den Dünger gewonnene Mehrprodukt an Heu wohl nur in seltnen Fällen den aufgewandten Dünger wirklich wiedergiebt. Ich erinnere hier an einen sehr lesenswerthen Aufsatz über diesen Gegenstand von Stelzner, welcher im Septemberstück 1821 der landwirthschaftlichen Zeitung ent-

enthalten ist. Ich würde mich schwer dazu entschließen, um so mehr, da die Erfahrungen darin übereinstimmen, daß wenn eine Wiese einmal gedüngt worden ist, die Düngung später wiederholt werden muß, wenn die Wiese nicht um so stärker im Ertrage zurückschlagen soll. Nach meiner Ansicht ist Wasser der wahre Dünger für Wiesen, und da es ihnen, wie gezeigt, von untenauf zugeführt wird, so sollte ich glauben, daß Wiesen dieser Art des Düngens nicht unumgänglich bedürfen werden. Sollte ihnen ja eine Zuführung fruchtbringender Stoffe zuträglich werden, so frägt es sich, ob man sich dazu nicht viel zweckmäßiger des Moders bedienen werde, den sie in ihrem Schooße bergen, da bekanntlich den Wiesengräsern etwas Säure, die einem solchen beiwohnt, nicht schadet. Den Aufwurf einiger neu gezogenen Gräben, welcher auf dem Bord derselben in Haufen aufgesetzt ist, habe ich dazu bestimmt, um nach einigen Jahren, wenn er verwittert ist, zu diesem Zweck über die Wiese gebracht zu werden.

Mehr als eine animalische Düngung möchte hier eine Düngung mit Torfasche an ihrer Stelle seyn, deren Wirkung auf überfahrnen Wiesen als sehr bedeutend geschildert wird. Mögten uns Erfahrene besonders hierüber und über die Art der Anwendung Belehrung geben!

Man stellt es gewöhnlich als eine Regel auf, daß eine Wiese, welche man zu überfahren beabsichtigt, nicht trocken genug gelegt werden könne, und behauptet, daß wenn dies nicht gründlich genug geschehe, man mehr verderbe als nütze. Es frägt sich nun, soll dies hauptsächlich nur der Auffuhr wegen geschehen, damit zur Zeit derselben die Oberfläche nicht zu sehr durchgearbeitet und verdorben werde, und damit zugleich die aufgefahrne Erde gehörig austrocknen könne, damit sie, wie die Regel will und wovon das Gelingen hauptsächlich abhängen soll, vollkommen trocken gestreut werden kann? oder hat die Erfahrung gelehrt, daß die Trockenlegung des spätern bessern Graswuchses wegen nothwendig ist? es verdient dies nähere Aufklärung. Ob man darin aber nicht auch zu weit gehen könne, ist eine andere Frage. Sollte die Warnung Schönleutners: sich zu hüten, daß man, wie er sehr treffend sagt, einen Boden, welcher an der Wassersucht gelitten, dafür nicht in die entgegengesetzte, der Dürrsucht, versetze, unbeachtet bleiben dürfen?

Man hat bisher für die Wiesen im Allgemeinen wenig gethan, theils aus Trägheit, denn weil auf ihnen auch ohne Mühe und Arbeit von Seiten des Landmanns, doch Gras wächst, so begnügte man sich mit dem Wenigen und Schlechten, was sie auf diese Weise gaben; theils aber wohl aus dem Grun-

de, weil man Wiesenverbesserungen für zu kostspielig und für unausführbar hielt. Die Möglichkeit, schlechte Wiesen auf eine einfache Weise in gute zu verwandeln, wird sehr dazu beitragen, den Werth der Wiesen überhaupt, besonders für größere Güter, in der Meinung herzustellen und sie wieder zu Ehren zu bringen. Es ist ein Uebel, daß die Menschen so wenig Maaß halten können, und dazu neigen, von einem Aeußersten zum andern überzugehen. Von der frühern Uebertreibung, den Wiesen einen zu hohen Werth gegen Ackerland beizulegen, als sie noch als die einzigen Futterländer betrachtet wurden, ging man, als man lernte, daß auch auf dem Acker Futter erbaut werden könne, zu der entgegengesetzten über, diejenige Flecke unter Werth zu schätzen, welche von der Natur zum Futterbau angewiesen sind und es ohne unser Zuthun hervorbringen. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist, durch herrschende Ansichten befangen, eine Zeit über so ausschließlich auf den Anbau des Futters auf dem Acker gerichtet gewesen, daß jener darüber fast ganz aus dem Auge gelassen ist. Es ist wohl mehr als einmal der Fall gewesen, daß Wirthe, welche auf Futter einen hohen Werth legten, und den Bau desselben auf dem Acker auf das Eifrigste betrieben, zugleich ihre Wiesen vernachlässigten, und so auf der andern Seite weggaben, was sie auf der einen mit Mühe erstrebten. Es ist aber die Rasenbildung ein so großer

Vorzug, den die nördlichen Klimate vor den heißen voraus haben, daß wir wohl Ursache haben, dahin zu streben, diesen natürlichen Vorzug auch auf das Beste zu nutzen. Wenn dagegen einige Wirthe jetzt alle ihre Aufmerksamkeit bloß auf die Wiesen wenden, ihnen allen Dünger zuführen und ihn dem Acker entziehen, so ist dies wieder von der andern Seite Uebertreibung.

Das Ueberfahren der Wiesen ist gewiß die wohlfeilste Verbesserungsart derselben, und bei weitem nicht so mißlich und kostbar, als das Aufbrechen und Düngen derselben. Ich will besonders die Herren Schönleutner und Dr. Schweizer, welche sich mit Verbesserungen ähnlicher Wiesen befaßt haben, hiedurch darauf aufmerksam gemacht und es ihnen zu Versuchen empfohlen haben, die sie gewiß nicht gereuen werden.

Die Kosten sind keineswegs unerschwinglich und sie tragen sich bald ab. Das Befahren mit Erde selbst kommt mir, da ich auf die Geviertruthe sechszehn Handkarrenladungen bringen ließ, und da demnach auf den Morgen von 120 Quadratruthen davon ungefähr zwei Tausend fallen, der Morgen nur $3\frac{1}{3}$ Thaler zu stehen. Das Streuen der Haufen habe ich theils im Tagelohn, theils durch Ackerwerkzeuge beschaffen lassen, ich bin daher nicht im Stande, genau anzugeben, was es mich wirklich gekostet

hat. Für das Streuen von Erde und Moder, wenn es im Verdunge geschieht, habe ich hier gewöhnlich drei Schilling für hundert einspännige Karren bezahlt. Wollte ich nun jene auch halb so hoch rechnen, so würde es doch nicht mehr als dreißig Schilling auf den Morgen bringen, zusammen also beinahe vier Thaler. Die Kosten der Saat des Gemengfutters sind wohl nicht füglich dieser Melioration, als solcher zur Last zu rechnen, weil es diese Auslage ebenfalls erfordert, wenn man es auf dem Acker bat. Sie sind vielmehr dem gebauten Wickheu selbst anzurechnen, das sie durch den Mehrertrag leicht ersetzt. Dabei darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß dagegen auch so gebautes Wickfutter keine Ackerungskosten und bloß Eineggen zu seiner Bestellung fordert.

Die Kosten des Ebnens und Abgrabens der Wiesen sind ihrer Beschaffenheit und den Umständen nach so verschieden, daß sich nichts Allgemeines darüber festsetzen läßt. Sie können in einigen Fällen vielleicht viel weniger als einen Thaler auf den Morgen betragen, in andern aber nicht mit zwei oder drei zu bestreiten seyn. Ist aber eine Wiese in dem Zustande, daß sie so viel Arbeit erheischt, so ist zu schließen, daß sie über Gebühr vernachlässigt war und einen Theil dieser Kosten fordere, um sie in den Stand zu bringen, den man von einer Wiese

als solcher zu fordern berechtigt ist. Die Kosten können dann nicht angesehn werden, als wenn sie bloß dieser Verbesserung wegen angelegt wurden.

Die Ausgabe für unterzusäenden Klee- und Grassaamen ist noch hierherzurechnen, sie ist aber im Ganzen auch nicht sehr beträchtlich. Wo man Grassämereien, wie das hier der Fall ist, im Großen kaufen kann, pflegen sie nicht theuer zu seyn. Von Timotheesaamen, welcher dies Jahr die 100 Pfund 9 Rthlr. kostete, sind einige Pfd. auf den Morgen hinlänglich. Es ist dieses dasjenige Gras, was zur Aussaat in solche Wiesen am Meisten empfohlen wird, und welches nach den Versicherungen derer, welche es dazu angewandt haben, viel und vortreffliches Heu giebt, welches von allen Viehar-ten gern gefressen wird. Weiche-, Trespe- und englischer Raigrassaamen ist ebenfalls zu haben, und diese werden nächstes Jahr billig im Preise seyn, da dessen viel gebaut ist. In Gegenden aber, wo Grassämereien noch keinen Handelsartikel ausmachen und wo sie nur im Kleinen bei Blumensaamenhändlern zu haben sind, die für den ökonomischen Gebrauch zu hohe Preise darauf setzen, wird man sich mit rothem Klee helfen müssen, um nur für das erste Jahr eine bestandene Wiese zu bekommen. Die allmählige Erzeugung eines Rasens für die folgenden Jahre darf man dann ganz ruhig dem Boden der Wiese selbst überlassen.

Merkwürdig ist es doch, wie man nun in diesem Falle aufs Neue verfährt, wie schwer es hält, daß landwirthschaftliche Verbesserungen und verbesserte Methoden sich weiter verbreiten, trotz dem, daß jetzt so viel über Landwirthschaft geschrieben und gelesen wird, und wie lange es oft dauert, ehe sie über den kleinen Fleck, wo sie zufällig zuerst entdeckt oder glücklich angewandt stnd, hinausgehen. Man sieht dieses an dem von Thaer hier aufgestellten Beispiele, und auch seine Mittheilung erregte vielleicht zufällig aus dem Grunde nicht die Sensation, die man davon hätte erwarten sollen, weil man durch die Wendung des Schlusses verleitet wurde, die Erfahrung mehr auf Ackerboden und nicht auf Wiesenboden zu beziehen. Ich gestehe, daß es mir selbst in jener Hinsicht nicht besser gegangen ist, und daß ich schon längst von der Ausführung dieser Art von Wiesenverbesserung gehört habe, es aber wenig beachtete, und daß sie erst später meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Man überzeugt sich von der Wichtigkeit einer Sache oft nicht eher, als bis man mit eignen Augen gesehen, oder einen Augenzeugen gesprochen hat.

Eine Bemerkung des unbekannten Verfassers des ersten angezogenen Aufsatzes, die nämlich, daß das auf einem gesäuerten Boden erbaute Futter vom Vieh ungern gefressen wird, verdient noch eine besondere Erwähnung, weil sie auf einer sehr richti-

gen Beobachtung beruht und uns in die Geheimnisse der Natur etwas näher eindringen läßt. Ich kann mir nicht versagen, eine hieher gehörende Erfahrung, die mir Gelegenheit gab ein Aehnliches zu beobachten, der Merkwürdigkeit wegen mitzutheilen.

Auf einem meiner, damals noch ungemergelten, Schläge wurde vor mehreren Jahren in der ersten Sommersaat nach dem Winterkorn ein gewundener Streifen von Feldweges Breite bemerkbar, auf dem sich das Korn durch dichteren Stand, wie durch fast einen halben Fuß höhern Wuchs vor dem übrigen auffallend auszeichnete. Es hatte den Anschein eines Eggenstrichs, und es brachte mich dies anfangs auf die Vermuthung, die Erscheinung möge wohl davon herrühren, daß die Eggen nach der Bestellung über den Acker gezogen wären, und dieses zufällig einen sehr günstigen Moment getroffen habe. Doch daß dies geschehen sey, wußte sich Keiner zu erinnern. Nach abgebrachtem Getreide zeigte sich dieser Strich noch auffallender in der Stoppel; er fiel schon von Ferne ins Auge, von wo aus er sich wie ein Weg darstellte. Das sonderbarste aber war, daß er das folgende Jahr in dem Hafer, womit dieser lehmige Acker zu Dreesch gelegt wurde, wieder auf gleiche Weise zum Vorschein kam. Bei näherem Nachforschen über die Ursache davon zeigte es sich dann, daß es genau der Weg war, der von einer verlassenen Mergelgrube zu einem Ackerstück führte,

welches vor Jahren bei einem ersten Versuch mit Mergel zugefahren war. Man hatte damals, noch unbekannt mit den Handgriffen eines fabrikmäßigen Betriebes dieser Operation, mit Wagen gemergelt. Während des Fahrens war der Mergel durch die undichten Flechten durchgekrümelt, und der Weg war auf diese Weise mitgemergelt worden. Das Auffallendste aber war, daß, als ich zufällig das Jahr darauf eine Woche nachdem das Vieh ausgetrieben, den Schlag von einer fernen Höhe überblickte, ich denselben Strich gewahrte, welcher sich als ein weißlicher Streif darstellte, der den grünen Dreesch durchzog. Bei näherer Untersuchung fand ich nun auf ihm der ganzen Länge nach den Boden bis auf die Wurzel kahl gefressen, während das Vieh dicht daran und auf den Strich abgeschnitten, den Klee hatte unangerührt stehen lassen. Nach einigen Tagen verlor sich die Erscheinung wieder, als nun auch der übrige Theil des Dreesches vom Vieh mehr niedergehalten wurde.

Wenn das Vieh an einer Stelle lieber frißt, als auf der andern, oder wenn es das Futter von einem Stück des Feldes dem von einem andern vorzieht, so ist man gewöhnlich sehr bereit, es daraus zu erklären, daß daselbst andere Gewächse, welche seinem Gaumen besser behagen, ihren Standort haben. Hier aber ist das Merkwürdige bei der Sache, daß es ein und dasselbe Gewächs war, nämlich ro-

ther Klee, welches das Vieh auf der gemergelten Stelle desselben Ackers vorzog und auf der ungemergelten verschmähte, wobei es doch immer noch räthselhaft bleibt, wodurch es so scharf zu unterscheiden weiß. Es ist also evident, daß die eigenthümliche Beschaffenheit des Bodens einen direkten Einfluß auf den Geschmack und die Güte der Gewächse hat, die er als Futter hervorbringt. Sogar in der Farbe zeigt sich ein Unterschied. Es ist eine bekannte Sache, daß das Stroh des auf aufgemergeltem Boden gewachsenen Getreides, besonders das der Gerste, sich durch eine hochgelbe Farbe auszeichnet, während das von ungemergeltem durch seine fast fieberhafte Blässe stark dagegen absticht. Bei dem Korne ist es ebenfalls, nur nicht in dem Grade, der Fall.

Erinnern muß ich noch, daß jener Boden, obgleich Höheboden säurehaltigen Humus hatte, wie es in ganz Mecklenburg — wovon ich schon in dem Jahrgange 1812 dieser Annalen, im ersten Hefte des 4ten Bandes S. 39 die Entdeckung mittheilte *) — gleich wie in Pommern nach Häse, und wahrscheinlich in ganz Deutschland und vielleicht allent-

---

*) Für Einige, die diese Eigenschaft des Bodens nicht darin haben entdecken können, die Bemerkung, daß es nothwendig ist, bei Untersuchungen auf Säure, das Lackmuspapier in unmittelbare, längere Berüh-

halben der Fall ist, wo kein Kalk in der Ackerkrume enthalten, wenigstens in nördlichen Gegenden. Ich höre zufällig, daß man jetzt auch entdeckt hat, daß der keinesweges an Nässe leidende Mögliner Boden ungemergelt nicht säurefrei ist.

Die Anwendung, die von jener Erfahrung zu machen ist, möchte wohl die seyn: daß man sich hüten soll, über die Vorzüglichkeit mancher Gewächsarten nicht zu früh abzusprechen, und daß es nothwendig ist, sie zuvor nach ihrem verschiedenen Standorte genauer zu prüfen, ehe man es sich anmaßt, über ihren Werth entscheiden zu wollen. Viele widersprechende Behauptungen aber möchten in dieser Wahrnehmung ihren Schlüssel finden. Es kann leicht seyn, daß wenn man die Untersuchungen aus diesem Gesichtspunkte anstellt, das Urtheil über manche Pflanze ganz anders ausfallen wird, als das aus einseitigen Beobachtungen abgezogene, was bisher unsere Meinung leitete. So erweiset sich, um hier ein Beispiel anzuführen, das Thimotheegras, trotz des darüber gesprochenen Verdammungsurtheils, das es für hart erklärt, als ein ganz vortreffliches

---

rung mit dem Erdbrei zu bringen. Die Säure haftet zu fest am Humus und theilt sich dem darüberstehenden Wasser nicht mit, ist hier also auch nicht zu verspüren. d. V.

Gras zur Ansaat der Dreesche, besonders für Schaafe, und ich empfehle es dazu sehr. Es wird von ihnen sehr geliebt und deswegen kurz gehalten. Sie ziehen es dem englischen Raigrase vor, wie man daran sehen kann, daß es von ihnen viel stärker benagt wird, als dieses.

XV.

Versuch einer geologischen Begründung des Acker- und Forstwesens *).

Vom

Herrn Professor und Hofrath Hausmann
zu Göttingen.

(Aus dem Lateinischen übersetzt vom Prof. Körte.)

„Nicht jeder Boden vermag Jegliches zu tragen," sagt Virgil **), eine Wahrheit, die sich bei dem

*) Diese Abhandlung wurde am 28sten Mai 1818 in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen von dem Herrn Verfasser — einem der größten Mineralogen Deutschlands — vorgelesen, und uns vor nicht langer Zeit von demselben mitgetheilt, mit der Erlaubniß, solche für die Annalen zu übersetzen. Es verdient diese Abhandlung um so mehr einen Platz in den Annalen der Landwirthschaft, da es die erste Arbeit dieser Art ist, welche, wenn die darin aufgeregten Ideen und Ansichten von wissenschaftlichen Landwirthen und den Geologen aufgefaßt werden, für die Landwirthschaftswissenschaft sehr ersprießlich werden kann. d. R.

**) Landbau. II. 150.

ersten Blicke in dem Acker- und Walbau überhaupt bestätigt. Wenn es nun, wie der Dichter erinnert, unsere erste Sorge seyn muß, zu erforschen, welcher Boden einer Pflanzenart zusagt und welcher nicht *), so müssen wir vor allen Dingen die physischen Bedingungen aufsuchen, die auf die Vegetation vom höchsten Einflusse sind.

Unsere Culturpflanzen sind ohne Ausnahme unserem Ackerboden gleichsam gehörig worden. Mit den Wurzeln, durch welche sie ihre Hauptnahrung aufnehmen, dringen sie in die Erde, die ihnen theils zur festen Basis dient, theils auch es ihnen möglich macht, ihre Nahrungsmittel sowohl zu bereiten als aufzubewahren. — Mit dem den Wurzeln entgegengesetzten Theile erheben sie sich in die Atmosphäre, welche nicht nur zum Pflanzenleben selbst nothwendig ist, sondern auch den Vegetabilien des Lichts erwärmende und belebende Strahlen gewährt. Hieraus erhellt, wie wichtig die verschiedene Beschaffenheit des Bodens und der Atmosphäre für das Gedeihen unserer Culturpflanzen seyn muß.

Der Fruchtboden der Erde bildet die äußerste Schicht der starren Masse, aber er umgürtet sie nicht ununterbrochen, sondern wird theils durch Wasser, theils durch ewigen Schnee und ewiges Eis, theils durch die Abgründe der Gebirge unterbrochen. Wo

---

*) Virgil Landbau. I. 53.

aber Ackerboden ist, da bildet er das trennende Glied zwischen dem Luftmeere und dem Gestein, und ist das poröse Mittel, vermöge dessen sowohl die wäßrigen als die elastischen (ätherischen) Theile der Atmosphäre bald mehr baid weniger auf die Oberfläche des Gesteins zu wirken vermögen. Sehr selten liegen Schichten von Fruchterde unter Schichten anderer dichter Stoffe; wo sie aber also gefunden werden, sind die bedeckenden Schichten vulkanischen Ursprungs. Vorzüglich merkwürdig ist in dieser Beziehung die Insel Bourbon, auf welcher große von Pflanzen, ja selbst von Wäldern bedeckte Strecken durch Schlackenströme verwüstet und verschüttet worden sind *).

Der Fruchtboden hängt, sowohl hinsichtlich seiner Lage als auch in Rücksicht seiner Bestandtheile, von der Beschaffenheit der Gesteinarten ab, welche die Rinde der festen Masse der Erde bilden. Die Oberfläche der Gesteine bildet die Basis des Fruchtbodens, und durch die äußere Form der erstern wird vorzüglich die Form und Schichtung des letztern bestimmt. Der Fruchtboden ist, im Vergleich mit der Gesteinart, aus welcher die Rinde der dichten Masse der Erde besteht, stets secundairer Formation, denn

---

*) Reise in die vier vorzüglichsten Inseln der Meere von Afrika. Von Hrn. Bory de St. Vincent. Th. II. pag. 274. 288. 394.

die primitiven Bestandtheile desselben sind meist nur aus den, durch Verwitterung veränderten Theilen des Gesteins entstanden. Auch übt die äußere Form der dichten Erdmasse einen mächtigen Einfluß auf die Thätigkeit der Atmosphäre, und sie bedingt in gewisser Rücksicht nicht selten die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse. — Aus allen diesem geht hervor, wie die feste Grundlage des Fruchtbodens auf verschiedene Weise den mächtigsten Einfluß auf unsere Culturpflanzen habe, woraus dann folgt, daß geologische Kenntnisse nothwendig sind zum gründlichen Studium der Wissenschaften, welche sich mit dem Leben und Erziehen jener Pflanzen beschäftigen.

Obgleich das wissenschaftliche Studium des Ackerbaues in unseren Zeiten große Fortschritte gemacht hat, so bieten doch die Beziehungen der Beschaffenheit der dichten Erdrinde auf die Bildung und Eigenthümlichkeit des Fruchtbodens den Nachforschungen noch ein weites unangebautes Feld dar. — Die Geologen haben bei ihren Forschungen die fruchttragende Erddecke bisher nur zu sehr vernachlässigt, und die, welche Ackerbau und Forstwesen wissenschaftlich bearbeiteten, haben gewöhnlich nur den für Vegetabilien geeigneten Boden einzig und allein, nicht aber auch das Fundament und die Entstehung desselben berücksichtigt. —

Den Weg zu bezeichnen, welchen wir, bei Untersuchung der Verhältnisse zwischen der dichten Erd-

rinde

rinde und dem Fruchtboden, einschlagen müssen, ist der Hauptzweck dieses Versuchs.

§. 1.

Nackte Felsen sind zum Anbau der Pflanzen nicht geeignet. Lichenen, die ihre Hauptnahrung aus der Atmosphäre hernehmen, bedecken nur die Felsen; Laubmoose, welche das zu ihrem Leben nothwendige Wasser aus den Ritzen der Felsen absorbiren; Gräser, deren Wurzeln in den Spalten der Felsen die zu ihrer Existenz hinreichenden Erdtheilchen aufsuchen; Bäume und Sträucher verschiedener Art, treiben hier und dort, gleich starken stetig wirkenden lebendigen Keilen ihre Wurzeln in die weicheren Stellen der Felsen, und suchen sich so einen festen Stand, und Schutz gegen den schädlichen Einfluß der Atmosphäre. Unfruchtbar ist also die Oberfläche unseres Erdballs, wo dem nackten Felsen die Decke vegetabilischer Erde (der Humus) mangelt. Weder lachende Wiesen, noch üppige Saaten, noch dichte Waldungen erblickt man an ihren Abhängen oder auf ihren Ebenen. Nicht Acker-, nicht Waldbau, selbst nicht Viehzucht kann in durchaus felsigten Gegenden blühen, weshalb auch steile Berge sich dem Ackerbau weigern. — In hügeligen und ebenen Gegenden, sind die nackten Felsen weit seltener als das ungünstige Verhältniß der lockern Erde, die Ursach der Unfruchtbarkeit. Man findet auch felsige, nicht sehr hohe, von aller fruchtbaren Erde entblößte Ge-

genden, deren Unfruchtbarkeit aber vorzüglich dem vulkanischen Ursprunge zuzuschreiben ist. Island z. B. giebt in dieser Beziehung merkwürdige Beispiele. In manchen Theilen von Schweden, z. B. Westgothland, vorzüglich in Bahusian, habe ich viele hügelige Gegenden gefunden, in welchen man bedeutend ausgedehnte Gneis- und Granitfelsen sieht, ohne alle Vegetation, Lichenen ausgenommen. In denselben Provinzen habe ich Wiesen und Saatfelder gefunden, die an verschiedenen Stellen durch Felsen unterbrochen wurden, welche kaum über die Ackeroberfläche hervorragten, wodurch ihr Werth bedeutend verringert, die Bearbeitung hingegen bedeutend erschwert wurde.

§. 2.

Da das nackte Gestein der Vegetation so nachtheilig ist, so muß auch die Entfernung, in welcher die Felsen unter dem Ackerboden streichen, von der größesten Wichtigkeit seyn. In den Ebenen des nördlichen Deutschlands z. B. ist die Tiefe, in welcher man auf den Felsgrund stößt, so groß, daß man bis jetzt auf keine Weise solchen finden konnte, da hingegen in anderen Gegenden, vorzüglich bergigten, die Pflanzenwurzeln nicht selten die Oberfläche des Felsgrundes erreichen. Zwischen diesen beiden Extremen giebt es aber unzählige Modifikationen. — Der Einfluß, welchen die Tiefe, in welcher, von der Oberfläche des Ackerbodens an gerech-

net, der Felsgrund vorkommt, kann sowohl direkt als indirekt, und nicht nur in Beziehung auf die Gesteinart, aus welcher die Felsen bestehen, sondern auch in Beziehung auf die verschiedenen Pflanzenarten mannigfaltig modificirt seyn.

§. 3.

Der direkte Einfluß, welchen die dichte Rinde unseres Erdballs auf die Cultur der Pflanzen hat, ist darin begründet, daß sie die Ausbreitung der Wurzeln hindert, und das Volumen der, den Pflanzen zu ihrer Erhaltung nothwendigen, Fruchterde vermindert. — Da die Länge und Richtung der Pflanzenwurzeln höchst verschieden ist, so muß auch jener direkte Einfluß auf dieselben verschieden, und das flächere Streichen der Felsen unter dem Fruchtboden überhaupt um so weniger schädlich seyn, als weniger lang die Wurzeln sind, und als weniger senkrecht sie in den Boden eindringen. Hieraus erhellt, daß die kleinen und zarten Grasarten und Futterkräuter in sehr flachen Boden gedeihen können, in welchem unsere größeren Getreidearten und Futterkräuter mit tiefgehenden Wurzeln nicht wachsen, daß Sträucher und Bäume mit langen Pfahlwurzeln da absterben, wo andere Bäume mit mehr horizontalgehenden Wurzeln fröhlich vegetiren. Beobachtungen in der Land- und Forstwirthschaft bestätigen das Gesagte.

Gebirgigte Gegenden von solcher Höhe, daß in

ihnen, rücksichtlich des Klima's, gar wohl Getreide wachsen konnte, sind doch zum Anbau desselben, wegen der geringen Tiefe des Fruchtbodens, nicht geeignet, und sie tragen nichts als Gräser und Futterkräuter, unter welchen aber, auch in dieser Beziehung, ein mächtiger Unterschied statt findet. Der weiße Bergklee (Trifolium montanum L.) z. B. gedeihet auf felsigen Höhen, auf welchen unser Wiesenklee (Trifolium pratense L.) nicht fortkommt. Die Esparsette (Hedysarum Onobrychier L.) gedeihet vortrefflich an den sonnigen Abhängen unserer Kalkberge, wo die Luzerne (Medicago sativa L.) nur kümmerlich wächst. Die Erfahrungen, welche man über den Anbau des letztgenannten vortrefflichen Futterkrautes in einigen unserer gebirgigten, vorzüglich aus Kalkstein bestehenden Gegenden gemacht hat, sind wenig erfreulich, indem solchen zufolge die Pflanzen nach wenigen Jahren schon wieder absterben, wogegen sie auf ihnen günstigen Stellen, auf welchen ihre sehr langen Wurzeln einen tiefen lockern Ackerboden finden, eine lange Reihe von Jahren hindurch zu dauern pflegen.

Die geringe Tiefe des Fruchtbodens über dem Gesteine scheint auch die vorzüglichste Ursache zu seyn, warum die Rothbuche (Fagus sylvatica L.) in unseren Kalkgebirgen besser wächst als die Eiche, wohingegen letztere auf Bergen, in welchen der Sandstein vorherrscht, wie in unserem Sollinger- und

Reichards-Walde, auf dem linken Weserufer, wo tiefe Schichten lockerer Erde vorkommen, ihre geeigneten Stellen findet. Etwas ähnliches scheint die Ursache zu seyn, daß die Rothbuche in unseren felsigten Gegenden, z. B. auf dem Harze, an bedeutend hohen Stellen, vorzüglich an den gegen Mittag gelegenen Thalwänden wächst, während die Eiche dort gar nicht vorkommt, die ich doch in den mittleren Provinzen von Schweden und Norwegen gefunden habe, wo hinwieder die Buche sich nur in den südlichen Gegenden findet. Die Weißtanne (Pinus picea L.) und die Föhre (Pinus sylvestris L.) wächst gleichfalls aus Mangel an Erde nicht auf dem Harze, während die Rothtanne (Pinus Abies L.) mit ihren horizontalgehenden Wurzeln in der wenigen Erde, welche den grauen schiefrigen Felsen bedeckt, fröhlich vegetirt, obgleich hier ihr hoher Stamm nicht hinlänglich gegen die Sturmwinde geschützt ist. In einigen Gegenden des Thüringerwaldes, so wie im Schwarzwalde, wo in der Regel eine tiefere Erdschicht ist als auf dem Harze, gedeihet die Weißtanne (Pinus picea L.) vortrefflich. Die Föhre (Pinus sylvestris L.), die in passendem tiefen Boden eine beträchtliche Höhe erreicht, ist auf felsigten Bergen, wo die Wurzeln auf das Gestein treffen, klein, unförmlich, verliert den Charakter des Baumes und nimmt den des Strauches an. Sie treibt hier statt des Stammes mehrere, ja sogar oft krie-

chende Aeste. In mehreren Alpengegenden, so wie auf dem Harze, unweit dem Eisenwerke, das Elend genannt, habe ich dieselbe Abnormität gefunden.

§. 4.

Die verschiedene Beschaffenheit des Gesteins, vorzüglich dessen eigenthümliche Struktur und Festigkeit, ist also nach obigem sehr wichtig, denn das Gestein muß den Pflanzenwurzeln in einem um so größeren Grade schädlich seyn, je dichter dessen Struktur und je härter es ist. So z. B. können die Wurzeln in Schieferfelsen viel leichter eindringen als in Felsen von körnigten krystallisirten Gesteinarten. Der reine Quarz widersteht den Wurzeln am mehrsten, viel weniger der Sandstein. Der Kalkstein ist, wegen seiner wenigen Spalten, der Vegetation viel ungünstiger als der Mergel, dessen Masse in allen Richtungen zerrissen zu seyn pflegt.

§. 5.

Auch die Richtung und Neigung der Schichten ist in dieser Beziehung zu berücksichtigen. — Je mehr die Hauptspaltungen der Schichten, durch ihre Richtungen und Neigungen, dem Wurzelgange der Pflanzen entsprechen, um so weniger wird auch der Felsen der Vegetation hinderlich seyn; daher sind die wagerechten Schichten des Gesteins viel weniger günstig als die senkrechten. Bei einer Neigung der Schichten, welche zwischen der horizontalen und der senkrechten ein gewisses Mittel hält, ist die Seite,

welche den Wurzeln der Pflanzen die größte Oberfläche der Schichten entgegenstellt, der Vegetation ungünstiger, als die, auf welcher die Hauptspaltungen der Schichten befindlich sind. Thatsachen dieser Art, von welchen wir noch mehr an einem andern Orte sagen werden, lassen sich oft in Gebirgen, auf den beiden Hauptneigungen derselben, beobachten, wo der Stand der Pflanzen, vorzüglich der Waldungen, auf dem einen Abhange besser ist als auf dem andern.

§. 6.

Auch indirekt kann die Oberfläche der starren Erdrinde auf den Pflanzenbau einwirken. —

Vor allen andern verdient hier die verschiedene Neigung derselben beachtet zu werden, denn von dieser hängt es vorzüglich ab, ob die lockere Erde hinsichtlich der Quantität beständig oder unbeständig ist, und durch sie wird daher auch die Möglichkeit des Pflanzenbaues bedingt.

Die horizontale Lage der Oberfläche des Gesteins ist der dauernd-gleichen Quantität der fruchtbaren Erde auf ihr vorzüglich günstig; je größer der Neigungswinkel des Gesteins, um so größer die Gefahr des Verlustes der lockeren Erde. In sehr geneigter Ebene, in welcher der Schwerpunkt nicht gehörig unterstützt ist, kann schon dieses allein den Verlust der tragbaren Erde zur Folge haben; in weniger geneigten Ebenen führt das Wasser diesen Verlust herbei, und zwar um so mehr, je größer der

Neigungswinkel, oder was gleichviel ist, je abhängiger die Ebene ist. In beiden Fällen kann jedoch die Beschaffenheit der Erde die Nachtheile der Verminderung derselben modificiren, denn nicht nur ihre Festigkeit ist verschieden, sondern auch ihr Widerstand gegen das Wasser, welcher durch die Größe der Massentheile, durch Form, Cohäsion und Adhäsion an das Gestein begründet wird. So wird z. B. Sand leichter hinweggespült als Mergel, und dieser leichter als Thon.

Wie aber auch die Beschaffenheit der Erde seyn mag, so ist schon eine kleine Neigung hinreichend, um die lockere Erde von den Felsen hinwegzuspülen. Die Neigung der mit Erde und Pflanzen bedeckten Bergabhänge ist in der That viel geringer, als wir sie gewöhnlich nach dem Augenmaaße zu beurtheilen pflegen. Der berühmte Humbold hat uns in dieser Hinsicht Beobachtungen mitgetheilt *). Nach seinen Messungen scheint uns ein Abhang von 15 Graden schon sehr abschüssig, und ein solcher von 37 Graden schon so steil, daß wenn er mit dichten Rasen bewachsen wäre, er kaum erstiegen werden könnte. Ich selbst habe in der Schweiz mehrere Untersuchungen dieser Art angestellt und gefunden, daß die Neigung der Alpenwiesen selten einen Winkel von

---

*) Reise in die Aequatorialgegenden des neuen Continents. I. 224.

10 oder 15 Graden übersteigen, und daß eine Neigung von 20 Graden schon zu abschüssig sey. Bei einer Neigung von 40 Graden habe ich zwar oft noch beraste Felsen gesehen, allein unter einer größeren Neigung pflegen dieselben von Erde und Pflanzen vollkommen entblößt zu seyn. Auf dem Oberharze ist die gewöhnliche Neigung der Bergabhänge 25 Grad, und sie pflegt nicht 35 Grad zu übersteigen, unter welcher Neigung noch Buchen und Rothtannen wachsen. Die steilsten Abhänge, an welchen man noch Wiesen findet, hat eine Neigung von 30 Grad.

Die Wurzeln der Pflanzen, besonders die der Gräser, Sträucher und Bäume, tragen zum Schutze der lockern Erde auf den Felsenabhängen sehr viel bei. Man verhüte daher, daß die mit Rasen und Waldungen bewachsenen Bergabhänge, behufs des Ackerbaues, urbar gemacht, d. h. die Rasen abgeschält und die Waldungen ausgerodet werden. In Norwegen, bei Röraas, habe ich Berge gesehen, welche ehemals mit Waldungen besetzt waren, jetzt aber ohne die geringste Vegetation sind, weil keine Pflanze, des Mangels an Erde wegen, mehr Wurzel schlagen kann. Dieselbe traurige Erfahrung habe ich in mehreren Alpengegenden gemacht, wo breite Bergrücken, sonst mit Waldungen besetzt, jetzt, wegen der länger statt gehabten unregelmäßigen Nutzung der Waldungen, die nackten Felsen zur Schau

tragen. In gebirgigten sehr abhängigen Gegenden ist aus dieser Ursach Viehzucht und Waldbau, dem Getreidebaue vorzuziehen. Vor nicht vielen Jahren sahe ich, nicht ohne Besorgniß, daß auf dem Harze, bei Andreasberg, der Ackerbau den schönen Rasen zu verdrängen drohete, welches Unternehmen aber, der obwaltenden Gefahr und Arbeit wegen, sehr bald wieder von den Bewohnern jener Gebirgsstadt eingestellt wurde. — Wie in Frankreich die größte Neigung der Landstraßen durch ein Gesetz bestimmt worden ist, daß sie den Winkel von 4 Graden 46 Minuten nicht übersteigen darf, so würde in manchen Gebirgsgegenden eine gesetzliche Bestimmung der größten Neigung, welche die zum Ackerbau bestimmten Bergabhänge haben dürften, gewiß zweckmäßig seyn.

§. 7.

Die Neigung der Oberfläche unsers dichten Erdkörpers ist nach der Eigenthümlichkeit der Gebirgsart höchst verschieden, die eine neigt sich mehr zur Bildung der Felsen, die andere mehr zur Bildung sanft steigender Anhöhen. So bildet z. B. der Quarz und der Porphyr in der Regel Felsen ohne alle Vegetation, dahingegen Granit-, Schiefer- und Sand-Gebirge sich in der Regel zum Acker- und Waldbau eignen. Im nördlichen Theile des Harzes sind die Quarzfelsen ohne Vegetation, die Schieferberge dagegen mit Waldung bewachsen. In den fruchtbarsten Gegenden des mittäglichen Nor-

wegens sind auf Kalk und Schiefer Porphyrberge mit hohen und schroffen Felswänden gelagert. Im südlichen Tyrol machen die unfruchtbaren Porphyrberge gegen die benachbarten, mit Weinreben-, Wallnuß- und Kastanienbäumen besetzten Kalkberge einen seltsamen Contrast *).

§. 8.

Die Oberfläche der festen Erdrinde hat auch in sofern indirekten Einfluß auf den Anbau der Pflanzen, daß das der lockern Erde aus der Atmosphäre zugetheilte Wasser ihr vom Gestein entweder aufbewahrt oder entzogen wird. Die verschiedenen Gesteinarten verhalten sich in dieser Beziehung, theils ihren Bestandtheilen, theils ihrer Struktur nach sehr verschieden. — Die Massentheile der Felsen leiten das Wasser auf verschiedene Weise herbei und in verschiedenen Graden; denn es wird von ihnen nicht nur mit verschiedener Schnelligkeit angezogen, sondern auch in verschiedener Quantität eingesogen. Der letztere Unterschied ist in den verschiedenen Bestandtheilen, vorzüglich aber in der Porosität, der erstere hingegen mehr in der Anhäufung des Gesteins begründet. Diejenigen Gesteinarten, deren Hauptbestandtheil die Kieselerde ist, ziehen das Wasser weniger an, die hingegen, in denen der Thon vor-

*) v. Buch geognostische Beobachtungen auf Reisen durch Deutschland und Italien. I. pag. 260. 262.

herrscht, am stärksten, und die, in welchen die Kalkerde prädominirt, scheinen hier das Mittel zwischen jenen beiden zu halten; die dichten kernigten, krystallisirten Gesteinarten wiederum in geringerem Grade und weniger schnell, als die schieferartigen und zusammengebacknen; die verwitterten mehr als die in ihrer Integrität noch bestehenden. Dieses verschiedene Verhalten ist schon durch die Versuche des berühmten Johann Leslie bestätigt worden *).

Die Beschaffenheit der Felsen wirkt, in Rücksicht der Anziehung des Wassers, sehr verschieden auf die Feuchtigkeit der lockeren Erde ein, denn bald kann durch die Attraktion des Wassers dieser die Feuchtigkeit genommen, bald gegeben werden. Ein Theil der Feuchtigkeit, welche der lockern Erde aus der Atmosphäre zugeführt wird, geht in die Masse des Gesteins über, wird aber durch den, welcher wieder verdunstet, ersetzt. Letzteres ist die Ursache, warum die Fruchterde, welche auf Felsen gelagert ist, deren Gesteinart das Wasser im geringen Grade anziehet, leichter austrocknet, als die, deren Unterlage das Wasser in bedeutendem Grade aufnimmt und anhält.

§. 9.

Es ist wahrscheinlich, daß auch die Struktur der Felsen einen bedeutenden und nicht weniger ver-

*) Gilberts Annalen der Physik XII. pag. 114.

schiedenen Einfluß auf die Feuchtigkeit der sie bedekkenden Erde habe. Harte Gesteinarten, welche nicht viel senkrechte und tief eindringende Spaltungen haben, bewahren der auf sie gelagerten Erde das Wasser; säulenförmige, schieferartige, mit nicht horizontale Schichtung, oder auch mit senkrechten Spaltungen versehene Felsen hingegen führen das Wasser, aus der über ihnen liegenden Erde, an tiefer gelegene Orte, an welchen es oft unter der Gestalt von Quellen wieder erscheint. Hieraus ist zum Theil die große Verschiedenheit zu erklären, welche hinsichtlich der Feuchtigkeit der über dem harten Granit, und der über dem vielfach gespaltenen Kalkstein, gelagerten Erde statt findet. Auf den Granitgebirgen kommen nicht selten Seen vor, wohingegen den Kalkgebirgen in der Regel eine große Trockenheit eigen ist; die Ursach davon muß man zum Theil in dem vorhin Angeführten suchen. Columella bemerkt schon, daß Gesteinarten, welche Kieselerde enthalten, der auf ihnen gelagerten Erde die Feuchtigkeit erhalten *), welche Bemerkung Palladius wiederholt **). Auf dem das Wasser nicht haltenden Quarz findet man nicht selten, wie auf dem Granit, Seen, wovon man auf dem Bruchberge und Acker im Harze, so wie auch in Skandinaviens hohen bergigten Flächen,

*) Von der Landwirthschaft. Buch III. Kapitel XI. 8.
**) Von der Landwirthschaft. Buch II. Tit. XIII. 3.

Kölen genannt, Beispiele sehen kann. — Der Porphyr hingegen, mit seinen abgesonderten Stükken, so wie der säulenförmige Basalt, lassen das atmosphärische Wasser hindurch, und in letzteren senkt es sich durch die senkrechten Spaltungen bis auf eine das Wasser nicht durchlassende Schicht, wo es alsdann an Stellen, wo der Basalt Risse und Spaltungen hat, als Quelle wieder zu Tage kommt.

§. 10.

Das Vermögen der verschiedenen Gesteinarten, der auf sie gelagerten Erde die Feuchtigkeit zu erhalten oder zu mindern, wirkt nach der Beschaffenheit der Erde, nach deren Bestandtheilen und Tiefe, sehr verschieden auf die Vegetation ein. Vorzüglich ist die wasserhaltende Kraft der Gesteinarten da zu berücksichtigen, wo die Fruchterde größtentheils aus Sand besteht, durch welchen das Wasser hindurchsiekert, wenn es nicht durch undurchlassende Erdschichten oder dichte Felsen zurückgehalten wird. Die Ursach von der Unfruchtbarkeit der Sandebenen im nördlichen Deutschlande, so wie der Sandwüsten von Afrika, liegt nicht allein im Sande, sondern vorzüglich darin, daß die das Wasser zurückhaltende Schicht zu tief unter dem Ackerboden gelagert ist. Derselbe Sand, auf Felsen gelagert, die aus dichten Sandsteinmassen bestehen, ist weit weniger unfruchtbar als in jenen Ebenen, denn jene Massen

lassen das Wasser nicht hindurch. Es ist durch Versuche hinlänglich bewiesen, daß die Pflanzen in vollkommen reinen Sande wachsen, wenn ihnen nur das nothwendige Wasser gereicht wird.

Ganz entgegengesetzt ist der Einfluß der dem Wasser widerstehenden Gesteinarten auf die, die Feuchtigkeit zurückhaltenden Bodenarten, wie z. B. den Thonboden. Hier nimmt die Feuchtigkeit des Bodens überhand, und in diesem Falle kann eine das Wasser ableitende Unterlage von großem Nutzen seyn.

§. 11.

Die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Gesteinarten können auch hinsichtlich des Wärmeleitungsvermögens einen indirekten Einfluß auf die Vegetation unserer Culturpflanzen haben. Die Wärme, welche der Erde entweder durch die Sonnenstrahlen zugeführt, oder die durch chemische Prozesse in ihr selbst erzeugt wird, dringt bis zur felsigen Unterlage, und wird von dieser bald mehr bald weniger, bald in längerer bald in kürzerer Zeit abgeleitet. Schon Columella hat beobachtet, daß oberhalb liegendes Gestein sowohl Weinstöcke als Bäume gefährdet, während sie durch Gestein im Grunde an Kälte leiden *). Die der Erde mitgetheilte Wärme

*) Columella Buch von den Bäumen Kap. III. 7. — Dessen Buch von der Landwirthschaft III. Kap. XI. 8. — Palladius Buch II. 13.

hält um so kürzere Zeit an, als ein um so besserer Wärmeleiter die felsigte Unterlage ist. Die dichten krystallinischen Gesteinarten haben wahrscheinlich ein größeres Wärmeleitungsvermögen als die mehr lokkern, die Kieselerdehaltigen ein größeres als die, welche Thon und Kalkerde zu ihren Bestandtheilen haben. Der Einfluß eines felsigten Untergrundes muß daher in dieser Beziehung um so größer seyn, um so flacher der Ackerboden ist; aus diesem Grunde ist daher der Erfolg, welchen das Wärmeleitungsvermögen auf die Vegetation hat, da vorzüglich auffallend, wo die Wurzeln der Pflanzen auf die Gesteinmasse stoßen, wie dieses z. B. nicht selten in Weinbergen der Fall ist. Der Weinstock gedeihet oft an Bergabhängen vortrefflich, an welchen er zwischen Steingerölle und Felsentrümmern seine Wurzeln schlägt. Die Erfahrung lehrt, daß die Eigenthümlichkeit der Gesteinart, aus welcher der Weinberg bestehet, auf die Qualität des Weines Einfluß hat. Albert der Große bemerkt schon, daß der Weinstock in einem Boden, der mit Stücken schwarzen Dachschiefers gemengt sey, vortrefflich gedeihe *); der berühmte Humbold hat beobachtet, daß der Weinstock, welcher an den Bergen des Rheinthals, die aus schwarzen

*) Von den Pflanzen. Buch VII. Kap. IV. Alberts des Großen Werk (Leyden 1651) V. Th. pag. 506.

zen Thonschiefer bestehen, wächst, den vortrefflichsten Wein giebt *). Auch am Vorgebirge der guten Hoffnung wächst und gedeihet, nach den mir von meinem Freund Hesse gemachten Mittheilungen, der Wein auf einem Boden vortrefflich, der aus Thonschiefer entstanden, und mit Stücken von demselben gemengt ist. Es ist wahrscheinlich, daß der Schiefer, vermöge seines schlechten Wärmeleitungsvermögens und seiner dunkeln Farbe, durch welche der Lichtstoff der Sonnenstrahlen eingesogen, der Wärmestoff aber frei gemacht wird, die freie Wärme im Boden bedeutend vermehret.

§. 12.

Bisher haben wir nur von dem nächsten Einfluß der Gesteine auf unsere Culturpflanzen gesprochen, aber es ist nicht zu läugnen, daß ihr entfernterer, in sofern die tragbare Erde aus ihnen entsteht, und die Eigenthümlichkeit derselben größtentheils von ihnen abhängt, noch bei weitem wichtiger ist. Die die Oberfläche unserer Erdrinde bildenden Gesteinarten geben die Hauptbestandtheile unsers tragbaren Bodens her. Obgleich auch andere aus dem Thier- und Pflanzenreiche herrührende Stoffe zur Ernährung der Pflanzen nothwendig sind, so können dieselben doch der ursprünglich anorganischen

*) Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein 1790 pag. 81.

Bestandtheile nicht entbehren, indem diese, theils zu der Befestigung der Wurzeln, theils zur Aufnahme und Aufbewahrung, ja selbst zur Bearbeitung der Pflanzennahrungsmittel nothwendig sind. Nach genauen Beobachtungen können gewisse anorganische Stoffe auf die Zersetzung thierischer und vegetabilischer Substanzen einwirken. Diese Wirkung ist aber, nach der Masse und nach der verschiedenen chemischen Beschaffenheit der anorganischen Stoffe, sehr verschieden, wovon nun eben die Eigenthümlichkeit der Gesteinart, aus welcher der Boden entstand, die letzte Ursache ist.

§. 13.

Nach der Art, wie die ackerbare Erde entstanden ist, müssen wir zwei Gattungen derselben unterscheiden: denn entweder ist sie nah an dem Orte, wo sie aus der unter ihr liegenden Gesteinart gebildet wurde, oder sie ist an den Ort, wo sie sich jetzt befindet, durch gewisse Kräfte, vorzüglich durch das Wasser, hingeführt. Zu der ersten Gattung gehört größtentheils die Erde, welche in gebirgigten Gegenden die Gipfel und Abhänge der Berge bedeckt; zu der andern die Erde, welche in den Thälern vorkommt, so wie der größte Theil derjenigen, welche man in hügeligen ebenen Gegenden findet. Die an ihrem Entstehungsorte befindliche tragbare Erde pflegt, hinsichtlich der Mächtigkeit, von der hinweggefürten dergestalt übertroffen zu werden, daß man bei ihr sehr

oft die, die Grundlage bildende Gesteinart nicht mehr zu erreichen vermag. Die ackerbare Erde der ersten Gattung, ist hinsichtlich ihrer nächsten Bestandtheile, der Gesteinart aus welcher sie entstanden ist, bald mehr bald weniger ähnlich; die Bestandtheile der letztern Gattung aber sind, ob sie gleich anfänglich mit einander verbunden waren, durch die Kräfte, durch welche sie fortgerissen wurden, auf mannigfache Weise getrennt und zerstreuet.

Die Quantität und Qualität der aus der Zerstörung der Gesteinarten direkt entstandenen ackerbaren Erde, hängt vorzüglich von der Natur der Gesteinart ab. Die eigenthümlichen Bestandtheile der letztern bestimmen die Qualität; der größere oder geringere Widerstand aber, welchen die Gesteinart der zerstörenden Kraft entgegenstellte, die Quantität.

§. 14.

Die Zerstörung der Felsen und ihre Umwandlung in lockere ackerbare Erde geschiehet theils auf mechanischen, theils auf chemischen Wege. Die vorzüglichsten mechanisch wirkenden Kräfte sind:

1) die Schwere der abgesonderten Theile;
2) das Wasser, nicht allein in seinem tropfbarflüssigen, beweglichen Zustande, sondern auch, und vorzüglich, in dem des Eises;
3) die Wurzeln der Pflanzen, und vorzüglich die der Bäume.

Diese Kräfte pflegen nicht einzeln, sondern bald

mehr bald weniger vereinigt zu wirken, und vermögen so eine fast unglaubliche Wirkung hervorzubringen. „Siehst Du nicht," möcht' ich mit Lukrez *) ausrufen, „daß die Zeit auch Steine besieget?

Thürme stürzen dahin, der erhabene Felsen verwittert;
— — — — — — — — — —
Felsen reißen sich los, und stürzen von Höhen der Berge,
Unvermögend die Last des drückenden Alters zu tragen,
Welches sein Ziel erreicht."

(nach v. Knebel.)

Die Lösung der Felsen beginnt da, wo ihre Theile am wenigsten innig verbunden sind. Die deutliche Absonderung der Theile, durch die ungleiche Attraktion, mit welcher sich die heterogenen Massentheile anziehen, hervorgebracht, zeichnen den Kräften, welche der Cohäsion widerstreiten, den Weg vor. So ist in der Bildung der Felsen selbst der erste Hebel zu ihrer Zerstörung gegeben.

Das durch die Haarröhrchenkraft in die kleinsten Ritzen der Felsen eingedrungene Wasser wird beim Gefrieren ausgedehnt, öffnet Spalten und vernichtet die Cohäsion der Massentheile. Einen ähnlichen Effekt bringen die Wurzeln der Bäume, nach Art der Keile, auf eine bewunderungswürdige Weise hervor, welches Annäus Seneka, in seinen Betrachtungen über die Natur **), vortrefflich darge-

*) Von der Natur der Dinge. V. v. 307—315.
**) Lib. II. Cap. 6.

stellt hat. „Betrachten wir, sagt er, die unglaublich große Gewalt, welche die kleinsten Saamenkörner im Verborgenen ausüben; ihrer Zartheit ungeachtet können sie kaum ein Plätzchen in den Steinfugen finden, und wachsen dennoch dergestalt an, daß sie die größten Steinmassen sprengen, Klippen und Felsen die zartesten und dünnsten Wurzeln." — Die durch jene Kräfte abgelösten Theile der Felsen werden durch die Fluth des Wassers, und durch Hülfe der Winde in höher gelegene Gegenden zerstreut, und mehr oder weniger verbreitet. An den Felsen und Klippen, welche auf diese Weise durch Trennung größerer Felsmassen entstanden, verlieren oft die getrennten Stücke ihre Festigkeit und stürzen herab, welches Seneka an einem andern Orte *) vortrefflich beschreibt. „Es ist nicht sowohl anzunehmen," sagt er, „daß Felsen durch ihr eigenes Gewicht losgerissen werden, als daß, wenn Flüsse über sie hinströmen, die beständige Feuchtigkeit den Zusammenhang des Steines schwächt, ihn täglich mehr trennt, und gleichsam die Haut, welche ihn zusammenhielt, zernagt. Endlich wird das Gestein durch diese, Jahrtausende hindurch beständige Ablösung so geschwächt, daß es nicht mehr vermag die Last zusammenzuhalten. Dann stürzen Steinmassen von ungeheurem Ge-

*) Betrachtungen über die Natur (Natur. quaest.) Lib. VI. Cap. 22.

wichte; daher der herabgetrümmerte Felsen, denn was ihn bisher stützte, vermag nicht länger als Stütze zu bestehen."

Bei gewissen Steinarten, besonders bei den thonigten, ist die Cohäsion so geringe, und ihre Porosität so bedeutend, daß selbst ihre kleinsten Theile Wasser einsaugen und durch dasselbe nach und nach erweicht werden, wodurch auch das Gefrieren des Wassers sehr befördert wird. Diese mechanische Umwandlung erleiden verschiedene Varietäten unseres gemeinen Thones, der Thonschiefer und andere bekannte Fossilien.

§. 15.

Mechanische und chemische Kräfte wirken bei Zerstörung des Gesteins in der Regel gemeinschaftlich. Was die mechanischen Kräfte angefangen haben, beendigen nicht selten die chemischen. Jene den Aggregatzustand der Gesteinarten ändernden Kräfte vermögen dieselben, ihrer verschiedenen Natur nach, nur in Massentheile von gewisser Größe zu zerlegen, diese hingegen verändern die Substanz, heben die Verbindung der kleinsten Theile der Gesteinarten auf und vernichten ihre ursprüngliche Form. Die der chemischen Auflösung vorhergehende mechanische Verkleinerung befördert die erste auf eine bedeutende Weise. Letztere wirkt allgemein, denn alle Gesteinarten sind ihr unterworfen, der erstern aber, der chemischen Kraft, unterliegen nur gewisse Gesteinar-

ten, und von diesen selbst nicht alle, sondern nur einige Bestandtheile.

Die Verwandlung der Gesteine auf chemischen Wege wird vorzüglich durch das Oxygen der atmosphärischen Luft und des Wassers herbeigeführt. Aber ich bin auch überzeugt, daß gewisse Cryptogamen, mit welchen in der Regel die Felsen überzogen sind, die Lichenen nämlich, zu der Zerstörung der Felsen das ihrige beitragen.

§. 16.

Das Oxygen der Luft und des Wassers wirkt vorzüglich auf diejenigen Bestandtheile des Gesteins, welche mit denselben die größte chemische Verwandtschaft haben, wie z. B. auf die Eisen- und Schwefelverbindungen in den Kiesen, auf das oxydulirte Eisen, oxydulirte Mangan, wenn diese mit Erdarten oder mit Kohlensäure verbunden sind, oder Kohle und Bitumen enthalten. Die in den verschiedenen Gesteinen vorkommenden Kiese, in welchen durch die chemische Auflösung das Eisen in Eisen-Oxyd-Hydrat umgewandelt wird, zerstören bisweilen die festesten und dichtesten Massen vollkommen, z. B. den Grünstein, was anderen als chemischen Kräften nicht wohl zu bewirken möglich wäre. In gewissen andern Gesteinen, welche auch leicht durch mechanische Kräfte zerstört werden, z. B. dem Thonschiefer, wird die Lösung der Theile durch Zersetzung der Kiese sehr beschleunigt. Das oxydulirte Eisen des Feld-

spathes pflegt bei dessen Zerstörung in Eisen-Hydrat oder Ocker verwandelt zu werden. Das kohlensaure Eisen, wie die kohlensaure Bittererde, welche bisweilen in Gesteinarten, z. B. dem Kalke gefunden wird, verliert durch die Oxydation der Basis die Kohlensäure. Kohle und Bitumen, welches in mehreren Gesteinarten, wie z. B. in den Kalk und Thon haltenden bisweilen vorkommt, verschwindet unter dem Zutritte der Luft, wodurch das Mineral seine vorher dunkle Farbe verliert und locker wird.

Auf die Zerstörung mancher Steinarten wirkt auch das Wasser chemisch ein, denn es löset theils als reines Wasser, theils als mit Kohlensäure verbunden die Bestandtheile auf, wie dieses vorzüglich beim Gypse und Kalke der Fall ist.

An einigen Fossilien, wie z. B. am Feldspathe, wird, wenn sie mit der Luft und dem Wasser in Berührung kommen, sehr oft eine Auflösung der Bestandtheile beobachtet, deren nächste Ursache man bis jetzt noch nicht erforscht hat. Die Masse wird gelöst, die blättrige Struktur nimmt eine erdige Beschaffenheit an, das im Feldspathe enthaltene Kali wird vom Wasser hinweggenommen, und es entsteht dasjenige Fossil, welches die Chinesen Kaolin nennen und welches zu der Fabrikation des Porzellans ganz vorzüglich geeignet ist. In manchen Gegenden kommt Granit und Gneiß vor, dessen Feldspath auf diese Weise, durch die ganze Masse, so weit man sie

beobachten kann, zersetzt ist, was hinsichtlich der Bildung der tragbaren Erde von der größten Wichtigkeit ist.

§. 17.

Die lichenartigen Gewächse, welche die Felsen bedecken und hier, wo keine andere vollkommnere Pflanzenbildung zu wachsen vermag, am besten gedeihen, scheinen bald direkt bald indirekt auf die Zerstörung der Felsen chemisch einzuwirken. Das Wasser aus der Luft absorbirend und nach Art der Schwämme dasselbe aufbewahrend, verursachen sie eine beständige Nässe auf den Felsen, wodurch sie indirekt zu der Zerstörung des Gesteins nicht wenig beitragen. Es giebt aber auch gewisse cryptogamische Gewächse, welche gewisse Bestandtheile des Gesteins, auf welchem sie vegetiren, aufzehren, wodurch sie die Oberfläche desselben angreifen und die Cohäsion der Massentheile vernichten, was man vorzüglich an einigen auf Kalksteinen vegetirenden Cryptogamen beobachten kann. Auf diese Weise bereitet die eine Pflanze der andern den Standort; Pflanzen auf der niedern Stufe der Ausbildung eröffnen denen der höheren Stufe die Bahn zum Leben.

§. 18.

Dieses vorausgeschickt, wollen wir nun die verschiedenen Gesteinarten, in Beziehung auf die Bildung des Fruchtbodens, in solcher Ordnung durchgehen, daß wir mit denen anfangen, welche der Zer-

störung am meisten widerstehen, und von diesen zu denen übergehen, welche bei der Bildung der Fruchterde von größerer Bedeutung sind.

In die erste Klasse gehören diejenigen, deren Hauptmassen keine Zerstörung auf chemischen Wege erleiden, und deren Theile eine so große Cohäsion gegen einander haben, daß die mechanischen Kräfte die natürlichen Risse nur erweitern und dadurch die Felsen in Stücken trennen können. Zu dieser Klasse gehören die schlackigen Laven, der reine und dichte Quarz, der Kieselschiefer und der Quarzporphyr. In Bergen, welche aus diesen Gesteinarten bestehen, findet man sehr wenige, ja oft gar keine Fruchterde. Sie pflegen unfruchtbare Steinrücken und Klippen zu haben, an deren Füßen man eine sehr große Masse von scharfen Steinfragmenten findet, deren scharfe Kanten und Ecken der Zeit seit vielen Jahren trotzten. Auf den Gipfeln solcher Berge findet man außer Laubmoosen, welche oft die Zwischenräume der Steinfragmente bedecken, selten einige Gräser, oder einzeln stehende Bäume und Sträucher. Die vulkanischen schlackigen Produkte aller Gesteinarten widerstehen der Verwitterung und Umwandlung in Erde, am meisten. Ihr schwarzer Strom, von unglaublicher Unfruchtbarkeit, erstreckt sich von der Höhe der Gebirge bis zu dem Fuß derselben, und kaum finden Laubmoose das zu ihrem Wachsthume nothwendige Wasser in den Rissen.

§. 19.

In die zweite Klasse gehört der dichte Kalkstein, welcher zu der auf der Oberfläche der Erde am meisten verbreiteten Gesteinart zu zählen ist. Seine Bestandtheile werden weder vom Wasser, noch von der atmospärischen Luft angegriffen, aber da seine Theile weniger Cohäsion haben und in einem bedeutenderen Grade von einander getrennt sind, als jene Gesteinarten der ersten Klasse, so werden sie auch leichter von mechanischen Kräften getrennt und gelöst. In Gegenden, deren Unterlage Kalk ist, kommt nur eine flache Schicht Erde und viel Steingerölle vor. Da die Erde, welche aus der Verwitterung des Kalksteins entstanden ist, viel Kalk enthält, so kann sie weder der Vegetation überhaupt, noch dem größten Theile unserer Culturpflanzen günstig seyn. Boden dieser Art ist sehr hitzig und steinig; es läßt sich daraus erklären, warum Gegenden, wo der reine kohlensaure Kalk vorherrscht, sehr oft unfruchtbar sind. Ganz anders ist dieses aber, wo der Kalkstein thonigte Bestandtheile enthält; aus solchen kann ein sehr fruchtbarer Boden entstehen; eben so wenn mit Lagen von reinem kohlensauern Kalkstein, Lagen von andern Gesteinarten wechseln, welches auf die Erzeugung des Fruchtbodens von großer Wichtigkeit ist.

Kohlensäure enthaltendes Wasser löst, wenn es durch Kalkgebirge fließt, den Kalk auf, und setzt an

andern Orten das Aufgelöste wieder ab, wodurch die Auflösung des Kalksteins und die Bildung der lokkern Erde beschleunigt wird.

§. 20.

In die dritte Klasse gehört die Kreide und der Gyps, welche hinsichtlich der chemischen Zersetzung sich eben so verhalten, wie der dichte Kalkstein, von den mechanischen Kräften aber in einem viel bedeutendern Grade zerstört werden. Auch löst das Wasser einige Theile des Gypses auf, welches zu dessen Zerstörung beiträgt. Ein Boden aus diesen beiden Gesteinarten entstanden, ist, was die Haupteigenschaften betrifft, dem aus Kalkstein entstandenen Boden ähnlich, daher auch die Unfruchtbarkeit erklärt werden kann, wie z. B. dieses in einigen aus Gyps bestehenden Gebirgszügen des nördlichen Deutschlands, und in den Kreidegegenden von Frankreich der Fall ist. Die Fruchtbarkeit einiger Gegenden, in welchen Kreide die Basis bildet (wie z. B. auf der Insel Rügen und Mön), ist den mit Kreide abwechselnden Thon- und Mergelschichten zuzuschreiben, so wie der größern atmosphärischen Feuchtigkeit, welche die Trockenheit und Wärme mildert.

§. 21.

In die vierte Klasse setze ich diejenigen Gesteinarten, welche aus heterogenen Bestandtheilen chemisch zusammengesetzt sind, die dem Aeußeren nach

dicht zu seyn scheinen, die sich aber dennoch ihren Spaltungen nach theilen, ob sie gleich den mechanischen Kräften widerstehen. Nach und nach werden sie durch die chemischen Kräfte zersetzt, und die daraus entstehende Erde ist aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt und fruchtbar. Zu dieser Klasse gehört der Basalt und alle mit ihm zunächst verwandte Gesteinarten.

§. 22.

In die fünfte Klasse gehören die zusammengesetzten Gesteinarten, welche hinsichtlich der Struktur schiefrig oder krystallinisch-körnigt sind. Die Adhäsion der heterogenen Theile ist in ihnen geringer als ihre Cohäsion, daher sie durch die Verwitterung in kleine Theilganze zertheilt werden, welches für die Bildung des Ackerbodens sehr wichtig ist. Der in diesen Gesteinarten vorkommende Feldspath ist seiner leichten chemischen Auflösung wegen, nicht nur hinsichtlich der Quantität, sondern auch hinsichtlich der Fruchtbarkeit des Ackerbodens höchst wichtig. Dahingegen Quarz, Glimmer und Hornblende, die der chemischen Auflösung lange widerstehen, dadurch nützlich werden, daß sie den aus Thon und Feldspath entstandenen Boden locker machen.

Unter allen krystallinischen Gesteinarten giebt der Granit und Gneiß die größte Menge und fruchtbarste Erde, denn die verschiedenen Bestandtheile dieser Gesteinarten sind in einem passenden

Verhältniß zusammengesetzt, ihr Zusammenhang hinlänglich locker und zur Aufbewahrung der nothwendigen Feuchtigkeit geeignet. Der aus Granit entstandene Boden ist der Vegetation weniger günstig, wenn der Quarz in demselben vorherrscht, wenn das Wasser nicht ablaufen kann und Sümpfe erzeugt, in welchen nur wenige nützliche Pflanzen gedeihen. Beispiele hiervon findet man auf dem Harze. An solchen Orten wird leicht Torf erzeugt, der zwar von großen Nutzen, aber doch nicht dem, welchen der Wald- und Ackerbau gewährt, gleichzustellen ist. Nach dem Granite folgt, in Beziehung auf die Bildung des Ackerbodens, der Syenit und die sehr häufig vorkommende Hornblende. Die letzte Stelle in dieser Klasse gehört dem Grünsteine, welcher sowohl der mechanischen als chemischen Zersetzung gleich mächtig widerstehet. Unter den krystallinisch-schiefrigen Gesteinarten steht der Glimmerschiefer dem Gneiße am nächsten, welcher aber, des Mangels an Feldspath wegen, einen weniger fruchtbaren Boden bildet.

§. 23.

In die sechste Klasse stelle ich die schiefrigen, entweder einfachen oder chemisch zusammengesetzten Gesteinarten, welche der chemischen Zerstörung nicht leicht unterliegen, zuerst ihren natürlichen Rissen nach spalten, und dann in eine Erdmasse, welche mit Wasser einen Brei bildet, mecha-

nisch gelöst werden. Diese Erscheinung kann man vorzüglich an dem Thonschiefer beobachten, welcher auf die Bildung des Ackerbodens einen wesentlichen Einfluß hat und den sogenannten Thonboden zu bilden pflegt.

§. 24.

In der siebenten Klasse stehen die conglutinirten Gesteinarten, auf welche die chemischen Kräfte wenig oder gar nicht einwirken, die aber durch die mechanischen Kräfte sehr leicht zerstört werden, und dann in Gerölle, Grand oder Erde übergehen. Zu dieser Klasse gehört die Grauwacke, das Rothe-Tod-Liegende, vor allen aber die verschiedenen Sandsteinarten.

Diese Gesteinarten sind sowohl hinsichtlich ihrer leichtern oder schwerern Zersetzung, als auch in Hinsicht auf die Eigenthümlichkeiten der aus ihnen entstandenen Ackererde höchst verschieden, welche Eigenthümlichkeiten vorzüglich von der Art des Bindungsmittels (caementi) und von seinem Verhältnisse zu den verbundenen Theilen (ad partes caementatos) abhängt. Die Zerstörung dieser Gesteinart pflegt um so leichter von statten zu gehen, je größer die Masse des Bindungsmittels, um so weniger dasselbe mit den übrigen Theilen verbunden ist, und um so mehr die conglutinirte Steinart von der Natur der krystallinischen abweicht. Aus diesem Grunde wird z. B. die Grauwacke viel schwerer in tragbare

Erde verwandelt, als die gewöhnlichen Varietäten des Sandsteins.

Durch die Zersetzung der Grauwacke wird ein lockerer und fruchtbarer Boden gebildet, in sofern die quarzigen und thonigten Theile in einem zweckmäßigen Verhältnisse zu einander stehen; dahingegen geht aus dem Rothen-Tod-Liegenden ein Boden hervor, der im Uebermaaße eisenschüssigen Thon hat und in der Regel sehr zähe und kalt ist, wie dieses in mehreren Gegenden am Fuße des Harzes und des Thüringerwaldes der Fall ist. Durch die Zersetzung des Sandsteins wird ein sehr verschiedenartiger Boden erzeugt. Der bunte Sandstein, dem Mergel als Bindungsmittel dient, giebt nicht selten einen sehr fruchtbaren Boden, dahingegen der Quadersandstein, in der Regel, einen sandigen heißen Boden giebt. Hiervon kann man sich überzeugen, wenn man z. B. die Gegend an der Weser und Fulde, wo der bunte Sandstein vorkommt, mit der um Blankenburg am Harze und einigen Gegenden von Westphalen, wo der Quadersandstein vorkommt, vergleicht.

§. 25.

In die achte Klasse setze ich alle die einfachen, oder auch chemisch zusammengesetzten Gesteinarten, welche von Natur so locker sind, oder deren Theile unter sich so gesondert sind, daß sie leicht in Erde übergehen und zum Theil schon durch das

Was-

Wasser mechanisch zersetzt werden. Hierher gehören die verschiedenen Varietäten des Mergels, der Schieferthon, der Basalttuff und der vulkanische Tuff. Diese Gesteinarten, welche in mehreren Gegenden sehr ausgebreitet sind, haben auf die Bildung der ackerbaren Erde einen sehr großen Einfluß, obgleich der aus ihnen entstandene Boden, ihrer Natur nach, von sehr verschiedener Beschaffenheit ist. Der Schieferthon giebt den Thonboden. Der Boden, welcher durch die Zersetzung des Mergels entstanden ist, hat in dem Verhältnisse weniger Thon, in welchem derselbe von dem Kalk- und Sandgehalte des Mergels übertroffen wird. Der Basalttuff, so wie der vulkanische, pflegen einen gemengten und sehr fruchtbaren Boden zu geben.

§. 26.

Auf die große Verschiedenheit des, durch die Zersetzung der Gesteinarten zunächst gebildeten, Ackerbodens haben die höchst verschiedenen Verhältnisse, welche in der Schichtung und Lagerung der Gesteinarten statt finden, sehr großen Einfluß. Diese Verschiedenheit des Ackerbodens würde nicht so groß seyn, wenn die Gesteinarten älterer und neuerer Formation horizontal geschichtet in einer gewissen Ordnung vorkämen. In diesem Falle würde die äußerste Schicht ein und ebenderselben Gesteinart bei noch so großer Ausdehnung sich gleich bleiben. Da aber die Schichten der verschiedenen Gesteinarten, sowohl hin-

sichtlich der Form, als der Ausdehnung und ihrer Neigungswinkel so höchst verschieden gefunden werden, daß, wenn man auch eine bestimmte Ordnung in der Aufeinanderfolge ihrer Bildung bemerkt, dennoch die verschiedensten Gesteinarten in verschiedenen Höhen an die Oberfläche kommen, so ist es klar, daß der aus der Zersetzung der Gesteinarten zunächst erzeugte ackerbare Boden, an nicht weit von einander entfernten Orten von sehr verschiedener Art seyn kann. Von der Art, wie die Richtung und Lage der Schichten auf den Ackerboden einwirken, kann man sich deutlich überzeugen, wenn man die Gegenden, in welchen eine gewisse Gesteinart mit horizontaler Schichtung unter dem Ackerboden liegt, mit andern Gegenden vergleicht, in welchen der Ackerboden verschiedene, mehr oder weniger gegen den Horizont geneigte Schichten zur Grundlage hat. In jenen Gegenden ist in der Regel der Ackerboden nicht sehr verschieden, dahingegen er in diesen von der verschiedensten Art vorkommt. Die große Mannigfaltigkeit des Ackerbodens in Deutschland, so wie in England, kann zum Theil dadurch erklärt werden, daß in der Regel die Natur und Lage der Schichten in diesen Ländern sehr abwechseln, dagegen die gleiche Bodenart, welche z. B. in einem großen Theile von Südrußland vorkommt, ohne allen Zweifel ihr Daseyn den überall und auf gleiche Weise unter dem Boden liegenden Kalkschichten zu danken

hat. In den Bergen unsers Sollingers, in welchen außer dem bunten Sandstein fast keine Steinart vorkommt, wird der Boden wenig verschieden gefunden, dahingegen auf den Bergen, welche sich längs der Leine aus der hiesigen Gegend bis in die Provinz Kahlenberg hinziehen, und in Kahlenberg und Hildesheim selbst, in welchen, so wie in den erstgenannten Gegenden, Kalkstein, Sandstein und Mergelschiefer höchst mannigfaltig abwechseln, ist die Beschaffenheit des Ackerbodens außerordentlich verschieden.

§. 27.

Die Natur der Hauptmasse der Schichten hat auf die Qualität des Fruchtbodens den entschiedensten Einfluß. In einem Boden, welchem Sandstein unterliegt, kann man diese Gesteinart auf ähnliche Weise wieder erkennen, wie in einem Boden, dessen Grundlage Mergel ist, die Eigenthümlichkeit des Mergels wieder zum Vorschein kommt. Allein Ausnahmen von dieser Regel sind nicht selten, nämlich da, wo die Hauptmasse des der Zerstörung kräftig widerstreitenden Gesteins Schichten eines leicht in Erde zu verwandelnden Minerals hat. So ist es mit dem Muschelkalkstein, dessen Berge nicht selten mit Thon bedeckt sind, welcher aber nicht durch die Zerstörung des Hauptgesteins, sondern durch die Zersetzung der mit derselben abwechselnden Schichten von Schieferthon und Thonmergel entstanden ist.

§. 28.

Bisher haben wir den Boden betrachtet, wie er an dem Orte selbst vorkommt, wo er aus dem unter ihm liegenden Gestein entstand. Jetzt wollen wir aber auch die Verhältnisse betrachten, welche zwischen der festen Erdrinde und dem von seinem Entstehungsorte fortgeführten ackerbaren Boden statt finden. Die Eigenthümlichkeit und Natur der Gesteinarten hat auf dem von seinem Erzeugungsorte durch verschiedene Kräfte mehr oder weniger fortgeführten und in verschiedene Formen und Zusammensetzungen niedergelegten secundairen Boden nur einen entferntern Einfluß. Dennoch kann aber nicht selten leicht und bestimmt nachgewiesen werden, daß sie bei der verschiedenen Bildung und Vertheilung des fortgeführten Ackerbodens wirkend gewesen sind und von ihnen der Stoff gegeben worden ist. Untersuchungen in dieser Beziehung sind für den Ackerbau von großer Wichtigkeit, weil er vorzüglich auf Boden secundairer Formation angewiesen ist.

Die Verschiedenheit des secundairen Bodens hängt vorzüglich ab:

1) von der Natur der in den Gesteinarten vorhandenen Stoffe;
2) von der Art und Wirkung der bewegenden Kräfte;
3) von den Veränderungen, welche der secundaire Boden nach seiner Bildung erlitten hat.

§. 19.

Der Ursprung der Stoffe, durch welche der secundaire Boden gebildet wird, ist bereits gezeigt worden. Aus der Verschiedenheit derselben kann leicht dargethan werden, warum ein Boden, aus den Resten der uranfänglichen krystallisirten Gebirgsarten entstanden, anderer Art seyn muß, als ein Boden, dessen nähere Bestandtheile aus Sandstein oder Mergel hervorgegangen sind; warum der Boden, welcher von den Harzströmen in die Ebenen geflößt ward, anders ist als der, welcher von der Weser fortgeführt und abgelagert wurde; warum der Boden in den norddeutschen Ebenen von einer bei weiten andern Natur ist, als der, welcher in den Thälern an der Weichsel vorkommt.

§. 30.

Die vorzüglich thätigen Kräfte bei der Fortschaffung der Erdmassen sind:

1) die Schwere der abgesonderten Massen,
2) Eis,
3) Wasser.

Die Schwere trägt zur Wegführung der getrennten Massen von ihrer ursprünglichen Lagerstätte oft das Mehrste bei. Durch sie stürzen in gebirgigten Gegenden ungeheure Schuttkegel von den Füßen und Abhängen der Berge nach und nach in die Tiefen der Thäler. Diese Erscheinung kann man kaum anderswo so deutlich wahrnehmen als in den

Alpenthälern, in welchen bisweilen Berge mit Bäumen, Gesträuchen und Wiesen vorkommen, die offenbar aus solchen Schuttkegeln entstanden sind, und deren, von durchsikerndem Wasser, gelockerte Masse an tiefer gelegene Stellen nach und nach fortgeführt wird.

§. 31.

Das Eis wirkt mit einer Kraft, der nichts zu widerstehen vermag, auf die Fortschaffung der Steine und des Schuttes, welches am deutlichsten an den Gletschern zu beobachten ist, durch deren Fortwälzung nicht selten hohe Wälle von Steinen und Schutt zu entstehen pflegen. Auch bei unsern Bergströmen kann man im Winter beobachten, wie mit Hülfe des Eises gewaltige Steinmassen fortgeführt werden. Die oft unglaublich großen, in Deutschlands Ebenen und Dännemarks Inseln zerstreueten, den Ackerbau nicht selten hindernden Steinmassen, an deren Ursprung in Norden man nicht wohl zweifeln kann, sind aus Finnland, Norwegen und Schweden wahrscheinlich auf dieselbe Weise in jene Gegenden geführt, und zwar zu der Zeit, in welcher die Ebenen Norddeutschlands sowohl, als die übrigen am baltischen Meere gelegen noch unter Wasser standen.

§. 32.

Bei der Bildung des secundairen Bodens spielt das Wasser eine mächtige Rolle. Durch dasselbe

werden nicht nur sehr große Massen bedeutend weit fortgeführt, sondern es werden zugleich die Massentheile derselben zerrieben und untereinandergemengt. Diesen Operationen sind sowohl die mannigfaltigen Abgränzungen der verschiedenen Bodenarten hinsichtlich ihrer horizontalen Dimensionen, als auch die verschieden abwechselnden Schichten nach vertikaler Dimension zuzuschreiben.

Die Kraft, mit welcher das Wasser auf die Bildung des secundairen Bodens einwirkt, ist nicht allein höchst verschieden nach dem verschiedenen Gefälle des Wassers, welches ihm eine größere oder geringere Geschwindigkeit giebt, auch nicht nur nach der größern oder geringern Masse desselben, und dem verschiedenen hier und da vorkommenden Widerstande welchen es findet, sondern auch nach der verschiedenen Form, Größe und Schwere der wegzuführenden Körper. Die Operationen und Erscheinungen, welche bei der Bildung des secundairen Bodens im Großen Statt haben, finden im Kleinen bei dem Pochen und Waschen der Erze statt. Auf gleiche Weise wie bei diesen Arbeiten sich die gröbern Theile zuerst, hierauf die feinern sich lagern, und wie von diesen wieder die schwereren Erztheilchen sich schneller absetzen als die leichtern, eben so kommen in den an Gebirgen liegenden und mit aufgeschwemmter Erde bedeckten Gegenden, jenen zunächst, Steine und Steingerölle, dann Erde und Thon mit Sand ge-

mengt, und an den entfernteren Stellen reiner Sand mit Thonschichten vor.

§. 33.

Der durch das Wasser gebildete secundaire Boden erhält, nach der verschiedenen Art wie dasselbe eingewirkt hat, veränderte Gestalten, die man in vier Hauptunterabtheilungen bringen kann.

1) Der Thalboden, welcher durch Regen- und Schneewasser, auch durch Bäche, die von den Bergabhängen lockere Theile hinwegführen, angespült ist. Die Beschaffenheit dieses Bodens pflegt seinen nächsten Ursprung sehr deutlich zu zeigen. An den tiefsten Stellen des Thales ist seine Mächtigkeit am größten, welche nach dem Abhange des Berges zu, nach und nach abnimmt. Der äußern irregulairen Form desselben pflegt die Irregularität der verschiedenen Schichten zu entsprechen. Oft kommen in demselben Concavitäten vor, so daß die Oberfläche der verschiedenen Schichten, wenn man sie queerdurchschneidet, bald mehr bald weniger krumme Linien giebt.

2) Der Flußboden, d. h. der, welcher in den Flußbetten vorkommt. Dieser Boden ist durch die beständig fortwälzende und abspülende Gewalt der größern Flüsse entstanden. Zu ihm gehört:

a) der Boden, in welchem bald größere bald kleinere abgerundete Steine vorkommen, und

der durch die Gewalt der reißenden Bergströme in der Nähe der Gebirge entstanden ist;

b) die Erde in den Flußbetten, welche an den von dem Gebirge entfernten Orten abgesetzt ist.

Diese Bodenart hat im Verhältniß seiner Breite eine sehr große Länge. Die Oberfläche desselben ist meistens eben, seltner convex, so, daß er in der Mitte höher wäre, welches z. B. der Fall ist bei den vom Nile abgesetzten Boden, so wie bei dem, welcher von den Flüssen an den mittäglichen Bergen der Alpen und Appeninen erzeugt worden. Die verschiedenen Schichten dieses Bodens zeigen weder die große Irregularität des Thalbodens, noch die große Regularität des Sumpfbodens, die Qualität desselben ist aber sowohl der Längen- als Breitenausdehnung nach sehr verschieden.

3) Der Sumpfboden, dessen Masse sich aus dem stehenden Wasser abgelagert hat. Zu ihm ist der Boden derjenigen Thalgründe zu rechnen, in welchen sonst Seen befindlich waren, die entweder für sich bestanden, oder mit Flüssen in Verbindung waren. Die horizontalen Dimensionen sind sich bei diesem Boden ziemlich gleich; und wenn auch bisweilen die Länge die Breite übertrifft, so ist dieses doch nicht in dem Grade der Fall, wie es bei dem Fluß-

boden zu seyn pflegt. Die Oberfläche des Bodens ist in der Regel eben, die verschiedenen Schichten aber wechseln auf gleiche Weise wie bei dem Flußboden.

4) Der Meerboden, d. h. Boden welcher ehemals Meeresgrund war. Die Ausdehnung desselben, sowohl in horizontaler als vertikaler Richtung, ist außerordentlich groß. Seine Oberfläche ist mehr oder weniger wellenförmig, selten vollkommen eben. Die Massen sind sehr mächtig und die Zusammensetzung derselben sehr einfach. Zwar kommen auch verschiedene abwechselnde Schichten vor, deren Formen und Dimensionen aber bald mehr bald wenig irregulair zu seyn pflegen, und die auch nicht selten wellenförmig gebildet sind.

§. 34.

Der Boden wird, nachdem er gebildet ist, durch die Naturkräfte auf das mannigfaltigste verändert. Die atmosphärische Luft ändert ihn beständig, Flüsse, Fluthen und Winde wirken bald hier bald da auf ihn ein, und erneuern seine Form. Das Wasser führt ihm abgeschwemmte Theile zu. Die Bestandtheile der Erde selbst wirken chemisch auf einander ein, wodurch in ihr Zersetzungen verursacht und neue Mischungen gebildet werden; diese chemischen Veränderungen werden vorzüglich durch die Pflanzen und durch den Dünger befördert.

§. 35.

Aus allem, was bisher über das Verhältniß zwischen den Massen, aus welchen die dichte Erdrinde gebildet, und der Ackererde gesagt worden ist, geht offenbar hervor, daß jene auf die Bildung und Beschaffenheit dieser, und hierdurch auf die vollkommner gebildeten Pflanzen einen sehr wichtigen Einfluß haben, und daß, obgleich durch die Pflanzen selbst die Fruchtbarkeit des Bodens sehr erhöht wird, doch durch Zerstörung und Lösung der Felsen die erste Bedingung zum Leben der Pflanzen gegeben worden sey. Wenn diesem so ist, so hat die Beschaffenheit der dichten Erdrinde gewiß einen sehr ausgebreiteten und viel umfassenden Einfluß. Dem größten und bedeutendsten Theile der Pflanzen ist sie Standort, auf das Leben der Thiere, welche ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche nehmen, wirkt sie auf diese Weise mächtig ein, somit also auch auf des Menschen Leben und Thätigkeit. Glückliche Länder, deren Fels- und Gesteinarten neuen Ackerboden geben, welcher zu der Erhaltung und Ernährung nützlicher Pflanzen tief genug, gut gelegen und zweckmäßig gemischt ist, und der zu dem Anbau verschiedener Pflanzen die nothwendigen Modifikationen darbietet. Sey mir gegrüßt, Deutschland, so reich an Produktion wie trefflichen Männern. Mit Recht dürfen wir das Lob, welches vor Zeiten

Virgil seinem Italien spendete *), auf den vaterländischen Boden übertragen; denn wenn auch Deutschland weder Oliven noch Citronen besitzt, so hat es auch nicht die, die Luft verpestenden pontinischen Sümpfe, nicht den ewig Unglück drohenden Feuerschlund des Vesuvs. Die größte Mannigfaltigkeit der Massen, aus welchen die Erdrinde besteht, sowohl in Rücksicht auf die äußere Gestalt, als auch in Rücksicht auf die Verbindung der Bestandtheile viel größer, als in irgend einem andern bekannten Theile der Welt, begründet die größte Verschiedenheit des Fruchtbodens, so daß die Produkte verschiedener Klimate und Länder erzeugt werden können. Hier ernähren Hügel und Ebenen, welche tiefe Schichten der verschiedensten Bodenarten haben, fast alle Arten von Getreide und Futterkräutern, die prachtvolle Eiche und Buche, und mit ihnen noch eine große Menge anderer Laubholzarten. Hier geben die südlich gelegenen Thäler den trefflichsten Wein, hier die Gebirgszüge lachende Wiesen und hohe Roth- und Edeltannen, und selbst die Sandebenen tragen zur Mannigfaltigkeit der nützlichen Pflanzen bei; so gedeihet auf ihnen die den Bienen so beliebte Haide, so der Buchweitzen, so die Kiefer und Birke. Diese außerordentliche Mannigfaltigkeit muß auf den Zu-

*) Landbau II. v. 173 u. f.

stand des Acker- und Waldbaues in Deutschland den mächtigsten Einfluß haben. Kaum ist einem andern Welttheile diese Mannigfaltigkeit größer. Unter den entfernten Ursachen, welche auf Leben, Cultur und Glückseligkeit des Menschen thätig einwirken, ist die Beschaffenheit der dichten Erdrinde gewiß die wichtigste.

XVI.

Quartalsbericht vom 16ten October 1824.

Vom

Staatsrath Thaer.

Witterung hinsichtlich der Vegetation und Ernte.

Der Julius war, mit Unterbrechung von wenigen heiteren und sonnigen warmen Tagen, naß, trübe und kalt. Eintretende Sommerwärme dauerte nur kurze Zeit, zuweilen nur wenige Stunden. Die Feldfrüchte standen dabei üppig und stark, hatten aber doch ein gewisses bleiches Ansehen, und selbst der gelbstrohige Weitzen gab nicht den schönen, goldenen Blick. Jedoch reiften alle der Ernte entgegen und früher, als man nach dem kalten Sommer hätte erwarten sollen. Am 20sten Juli ward hier der erste Roggen gemäht.

Nach dem Anfange der Ernte dauerte die reg-

nigte Witterung, zwar nicht anhaltend aber schauerweise, dermaßen fort, daß sie wohl allenthalben die Erntearbeit vielfach störte, in einigen Gegenden — näher an den Seeküsten mehr als im höheren Deutschland — das Auswachsen des Getreides verursachte, und wohl oft eine zu nasse Einscheurung veranlaßte. Dies dauerte fort bis etwa zum 22sten August, mit Ausnahme weniger heiterer, zum Theil heißer Tage, doch war es in einigen Landstrichen ärger als in andern. Auffallend war es, daß bei dieser regnigten Witterung der Boden nie recht naß wurde, oder es wenigstens nicht lange blieb, die von stärkerem oder schwächerem Winde bewegte Luft zog die Feuchtigkeit gleich wieder an. Daher klagte man, bald nachdem die Witterung wieder trocken und dem späteren Theil der Ernte günstig geworden war, über Dürre. Auch nahmen die Gewässer keinesweges zu, sondern trockneten noch mehr aus, und Quellen, die sich bisher noch gehalten hatten, versiegten. Da nun fast der ganze September warme, heitere und trockne Witterung hatte, die nur am 8ten bis 10ten, und dann am 22sten hier durch mäßigen, dort durch stärkeren Regen unterbrochen wurde, so ward der Boden gewisser Art für die Bestellung fast zu hart, und anderer für das gleichmäßige Keimen der frühen Saat zu dürre, jedoch nicht in dem Maaße, daß man einen erheblichen Nachtheil davon besorgen

dürfte. Denn nachmals haben wir höchst fruchtbare Witterung bekommen, die bis auf den heutigen Tag anhält.

Die Ernte

in der Gesammtheit aller Körnerfrüchte ist nicht unter mittelmäßig, aber auch keineswegs so reich als manche glauben, und als sie sich wirklich in einzelnen Landstrichen, oder auf den Fluren einzelner Wirthschaften zeigt. Die Nachrichten und Meinungen sind darüber sehr verschieden. Einige Gegenden rühmen einen sehr reichen Einschnitt und beweisen es durch bedeutende Schober, die sie zum ersten Male oder in weit größerer Zahl als je vorher angelegt haben, besorgen aber einen im Verhältniß schwachen Ausdrusch, weil das Stroh sehr sperrig und die Garben leicht gewesen wären, und weil sie auf feuchteren und minder gut cultivirten Aeckern sehr viel Trespe hatten (ich habe sie nie so viel gesehen, wie in diesem Jahre in Berggegenden). Nach andern Nachrichten ist der Einschnitt schwächer als in mehreren vorhergehenden Jahren, und besonders um ein Viertheil geringer als im vorigen Jahre gewesen, verspricht aber nach seiner Schwere, auch bisher gemachtem Ausdrusch, reichliches Scheffeln. — Immer sind die Angaben und Meinungen in dieser Jahreszeit über den Ernte-Ertrag im Allgemeinen sehr trüglich, und wenn sie so widersprechend sind, wie

jetzt,

jetzt, kann man kein sicheres Resultat daraus ziehen. Denn wir sprechen hier, wie sich versteht, nicht von einzelnen Landstrichen, sondern in Bezug auf den allgemeinen europäischen Kornmarkt, und deshalb können wir diesmal noch nichts bestimmteres darüber sagen.

Nach vielfachen uns zugekommenen Nachrichten ist die Masse des durch Nässe bei der Ernte verdorbenen Getreides wirklich nicht unbedeutend in manchen der fruchtbarsten Gegenden. Es ist theils auf dem Felde ausgewachsen, und man hat hin und wieder das Princip befolgt, dies lieber geschehen zu lassen, als es feucht einzubringen, indem das Auswachsen, wenn nur endlich trocken eingescheuret oder eingeschobert werde, das Getreide zur Viehfütterung, wozu ein großer Theil ohnehin bestimmt sey, nicht verderbe. Andere aber haben bei den immer wiederkehren den Regenschauern, der vielfachen Arbeit und Kosten müde, sich beeilt, die halbtrocknen Garben einzuscheuren, und hier verspürt man entschiedenes Verderbniß ganzer Tasse, welches nun bei der anhaltend warmen Witterung um so ärger geworden ist. Der hierdurch bewirkte Ausfall an gutem, gesunden Korn schien einen merklichen Einfluß haben zu können.

Die Preise.

Im August hatte es völlig den Anschein, als ob unsere im vorigen Quartalsberichte geäußerte Hoffnung, auf einen sich wieder belebenden Kornhandel, bald in Erfüllung gehen werde. Aus Frankfurt am Main schrieb man unterm 17ten August folgendes.

„Nach den neuesten Nachrichten aus Holland eröffneten sich dort wieder einige erfreuliche Aussichten für unsern Agrikulturstand. Am Getreidemarkte, heißt es, zeige sich ein besserer Geist; die Lust zu kaufen wachse im Verhältnisse wie die Eigner sich zurückziehn. Die Londoner Briefe lauteten für alle Getreidesorten angenehmer; man klage daselbst jetzt über Regen, welcher hier für Weitzen und zum Theil auch für Roggen ziemlich bedenklich wird. Einzelne Bremer hätten in letzter Woche bedeutende Roggeneinkäufe auf Spekulation gemacht und sich aller wohlfeilen Parthien bemeistert. In Brabant habe die Meinung sich so plötzlich geändert, daß dieselben Getreidehändler, welche die Last Roggen zu 85 fl. verkauft hätten, solchen von der nämlichen Güte nunmehr zu 90 fl. aufkauften. Verhältnißmäßig hielten die Eigner von Weitzen die Preise noch höher, und wiewohl zur Versendung noch nichts gemacht worden, so hätten doch die einheimischen Consumenten nur wenig zu den alten Preisen kaufen können. Auch die Gerste sey angenehmer, rheinische Winter-

gerste werde zu 84 fl., ja selbst die schwere zu 90 fl. gehalten. In England hätten sich die Durchschnittspreise wieder merklich gehoben, und die schon mehrmals getäuschte Hoffnung auf mögliche Eröffnung seiner Häfen erwache auf's Neue. — Aber nicht blos in Holland, sondern in noch höherem Grade in den Rheingegenden sind die Getreidepreise gestiegen. Zu Mainz hat sich der Roggen von 2 fl. bis auf 3 fl. der schwere Malter von der vorjährigen Ernte gehoben; bei den übrigen Frchtgattungen war die Preisbesserung nicht so merklich. Allein eine besonders erfreuliche Erscheinung ist es, daß auch auf unserm Platze einige unternehmende Handelsleute bereits zu bedeutenden Fruchtkäufen in der umliegenden so getreidereichen Landschaft veranlaßt worden sind. Es berechtigt uns dies zu der Hoffnung, daß bald ein wohlthätiger Abfluß der ungeheuern Vorräthe, die seit mehreren Jahren her in denselben sich angehäuft haben, und zu deren Aufbewahrung bei der letzten Ernte die vorfindlichen Gebäude nicht mehr ausreichten, der Bedrängniß des Landmanns abhelfen dürfte, der, bei allem Ueberfluß des eigenen Erzeugnisses, an den sonstigen Bedürfnissen des Lebens so großen Mangel leidet, ja selbst nicht einmal die erforderlichen Geldmittel ferner aufzubringen vermag, um die von ihm zu leistenden Beiträge zur Bestreitung der Staatslasten baar zu entrichten. Zugleich glauben

wir aber jene Thatsache auch um deswillen nicht unbemerkt lassen zu dürfen, weil sie beweist, daß der Vorwurf der Einseitigkeit, den man in der letzten Periode von so vielen Seiten her gegen unsern Handelsstand erhoben hat, keinesweges gegründet ist, und daß, wenn die Spekulation, wie nicht in Abrede zu stellen, vornämlich die Börsengeschäfte und den Verkehr mit Staatspapieren seither im Auge hatte, das Motiv hierzu darin zu suchen ist, weil der Waaren- und Produktenhandel, unter den gegenwärtigen Conjunkturen, ihr kein Feld gewährte, auf welcher sie, mit einiger Hoffnung des Gelingens, ihre Zwecke hätte verfolgen könne. Sollten inzwischen jene Conjunkturen nur einige günstige Erfolge in weitere Aussicht stellen, so ist um so eher zu erwarten, daß der hellsehende Spekulant solche zu benutzen wissen wird, da er sich nicht verhehlen kann, daß die Staatseffekten nahe daran sind, den Hochpunkt ihres wahren Werthes erreicht zu haben. Hiermit müssen sich dann aber auch zugleich die Profitsätze, die er von dem Verkehr darin sich versprechen darf, dem Minimum des billigsten Gewinnstes einer jeden Capitalsanlage um so schneller nähern, weil der, durch den Betrieb jener Effekten von einer Hand zur andern, dem Einzelnen erwachsende Gewinn die Masse des reellen Nationalvermögens keineswegs vergrößert, sondern vielmehr, wie schon anderswo zur Ge-

nüge dargethan ist, die individuellen Gewinnste jenes Verkehrs lediglich auf Kosten des produktiven Wirthschaftscapitals errungen werde." (Beilage zur allgemeinen Zeitung Nr. 158.)

Hiermit stimmten um dieselbe Zeit alle auch hierher gelangte Handelsnachrichten überein, und es regte sich in den ostseeischen Häfen ein merklicher Verkehr. Hätte die nasse Witterung noch 10 bis 12 Tage angehalten, so wären die Preise gewiß zum Erstaunen in die Höhe gegangen. Auf dem Londoner Markte fielen und stiegen die Preise an jedem Markttage, mit jedem Anschein von besserem und schlechterem Wetter. Sehr viel Korn in England und in den Niederlanden stand auf dem Punkte total zu verderben. Aber die nun eintretende günstige Witterung mit der austrocknenden Luft rettete das meiste, und nun trat wieder ein bedeutendes Fallen der Preise ein. Jedoch wurden in England zu Ende Augusts die Häfen für den Hafer geöffnet, aber für die aus der Nordsee kommende Zufuhr nur auf 6 Wochen, für die aus der Ostsee auf 12 Wochen, jedoch mit der Auflage von 6 Sch. p. Quarter (ungefähr 9 ggr. für den Scheffel), wobei freilich noch ein bedeutender Gewinn zu machen wäre, wenn man den Preis von 27 Sch. p. Quarter als bestehend in England annehmen könnte. Aber nach den neuesten Nachrichten hat ihn die gedrängte Zufuhr des aus-

ländischen schon wieder sehr heruntergebracht, obwohl inländischer fast gar nicht zu Markte kommt.

Unter diesen Umständen sind nun die Preise im Lande nach der Ernte noch tiefer, und zum Theil so tief, wie sie seit hundert Jahren nie gestanden haben, gefallen. Freilich scheint dies natürlich zu seyn, wenn in einem Lande die Produktion die Consumption in einer Reihe auf einander folgender Jahre überwogen hat und Ausfuhr gar nicht statt fand. Wir haben aber früher, und in Zeiten und Gegenden, wo noch gar kein auswärtiger Kornhandel statt fand, auch wohl solche Jahre gehabt, ohne daß der Preis so tief in Verhältniß des Preises der Arbeit und anderer zum Landbau unentbehrlicher Dinge gefallen wäre. Hier kommt also noch etwas hinzu, und das ist die gänzlich fehlende Spekulation auf Kornhandel und auf Anschaffung von Vorräthen. Niemand kauft mehr Korn als aus der Hand in den Mund, und in solchem Falle muß der Preis jeder Waare tief unter ihren natürlichen Tauschwerth fallen, wenn in einer Zeit oder an einem Orte mehr davon vorhanden ist, als für den Augenblick gebraucht wird. Gesetzt es wäre eine so schlechte Ernte gewesen, daß vor der nächsten offenbar Mangel und Noth eintreten müßte, es wäre aber keiner, der für die Zukunft spekulirte, so würde selbst dann nicht eher eine Steigerung des Preises erfolgen, als bis

der Mangel handgreiflich würde und die auf die Märkte kommende Zufuhr auch für den Bedarf des Tages nicht mehr zureichte. Die vielen unglücklich ausgeschlagenen Spekulationen auf Kornhandel, indem die Preise, statt nach Wahrscheinlichkeit zu steigen, immer mehr fielen, haben wirklich von Unternehmungen in diesem Handelszweige so sehr abgeschreckt, daß es beinahe auf jenen Punkt gekommen ist, und es läßt sich nicht vorabsehen, wie sich die Lage der Dinge ändern werde, bevor nicht eine bedeutende und nachhaltende Nachfrage vom Auslande eintritt. Ich sage eine bedeutende und nachhaltige, eine kleine und vorübergehende hilft uns nichts, wenn sie auch eine Steigerung in Seehäfen hervorbringt. Denn es ist merkwürdig, daß in dem Zeitpunkte, wo in Amsterdam die Preise bei lebhafter Nachfrage stiegen, in Hamburg kein Korn zum stehenden Preise abzusetzen war.

Zu Ende Septembers ist wiederum ein Steigen der Kornpreise auf dem Londoner Markte eingetreten, besonders der Gerste, die auf 47 Sch. p. Quarter stand und viel Nachfrage hatte. Bliebe dies, so würden die Häfen nun bald für sie eröffnet. Zugleich ist in Amsterdam der Kornhandel wieder sehr rege geworden, und ebenfalls die Gerste am meisten gestiegen. Dagegen steht sie auf dem Berliner Markte jetzt am niedrigsten unter allen Getrei-

dearten, was sonst fast nie der Fall ist. Auch pflegte vormals ein Steigen der Preise in Amsterdam sogleich auf den Berliner Markt einzuwirken. Aber, wie gesagt, keiner will in Vorrath kaufen, weil fast jeder seit einiger Zeit Verlust dabei erlitten hat, und die letzten Ereignisse den tiefsten Eindruck machen, wenn sie auch außer der Regel sind.

Entfernter von großen Städten und an einzelnen Markttagen ist der Preis fast lächerlich gewesen, und es ist wirklich Roggen zu 5 sgr. der Scheffel verkauft worden. Dies ist vielleicht gut, denn es muß den, der sonst gern verkaufte, doch abschrecken, jetzt Korn zu Markte zu bringen.

Die Preise anderer vegetabilischen Produkte betreffend, so steht die Oelsaat zwar gegen vorige Zeiten sehr niedrig, doch kann man mit dem Preise von 35 bis 38 Rthlr. im Verhältniß zu den Preisen anderer Dinge und in Rücksicht auf ihre Ergiebigkeit wohl zufrieden seyn.

Der Lein ist vortrefflich gerathen, und man darf dennoch hoffen, daß er bei den sehr guten Aussichten für den Leinwandhandel genügend bezahlt werden wird.

Die Preise der Rindviehprodukte haben sich im Verhältniß zum Korne sehr gebessert. Butter hebt sich merklich im Preise, und für $1\frac{1}{2}$ Pfund Butter kann man in einigen Gegenden einen Schef-

fel Roggen kaufen. Fettvieh ist bis jetzt ziemlich gut bezahlt, auch ist junges und mageres Vieh besser verkauft worden, als seit mehreren Jahren. Allein es ist sehr zu besorgen, daß fettes Vieh sich wieder im Ueberfluß im Winter einstellen werde, weil besonders kleinere Wirthe so viel als ihnen möglich war aufgestallt haben, um nicht nur ihre Kartoffeln, sondern auch ihr Korn zu verfüttern.

Der Preis der magern Schweine ist in manchen Gegenden schon wieder im Fallen, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn die Zucht ein Jahr lang gut rentirte, und man sie daher vermehrte. An fetten Schweinen wird leider! Ueberfluß seyn.

Die Wolle aber hat sich nicht nur in ihrem guten Preise erhalten, sondern ist noch bedeutend gestiegen. Mittlere Wolle, auf die im Markte 18 bis 21 Rthlr. p. Stein geboten war, ist zu 23 bis 27 Rthlr. nachmals verkauft worden. Ungemein wird die Lammwolle nachgesucht, und aus vielen mittleren Schäfereien ist sie um mehrere Thaler p. Stein theurer als die Hauptschur verkauft, was natürlich bei hochfeinen nicht der Fall seyn kann. Allgemein wird auch der Ertrag dieser Lammwolle gerühmt, welches wohl daher rührt, daß man die Lämmer in der Regel früher kommen läßt und stärker nährt.

Bei diesem Verhältniß des Merino-Wollprei-

ses gegen den Preis aller andern Produkte ist nun der Begehr nach edlen Schaafen um so lebendiger geworden. Allenthalben traf man im August und September Reisende die Mutterschaafe aufsuchten, und sie gern zu irgend angemessenen Preisen bezahlen wollten. Nach Böcken war in soliden und constanten Schäfereien unerhörte Nachfrage; man wollte jedoch nur solche, die ausgeglichene und gut gestapelte Primawolle trugen, haben, weil man auf Electa verzichten mußte, aber auch jene waren selten noch zu finden. Manche werden es gelernt haben, wie man auch mit wenigen Sprungböcken auskomme, also ausgezeichnete echte Vollblutsthiere theurer bezahlen könne.

Der englische Wolleinfuhrzoll ist nun mit dem 1sten October auf die Hälfte herabgesetzt, und mit dem December hört er ganz auf, bis auf 1 d. welcher seit jeher bestand. Dennoch sind die früher übersandten feineren Sortimente zu erhöheten Preisen verkauft, ein Beweis, wie groß der Drang der Käufer ist, da sie die Herabsetzung des Zolls nicht abwarten wollten. In dem Preiscourant ist der höchste Preis der Electa zu 9 Sch. notirt; es ist aber ein schönes Sortiment, wovon ich die Probe habe, zu $10\frac{1}{2}$ Sch. verkauft. und ein anderes aus der Schäferei eines Freundes zu $9\frac{3}{4}$ Sch.

Die Wollhandlungen haben in diesem Jahre

wieder vortreffliche Geschäfte gemacht. Wir wollen ihnen das um so lieber gönnen, da sie hoffentlich im nächsten Jahre geneigt seyn werden, uns einigen Antheil daran nehmen zu lassen.

Die Saaten

stehen nun vortrefflich und höchst üppig, was bei dem warmen mit Regen untermischten Wetter des Septembers und ersten Theils des Octobers nicht anders seyn kann. Die Furcht des Ueberwachsens, die manche haben, theile ich nicht. Die Mäuse aber vermehren sich allerdings so, daß wenn wir einen Winter wie den vorigen bekämen, eine totale Mißernte davon zu besorgen wäre. Allein die frische Erinnerung an das Jahr 1822, wo das Uebel im Herbste noch gefahrvoller schien, die Mäuse aber im Winter sämmtlich untergingen, wird gegen zu große Besorglichkeit schützen.

Man fand es sonderbar, daß ich im vorigen Quartalsberichte der Heuschrecken, die nach erhaltenen Privatnachrichten über das schwarze Meer gekommen und große Verheerungen im südlichen Rußlande anzurichten droheten, erwähnte. Jetzt stehen in allen Zeitungen Artikel darüber, und sie sind schon bis Lemberg vorgedrungen. Nun sollen sie sich auch in den Niederlanden gezeigt haben; ich vermuthe aber, daß diese doch ganz anderer Art seyn.

Jene gefährlichen Heuschrecken ziehen nur in großen Heeren, im Vorsommer auf der Erde, im Nachsommer fliegend, von einem Revier, nachdem sie es zerstört haben, zum andern. Sie sind nur einmal, so viel wir wissen, bis in die Mitte von Schlesien, gleich den Tartaren, vorgedrungen. Der europäische Winter zerstört sie wahrscheinlich immer.

Thaer.

Druckfehler im 1sten Stück des XIV. Bandes.

Seite	2	Zeile	11 v. u. l. eigentlichen st. eigentliche
—	15	—	7 v. u. l. großen st. große
—	17	—	8 v. o. l. 1817 st. 1787
—	22	—	11 v. o. l. niedrig st. nieder
—	55	—	9 v. u. l. Coenurus st. Coenosurus
—	58	—	6 v. o. l. Kopfentzündungen st. Kopfentzüngen
—	64	—	5 v. o. l. Reicharts st. Reinhardts
—	65	—	12 v. o. l. Etablissement st. Elablissement
—	69	—	1 v. o. l. wöchentlich st. wöchentlin
—	78	—	14 v. o. l. Haaken st. Hacken
—	—	—	11 v. u. l. Haakens st. Hackens
—	104	—	9 v. u. l. mäßigen st. mäßige
—	135	—	3 v. o. l. §. st. 1.
—	143	—	8 v. o. l. bewiesen st. beweisen
—	191	—	5 v. o. l. Braconnot st. Bracconnet
—	203	—	3 v. o. l. Schlossen st. Schossen
—	207	—	13 v. o. l. früher st. früh

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünstr. Nr. 18. in Berlin.

Anzeiger.

Ankündigung.

Neues und Nutzbares aus dem Gebiete der Haus- und Landwirthschaft und der dieselben fördernden Natur- und Gewerbskunde.

Indem wir eine Zeitschrift eröffnen, welche der Haus- und Landwirthschaft und der dieselben fördernden Natur- und Gewerbskunde gewidmet ist, wollen wir nicht damit anfangen, daß wir den ausführlichen Plan gelehrt entwickeln, den wir zu verfolgen beabsichtigen; oder daß wir Versprechungen über alles das geben, was wir leisten wollen!

Wir glauben im Stande zu seyn, unsern Lesern immer ziemlich bald, und auf eine nicht ungenügende Weise, eine Uebersicht dessen verschaffen zu können, was in Beziehung auf Haus- und Landwirthschaft und hierher gehörige Technologie, Neues und Wichtiges in Deutschland, Frankreich, Italien, England, Dännemark, Schweden, Rußland und in Nordamerika vorgeschlagen und ausgeführt wird.

Es stehen uns in der neuesten in- und ausländischen Litteratur und durch Correspondenz viele Quellen zu Gebote, aus denen wir schöpfen können, und wir werden nicht unterlassen, sie mit Auswahl zu vermehren.

Wir werden unsere Mittheilungen an keine bestimmte Zeit binden, wir werden keine Hefte regelmäßig erscheinen lassen, weil vielleicht manche Zeitschrift, um nur die Zeit zu halten und in derselben die versprochene Bogenzahl geben zu können, zuwei-

len gezwungen worden seyn mag, auch weniger Interessantes aufzunehmen. So wie ein Bogen mit wirklich belehrenden und praktischen Nachrichten gedruckt ist, soll er auch baldigst in die Hände der Leser gelangen.

Die Herausgeber.

Bei der Ausgabe dieser ersten Nummer als Probebogen hoffen wir, daß das Publikum daraus, wenn auch nicht den vollständigen Plan und Umfang dieser neuen Zeitschrift, doch wenigstens einigermaßen die Reichhaltigkeit derselben werde abnehmen können.

Jeder Bogen von dieser neuen Zeitschrift soll einzeln um 3 gGr. zu haben seyn, aber 24 Bogen einen Quartband ausmachen, auf welchen man sich mit 2 Rthlr. abonniren kann. Sind zur Erläuterung Kupfer nöthig, so soll ein solches einem Bogen gleichgerechnet werden.

In allen Buchhandlungen und bei den Postämtern des In- und Auslandes kann man Bestellungen auf diese Zeitschrift machen.

Weimar, den 1sten September 1824.

G. H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir.

Inhalt der ersten zwei Stücke.

Nro. I. Aufsätze. Ueber das Waschen der Wolle. — Ob es nützlich sey, beim Ackerbau Kühe statt der Ochsen, oder mit diesen zugleich anzuwenden und von der zweckmäßigsten Art das Rindvieh anzujochen. — Gebrauch der Kartoffeln statt der Seife beim Waschen. — Die Kaiserl. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues zu Moskau. — Miscellen. Die unterirrdischen Korngruben des Hrn. Ternaux. Devred's neues Verfahren beim Säen. Traubenkernöl. Ausrottung von Distelarten.

Schmiere der Wagen mit Graphit und Fett. — Neue Bücher (3.).

Nro. II. Aufsätze. Der salzsaure Kalk als kräftiges Beförderungsmittel des Pflanzenwachsthums. — Ueber die fortgehende Destillation der Hrn. Cellier-Blumenthal und Derosne (mit einer Abbildung). — Ueber eine neue Maschine, welche die Dampfmaschine ersetzen, oder an deren Stelle treten soll. — Ueber den Zustand der Armencolonie zu Woertel. — Miscellen. Eine eigene Art, die abgesetzten Kälber aufzuziehen. Vergleichung des Ertrages mehrerer Hafersorten. Anlegung von Blitzableitern. Farrimann und Thilly's Methode, Leder und Leinwand wasserdicht zu machen. Die Schaafzucht in Neuholland und Vandiemensland. Lähme der Lämmer. Nachtheilige Wirkung der Fütterung mit Erdäpfeln. — Neue Bücher (3.).

Anzeige für Oekonomen und landwirthschaftliche Institute.

Handbuch der Naturgeschichte für Landwirthe, von G. E. W. Crome, weil. Professor zu Möglin. 3 Thle. mit 22 Kupf. und einer Vorrede von A. Thaer. gr. 8. sonst 10 rtl. 12 ggr. jetzt herabgesetzter Preis 6 rtl. 16 ggr.

Erster Theil enthält: allgemeine Pflanzen. Zweiter Theil, 1r und 2r Band: besondere Pflanzenkunde. Dritter Theil, 1r Band: Zoologie oder Thierkunde: vierfüßige Thiere, Vögel, Amphibien, Fische. Dritter Theil, 2r Band: Zoologie oder Thierkunde: Insekten und Würmer. Dritter Theil, 3r und letzter Band: Anorganographie.

Der berühmte Herr Staatsrath Thaer sagt in seiner Vorrede zu diesem Werke Folgendes darüber:

„Der Hauptzweck, dem Landwirthe einen richtigen Ueberblick über die gesammte Naturgeschichte von seinem eigenthümlichen Standpunkte aus, und in so fern sie Interesse für ihn hat, zu verschaffen; ihm einen Leitfaden zu geben, der ihn bei seinen Erfahrungen und Versuchen leitet, und über manchen noch unbekannten Gegenstand Auskunft giebt — den erfüllt dieses Werk vor allen bisherigen. Wo es nur möglich war, sind die Beispiele von bekannten landwirthschaftlichen Gegenständen hergenommen, und Anwendungen auf das landwirthschaftliche Gewerbe gemacht worden. Und so darf ich es allen lehrbegierigen Landwirthen mit voller Ueberzeugung empfehlen."

Um die Anschaffung dieses nützlichen Werks zu erleichtern, haben wir den Preis jetzt, so weit der Vorrath reicht, bedeutend ermäßigt.

Hannover, im September 1824.

Hahnsche Hofbuchhandlung.

Bei Adolph Marcus in Bonn ist erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu erhalten:

Sturm, Dr. K. Ch. G., Beiträge zur deutschen Landwirthschaft und deren Hülfswissenschaften, mit Rücksicht auf die Landwirthschaft benachbarter Staaten und insbesondere des landwirthschaftlichen Instituts in Bonn. Viertes Bändchen. Mit einer Kupfertafel. gr. 3. 1 rtl. od. 1 fl. 48 Xr.

Von dieser Zeitschrift, welche durch ihre gediegenen praktischen Aufsätze dem landwirthschaftlichen Publikum längst auf das Vortheilhafteste bekannt ist, sind die drei ersten Bändchen (jedes zum Preise von 1 rtl. od. 1 fl. 48 Xr.) ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Bei mir sind folgende Werke erschienen:

Störig, D. F. E. F., (Prof. an der Akademie des Landbaues zu Möglin) gründliche Thierheilkunde für Landwirthe, oder Darstellung des Körperbaues und der Lebensverrichtungen der Hausthiere, nebst Unterricht, deren Krankheiten zu erkennen und zu heilen, auch die für den Hausbedarf erforderlichen Arzneikräuter zu erziehen. Mit einer Vorrede von Dr. Albrecht Thaer. 1r Bd. Zootomie und Zoophysiologie. gr. 8. 1 rtl. 5 sgr.

Der Plan welchen der Hr. Verf. bei Abfassung dieses Werkes, hier insbesondere des ersten Theils desselben, vor Augen hatte, war: den Landwirthen, durch Voranschickung der unentbehrlichsten medicinischen Fundamentallehren und nachfolgende genauere Darstellungen der wichtigsten Momente einzelner Krankheiten, eine Anweisung zu geben, wie sie nach gründlicheren Principien, als die bisher gewöhnlichen, bei der Heilung ihrer erkrankten Hausthiere zu verfahren haben. Einem jeden, der solche leitet, ist vor allen Dingen eine gewisse Kunde vom lebenden und todten, gesunden und kranken Thierkörper, von den Heilmitteln und den bei ihrer Anwendung gebräuchlichen Methoden, kurz einige Kenntniß der Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie nöthig, ja unentbehrlich.

Die erstgenannten Wissenschaften, der sogenannte theoretische Theil, werden in vorstehendem Werke möglich kurz vorgetragen werden. Dagegen soll der speciellen Krankheitslehre — welche der dritte und letzte Theil mittheilen wird — eine ausführlichere Darstellung gewidmet werden, wenn gleich auch hier immer nur das praktisch Brauchbare gelehrt werden wird.

Dieses Werk, dessen dritten und letzten Theil der verehrte Herr Geheime Ober-Regierungsrath Thaer mit einer Vorrede begleiten will, wird den Landwirthen gewiß um so willkommner seyn, als dadurch eine Lücke in der Literatur ausgefüllt werden dürfte, da die besten vorhandenen Lehrbücher, namentlich über Zootomie und Zoophysiologie, für sie, die gewissermaßen nur den Kern dieser Lehren bedürfen, viel zu weitläuftig sind, in Absicht des Heilverfahrens selbst aber von ihnen noch immer Handbücher benutzt werden, deren Unzweckmäßigkeit und Schädlichkeit allgemein anerkannt ist.

Die Anweisung, die für den Hausbedarf erforderlichen Arzneikräuter zu erziehen — die ein Anhang des dritten Theils vortragen soll — wird endlich gewiß allgemein angenehm seyn, da dadurch einem großen, einem wesentlichen Bedürfniß abgeholfen, und der Landwirth dadurch in den Stand gesetzt wird, sich nunmehr, ohne große Kosten, eine kleine Hausapotheke für seinen Viehstand anzulegen.

(Der zweite Band wird hinnen 14 Tagen, der dritte und letzte Band aber zu Ostern ausgegeben.)

Grundzüge zur zweckmäßigen Einrichtung des Staats-Kassen- und Rechnungs-Wesens und seiner Kontrolle von F. W. Kieschke, Geh. Rechnungs-Revisor bei der Königl. Preuß. Ober-Rechnungs-Kammer. gr. 8. 1820. 1 rtl. 25 sgr.

Das vorliegende Werk umfaßt das gesammte Etats-Kassen- und Rechnungs-Wesen und hat den doppelten Zweck: diese Gegenstände sowohl in staatswirthschaftlicher Hinsicht und als Theil der Staatshaushaltungslehre darzustellen, als auch besonders das Praktische derselben zu beobachten, und dabei

theils durch Prüfung bestehender Anordnungen das Zweckmäßigste aufzufinden, theils durch Entwickelung nothwendiger Grundsätze eine allgemein gültige Theorie des Staats-Kassen- und Rechnungs-Wesens aufzustellen und zu begründen.

In erster Hinsicht zeigt der Verfasser den großen Einfluß, welchen das Kassen- und Rechnungs-Wesen auf jede Verwaltung äußern muß, und wie wenig dieser wichtige Theil der Staatswirthschaftslehre den Fortschritten gefolgt ist, welche die Finanz-Wissenschaft in neuern Zeiten gemacht hat. Es muß jeden Geschäftsmann und besonders jeden Kameralisten interessiren, die höhern Zwecke des Kassen- und Rechnungs-Wesens und die Mittel, welche dasselbe auch ihren Wirkungskreisen darbietet, in einfacher Wahrheit erforscht und beleuchtet zu sehen, um so mehr, da der Gegenstand in diesen Beziehungen bisher noch nicht bearbeitet worden ist.

In zweiter Hinsicht wird der praktische Kassen- und Rechnungs-Beamte das weite Feld seines Wirkens hier in seinem Zusammenhange und in allen seinen Theilen übersehen, er wird über seine Bestimmung manchen Aufschluß, er wird hauptsächlich Belehrung für sein Geschäft, und vielfache Anweisung zur schnellen und zweckmäßigen Bearbeitung desselben finden.

Indem der Verfasser in dieser Art der Bearbeitung seines Gegenstandes überall Gelegenheit findet, die Nachtheile zu bemerken, welche eine mangelhafte Einrichtung des Kassen- und Rechnungs-Wesens sowohl für das Geschäft selbst als für die Verwaltung insbesondere erzeugen muß, hat er auch die Vortheile einer zweckmäßigen Organisation desselben herausgehoben, von welchen stets vorhandene vollkommene Uebersicht, schnelle Rech-

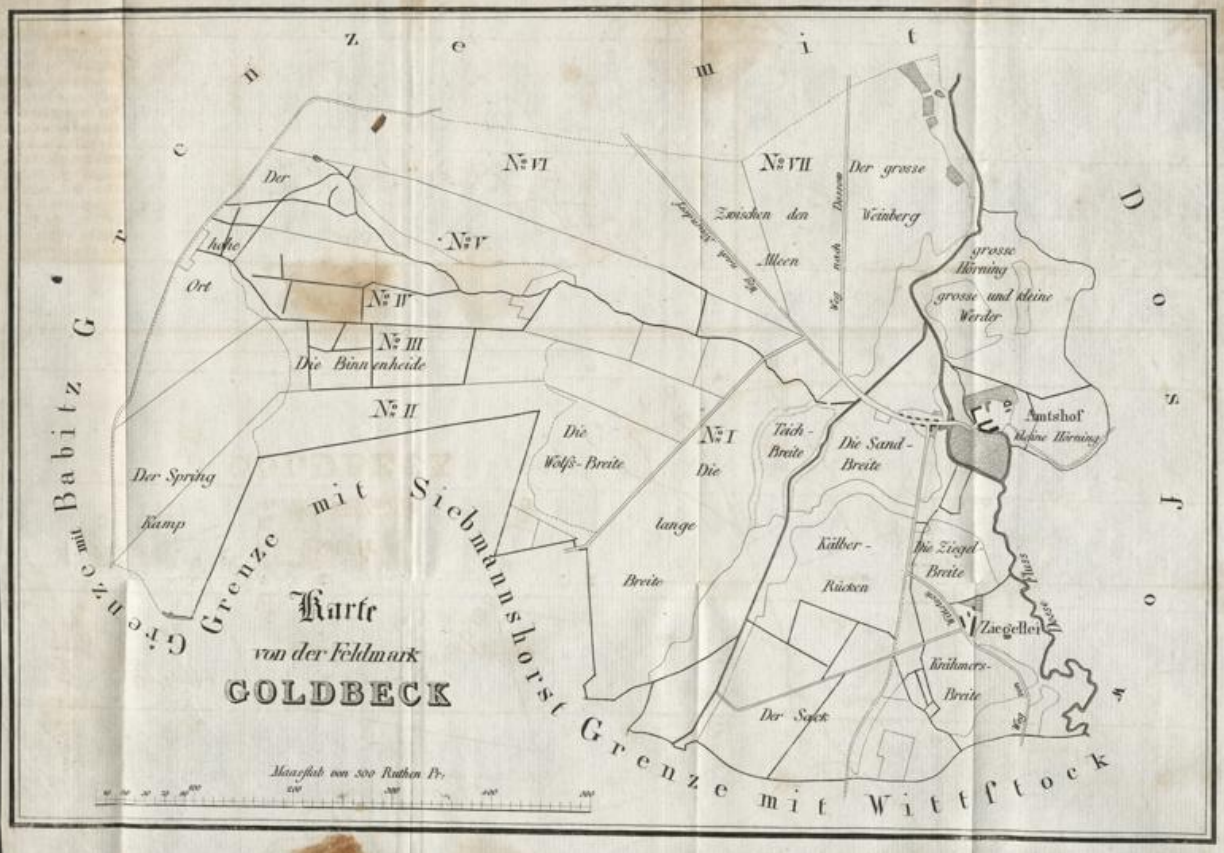
nungs-Berichtigung und eine höchst bedeutende Ersarniß, nicht die unbedeutendsten seyn dürften.

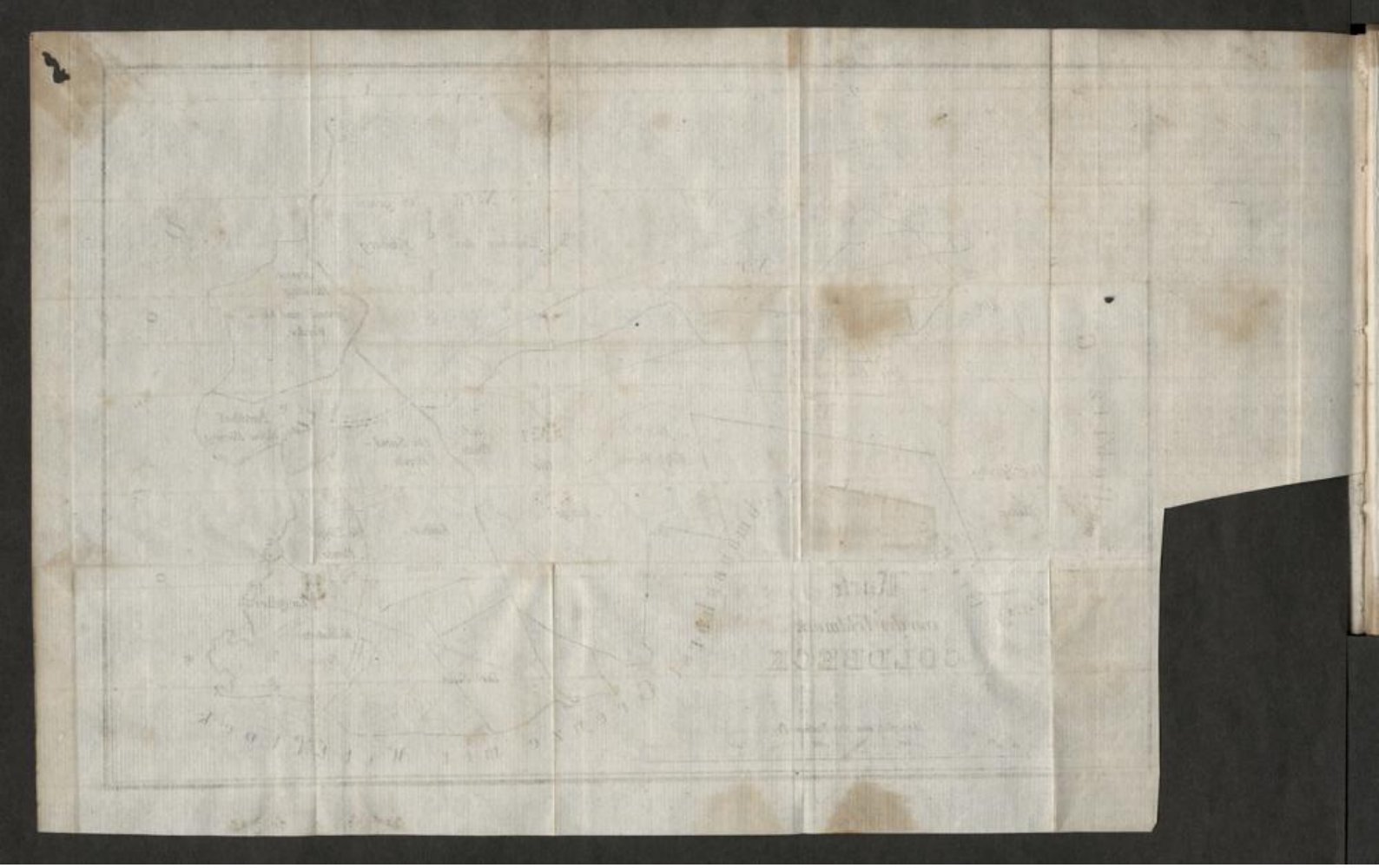
Es kann dieses Werk daher mit Recht allgemein empfohlen werden, und zwar um so mehr, als dasselbe nicht nur überall sehr vortheilhaft recensirt, sondern auch von allen Behörden, denen es der Hr. Verfasser übersandte, mit besonderm Beifalle aufgenommen worden ist. So äußert sich zum Beispiel die Königl. Hochlöbliche Regierung zu Arnsberg — unter der ausdrücklichen Genehmigung, von dieser Ansicht jeden öffentlichen Gebrauch zu machen — darüber, wie folgt: „Wir haben dieses Werk genau prüfen lassen und dadurch die Ueberzeugung erhalten, daß solches sich eben so sehr durch Gründlichkeit als durch die systematische Deutlichkeit, mit welcher die darin aufgestellten Sätze entwickelt werden, sehr vortheilhaft vor Werken ähnlicher Art auszeichnet, und gewiß jedem, der mit dem Staats-Kassen-Wesen nicht bloß mechanisch beschäftigt ist, von vorzüglichem Nutzen seyn wird."

Schubarth, Dr. E. L., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Behuf der Vorträge und zum Gebrauch für Aerzte und Pharmaceuten. Zweite durchaus vermehrte Ausgabe. gr. 8. 3 rtl. 15 sgr.

Eros, oder Wörterbuch über die Physiologie und über die Natur- und Cultur-Geschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Zwei Bände. gr. 8. cartonnirt 3 rtl. 15 sgr.

August Rücker.


Z e m i t
Gemarkung Babitz
Grenze mit Siebmannshorst
Grenze mit Wittstock
Dossow
Karte
von der Feldmark
GOLDBECK
Maasstab von 500 Ruthen Pr.
№ VI
№ VII
№ V
№ IV
№ III
№ II
№ I
Der
hohe
Ort
Der grosse
Weinberg
Zwischen den
Alleen
grosse
Hörning
grosse und kleine
Werder
Amtshof
kleine Hörning
Die
Wolfs-Breite
Die
lange
Breite
Teich-
Breite
Die Sand-
Breite
Kälber-
Rücken
Die Ziegel-
Breite
Ziegelei
Krähmers-
Breite
Der Spring
Kamp
Der Sack



Möglinsche

Annalen der Landwirthschaft,

herausgegeben

von der

Königl. Preuß. Akademie des Landbaues zu Möglin.

Funfzehnter Band.
(Mit einer Kupferbeilage.)

Berlin, bei August Rücker.

1825.

Inhalt.

Seite

I. Von der Theilung des Bodens und den Bedingungen, unter welchen sie erfolgen kann. Vom Königl. Oekonomie-Commissair Hrn. Klebe. 1

II. Ueber die Aufhebung des Landhaushalts in größeren Wirthschaften. Von G. Meister. 25

III. Vergleichungen über Sommerstallfütterung und Weidegang der Schaafe. Vom Amtsrath Block zu Schierau in Schlesien. 78

IV. Bemerkungen zu den beim Leipziger Woll-Convent am 9ten, 10ten, 12ten und 13ten Mai 1823 vorgelegten Fragen. Aus dem Vortrage des Amtsraths Block zu Schierau gesammelt. Von Gustav Walz aus Stuttgard, gegenwärtig in Schierau. 97

V. Bemerkungen zu vorstehendem Aufsatze. Vom Staatsrath Thaer. 113

VI. Ueber die nach Frankreich gebrachten sogenannten Kaschemir'schen Ziegen. Vom Staatsrath Thaer. 121

VII. Bericht über die bei dem Herrn Bieder auf Gottschau — Goldberg-Haynauschen Kreises, Regierungsbezirk Liegnitz — angestellten Versuche mit der niederländischen Art der Flachsbereitung. 132

VIII. Prüfung einiger vorgeschlagenen Mittel zur Bewirkung höherer Getreidepreise. 142

IX. Nachtrag zu vorstehender Abhandlung. Vom Staatsrath Thaer. 200

X. Bemerkungen über die zur Rettung der Zeitpächter ländlicher Grundstücke zu ergreifenden Maaßregeln. Veranlaßt durch den Aufsatz des Herrn Kammerraths Zimmermann in den Mögl. Annalen Band 14. Stück 2. Vom Herrn O—t. 213

XI. Erklärung des Hrn. Bernhard Petri zu Theresienfelde. 218

XII. Quartalsbericht vom 15ten Januar 1825. Vom Staatsrath Thaer. 225

XIII Prüfung der Klagen über die jetzigen schlechten Zeiten und ihrer Einwirkung in das Landwirthschafts-Gewerbe, so wie der Hoffnungen und Aussichten auf eine bessere Zukunft. Vom Oekonomie-Commissair Klebe. = = = 251

XIV. Berechnung der partikularen und der allgemeinen Landes-Cultur-Vortheile, welche aus der Hof- oder Frohndienst-Aufhebung eines Landgutes hervorgehn. Vom Oekonomie-Commissair Klebe. (Beilage zu dem vorigen Aufsatze.) 357

XV. Einige Betrachtungen über den neuen Wirthschaftsplan des Herrn Amtsraths Albert. Vom Kammerrath Dr. Zimmermann zu Neu-Brandenburg. = = = = = = = = 369

XVI. Ueber Wahrnehmung, Beobachtung und Erfahrung in landwirthschaftlichen Dingen. Vom Professor Dr. Körte in Möglin. (Mit einer Kupferbeilage.) = = = = = = 422

XVII. Ueber die auf den Acker zu fahrende Quantität Mergel. Von M. A. Puris. Im Auszuge aus dem Französischen übersetzt vom Professor Körte. = = = = = = = 442

XVIII. Einige Versuche über die Wirkung des Mergels, und über die Bestimmung des Quantums, welches auf einen Boden von 98 p. C. Sand am vortheilhaftesten anzuwenden ist. Vom Herrn Binder zu Wulfersdorf. = = = = 462

XIX. Begutachtung der Fragen:

1) Ob die Provinz Schlesien den eigenen Bedarf an Schlachtvieh fortdauernd zu beschaffen im Stande sei? = = = = = = 480

2) Kann die Provinz Schlesien den Bedarf an Schlachtvieh fortdauernd beschaffen, ohne einen den übrigen Zweigen der Oekonomie nachtheiligen Abbruch herbeizuführen? = = 481

3) Kann die Provinz Schlachtvieh von ähnlicher Güte wie das ausländische und zu nicht höheren Preisen beschaffen? = = = = 493

Vom Freih. v. Lüttwitz.

XX. Zusatz zu vorstehendem Aufsatz. Vom Staatsrath Thaer. = = = = = = 495

XXI. Quartalsbericht vom 10ten April 1825. Vom Staatsrath Thaer. = = = = = 502

I.

Von der Theilung des Bodens und den Bedingungen, unter welchen sie erfolgen kann.

Vom

Königl. Oekonomie-Commissair Hrn. Klebe.

In den jüngsten Zeiten ist über diesen Gegenstand sehr viel öffentlich verhandelt und am Ende gar behauptet worden, daß die Theilung des Bodens in sehr kleine Theile das einzige Mittel zum Glück der Staaten sey, weil derjenige, der wenig Land besitze, dem Boden einen weit größeren Rein-Ertrag abgewinne, als beim Landbau im Großen möglich sey, und Herr Benzenberg behauptet in seiner Schrift über Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem, Leipzig bei Brockhaus 1820, in einer Abhandlung über die Höhe der Steuern im Herzogthum Westphalen pag. 377:

„in dem klein getheilten und völlig freien Ackerboden liegt die unversiegbare Quelle vom Reichthum der Rheinlande. Im Regierungsbezirke Aachen giebt es 53,436 Familien, so 25 Morgen und darunter besitzen, und nur 3128, so zwischen 25 und 50 Morgen besitzen."

An andern Orten hat er behauptet, daß es gleichgültig sey, ob der höhere Ertrag durch mehrere Menschen auf kleinen Besitzungen hervorgebracht werde, wenn er nur überhaupt erreicht werde, und wenn nur der Boden in der Hand desjenigen sey, der ihm den höchsten reinen Ertrag abzugewinnen wisse.

Rein landwirthschaftlich beurtheilt hat dieser letztere Satz seine Richtigkeit, wenn nämlich auf die Masse der Früchte und ihren Geldwerth gesehen wird, ob er aber bezüglich auf das daraus hergeleitete Princip eine gleiche Richtigkeit in national wirthschaftlicher Hinsicht habe, das sind wir geneigt in Zweifel zu ziehen.

Herr Benzenberg redet bei dieser Gelegenheit hauptsächlich von der Steuerfähigkeit der Einwohner des Herzogthums Westphalen und er schließt: da unter den eingeleiteten neuen Staatsverhältnissen, dem Land-Kataster, der Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels, im Jahre 1815 durch 135,000 Einwohner 438,000 Rthlr. Steuern aufgebracht werden konnten, wogegen 1788, also 25 Jahre früher, nur 40,000 Rthlr. aufzubringen waren, daß, wenn man

das ganze Land an lauter kleine Bauern verpachten könnte, die ihren Ackerbau in der Weise trieben, wie die, so an den Rändern der Heide wohnen (und die den schlechtesten Boden aber eine gute Cultur haben), so würde man eine doppelte Grundsteuer erheben können.

Das wäre aber in der That nichts anders, als eine neue glebae adscriptio pro fisco.

Die Sache hat zwei Seiten: betrachtet man die Bauern mit diesen Paar Morgen Acker, die sie gartenmäßig anbauen und benutzen, als die Zähne des großen Rades, durch dessen Umschwung Steuern aus dem National-Vermögen in den Staats-Schatz gepumpt werden sollen, so mag diese Maschinerie auf gewisse Zeiträume und Verhältnisse nach Lage und Ort sich bewährt befinden; allein der Himmel behüte die Welt dafür, daß dergleichen Menschen-Plantagen allgemein werden, denn, obgleich wir in dieser Schrift hinreichende Gründe für die Nützlichkeit einer größeren Anzahl Mittelstandes auf dem Lande, mit einigen Landbesitz ausgestattet, angeführt haben, so muß doch jede Sache ihr Maaß und Ziel haben, und eine Bodenvertheilung, die nur deshalb statt fände, weil man recht viel Steuern dadurch erheben will, wäre eben so inhuman, als sie am Ende unverständig wäre. Allein unser Autor sieht, wie es scheint, die Vertheilung des Bodens in den Rheinlanden als die Ursache des in jenen Landen über-

haupt herrschenden Reichthums an, da nach unserer Ansicht vielmehr angenommen werden muß, daß sie eine Folge der Verfassung und der Freiheit ist, welche Folge nun allerdings wieder Ursach wird zur glücklichen Benutzung auch kleiner Landparcellen *). Hätte die glückliche Lage jener Länder die Freiheit ihrer Bewohner nicht im hohen Grade unterstützt, so würden sich im Laufe so kurzer Zeit nicht so viel Menschen dort ansässig gemacht, nicht so viel Fabriken und Handel statt gefunden, folglich der Boden in kleinen Parcellen nicht eine so hohe Rente getragen haben, dergestalt, daß es der Mühe werth wurde, auch kleine Theile desselben anzukaufen.

Man vertheile 1000 Morgen Landes unter 100 Menschen in der Gegend von Cöslin, und man wird die Erfahrung machen, daß sie sich wahrscheinlich kümmerlich ernähren, aber es wird lange dauern, ehe sie dort zu einigem Wohlstande kommen und noch einmal so viel Steuern bezahlen können, als andere Besitzer. Geschwinder würde sich die Sache machen, wenn der Himmel und die Sonne über der Weichsel und Leba dieselben Wirkungen hervorbrächte, die sie am Rheine und in den Thälern der Mosel

---

*) Ein Beweis, wie leicht Ursach mit Wirkung im Gebiete national wirthschaftlicher Betrachtungen verwechselt wird.

hervorbringt, und wenn etwa ein zweites Aachen, Cöln, Coblenz an den Ufern der Weichsel und in den Grenzen Pommerns läge. Daher ist unsere Meinung, daß sich die Steuerfähigkeit nicht so schnell machen lasse, wie man wohl denkt, und daß bei Freiheit, guter Welt- und Handelslage und andern Erfordernissen, die in dieser Schrift angedeutet sind, sich am Ende die Bodentheilung und höhere Benuzzung des Bodens, endlich die Fähigkeit zur Steuertragung von selbst findet, aber nur mit der Zeit, und diese Zeit ist auch an den Rheinlanden dazu nöthig gewesen.

„Es mögte also nicht allenthalben ausreichen: daß die Aufhebung der Steuerfreiheit, die Aufstellung eines allgemeinen Land-Katasters und die Freilassung des Bodens aus dem Gutsverbande die Bedingungen wären, unter welchen man in der Steuer-Erhebung sobald, und etwa schon in 27 Jahren, von 40,000 auf 438,000 Thaler übergehen könnte."

Da die Menschen sich nicht deshalb ansässig machen, um Steuern für den Staat zu erarbeiten, sondern um in der Welt ihr Glück, jeder auf seine Weise und nach seinen Kräften zu machen, und das Leben zu genießen, so hängt eine Vertheilung des Bodens in jedem Lande offenbar von den oben angedeuteten Bedingungen ab, zu diesem ist aber auch

noch der Cultur- und Ausbildungsgrad der Menschen zu rechnen, und der ist, so weit wie Deutsch gesprochen wird, äußerst verschieden.

Die preußische Regierung hat in verschiedenen Zeiten und unter sehr milden Bedingungen Ländereien zu kleinen Portionen ausgegeben, ohne sie hoch zu besteuern, allein es kam bis heutigen Tag mit diesen Colonisten selten bis zu einigem Wohlstande, und nur die welche in der Nähe der Städte angesetzt waren, gediehen auf 2 Morgen eher und besser, als entfernt wohnende auf 10 Morgen.

Wo der Besitzer von 20 oder 30 Morgen auch nur leichten Bodens, Neben-Erwerb hat, wie in Fabrikländern, bei Aachen und Elberfeld, da findet sich die Bodentheilung sehr bald und sehr leicht, wer aber weiter nichts hat, als 20 Morgen Sandboden in einer menschenleeren Gegend, ohne alle Aussicht auf Nebenverdienst, der hat sicher kein beneidenswerthes Loos, wenn man berücksichtigt, daß schon ein angemessener Vorschuß dazu gehört, solche Ländereien zu einigem Ertrage zu bringen, durch welchen die Capitalzinsen, der Lebensunterhalt und die Instandhaltung der Gebäude nebst den öffentlichen Lasten bestritten werden sollen.

Aber auch abgesehen von allem Steuerinteresse, kann es unmöglich einer Gesellschaft wohlthätig werden, alle ihren Boden, oder den größten Theil desselben, in lauter kleine Theile zu vertheilen, und da-

durch den Grund zu einer chinesischen Bevölkerung zu legen; denn, entweder muß das Grundstück groß genug seyn, um seinen Besitzer nebst der Familie selbstständig zu ernähren, und dann ist es eine vollständige Landwirthschaft, oder, ist dasselbe nicht so groß, um dieses zu erreichen, so muß der Besitzer auf den Absatz von Gartenprodukten rechnen können, und nebenbei ein Handwerk oder sonstige Arbeit betreiben, beides kann in der Nähe von Städten eher geschehen, als in einsamen Gegenden, und wenn gleich es auch in letztern vortheilhaft seyn kann, den Boden in kleinen Theilen auszuthun, so werden anfänglich diese Theile doch immer die Größe selbstständiger Nahrungen haben müssen, deren weitere Theilung nur erst dann erfolgen kann und wird, wenn die Gegend mehr Arbeit und Beschäftigung darbietet.

Auf alle Fälle werden aber Etablissements solcher Art, wenn sie ein Gemeinwesen mit Kirche, Schule und Obrigkeit bilden, auch Mittel zum Unterhalt dieser haben müssen, wenn man sie nicht verwildern, und am Ende Kostgänger des Staats aus ihnen entstehen sehen will. Es muß in ihnen auch überhaupt eine Garantie für ihren Bestand vorhanden seyn, welche die Gesellschaft dafür sichert, daß nicht durch Naturzufälle oder durch Verbrechen Unglück entstehet und die Unterstützung des Publikums hinzutreten muß, um solche Leute vom Untergange

zu retten, und dieser Fall ist leider oft eingetreten, da, wo man das Colonisationssystem zur Unzeit, am unrechten Orte, mit untauglichen Subjekten ausführen wollte.

Am Ende würde aber bei dieser so sehr gepriesenen Parcellirung des Bodens doch immer voraus in Frage kommen müssen: ob der Boden durch das Parcelliren in der That so viel mehr Nahrungsmittel hervorbringen werde, um im Fall einer Mißernte die größere Volksmasse bis zur künftigen Ernte vor Mangel zu schützen? Dies wird in der Regel verneint werden müssen, und zwar um so mehr, je schlechter der Boden ist. Denn da die Besitzer so kleiner Grundstücke überdies sehr bald gewahr werden, daß Getreidebau auf einer Fläche von einigen Morgen, zum eigenen Bedarf, in der That eine schlechte Spekulation ist, so können sie sich nur auf den Erbau von Sommergewächsen und Viehfutter beschränken, und in so fern gewinnen sie einen Theil Nahrungsmittel, nicht aber die Hauptsache, das Brodgetreide. Wo sollte dies am Ende herkommen für eine sich schnell vermehrende auf diese Art angelegte Menschenplantage, und wo sollten am Ende die Stadtbewohner mit ihrem Bedarf bleiben.

Man sieht wohl ein, daß wenn in einem so parcellirten Lande ein Hungerjahr, wie 1817, kommt, man seine Zuflucht zu Kornvereinen nehmen muß, wobei es denn darauf ankömmt, recht schnell die

nächsten Producenten zu finden, die große Ernten machen; so viel Ruhm nun auch ein solcher Kornverein, wie z. B. der von Elberfeld, über seine klugen Maaßregeln einernten mag, und so viel und gut sich über eine solche Sache sprechen und schreiben läßt, so ists doch immer besser, wenn keine Kornvereine nöthig sind, und in der That ist es sehr gut, daß es große und kleine Landgüter giebt, und daß nicht alles Land getheilt und zerstückelt wird, weil am Ende eine auf solche kleine Erdschollen gesetzte Familienmasse nur auf patriotische Vereine und deren kluge Maaßregeln angewiesen werden müßte, wenn sie nicht theilweise zu Zeiten umkommen sollte.

Wenn von der Theilung des Bodens am Rheine viel Rühmens gemacht worden, so folgt daraus noch nicht, daß man überall in gleicher Weise zu theilen alle Ursache habe, um die Menschen glücklich zu machen, denn der Erfolg der Theilungen, welcher er auch sonst seyn mag, berechtigt in Rücksicht der Gewinnung von Nahrungsmitteln nicht zu diesem Schluß, und ökonomische Erfahrungen noch weniger, denn je kleiner die Fläche, desto mehr stehen die Produktionskosten im umgekehrten Verhältnisse zum Ertrage, und auf 25 Morgen muß man zwei Ochsen halten, womit man allenfalls auch 75 Morgen bestreiten kann. Allein wenn man auch der vielgerühmten Handhacken oder Karstwirthschaft jener Gegenden etwas zutrauen wollte, so hat sie doch

offenbar keinen Vorzug vor andern Bestellungsarten, es beweiset die auf diese Art bewirkte Benutzung kleiner Grundbesitzungen nichts für den Wohlstand derer die sie betreiben, und etwas zu erübrigen ist selten möglich, wo die Größe nur 1 bis 2 Morgen ist.

Gewohnheit und die Möglichkeit kleine Capitale zu erwerben, haben ohne Zweifel viel dazu beigetragen, Acker Morgen- und Ruthenweise zu kaufen, weil man sein Geld nicht sicherer *), als auf diese Weise anlegen konnte; allein nicht immer profitirt derjenige, der sich alle seine Bedürfnisse selbst schafft, denn da die Landwirthschaft auch eine Manufaktur ist, so begreift sich, daß so ein winziges Wesen unmöglich eine vortheilhafte Manufaktur seyn kann, da es indessen viele Menschen giebt, die sich ihre Petersilie selbst bauen wollen, käme sie ihnen auch theurer als Ananas, so kann Niemand etwas dagegen haben.

Die zu weit getriebene Theilung des Bodens erscheint daher in sehr bevölkerten Gegenden wie eine gewohnte Grille, und während die Leute sich einen Morgen Land kaufen, behalten sie häufig nicht Geld zu einer ordentlichen Wohnung, und dies finden wir denn in den westlichen Provinzen häufig genug.

---

*) Gleich wie ein wohlhabender städtischer Handwerker gewiß bald ein Häuschen kauft, besonders wenn er hofft, dadurch selbst frei in Miethe zu sitzen.

Mann kann die Nutzlosigkeit davon schon daraus abnehmen, wenn man erwägt, daß jede Familie ein Einkommen haben muß, was zureichend ernährt, schlagen wir dies in seinem ganzen Umfange zu einem Geldwerthe an, so sind 300 Rthlr. das geringste, was in sehr bevölkerten Gegenden gerechnet werden kann; soll eine solche Summe aus Grund und Boden herfließen, so darf die Fläche schon nicht ganz klein seyn, ist sie geringfügig, so ernährt sie die Familie nicht, die also durch solchen geringen Ackerbesitz blos ihre Zeit zersplittert, um Früchte zu gewinnen, die sie wohlfeiler kaufen könnte.

Schwerlich bringt die fleißigste und sorgsamste Bodencultur in den rheinischen Provinzen einen höheren reinen Ertrag, als die Gärtner zu Berlin, Liegnitz und Breslau von ihrem sandigen Boden beziehen; da aber nicht angenommen werden kann, daß alle kleine Grundbesitzer solche Kunst- und Handelsgärtner als die diesseitigen sind, so ist es auch sicher nicht der Ertrag ihrer kleinen Grundstücke, sondern ihr Nebenerwerb, der dem Schatze die in neueren Zeiten gestiegenen Steuerbeiträge liefert. Wenn der klein getheilte Boden leicht in die Hände des geringen Mannes kommen kann, wenn er vom Haidelande höhere Pacht giebt, als selbst vom schweren Boden gegeben wird, so ist die Ursache davon uns in jener Schilderung gleich dahin angegeben: daß ein solcher Wirth seine Mühe nur gering anschlägt,

und daher kann er denn mehr Pacht und auch — mehr Steuer geben. Das ist freilich eine exemplarische Genügsamkeit, und ohne Zweifel Folge einer großen Anhänglichkeit an die Gegend. Aehnlichen Ursachen wird es also auch wohl zuzuschreiben seyn, wenn die Behauptung des Herrn Benzenberg wahr ist, daß hohe Grundsteuern den Boden immer in die Hände desjenigen bringen, dem er am meisten trägt, und der die höchste Pacht davon zu geben im Stande ist.

Dies wäre kein schlechtes Auskunftmittel für einen erschöpften Staatsschatz, und zugleich eine wohlthätige Beförderung der Landescultur. Es mag indessen mit dieser Folgerung wohl eben die Bewandniß haben, die es mit der Behauptung hat: daß die Thätigkeit der Einwohner gerade dasjenige sey, was die Wohlhabenheit eines Landes bestimmt. Hr. B. schließt nämlich: Westphalen hat in den letzten hundert Jahren, trotz der erhöhten Steuern, an Wohlhabenheit, und seine Einwohner an Thätigkeit zugenommen, also sey die Wohlhabenheit unmittelbare Folge der Thätigkeit, und die Fähigkeit hohe Steuern zu zahlen nicht minder.

Diese Schlußfolge setzt eine moralische Kraft — die Thätigkeit — als die Bedingung fest, unter welcher Wohlstand zu erhalten sey. Wenn das wahr wäre, so würde wahrscheinlich Wohlstand ein allgemeines Gut in Deutschland seyn, denn thätig sind

alle Deutsche, ob sie aber, und vorzüglich die Mehrzahl des Volkes, auf dem Lande gerade Gelegenheit haben, thätig zu seyn, und ob ihnen durch angemessene Regierungsmaaßregeln der Weg zu jeder Art von Beschäftigung, folglich auch zur Bearbeitung des Bodens in kleinern Theilen, der dann doch nothwendig zuvor verkäuflich seyn müsse, geöffnet, und ob die letztere Art von Beschäftigung überall nach Ort und Zeit ausführbar sey, das heißt vorzüglich, ob sie ihren Mann hinlänglich ernähre, das sind doch Fragen, die billig vorangehen und beantwortet werden müssen, ehe man allgemein zu den Leuten in einem ganzen Lande sagen kann, seid nur thätig, so werdet ihr bald wohlhabend, und dann könnt ihr noch zehnmal so viel Steuern bezahlen als ehedem.

Ein Finanzminister wird daher wohl schwerlich auf das Mittel, welches Hr. B. vorschlägt oder empfiehlt, viele Steuern durch viele Menschen, und diese wieder durch Vertheilung des Bodens herbeizuschaffen, eingehen, da durch die Erfahrung an mehreren Orten bewiesen ist, daß eine große Anzahl solcher Besteuerten ihren Beitrag zur Steuer nur von ihrem Tagelohn, und nicht aus dem reinen Einkommen von einigen Ruthen oder Morgen schlechten Bodens leisten, und daß ihre Steuerfähigkeit nur so lange dauert, als der Tagelohn angemessen hoch für sie steht, daß aber Zeitweise eine Menge Steuerausfälle statt finden, weil das Einkommen der Besteuerten

sich bedeutend vermindert. Sollten aber Menschen, die wirklich schon etwas mehr Ländereien und etwa 25 Morgen besitzen, sich ungeachtet der höheren Steuern sehr wohlhabend befinden, so kann dies vorzüglich während einer Zeit der Fall seyn, wo die Produkte einen guten Preis hatten, oder es liegt darin, daß der Besitzer sein Grundstück um einen billigen Preis gekauft und keine Schulden darauf hat. Jetzt nun, da die Getreidepreise nicht mehr enorm hoch sind, und da nicht jeder solcher kleiner Grundbesitzer ein Kunstgärtner oder ein Cultivator von Handelsgewächsen und dergleichen seyn kann, dürfte sich auch für die Rheinlande (wie es für Frankreich bereits geschehen) ergeben, daß das Parcelliren auch seine Grenze haben muß, und daß wenigstens Landcultur und ihr rentirender Betrieb an ein gewisses Maaß in der Fläche gebunden ist. Dieses Maaß giebt, nach Zeit und Ort, die Grenze für alle Parcellirungen ab, unter dieser Grenze kann schwerlich viel Glückliches für die Nation aus der Bodentheilung hervorgehen, und so dürfte sich auch in den Rheinlanden ergeben, daß, wenn die Summe der Beschäftigungen in jener starken Bevölkerung nicht dieselbe bleibt, die sie bisher gewesen, die kleinen Landbesitzungen vieler Einwohner eben keine unversiegbare Reichthumsquelle abgeben mögten.

Frankreich hat in neuern Zeiten die traurigsten

Erfahrungen über diesen Umstand gemacht, und in der That ist die sinnlose Zersplitterung des Grundes und Bodens geradezu ein Nationalverlust, weil der, dessen Besitzung nicht groß genug ist, um die Cultur manufakturmäßig zu treiben, seine Produkte theurer erwirbt, als wenn er sie auf dem Markte kaufte, und nebenher den kleinen Antheil Boden, den er besitzt, der Gesammtmasse entzieht, in welcher er zum allgemeinen Besten vortheilhafter benutzt werden könnte.

Aus diesen Gründen leuchtet es schon jetzt an vielen Orten den Besitzern kleiner Gärten ein, daß sie besser thun sich ihrer zu entledigen, und die Gartenfrüchte von dem zu kaufen, der sie kunstmäßig producirt, und solche Leute finden sich mit der Zeit überall.

Die Ideen der Gelehrten über die Bodentheilung gehen so ins Ausschweifende, weil sie aus dem Erfolg urtheilen, und diesen Weg sollten gelehrte Leute am wenigsten einschlagen; die Sache hat aber das Schicksal vieler andern, nämlich, ihre Verfechter scheitern am technischen Theile des Gegenstandes.

Starke Bevölkerung der Staaten hat ihr Gutes; nach unserer Ansicht kann sich dieses nur erhalten und allenfalls steigen, wenn die Volksmenge durch ihre Beschäftigungen ihr Auskommen, und allenfalls noch etwas drüber hat, reine Wäsche und

noch einen Thaler in der Tasche! Geht es darunter, so giebt es nur Pöbel, und dessen ist überall schon zuviel.

Es ist auch ein Widerspruch und eine sonderbare Idee, den Landbau auch eine Manufaktur zu nennen, und gleichwohl durch eine grenzenlose Zersplitterung des rohen Materials, nämlich des Bodens, den manufakturmäßigen Betrieb zu vernichten; dies ist nun nichts besser, als wenn der Schuhflicker zugleich Gerber seyn will.

Bei dem Vorschreiten der Gewerbe im ganzen Reiche wird man mit der Zeit sicher auch beim Landwirthschaftsgewerbe eine Einrichtung treffen, die auf Sonderung der Produktionen, und gewissermaßen auf Theilung der Arbeit hinausgeht. Der große Gutsbesitzer, der weit zusammenhängende Flächen besitzt, wird immer der Getreideproducent im Großen seyn, und sein Gut wird wie ein Nationalmagazin betrachtet werden müssen, der Bauer, wie er im alten Lande besteht, wird zwar ebenfalls Getreide bauen, aber gewiß in der Folge mehr derjenige seyn, der der eigentlichen Viehzucht obliegt und diese zur Hauptsache macht, weil er mit Weib und Kindern die speciellste Aufsicht und Mühe darauf verwenden kann *), kleinere Grundbesitzer werden sich dem Garten

*) Einige Dorfschaften in der Priegnitz (Provinz Bran-

tenbau widmen, einige werden Gemüse bauen, andere Farbepflanzen, andere werden Obstbäume aus dem Saamen ziehen, und andere diese Stämme verpflanzen, echt machen und auf den Markt bringen, wieder andere werden Strauchgewächse und Walobäume ziehen für die Lust- und Ziergärten, und eine neue Klasse blos Blumengärtnerei und Saamenhandel treiben, endlich vielleicht manche blos Federvieh produciren.

Für alle solche Produktionen ist Land genug vorhanden, wenn es nur erst allgemein verkäuflich ist, und an Menschen ist auch kein Mangel, wenn sie nur Kunstgeschick genug haben; und bei einer solchergestalt geschehenen Vertheilung des Bodens werden die Besitzer selbstständig seyn, das heißt ihr Brod haben, ohne ein Mittelding zwischen Fabrikarbeiter und Landmann zu seyn; überdies aber werden die Produkte einen solchen Preis haben, daß es dem gemeinen Arbeiter nicht einfallen wird, einen Morgen Land zu kaufen, um sich seine Kartoffeln selbst zu bauen. Nebenher wird aber auch bei einem solchen Stande der Sachen der Finanzminister schon finden, daß die Steuerparthie sehr sicher dabei stehet.

Die Beurtheilung der ländlichen Bewohner wird,

---

denburg) liegen diesem Gewerbe vorzüglich ob, nämlich der Rindviehzucht, an der es überall noch fehlt. d. Vf.

wie wir gesehen haben, von den Gelehrten in der Regel falsch aufgefaßt, aber auch sachkundige Personen geben nicht minder Anlaß zu Irrthümern. In den Möglinschen Annalen der Landwirthschaft 12ten Bandes 2tes Stück finden sich ökonomische Reisebemerkungen von Hrn. N. pag. 279, die vom Verfasser in drei Monaten, von Schlesien aus bis Antwerpen gemacht worden sind, und wir nehmen Anlaß, eine seiner Bemerkungen über belgische Landwirthschaft pag. 290 hier zu benutzen, weil sie für unseren Gegenstand sehr passend ist; er sagt:

„die Wirthschaften sind im Allgemeinen klein, 10 bis 100 Preuß. Morgen, selten größer. Sieht man diese Höfe dort, und denkt man sich dieselben von einer Quadratmeile zusammengerechnet, so wird eine richtige Berechnung unbedenklich ergeben, daß das Capital, was in den Gebäuden verwendet und erhalten werden muß, und was zum sonstigen Inventario und Betriebe angewendet wird, sich schwerlich verzinsen kann, und für die Grundfläche unmöglich Zinsen bleiben werden, mag auch der Ertrag noch größer seyn, als er angegeben wird. Wären die Güter 10 bis 20 Mal größer, so könnte der Brutto-Ertrag ganz füglich eben so groß seyn, wenn die Hälfte der jetzigen Landbebauer blos Arbeiter und nicht auch zugleich Herren wären, und also nicht allein in dieser Hinsicht ein großer Aufwand er-

spart werden, sondern auch mit den Baukosten der jetzigen Wohnhäuser der ganze Wirthschafts-bedarf an Gebäuden zu beschaffen seyn. Diese Wirthschaftsorganisation schafft offenbar keinen besonderen Netto-Ertrag, wenn die Zinsen der wirklich verwendeten Capitale berechnet werden. Das Hauptbestreben dieses ganzen Ackerbaues geht dahin: möglichst viel Arbeitslohn verdienen zu lassen, und nur aus diesem Grunde ist die Verwendung so vieler Arbeit, als nützlich zu erklären. Der Acker-Eigenthümer braucht den Acker als Mittel, um Thätigkeit anzuwenden, und diese durch Früchte ersetzt zu erhalten. Die Höfe sind Handwerksstätten, nicht Fabriken."

Diese Bemerkungen sind in der That oberflächlich und nicht treffend, und konnten auch wohl bei der im Fluge gemachten Reise nicht füglich anders ausfallen. Es ist an sich, rein-ökonomisch gedacht, zwar richtig, daß wenn hier ein Theil so kleiner Höfe, oder eigentlich die zu selbigen gehörigen Ländereien zusammengebracht, und eine große Landwirthschaft daraus gemacht wird, für diese Fläche ein anderes Verhältniß im Betriebs-Capitale und in den Zinsen hervorgebracht wird, als jetzt bei den kleineren Wirthschaften besteht. Allein daraus folgt noch keinesweges, daß die kleineren Wirthschaften in jenen Gegenden weder die Zinsen vom Betriebs-

noch vom Grund-Capitale tragen, und daß eine solche Wirthschaft offenbar keinen reinen (Netto-) Ertrag gewähre. Der Beharrungszustand dieser Landeseinwohner in ihrem Wohlstande beweiset mehr als jener Reisende durch die künstlichsten Berechnungen würde beweisen können, bei denen er, wenn er sie daheim etwa, nach erlangter Muße von der schnellen Reise, noch anlegen sollte, wir nicht zu vergessen bitten, daß jenes Land der Schelde sich so sehr von vielen anderen Ländern durch seine großen und kleinen Städte und ihre starke Bevölkerung, und durch eben so volkreiche Dörfer, die bei uns für Städte gelten würden, auszeichnet, daß dies eine ungemeine Lebhaftigkeit des Verkehrs hervorbringt, besonders durch die guten Straßen, Kanäle und Flüsse, daß das Volk fleißig, sparsam und reinlich ist, und daß man Schmutz und Bettler dort selten oder gar nicht findet, hierdurch aber die Möglichkeit wohl begründet ist, den Boden in kleinere Theile zu theilen, auf welchen der Eigenthümer nicht blos ein Herr, sondern auch zugleich der erste Arbeiter ist, der nicht (nach unsern Reisenden) darauf ausgeht, viel Arbeitslohn verdienen zu lassen, sondern mit den Seinigen selbst viele und künstliche Arbeit beim Ackerbau zu verrichten, die ohne allen Zweifel sich ihm selbst bezahlt macht, sonst würde er sie unterlassen, und durch welche Thätigkeit er (eben nach diesem Reisenden) Früchte zum Ersatz erhält.

Es ist aber schlecht beobachtet, wenn man nach solchen Reisenden über dergleichen kleine Wirthschaften den Schluß fällt, daß dies nur Handwerksstätten und keine Fabriken wären, wogegen wir, aus eigener Ansicht, zu urtheilen uns erlauben, daß dies, der angewandten Ackerbau-Kunst gemäß, recht eigentliche Ackerbau-Manufakturen genannt werden müssen, wogegen das Wesen mancher großen Getreidewirthschaft nur Handwerks-Schlendrian ist.

Die Freiheit des Bodens wird aber in einer Gegend immer am höchsten zu schätzen seyn, die, wie Braband mit Holland, zu einem Handelsstaate gehört, in welchem der eigene Bedarf an Lebensmitteln nicht geschafft werden kann, sondern ohnehin einen jährlichen Zuschuß von fremden Nationen bedarf, den der Seehandel herbeiführt, und eben daher würden große Güter hier am unrechten Orte seyn, weil Kornbau allein schwerlich hoch rentiren würde, während die Produkte, welche diese kleinen Herren, an deren Statt unser Reisender lieber Tagelöhner zu wünschen scheint, erzielen, ihre Mühe, Arbeit und Kunst so reichlich bezahlen, daß sie sicher auf die Zinsen, und außerdem auf einen guten Rein-Ertrag kommen.

Wir sehen hieraus, daß, während ein Gelehrter den Boden gern in lauter kleine winzige Schollen zerstückeln mögte (damit der Finanzminister ein Kataster machen und recht viel Steuern erheben

könnte), der andere und noch dazu wahrscheinlich ein gelehrter Landwirth, nur lauter große Güter mit einer Tagelöhner-Bevölkerung wünscht, um sich in dem Centro eines solchen größeren Kreises als Alleinherrscher verehrt zu sehen. Es muß jedem Reisenden sicher ein weit angenehmeres Gefühl erwekken, in einem Lande in jedem wohlgebauten Hause eine wohlgekleidete und wohlgenährte Familie nebst Gesinde, als Eigenthümer zu finden, als in jedem Dorfe nur einen großen Gutsbesitzer, und in den umgebenden Hütten lauter arme Tagelöhner und auf 25 Meilen keine Mittelstadt anzutreffen. Die Gesellschaft kann nur auf ein Verhältniß ihre Wünsche und Bestrebungen richten, das dem ersten Bilde entspricht, woraus aber noch nicht folgt, daß man größere Güter nicht dulden müsse, denn so wie die kleineren nach Ort und Zeit die Mehrheit behaupten, so ist es umgekehrt mit den größeren der Fall, und die Mängel der Letzteren können nur immer ein Gegenstand der Industrie, der Humanität ihrer Besitzer und der Gesetzgebung bleiben, da aber Groß und Klein relative Begriffe sind, so wird die Bildung der Grundbesitzungen von Zeit- und Lokalverhältnissen diejenige Richtung und den Umfang erhalten, die nach erlangter Befreiung des Bodens, nach den in dieser Schrift angedeuteten Elementen möglich ist, und der Staat wird glücklich seyn, wenn keine Zersplitterungen des Bodens, wie in Frank-

reich und in einigen westlichen Theilen des preußischen Staates, erfolgen.

Wir kehren noch einmal zu unserem Gegenstande zurück.

Die preußische Landesregierung scheint in den alten Provinzen von der Möglichkeit des Parcellirens und der Zersplitterung des Bodens ohne Grenzen nichts zu besorgen, doch aber die Theilbarkeit zuzulassen.

Das Edikt vom 14ten September 1811 verordnet im §. 29. folgendes deshalb:

damit auch die Vereinzelung (der Höfe) nicht durch hypothekarische Schulden erschwert werde, so setzen wir fest:

a) daß die Bauergüter über $\frac{1}{4}$ ihres Werthes mit dergleichen Schulden nicht beschwert werden sollen;

b) daß bei einer nicht höheren Verschuldung die Parcellirung bis auf $\frac{1}{4}$ der jetzt vorhandenen, oder nach der Auseinandersetzung mit dem Gutsherrn verbleibenden Grundstücke geschehen darf, wenn bei Licitationen der vierte Theil, bei Verkäufen aus freier Hand aber die Hälfte des Kaufgeldes an die erste Hypothek abbezahlt wird.

Und §. 31. — demgemäß — kann jeder Eigenthümer sein Gut willkührlich vergrößern oder verkleinern. Er kann die Zubehörungen an einen oder mehrere Erben überlassen. Er kann sie un-

ter den allgemeinen gesetzlichen Normen vertauschen, verschenken, oder sonst nach Willkühr damit schalten, ohne zu einer dieser Veränderungen einer besondere Genehmigung zu bedürfen, alles dieses in sofern nicht Rechte dritter Personen, welche aus Fideicommissen, Majoraten, Lehnsverband, Schuldverpflichtungen und dergleichen herrühren, dadurch verletzt werden.

Aus den vorstehenden Gesetzen ergiebt sich, daß zwar die Theilung bestehender Wirthschaften ins Einzelne nachgelassen, jedoch auch dafür gesorgt ist, daß, wie bei b bestimmt, immer gewisse Stammgüter bleiben müssen, die auch bei der bekannten Größe der bäuerlichen Güter in den alten Provinzen niemals sehr klein ausfallen können. Wäre aber auch diese gesetzliche Disposition nicht gemacht, so dürfte es doch schwerlich von den Landbewohnern dieser Provinzen zu erwarten seyn, daß sie das Theilen ihrer Besitzungen zu weit treiben werden, denn dies ist ganz gegen ihren Charakter und Neigungen, welche nach Vergrößerung in der Fläche trachten, und von nichts so sehr überzeugt sind, als davon, daß sie nur immer um so viel mehr Getreide bauen müssen, je wohlfeiler dies ist, weil sie durch die Menge das ersetzen wollen, was sie an den Preisen verlieren, und ein solcher Schluß ist ihnen schon zu verzeihen.

II.

Ueber die Aufhebung des Landhaushalts in größere Wirthschaften.

Von

G. Meister.

In einer für Gewerbe, und ganz besonders für das unsere, so kritischen, trüben Zeit, wie die gegenwärtige ist, wo möglichste Ersparung in den Ausgaben fast das einzige Mittel bleibt, das man der Unbill derselben entgegenstellen kann; in einer solchen Periode möchte es nicht zur Unzeit seyn, auf eine vortheilhafte, wirthschaftliche Einrichtung aufmerksam zu machen, welche in manchen Gegenden mehr und mehr Beifall und Nachahmung findet, und welche mit wenigen Worten darin besteht: daß man die eigentliche Landhaushaltung in größeren Wirthschaften ganz aufhebt, und in die Stelle des, für die Außenwirthschaft zu haltenden unverheiratheten Gesin-

des, verheirathete Leute in festem Lohn und Brod ansetzt. Dieser so beschwerliche Theil der Wirthschaft, mit seinen vielen Verdrießlichkeiten im Gefolge, fällt dadurch ganz aus, und es bleibt nur der Privathaushalt für die Familie des Wirths übrig, welcher nunmehr fast in der Einfachheit und mit so wenig Hausgesinde geführt werden kann, wie dies sonst nur in einer Haushaltung in der Stadt möglich ist. Diese von dem bisher Gewöhnlichen abweichende Einrichtung verdient eine nähere Beleuchtung, und ich erlaube es mir daher solche zum Gegenstande dieser Zeilen zu machen.

Doch ehe ich zu ihr selbst übergehe, muß ich den Ort und die Verhältnisse, für die ich sie anwendbar halte, zumal für Unkundige, etwas näher bezeichnen. Ich schicke demnach die Bemerkung voraus, daß ich dabei Gegenden im Auge habe, wo in landwirthschaftlicher Hinsicht ähnliche Verhältnisse bestehn, wie sie dem weniger bevölkerten Theile von Deutschland, dem Nordöstlichen eigen sind, wo der Betrieb der großen Landwirthschaft der überwiegende ist. Die Arbeiten pflegen hier durch verheirathete Tagelöhner verrichtet zu werden, welche, wie es durchgängig Gebrauch ist, auf dem Gute selbst ansässig sind, und für welche sich demnach Wohnungen vorfinden. Eben so verhält es sich mit einigen andern Personen, den nöthigen Hirten oder Viehwärtern und einigen der untern Wirthschaftsaufse-

her, welche in festem Lohn und Brod stehn; es wird ihnen ebenfalls Behausung gegeben. Nur bei den Pferden nimmt man in der Regel unverheirathete Knechte, welche nebst andern jungen ledigen Leuten, welche man sich gemüßigt sehen mag, sonst noch zu halten, mit dem weiblichen Gesinde auf dem Hofe ausgespeiset werden.

Diese Einrichtung ist bei uns in Mecklenburg gäng und gebe. Da hier aber bei einem Gespann von vier Pferden nur ein einziger Knecht gehalten, und die Ackerbestellung nicht durch Pferde allein, sondern zum Theil auch durch Ochsen betrieben wird, mit denen meist verheirathete Tagelöhner zu arbeiten pflegen, so ist die Zahl der Pferdeknechte verhältnißmäßig nur sehr klein. Denn mit drei Gespann Pferden kann ein Gut fast bis zur Größe von 1200 Morgen Ackerland, folglich können in diesem Verhältnisse mit 5 Gespann an 2000 Morgen bestellt werden. Da nun, dem Gebrauche zufolge, die Holländereien in der Regel verpachtet sind, und folglich der so viele Sorge und Arbei erfordernden Molkenwirthschaft wegen kein weibliches Gesinde auf den Gütern gehalten zu werden braucht, so wird klar, daß wenn man es genau zerlegt, der ganze äußere Haushalt hier im Grunde nur um der wenigen Pferdeknechte willen da ist.

Die Landhaushaltung aber, ist sie einmal da, sie sey größer oder kleiner, zieht unabwendlich die

Haltung mehrerer Personen nach sich, und so sammelt sich bald ein ziemliches Personal an.

Der größere Haushalt macht eine Haushälterin, die zugleich das Amt einer Herrnköchin versieht, nothwendig, weil die Frau, der auch andere Pflichten obliegen, ihm nicht mehr allein vorzustehen vermag. Es sollen Schweine gehalten werden, weil die Hauptkost des Gesindes in Schweinefleisch besteht. Man muß sie halten und selbst ziehen, weil man sie, bei ihrem wechselnden Preise, nicht immer so kaufen kann, wann man es wünscht, und weil man zugleich manche Nebenabfälle der Küche für sie benutzen will. Die Schweinezucht erfordert viele Wartung, und für den Sommer, wenn sie ausgetrieben werden, noch außerdem einen Jungen zum Hüten.

Für einen so großen Hausstand werden ferner eine Anzahl Kühe nothwendiges Bedürfniß, welche zu melken und das Milchwesen davon zu besorgen, einer Person hinreichende Arbeit giebt. Auf diese Weise werden mehrere Mägde, welche als Nebenarbeit den vergrößerten Gemüsegarten bestellen müssen, bloß für die Außenwirthschaft zur Bestreitung der dahin schlagenden Arbeiten erforderlich, und so häuft sich nebst den Knechten eine Personenanzahl am Gesindetisch, welche hinwieder die Anstellung einer eignen Köchin zur Bereitung ihrer Speisen nöthig macht.

Wenn man es recht bedenkt, daß man sich die

viele Mühe und den unzähligen Verdruß mit einem großen Haushalte einzig nur aufladet, um ein Paar Knechte zu speisen, so muß einleuchtend werden, daß man sich einer großen Last entledigt, wenn man auf andere Weise für ihre Beköstigung sorgt.

Wer aber, der selbst einmal einem größern Hauswesen auf dem Lande vorgestanden hat, sollte den Verdruß und die vielfachen Wirthschaftsleiden, welche ein solches mit sich führt, nicht aus eigner Erfahrung kennen, und nicht einmal in den allgemeinen Stoßseufzer mit eingestimmt haben: daß es eine ganz gute Sache um die Landwirthschaft seyn würde, wenn man ohne Leute wirthschaften könnte?

Von den Leuten rühren auf dem Lande die meisten Unannehmlichkeiten her, und dieses vorzugsweise von dem unverheiratheten Theile derselben, von dem Gesinde. Daß es so ist, liegt in der Natur der Sache. Die Menschen, die wir in unserm Dienste gebrauchen, stammen aus den untersten ungebildeten Klassen der Gesellschaft und werden mehr oder weniger von ihren rohern Trieben und Leidenschaften beherrscht — und gerade das macht ja den Pöbel, im Gegensatze mit dem auf einer höhern Stufe der sittlichen Ausbildung Stehenden, daß diese nicht unter die Herrschaft eines festen Willens gebracht sind. Ist es schon an und für sich selbst eine beschwerliche Aufgabe für den Herrn, die Ausbrüche derselben bei ihnen niederzuhalten, um so mehr als die Triebfe-

dern ihrer Handlungen, mit ihnen selbst von gemeiuerer unedler Natur sind, so hält es doppelt schwer bei jungen ledigen Menschen, die kaum dem elterlichen Heerde entnommen, oft ganz unerzogen, durch das Leben und seine Mühen noch nicht abgerieben und zurechtgestutzt, und darum als völlig roh zu betrachten sind. Sie sind im ersten Jugendrausch, haben sich noch nicht ausgebrauset, und man hat daher mit allen möglichen jugendlichen Fehlern zu kämpfen.

Heftige und bei dieser Klasse von Menschen um so ungebändigtere Triebe, welche noch nicht auf gesetzlichem Wege zur Ruhe verwiesen sind, geben Anlaß zu tausend Unordnungen und Verdrießlichkeiten. Der gemeine Mann sucht sein Lebensglück in sinnlichen Genüssen, und darunter nimmt das Essen einen der wichtigsten Plätze ein. Die Quantität muß ersetzen, was der Qualität entgeht. Ihr Wohlleben besteht also darin, im Uebermaaß zu sich zu nehmen, einem Gelüste, dem sie in so reicherm Maaße fröhnen, wenn sie ihm auf Kosten Anderer befriedigen können, und wozu sie hier hinreichende Gelegenheit haben. Denn bei uns wenigstens, wo es einmal Regel ist, ihnen so viel zu geben, als sie genießen wollen, würde es nicht gerathen seyn, ihnen hierin Schranken setzen zu wollen, wenn man sonst gutes Gesinde haben will. Unmäßigkeit aber erzeugt Ueppigkeit, und diese führt zu Liederlichkeit, und, da

die Mägde auf dem Lande selten Priesterinnen der Vesta sind, sondern sich im Gegentheil aus platter Spekulation einen Mann zu bekommen auf die Höfe zu vermiethen pflegen, zumal gern da, wo viele Knechte gehalten werden, und sich aus diesem Gesichtspunkte hingeben, so bleiben die Folgen, und wenn man auch den Commers zwischen beiden Geschlechtern noch so sehr zu erschweren sucht, selten ganz aus, und man hat sie auf alle Weise mit Verdruß und Schaden zu büßen.

Ein steter Wechsel, dem man unterworfen, ist eine andere große Unannehmlichkeit. Hat man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sich Dienstboten selbst anzuziehen und zuzulernen, so ist man nicht sicher, auch die Früchte davon zu ernten. Nichts hält den ledigloſen Menschen, ihm steht die ganze Welt offen. Er ist gewiß, gegen dargebotene Dienste allenthalben sein Brod zu finden, und er hat kein besonderes Interesse, das ihn an seinen Herrn bände. Die besten Dienstboten, zumal wenn sie noch jung sind, verliert man oft am Ersten, so wie dies Loos hingegen nicht selten vorzugsweise die bessern Herren trifft. Gute Behandlung sichert nicht immer dagegen. Im Gegentheil, wenn der Dienende sich in seiner Lage wohl fühlt, so lockt ihn die Hoffnung, es anderwärts noch besser zu finden. Bei dem Gesinde, dem gar nicht durch den Sinn gefahren und das nicht mit einiger Strenge gehalten wird, er-

wacht nur zu leicht der nicht niedergehaltene Uebermuth, und Kleinigkeiten werden für dasselbe oft zum wichtigen Anstoß, während die Furcht, es noch schlechter zu treffen. manchen Dienstboten bei einer schlechten Herrschaft um so länger zurückhält. Woher denn die paradoxe Erscheinung, daß harte und strenge, egoistische Herren meistens besser bedient werden, und ihr Gesinde länger behalten, als wohlwollende und gütige. In manchen Gegenden ist es, bei der zunehmenden Verdorbenheit desselben, mit diesem steten Wechseln so arg geworden, daß kein Knecht länger als ein Jahr an einer Stelle bleibt. Ist es damit zwar bei uns noch nicht ganz so schlimm, so bleibt doch immer die öftere Veränderung des Dienstpersonals sehr störend.

Die Speisung des Gesindes wird zu einer reichen Quelle von häuslichen Zänkereien und Unannehmlichkeiten. Ihnen ist, wie gesagt, das Essen eine der wichtigsten Funktionen des Lebens. Sklaven der Gewohnheit halten sie, zumal in manchen Gegenden, strenge darauf, daß die Kost ganz so sey, wie sie glauben, daß sie ihnen gebühre und der Gebrauch es vorschreibt. Ein Versehn, das ein Vernünftiger übersieht, weil es so leicht, selbst bei der größten Aufmerksamkeit sich ereignen kann, reicht hin, Ursache zur Unzufriedenheit zu geben. Sind die Speisen einmal angebrannt, oder versalzen, ist nach ihrer Meinung nicht genug Milch an die Suppe gekom-

kommen, oder ist das Gemüse nicht fett genug, so erregt das gleich Murren, und es bedarf oft nur eines Aufhetzers, der unter so vielen Personen nicht leicht fehlt, um es zur hellen Flamme anzublasen, und der Unfriede ist da. Daß man ihnen die Kost wirklich gut giebt, sichert nicht immer gegen solche Zwistigkeiten. Im Gegentheil wird es oft Ursache, daß sie solche nur noch besser haben wollen, und sie suchen sich das zu ertrotzen, wenn sie glauben, es ihren Vorgesetzten bieten zu dürfen.

Am ruhigsten pflegt es da zuzugehn, wo die Hausfrau selbst der Wirthschaft vorzustehen vermag. Haben sie einmal das Vertrauen zu der Herrschaft gewonnen, daß sie es gut mit ihnen meint, und die Absicht hat, ihnen zukommen zu lassen, was ihnen gebührt, so kann man ihnen schon Manches bieten. Sie sind mit dem zufrieden, was, wie sie wissen, von ihr selbst kommt. Es darf schon einmal nicht ganz so seyn, wie es wohl seyn sollte, und sie werden sich doch dabei beruhigen. Treten aber Mittelspersonen zwischen die Herrschaft und den Untergebenen ein, und wo wäre dies, zumal in größern Wirthschaften, ganz zu vermeiden — so wird der Hausfrieden nur zu leicht gestört. Wird eine Haushälterin nothwendig, und das wird nur zu oft der Fall seyn, so ist häufig auch der Unfriede da, besonders wenn sie ihnen nicht zu imponiren weiß. Was das Gesinde der Herrschaft nicht zu bieten

wagt, versucht es bei dieser, und wäre es auch nur um ihr Müthchen an ihr zu kühlen. Wirthschaftet die Haushälterin im Interesse der Herrschaft, so ist sie stets ihren kleinen Ränken, besonders denen der Knechte ausgesetzt; thut sie es nicht und will sie nur den Namen: Ausgeberin rechtfertigen, so kann dagegen ihr Wirthschaften oft sehr kostbar werden. Manchmal aber wird auch das Gesinde von einer herrschsüchtigen Wirthschafterin geschroben und dieses leidet darunter. Von allen diesen Reibungen wird am Ende die Herrschaft auf eine oder die andere Weise das Opfer und muß sie mit Aerger und Verdruß büßen.

Viel Unangenehmes rührt direkt von den Haushälterinnen selbst her, die doch einmal nicht zu entbehren sind. Es ist ein sehr beschwerliches Amt, besonders des harten Standes wegen, den sie mit dem Gesinde haben. Aus Neigung und Wahl widmet sich ihm nicht leicht ein junges Frauenzimmer, wenn es sich nur irgend anders rathen kann, und meistens vermögen nur Umstände und der Reiz guter Bezahlung dazu. Die Haushälterinen sind daher schon an und für sich selten, aber viel seltner noch sind die guten. Man hat deshalb wenig Auswahl und muß fast vorlieb nehmen, mit dem was man kriegt. — Alle möglichen Untugenden finden sich unter dieser Klasse von Menschen, worunter es recht schlechte Subjekte giebt, von Nachlässigkeit, Unordnung, Mangel an Autori-

tät, Unwirthschaftlichkeit an, bis zu wirklicher Untreue und sogar Liederlichkeit bis zur Gemeinheit herab, und man muß oft erst eine Reihe derselben versuchen, ehe man es nach öftern Wechseln bis zu einer erträglichen bringt. Den mannigfachen Verdruß, der hieraus entstehen muß, wird sich auch der denken können, welcher dies nicht selbst erfahren hat.

Aus demselben Grunde wird es auch schwer, die Stelle einer Leuteköchin zu besetzen. Ein ordentliches Mädchen giebt sich nicht so leicht dazu her, weil sie sich vor den Neckereien scheuet, denen sie sich von zänkischen Dienstboten über die Zubereitung des Essens aussetzt. Man hat also in der Regel auch hier seine Noth, nur ein einigermaaßen gutes Subjekt dazu zu bekommen.

Alle diesem häuslichen Ungemache, die Mühe die es kostet, für die Bedürfnisse so vieler Menschen zu sorgen, und die Aufsicht darüber, entgeht man, wenn man auf andere Weise für die Beköstigung der Knechte sorgt. Am einfachsten erreicht man dies auf dem vorgeschlagenen Wege, wenn man verheirathete Knechte ansetzt, denen man ihre eigne Wirthschaft giebt. Allenfalls kann man aber auch mit unverheiratheten Knechten eine ähnliche Einrichtung treffen und sie im Dorfe in Kost geben, oder besser, man giebt ihnen einen festgesetztes Deputat an Naturalien, und läßt sie selbst für ihre

Beköstigung bei einem oder dem andern Bewohner des Dorfs nach eignem Belieben sorgen.

Daß man diese vielen Verdrießlichkeiten, zumal wenn man den ersten Ausweg wählt, größtentheils umgeht, liegt in der Natur der Sache; denn in jeder Hinsicht ist mit verheiratheten Leuten besser umzugehn und leichter und bequemer zu wirthschaften. Der Verheirathete sieht das Leben aus einem andern Lichte an und ist gewissermaßen als der durch das Leben Erzogne zu betrachten. Er hat seine Mühen und Sorgen aus eigner Erfahrung und daher die Ansprüche mäßigen gelernt. Gebundener und abhängiger, fesselt ihn das eigne Interesse enger an seinen Brodherrn. Ein sicheres Brod hat für den Verheiratheten einen großen Werth und muß ihn haben. Man darf demnach bei ihnen mehr guten Willen, es dem Herrn nach Sinn zu machen, voraussetzen. Sie haben mehr Gefühl für Dankbarkeit, und mit Güte und Milde reicht man eher bei ihnen aus, die sie, als die Erfahrnern, besser zu schätzen wissen. Darum verleitet sie gute Behandlung nicht so leicht zu Uebermuth, der bei ungebändigten jungen Leuten, welche die Hörner noch nicht abgestoßen haben, stets mit Kraft niedergehalten seyn will. Als den ältern und schon mehr zur Vernunft Gekommenen, und daher Gesetztern, ist ihnen weit eher etwas zu bedeuten, und da man sie leichter halten und ihr Interesse an das eigne knüpfen kann, man folglich

aus diesem Grunde weniger dem öftern Wechsel ausgesetzt ist, so kann man sie sich besser zu seinen Zwecken anlernen und zugewöhnen. Sinclair hält diesen letzten Punkt für so wichtig, daß er in seinem Werke über die Landwirthschaft in Schottland, die Einführung des Gebrauchs, mit verheiratheten Leuten zu wirthschaften, unter die ersten Verbesserungen zählt und, indem dadurch die weitere Verbreitung künstlicherer Handgriffe möglich geworden, sie als eine der Haupturſachen des gestiegenen Ackerbaues daselbst betrachtet.

Nur das wird Manchem noch zweifelhaft scheinen, ob der verheirathete Mann bei der Wartung der Pferde den lebensmuthigern, ungebundenen, ledigen Knecht ersetzen kann, und er wird einige Bedenklichkeiten darüber hegen. Nur der lediglose Mensch, sagt man, und nicht ganz mit Unrecht, der noch keinen Gegenstand seiner ausschließlichen Neigung und Vorsorge gefunden hat, kann diejenige Anhänglichkeit an die Thiere gewinnen, die ihn ihre Pflege mit der Lust und Liebe betreiben läßt, welche zu ihrem Gedeihen unerläßlich ist. Man wird freilich zugeben müssen, daß der Verheirathete in der Regel weniger direktes Interesse an den Thieren nehmen wird, aber ein indirektes wird ihn nicht weniger antreiben, aus Pflicht zu ersetzen, wozu jenen Lust nnd Liebe zum Dinge führt. Dies eigne Interesse aber ist ein wichtiger Sporn. Es liegt in

der Natur der Sache, daß ein Mensch, der Frau und Kinder hat und in gutem Brode sitzt, Alles anwendet, um sich in diesem Verhältnisse zu erhalten; wogegen ein ledigloser Mensch oftmals seinen Launen fröhnt und ihnen den Zügel schießen läßt. Die Voraussetzung, daß sich ein Pferd unter der Wartung eines jungen ledigen Mannes besser befinde, ist noch nicht für so ausgemacht zu halten, wie es Mancher glaubt. Wenn dieser zwar größern Eifer in der Wartung beweisen wird, der ihn sogar oft zum Diebstahl von Futter für seine Pfleglinge hinreißt, so werden sie von der andern Seite dagegen auch mehr von ihm im jugendlichen Muthe mißbraucht, zumal wenn sie dem Auge des Herrn entrückt sind. Wie manches Pferd geht durch die Ruchlosigkeit, wie manches durch Unerfahrenheit der Knechte zu Grunde! — Sollte man nicht im Ganzen mit größerer Ruhe ein Thier einem gesetzten, vernünftigen Menschen anvertrauen können, der schon aus den Schlingeljahren herausgetreten ist, als einem unerfahrnen und unbesonnenen Brausekopf? —

Auch die Furcht, daß der interessirtere verheirathete Mann den Thieren das ihm anvertraute Futter entwenden und zu eignem Nutzen verwenden werde, möchte doch im Allgemeinen so gegründet nicht seyn, wenigstens da nicht, wo, wie hier zu Lande, die untern Klassen im Ganzen weniger verdorben sind. Es ist freilich wahr, daß so wie im

Leben Alles seine guten und schlimmen Seiten hat, bei den Verheiratheten andere Fehler an die Stelle jugendlicher Unbesonnenheit treten, und daß insbesondere, wie die Erfahrung lehrt, das eigne Interesse, was bei ledigen Menschen nicht so dringend mahnt, zu einer gefährlichen Klippe für die Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit wird, die oft daran scheitern. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß unter den Leuten die Verheiratheten mehr zum Diebstahl neigen, als die letztern. Doch glaube ich, daß wenn man zu wählen versteht, und nur nicht geradezu schlechte Subjekte anstellt, man im Ganzen nicht viel zu besorgen haben wird. Unsere Leute machen sich zwar kein Gewissen daraus, Futter für das Vieh zu stehlen, in dem Wahne, daß es doch dem Herrn, den sie glauben bevormunden zu dürfen, wieder zu gut komme, und dieser verleitet nur zu oft durch das Vorurtheil, dies Stehlen für das Zeichen eines guten Knechts zu halten, selbst dazu; denn sie brauchen dies nur zu merken, so werden sie ihm den Gefallen schon thun, und auf diese leichte Weise nicht verfehlen, diesen zweideutigen Beweis ihrer Vortrefflichkeit abzulegen. Aber dem Vieh zu stehlen, würden sie für ein zu großes Verbrechen halten, als daß man es so leicht von einem nur irgend ordentlichen und rechtlichen Menschen sollte befürchten dürfen. Vor allen Dingen wird man aber auch in der Auswahl der Leute, die man zu Pferde-

knechten annimmt, sorgfältig zu Werke gehen, und insbesondere die allgemeine Regel beobachten müssen, daß man keinen Menschen, dem man etwas anvertrauen muß, in eine Lage versetze, die ihn in Noth bringt und ihn der Verführung bloß stellt, und daß man diese gut setzt, halte ich bei dieser Einrichtung für einen der wesentlichsten Punkte, damit sie in einer Lage sind, in der sie sich wohl fühlen, und die sich zu erhalten einen Antrieb haben. Sollten Veruntreuungen doch nicht ausbleiben, so werden es die Pferde schon nachsagen, und ihr Zustand wird es bald ausweisen, wenn sie ihr gebührendes Futter nicht erhalten, was dem schärfern Auge des Herrn nicht entgehen wird.

Ueber Bedenklichkeiten dieser Art, so wie über die Ausführbarkeit der vorgeschlagenen Einrichtung überhaupt, kann am Ende nur die Erfahrung entscheiden. Gegen jene spricht die Zufriedenheit derer, die es mit verheiratheten Knechten versucht haben, welche behaupten, daß ihre Pferde nicht schlechter gewartet werden. Ueber diese aber hat sie gesprochen und sie bewährt, denn sie ist nicht nur an vielen Orten eingeführt worden, sondern sie hat in manchen Gegenden schon länger bestanden und ist zum Gebrauch geworden. Dieses letztere in einigen Theilen von England und Schottland. Auch in Litthauen scheint dieses, einem sehr lesenswerthen Aufsatze zufolge, den Schmalz über diesen Gegenstand

in den von ihm in Gemeinschaft mit einigen andern Freunden herausgegebenen Mittheilungen geliefert hat, der Fall zu seyn. In Hollstein, wo die dienende Klasse verdorbener ist, als die unsrige, findet man sie häufiger, und man scheint dafür eingenommen zu seyn *).

---

*) Ein sehr wichtiger Umstand, der besonders in der hiesigen Gegend für die verheiratheten Knechte spricht, ist die Schwierigkeit, mit welcher man jetzt unverheirathete gesetzte Knechte erhalten kann. Die niedrigen Preise der ersten Lebensbedürfnisse und die dadurch bedingte Leichtigkeit, mit der eine Familie zu ernähren ist, macht, daß die Klasse von Menschen, aus welchen die Knechte hervorgehen, jetzt in einem Alter heirathet, in welchem früher kaum daran gedacht wurde. Hierzu giebt auch noch die Art, wie der Bursche jetzt der Militairpflichtigkeit genügt, Veranlassung. Sonst wußte derselbe nicht, wann ehe er zum Militair kommen, und wie lange er in solchem dienen würde. Jedes rechtliche Mädchen hütete sich mit einem Burschen einzulassen, denn als Soldat konnte er es nur mit mancherlei Schwierigkeiten ehelichen, und die Zeit, wo er von den Soldaten frei wurde, war zu unbestimmt, und machte ihn in der Regel zum alten Mann und das Mädchen zur alten Jungfer, wenn überhaupt die Treue beider Theile beharrlich genug war, was bei dem Soldaten wohl selten der Fall seyn mogte. Jetzt ist die Sache anders. Die Mädchen, welchen wohl bekannt ist, daß der Bursche nur 3 Jahr Soldat seyn darf, und daß

Mannigfaltig sind die Vortheile dieser Einrichtung: — Nicht nur, daß man im Allgemeinen ein ruhigeres Leben gewinnt, weil man mit der abgeschafften Landhaushaltung eine Quelle unzähligen Verdrusses verstopft, sondern man schafft auch der Hausfrau eine große Erleichterung und nimmt ihr eine schwere Bürde ab, auf der, als dem schwächern Theile, wie es doch höchst unbillig ist, die größte Last des Haushalts liegt. Die Aufmerksamkeit der Hausmutter aber ist anderwärts viel nöthiger als

---

er alsdann gewöhnlich in seine Heimath zurückkehrt, hüten sich nun nicht mehr, sich mit einem Knechte einzulassen, sondern suchen selbst Gelegenheit dazu, um so mehr, da sie wissen, daß sie sowohl das Gesetz als die öffentliche Meinung im unglücklichsten Falle für sich haben. Es geschieht daher jetzt in der Regel, daß sich die Burschen während ihrer Dienstzeit als Knecht, die bis zum 20sten Jahre dauert, versprechen, dann 3 Jahre als Soldat dienen, nach deren Verlauf aber zurückkehren, und wenn auch nicht gleich, doch gewiß bald nach ihrer Zurückkunft heirathen. Es ist daher jetzt ziemlich selten, einen guten Burschen aus diesem Stande von 24 oder 25 Jahren zu finden, der nicht verheirathet wäre. Ist aber ein solcher unverheirathet, und hat er seine Dienstzeit als Soldat abgethan, so ist er in der Regel hoffärtig, er will auf eine andere Art, wie es bei den Knechten gewöhnlich zu geschehen pflegt, behandelt seyn, und man muß mit ihm fein und säuberlich

hier. Die Mutter wird den Kindern wiedergegeben, und das ist der ungleich größere Gewinn. Sie wird in den Stand gesetzt, sich nunmehr selbst ganz ihrer Erziehung und ihrem Unterrichte weihen zu können, die bekanntlich auf dem Lande gerade am schwersten wird, ihnen durch Andere geben zu lassen, was daher mit Grund als eine der dunkelsten Seiten des Landlebens für die gebildeteren Klassen angesehen wird. Ich halte diesen Punkt für sehr wichtig, und glaube, daß wenn diese Einrichtung das Mittel würde, es hier den Müttern möglich zu machen, das

---

umgehen, wenn man nicht unangenehme Händel haben will. Mancher Landwirth scheuet sich daher sogar einen Burschen, der Soldat war, als Knecht zu miethen. Bei so bewandten Umständen werden daher die verheiratheten Knechte in der hiesigen Gegend bald eingeführt werden müssen, wenn man sonst Knechte und nicht Jungens bei den Pferden haben will. Aber auch von der Nothwendigkeit, verheirathete Knechte einzuführen abgesehen, so haben dieselben, besonders wenn sie Soldat waren, viel für sich, denn verheirathet werden sie schon durch eine Menge von Sorgen und Umständen, die das eheliche Leben veranlaßt, ja zuweilen gezwungen, sich die Zufriedenheit der Brodherrschaft zu erwerben, und die Subordination, welche sie als Soldat gelernt haben, die ihnen beigebrachte Gewandtheit, Höflichkeit, Bestimmtheit in Wort und That, machen sie sehr brauchbar, folgsam und tüchtig. d. R.

Amt der Erzieherin und Lehrerin, sey es auch nur für die Elementarkenntnisse, selbst zu übernehmen und sie zu veranlassen, sich ganz auf dieses Fach zu legen und sich darauf vorbereiten, die Einrichtung mit der Zeit durch weiter verbreitete Bildung von dem segen- und folgenreichsten Einflusse, selbst auf die Landwirthschaft, werden könnte, und daran wird keiner zweifeln, der Gelegenheit hat zu beobachten, wie zum Theil selbst die Söhne reicher Landwirthe auf dem Lande aufschloddern. Sogar, aus bloß ökonomischem Gesichtspunkte betrachtet, würde in dieser Hinsicht viel dadurch gewonnen seyn. Denn wenn eine Frau, bei den vielen ihr obliegenden einander widerstrebenden Pflichten, sich zu sehr nur ihrer Wirthschaft widmet, so geht durch die den Kindern entzogene nöthige Aufsicht auf der andern Seite oft doppelt wieder verloren, was auf der einen durch übel angebrachte oder verkehrte Sparsamkeit gewonnen wird, und der wirklich dadurch angerichtete Nachtheil kann sehr groß werden. Oder man wird sich genöthigt sehn, um die mütterliche Pflege zu ersetzen, zu Erzieherinnen oder Hauslehrern seine Zuflucht zu nehmen. Ein, bei der Seltenheit tüchtiger Personen, nicht weniger kostbares Mittel. Will hingegen eine Frau diesem, als dem wichtigsten Theil ihrer Pflichten, selbst vorstehn, so wird sie sich nur zu oft gezwungen sehn, ihren Haushalt darüber zu

vernachlässigen, und auch in diesem Falle kann der Schaden ansehnlich werden.

Für den Wirth selbst ist von der andern Seite die Erleichterung in der mühsamen Wirthschaftsführung, durch die geminderte Aufsicht, deren es jetzt bedarf, nicht weniger bedeutend.

Ein großer Gewinn ist ferner die wiedererlangte Freiheit und Unabhängigkeit. Man kann mit mehr Ruhe vom Gute abwesend seyn, und ist nicht so sklavisch an die Scholle gekettet und gebunden, als wenn man ein großes Hanswesen hat, das stets unter Augen gehalten seyn will, und das man nicht verlassen darf, ohne daraus erwachsenden Nachtheil befürchten zu müssen. Abwesenheiten aber sind im geselligen Verkehr, worin man doch mehr oder minder lebt und leben muß, einmal nicht zu vermeiden, und man lebt doch auch nicht für die Scholle, sondern als Landwirth will man nur von der Scholle leben.

Ein anderer Vorzug dieser Einrichtung besteht in der größern Einfachheit, welche theils die Wirthschaft dadurch schon an und für sich selbst erlangt, und welche sie theils mittelbar möglich macht. Sie muß darum für den Landwirth besondern Werth haben, und ich lege auf diesen Punkt ein ganz vorzügliches Gewicht. Ich möchte überhaupt die möglichste Vereinfachung der Wirthschaft in ihrer Einrichtung als ein Hauptbedürfniß für

deutsche Landwirthschaft und für das Ziel halten, wohin wir streben und worin wir die Engländer, die gerade hierin musterhaft sind, zum Vorbild nehmen müssen. Um so mehr aber scheint mir das dringend, in einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo es, bei dem allgemeinen Hinstreben auf Wohlfeilheit, für die Hervorbringenden, um nur bestehen zu können, erste Rücksicht geworden ist, wohlfeil zu produziren. Freilich eine verderbliche Richtung, in welcher, durch die Loslassung einer ungebundenen Mitbewerbung, welche den arbeitenden Kräften erlaubt, in völliger Anarchie und in überbotenem Wetteifer sich feindlich und zerstörend gegen einander selbst zu wenden, der Gewerbfleiß bei dem Hinzutreten der Noth sich selber zu Tode zu hetzen droht. Gleichwohl muß sich ihr der Einzelne, weil er sogar nichts dagegen auszurichten vermag, fügen, wenn gleich er dadurch seinerseits mit dazu beiträgt, sie in sich selber zu vermehren. Wenn in einem solchen Zeitpunkt, wo wenig Geld kostende Waare gefordert wird, sich die Verarbeitung der rohen Stoffe einigermaßen dadurch erholen kann, daß sie für geringe Bezahlung schlechte, dem Preise angemessene Waare liefert, so steht dies Aushülfsmittel der Produktion roher Stoffe, der landwirthschaftlichen, nicht zu Gebote. Bei wohlfeilen Preisen wird an sie im Gegentheil doppelt strenge die Forderung gehaltreicher Erzeugnisse gemacht. In solchen Perioden findet nur die beste Waare sichern

Absatz, und der Landwirth ist schon gezwungen, sie um so besser zu liefern. Er muß die Hülfe auf einem andern Wege suchen. Wenn ein niedriger Stand der Preise, eben weil sie die Arbeit nicht gehörig bezahlt machen, ihm das Mittel, durch vermehrte Produktion einen größern Rein-Ertrag zu bewirken, verbietet — und dieses möchte denn auch, was jedoch noch nähere Untersuchung verdient, für diejenigen Gegenden, wo er bleibend ist, die Gränze bezeichnen, wo intensive und extensive Cultur sich scheiden müssen — so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als theils in den Ausgaben augenblicklich die allersorgfältigste Ersparung eintreten zu lassen, theils muß er die wohlfeilere Hervorbringung durch einen fabrikmäßigern Betrieb seiner Wirthschaft zu erreichen streben, und dieses dadurch, daß jede einzelne sich auf wenigere Zweige beschränkt, sich dafür aber auf diese ganz legt. Ich sage durch einen fabrikmäßigen, nicht aber manufakturmäßigen Betrieb derselben; denn es ist eine durchaus irrige Ansicht und ein unpassender Vergleich, die Landwirthschaft — ich habe hier nur die große, das was die Franzosen grande Culture nennen, nicht die bäuerliche im Auge, was bei uns Deutschen nicht scharf genug geschieden wird — mit Manufakturen zusammenstellen zu wollen. Nicht durch Theilung der Arbeit, wodurch diese den größern Ertrag bewirken, sondern durch zusammenwirken von Kräften, wodurch zu-

gleich Zeit und Arbeit gespart und ein größeres Produkt erzielt wird, muß sie, gleich Fabriken, eine verstärkte Wirkung hervorzubringen suchen. Diese erreichen die wohlfeilere Produktion und daher den größern Ueberschuß gerade nur durch einen mehr im Großen geführten Betrieb, was das Beispiel der Branntweinbrennereien und das Uebergewicht, das die größern gegen die kleinern haben, am besten deutlich machen wird *).

Eine

*) Der Unterschied, welchen der Herr Verfasser hier zwischen Fabrik und Manufaktur macht, scheint uns nicht ganz richtig zu seyn. Bei einer wie bei der andern müssen die Kräfte zusammenwirken, wenn Zeit und Arbeit gespart werden sollen, und dieses geschiehet, wenn die Arbeit getheilt wird und dadurch daß jeder der Arbeiter in der Verfertigung des Stücks, welches er zum Baue des Ganzen liefert, eine gewisse Kunstfertigkeit und Gewandtheit erlangt. In den Messerfabriken machen eben so wohl besondere Arbeiter die Klingen, andere die Schalen, noch andere die Niete, als in den Baumwollen-Manufakturen gewisse Arbeiter krempeln, andere vorspinnen, und noch andere den Faden vollenden. Wir sehen daher nicht ein, wie der Hr. Verf. in dieser Beziehung einen scharfen Unterschied zwischen Fabrik und Manufaktur finden, und wie er es für eine durchaus irrige Ansicht und einen unpassenden Vergleich halten kann, wenn man die Landwirthschaft als eine Manufaktur darstellt. Sie ist sowohl der Etymo-

Eine Wirthschaft, die ja schon an und für sich selbst vielzweigig genug bleibt, soll aber aus dem Grunde in ihrer Einrichtung so einfach als nur möglich seyn, damit theils die arbeitenden Kräfte, so wie die Aufsicht darauf, zur Zeit möglichst auf einen Punkt concentrirt werden können, sowohl Kräfte als Aufmerksamkeit nicht auf Vielerlei zu sehr zerstreut und zersplittert werden, daß dieses aber einer der wesentlichsten Punkte zu einer glücklichen Wirthschaftsführung sey, wird von allen Erfahrnen anerkannt; theils aber, um durch diese Vereinfachung die Kosten zu vermindern. Dieser Grundsatz scheint keinem klarer vorgeschwebt zu haben, und von Niemanden mehr gewürdigt und richtiger in Anwendung gebracht zu seyn, als von den gewerbsklugen Englän-

---

logie des Wortes Manufaktur, als auch ihren Wesen nach, unsern Ansichten zufolge, weit richtiger Manufaktur als Fabrik zu nennen. Was die Vertheilung der Arbeit in der Landwirthschaft vermag, kann man besonders auffallend beim Aufnehmen der Kartoffeln sehen. Wo ein und dasselbe Individuum die Kartoffelstaude aus der Erde hebt, die Kartoffeln aufliest und zum Wagen hinträgt, da nimmt dasselbe kaum die Hälfte im Verhältnisse zu dem auf, was aufgenommen wird, wenn diese Arbeiten an 3 verschiedenen Individuen vertheilt wird, d. h. wenn das eine die Kartoffelstaude aus der Erde hebt, das andere die Kartoffeln aufliest, und das dritte dieselben zum Wagen schafft. d. R.

dern, welche darin eins der Mittel gefunden, wodurch sie den nachtheiligern Verhältnissen, womit sie zu kämpfen haben: dem theuern Preise des Grund und Bodens, dem hohen Tagelohn und der schweren Auflagen, ein Gegengewicht zu geben wissen *).

Mit Hülfe desselben wirthschaften sie zum Theil wohlfeiler als wir Deutschen, die wir auf unsern Gütern alle Zweige selbst betreiben und Alles selbst hervorbringen wollen, und dadurch unsere Wirthschaften nur complicirt und unnöthig kostspielig machen.

---

*) Ich erinnere hier mit Uebergehung anderer, an ein merkwürdiges Beispiel, das Herr v. Knobelsdorf in diesen Blättern mittheilte, an die Wirthschaft des John Bulmer in Yorkshire. Er betreibt sie mit Glück auf einer Pachtung von einem so kleinen Areal, nämlich von ungefähr 300 Magd. Morgen, also $7\frac{1}{2}$ hies. Last Aussaat Größe, daß man hier zu Lande es kaum für möglich halten würde, daß eine solche bei großer Landwirthschaft überall einen reinen Ertrag abwerfen könne, und zahlt zweihundert Pfund Sterling Pacht. Er beschränkt sich aber auf seinem Gute, das in einer zweckmäßig geordneten Weidewirthschaft liegt, wobei dem Futterbau bedeutend das Uebergewicht gegeben, und wo hauptsächlich auf Ersparung der dort so kostbaren Arbeitskräfte bei der Bestellung des Ackers Rücksicht genommen ist, auf zwei Hauptzweige: nämlich auf Pferdezucht und auf etwas Kornbau. Das Nähere im 4ten Bande Seite 515. d. V.

Der Nutzen dieser größern Einfachheit geht also theils daraus hervor, daß die wenigern Zweige nun besser betrieben werden können, und theils aus einer Ersparung der vermehrten Kosten. Beide Vortheile würden wir uns in Mecklenburg besonders leicht aneignen können. Die landübliche Wirthschaftsart, die Koppelwirthschaft, besitzt an und für sich selbst schon eine musterhafte Einfachheit, die ich für ihren größten Vorzug halten möchte. Dazu kommt der, trotz der dagegen zur Sprache gebrachten Einwendungen, in vielfacher Hinsicht sehr löbliche Gebrauch, die Kühe zu verpachten, welcher macht, daß der Wirth seine Aufmerksamkeit nicht zu sehr auf die Molkenwirthschaft, diesen so viele Sorgfalt fordernden Theil der Wirthschaft zu zerstreuen braucht, und sie um so ungetheilter dem Ackerbau zuwenden kann, welchem Umstande wohl hauptsächlich mit der vortreffliche Betrieb desselben zuzuschreiben seyn dürfte, wodurch viele unserer Wirthe sich auszeichnen.

Es würde daher die Wirthschaftsführung bei uns sehr einfach seyn können, wenn wir es nicht, besonders durch die Art sie häuslich einzurichten, auf der andern Seite wieder verdürben, und sie unnöthig weitläuftig machten. Es ist hauptsächlich die vielfache Aufsicht, welche die Landhaushaltung und die zu diesem Zwecke betriebenen Nebenzweige, als: Schweinezucht, Flachsbau u. s. w. fordern, was sie beschwerlich macht, und darum scheint mir auch die

Aufhebung derselben, vorzugsweise bei uns, zumal auf nicht sehr großen Gütern, rathsam. Wir brauchen zu unserer Wirthschaft ohnehin schon zum größten Theil verheirathete Leute, es däucht mir daher das Natürlichste, sie damit zu betreiben. Nach meiner Ansicht sollte nur das Eine oder das Andere da seyn, entweder lauter verheirathete Arbeiter, die ihre eigne Wirthschaft haben, oder lauter lediges Gesinde, das gespeiset wird. Ich lasse es gelten, das Letztere da, wo es einmal besteht, beizubehalten; aber zweierlei Einrichtungen zugleich zu haben, kann nur dazu dienen, die Kosten zu verdoppeln, da jede deren für sich selbst erheischt, und sich die Wirthschaft dadurch unnöthig theurer zu machen.

Aber selbst von diesem Allem abgesehen ist an und für sich selbst in pekuniairer Hinsicht reiner Vortheil dabei, wenn man die Knechte auf Deputat setzt. Man glaube doch ja nicht, daß man einen solchen Menschen wohlfeiler speisen könne, als er sich speist, wenn man ihm eine eigne Wirthschaft giebt und ihm dazu das Nothwendige verabreicht, trotz dem, daß seine Familie mit davon leben soll. Es hat freilich einigen Schein für sich, daß eine Menge kleiner Wirthschaften in eine einzige große vereinigt, durch Zeit- und Arbeits-Ersparung mit weniger Kosten zu bestreiten seyn müßten. Man braucht sich aber nur zu vergegenwärtigen, wie sehr verschieden dem Stande nach die Kosten sind, welche eine Haus-

haltung erfordert, um die Trüglichkeit dieses Schlusses einzusehen. Denn wenn in den untersten Klassen manche Arbeiterfamilie sich schon, alle Emolumente zu Gelde gerechnet, mit 40 bis 50 Thalern durchschlagen muß, so reichen unter den vornehmen Ständen Andere nicht mit dem Hundertfachen. Ferner ist sehr zu berücksichtigen, daß der Dienstbote sich an des Vornehmern Tisch nicht mit dem begnügt, womit er an dem eignen vorlieb nimmt, sondern daß er hier größere Ansprüche macht.

Also schon aus diesem Grunde muß seine Speisung Andern theurer zu stehen kommen, als ihm selbst. Auch darf das nicht übersehen werden, daß junge Leute, die selbst noch nichts erworben haben, und folglich den Werth der Dinge nicht kennen, sehr genigt sind, verschwenderisch mit dem umzugehn, was ihnen zu ihrem Unterhalte gereicht wird. So wird vieles auf eine ruchlose Weise verwüstet, was von ihnen viel genauer zu Rathe gehalten wird, wenn sie für eigne Rechnung wirthschaften. Allenfalls mag da, wo ein sehr großer Hausstand ist und mehrere Dutzend Domestiken gehalten werden, bei der Selbstbeköstigung etwas herauskommen können, weil das Ganze denn schon mehr ins Große getrieben, und es demnach eher möglich wird, eine strenge Ordnung einzuführen. In einem kleinen Hausstande wird immer Schaden dabei seyn, selbst wenn man das Wegschleppen von Speisen, insbesondere von

Brod für das Vieh, gar nicht einmal mit in Anschlag bringt, was doch selten ganz ausbleibt, und auch bei der strengsten Aufsicht nicht immer zu verhindern ist.

Das Einzige, was sich gegen die Rathsamkeit, noch mehr verheirathete Leute auf den Gütern anzusetzen mit Grund möchte einwenden lassen, ist: daß man in Staaten, wo man es nicht verstanden hat, die schwierige Aufgabe, die Versorgung der Armen auf gerechte Weise, zu lösen, das heißt derjenigen wenigen wirklich Hülfsbedürftigen, die nicht arbeiten können, und welche keine Verwandte haben für sie zu sorgen — was der Natur der Sache gemäß eine gemeinsame Last der Gesellschaft ist, und auch nur als solche betrachtet werden sollte — wo man, im Gegentheile, um der schweren Aufgabe einer gleichmäßigen Veetheilung dieser Last zu entgehn, diese Verpflichtung willkührlicher Weise dem Grund und Boden, das heißt im Grunde nur dem Ersten Besten aufgeladen hat — daß man da durch Ansiedlung von Familien einem Gute eine schwere Last auflegen kann, deren Größe man oft nicht einmal im voraus zu berechnen im Stande ist, zumal da nicht, wo man in übelverstandner zu großer Sorgfalt für die Armen, ihnen einräumt, das als Recht fordern zu dürfen, was ihnen nur Anspruch an die Mildthätigkeit Anderer geben sollte, und wenn man dann obenein dies Recht nicht scharf genug auf

diejenigen beschränkt, die wirklich arbeitsunfähig sind, sondern Veranlassung giebt, daß Andere, die nicht arbeiten mögen, Mißbrauch davon machen können. In solchen Gegenden kann es freilich sehr ungerathen werden, sich eine Last von einer unbekannten Größe aufzubürden, wenn man nicht Aussicht zu einer Reform und die gegründetste Hoffnung hat, künftig vernünftigere und gerechtere Grundsätze in Anwendung gebracht zu sehn. Diese mögen also in dieser Hinsicht mit Recht eine Ausnahme machen.

Die Hauptfrage, um darauf zurück zu kommen, wird immer die bleiben: ob die vorgeschlagene Einrichtung, und in wie weit sie wirklich vortheilhafter ist? — Dieses läßt sich nicht durch bloßes Raisonnement ausmachen, sondern allein nur durch eine möglichst genaue vergleichende Berechnung entscheiden. Ich will den Versuch machen, eine solche für unsere Verhältnisse anzulegen. Dabei aber muß ich zuvor auf die Schwierigkeit aufmerksam machen, die es im Allgemeinen hat, zutreffende landwirthschaftliche Berechnungen anzulegen. Ist es nämlich in der Landwirthschaft, obgleich sie aus so mannigfaltigen Zweigen besteht, nicht schwer, den Ertrag des Ganzen, z. B. den eines gewissen Gutes, zu berechnen, so bleibt es in vielen Fällen sehr schwierig, auszumitteln, wie viel jeder einzelne Zweig der Wirthschaft daran Antheil hat, wie viel ihm von den gemeinschaftlichen Ausgaben zur Last fällt, und wie viel

er hinwieder zum Ertrage beigetragen hat. Es ist, um ein Beispiel anzuführen, fast unmöglich, mit einiger Bestimmtheit anzugeben, wie viel dem Ackerbau und wie viel der Viehzucht von diesem reinen Ertrage zugeschrieben werden muß, gleich wie es schwer seyn würde, mit mathematischer Genauigkeit zu bestimmen, welchen Antheil der Schlange an dem Gewinn einer Brennerei zuzuschreiben ist, während sich dieser im Ganzen sehr leicht aus einer einfachen Berechnung ergiebt. Man kann einmal nicht umhin, bei landwirthschaftlichen Berechnungen viele mehr oder weniger willkührliche Annahmen für die Wirkung einzelner Potenzen zum Grunde zu legen — und das zum Theil, wie in jenem Beispiele, weil die geheime Werkstatt der Natur für uns in Dunkel gehüllt ist. — Darum kann das Ergebniß nur der Wahrheit annähernd ausfallen, nicht aber scharfrichtig erwartet werden, um so mehr, weil die Faktoren nur einen bedingten Werth haben, der sich mit ihrer Stellung gegeneinander verändert.

Ehe ich also zu der Berechnung selbst übergehe, will ich Rechenschaft geben über die Annahmen, die ich ihr zum Grunde lege, und ihre Bedingungen näher festzustellen suchen.

Ich nehme ein mittleres Gut von der Größe an, daß darauf drei Gespann Pferde, und folglich eben so viel Pferdeknechte gehalten werden müssen. Ich werde dann zuvörderst zu erforschen suchen, was

die gewöhnliche Landhaushaltung auf einem solchen Gute wirklich kostet, und wie hoch dagegen die dafür in die Stelle gesetzte neue Einrichtung zu stehen kommen würde. Aus der Vergleichung beider muß sich dann ergeben, auf welcher Seite der Vortheil ist.

Dabei kommt zuerst das Dienstpersonal und die Zahl desselben in Betracht, das auf den Gütern gewöhnlich für die Außenwirthschaft gehalten zu werden pflegt. Ich will es der Reihe nach durchgehen, hier aber, so wie bei der Berechnung von beiden Seiten alle Personen, welche nicht nothwendig dazu gehören, oder zufällig hinzukommen können, und ebenso auch manche gleichbleibende Kosten, die auf die Vergleichung keinen Einfluß haben, weglassen.

Zu den unentbehrlichen Personen ist zuvörderst die Wirthschafterin, Haushälterin, Ausgeberin, oder welchen Namen man ihr geben will, zu rechnen, selbst da, wo eine Frau auf dem Gute ist, durch die sie nicht überflüssig wird. Es liegt dieser als Hausmutter zu Vieles ob, als daß man annehmen darf, sie könne sich einem so vergrößerten Haushalte ganz widmen, und da jene zugleich das Amt einer Herrnköchin mit versieht, welche sonst statt ihrer gehalten werden müßte, so ist das wohl der Hauptgrund, warum man sie, selbst bei kleinen Wirthen, findet, welche genau Haushalten und ihre Ausgaben scharf berechnen müssen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß wo man sie in einer ländlichen Haushaltung

ersparen wollte, oft auf einer andern Seite doppelt wieder verloren ging, was an der einen gewonnen wurde, und daß es im Allgemeinen gerathener ist, sie beizubehalten. Die Haushälterin, da sie von besserem Stande ist, speiset von dem Tische der Gutsherrschaft. Ihre Beköstigung ist daher höher zu veranschlagen, besonders da sie Ansprüche auf Kaffee und ähnliche Gemächlichkeiten des Lebens macht.

In jeder Haushaltung werden, außer ihr, ein oder einige Hausmädchen gehalten. In einer jeden ist wenigstens ein Stubenmädchen nothwendiges Bedürfniß, und nur diese eine werde ich in Anschlag bringen. Das Hausgesinde wird in der Regel besser gespeiset, als die Dienstboten, welche für die Außenwirthschaft gehalten werden. Wo davon der Hausstand größer ist, pflegt ein eigner Tisch für sie errichtet zu werden, der sogenannte Beitisch. Eine Sache die man möglichst gern vermeidet oder doch vermeiden sollte, nicht nur der vermehrten Weitläuftigkeiten wegen, sondern hauptsächlich weil er ein Gegenstand des Neides für denjenigen Theil des Gesindes wird, der uns mit seiner Arbeit ernähren soll, und weil er daher nur zu leicht Anlaß zu Unzufriedenheit und Unfrieden wird. Wo kein Beitisch ist, wird jenen die Kost von dem Herrntisch aus verbessert.

Zur Wartung der gehaltenen Schweine, des Federviehes, zum Melken der Haushaltskühe und zur

Besorgung des Molkenwesens davon, sind zwei Außenmädchen erforderlich, welche im Garten arbeiten und in der Außenwirthschaft, zumal zur Zeit der Ernte, mit aushelfen. Zu diesen kommt dann noch die Gesindeköchin hinzu.

Es läuft demnach, mit Einschluß der drei Pferdeknechte und eines Jungen für den Sommer, zum Hüten der Schweine, die Zahl der in einer solchen Wirthschaft erforderlichen Personen auf neun hinan.

Um den Bedarf an Getreide, der zur Beköstigung derselben erfordert wird, auszumitteln, so lege ich zum Grunde, daß da, wo dem Gesinde das Brod nach Gewicht verabreicht oder sogenanntes Pfundebrod gegeben wird, der Knecht täglich zwei Pfund und die Magd anderthalb zu bekommen pflegen. Nimmt man an, daß 3 Pfund Schrot 4 Pfund Brod geben, den Rostocker Scheffel (7 sind gleich 5 Berliner) Roggen aber zu 58 Pfund im Durchschnitt an, so bringt dies aufs Jahr, nach Abzug von Staubmehl und der gebräuchlichen Mahlmetze, auf jenen $10\frac{1}{2}$ und auf diese 8 Scheffel. Rechnet man hinzu, was außerdem an den Speisen verbraucht wird, so wird man den Bedarf im Ganzen auf 12 und 10 Scheffel Roggen annehmen können, was so ziemlich mit dem übereinstimmt, was hier veranschlagt zu werden pflegt.

Der Bedarf an Gerste zu Malz, Grütze u. s. w. ist schwerer zu bestimmen. Es kommt dabei viel auf

die Gewohnheiten des Orts an, und wo z. B. viel Obst als Nebenspeise, oder Milch zum Getränke gereicht wird, wird der Verbrauch davon um so viel geringer seyn. Wo der Gebrauch des Pfundebrods herrscht und der Unfug eingerissen ist, daß das Gesinde das ersparte Brod verkauft, pflegt es sich am Zugemüse zu erholen, um seinen Hunger zu stillen, und da wird er natürlich um so größer seyn. Das Mindeste, was ich glaube dafür aussetzen zu müssen, sind 6 Scheffel, denn damit wird man wohl nur bei sehr guter Wirthschaft reichen.

Man pflegt für den Bedarf an Milch und Butter die halbe Nutzung einer Kuh zu rechnen. Unsere Leute wollen aber gut gespeiset seyn, und das gebührt ihnen auch, weil sie gute Arbeiter sind. Aus diesem Grunde wird man damit nur in den bessern Gegenden, wo die Kühe an 80 Pfund Butter geben, reichen. Wo der Ertrag auf 60 Pfund und weniger herunterfällt, muß man auf drei Personen schon zwei Kühe halten, und bei dieser letzten Annahme werde ich stehen bleiben.

Ueber die übrigen Punkte will ich mich bei der Berechnung erklären.

Wird dagegen der Landhaushalt abgeschafft, so fällt vors Erste die Gesindeköchin ganz weg. Es bleibt aber das Bedürfniß einer Köchin für den Tisch der Gutsherrschaft, und es muß demnach entweder die Haushälterin, die ihn versah, bleiben, oder statt

dessen eine Herrnköchin angenommen werden. Derselbe innere Haushalt wird aber auf dem Lande stets weitläuftiger bleiben und mit mehr Mühe verknüpft seyn, als er es in der Stadt ist, wo alle Bedürfnisse zu jeder Zeit in der Nähe zu haben sind. Es kommt ferner hinzu, daß da, wo wie hier, Gastfreundschaft herrscht, und man daher öftere Besuche bekommt und giebt, die Frau vom Hause sehr gebunden ist, wenn sie nicht eine treue sichere Person, worauf sie sich verlassen kann, als Stellvertreterin zur Seite hat. Schon an und für sich selbst möchte es nicht ungerathen seyn, zu einer Stelle, wobei man nicht umhin kann, so Manches anzuvertrauen, eine Person von besserer Herkunft zu wählen, indem man sicher seyn kann, daß man auf der andern Seite durch größere Treue wieder gewinnt, was sie auf der einen an Gehalt mehr kostet. In diesem Falle möchte es also doppelt rathsam seyn, die Haushälterin beizubehalten, weil man die, durch die verkleinerte Wirthschaft erübrigte, Zeit stets sehr nützlich zu andern häuslichen Arbeiten, z. B. Näharbeiten, welche auf dem Lande doppelten Werth haben, wird verwenden können. Da das Lästige bei dieser Stelle wegfällt, so wird auch die Schwierigkeit wegfallen, sie nach Wunsch besetzt zu bekommen, und an tauglichen Subjekten dazu wird es daher nicht so leicht fehlen können. Ich bringe um so mehr eine Haushälterin in Rechnung, weil es meine Ab-

sicht ist, dieser Einrichtung nicht zu Gunsten zu rechnen; doch mag es mir erlaubt seyn, daran zu erinnern, daß in diesem Falle um so eher eine sonst vielleicht nöthig gewordene Erzieherin zu ersparen seyn möchte, wenn man gleich wohl diesen Vortheil nicht füglich mit in den Anschlag bringen kann.

Auf Gütern, wo die Holländerei verpachtet ist, kann man sich eine große Erleichterung in der Wirthschaft dadurch verschaffen, wenn man keine besondere Haushaltskühe hält, sondern diese mit verpachtet, und sich statt dessen das Nöthige an Butter, Milch u. s. w. von dem Milchpächter kontraktsmäßig liefern läßt. In diesem Falle möchte vielleicht mit einem Hausmädchen zu reichen seyn. Doch bringe ich auf jeden Fall lieber eine Magd mehr in Anschlag, weil ich nicht sicher bin, ob — was nur eine Hausfrau beurtheilen kann — ein Mädchen, den ihr durch den Abgang der Außenmädchen mehr zufallenden häuslichen Arbeiten, allein gewachsen seyn möchte.

Das Deputat der anzusetzenden Pferdeknechte betreffend, so lege ich dabei, weil sie gut gestellt werden müssen, dasjenige zum Grunde, was man dem Statthalter *), als den bestgesetzten Deputatisten, zuzugestehn pflegt. Dieser erhält mehr, als

---

*) Der Statthalter ist in Mecklenburg das, was in andern Gegenden der Meier, Hohmeister oder Hofmeister ist. d. R.

z. B. Hirten, wozu ältere, schwächere und weniger arbeitsfähige Männer genommen werden, die sich folglich mit einem geringern begnügen müssen, als worauf ein rüstiger Mann, der mehr Arbeit leistet, Anspruch hat. Man wird es im Mittel zu 24 Scheftel Roggen und 18 Scheffel Gerste, an einem Orte etwas mehr, am andern weniger, annehmen können, wenn man das Korn, was sie in andern Gattungen erhalten, namentlich Erbsen und Hafer, darauf reducirt. Was die Leistungen dagegen betrifft, so erhält an einigen Orten ein solcher Deputatist die Wohnung ganz frei, und die Frau braucht nicht zur Arbeit zu Hofe kommen; an andern thut die Frau den halben Hofdienst als Miethe für die Wohnung und für die übrigen Emolumente, und arbeitet also alle Woche einen Tag umsonst. Will man die Frauen der Deputatknechte von dem Hofdienste ganz frei geben, so hat man dadurch allerdings ein Mittel in Händen, diese sehr an sich zu binden; denn mit Recht legen diese Leute, zumal die bessern, wenn sie von ihrer Frau was halten, einen großen Werth darauf, wenn sie sie von der Bürde der schweren Arbeiten zu Hofe, insbesondere der des Mistaustragens aus den Ställen befreien können. Es hat aber viel Werth für den Wirth, mehr Arbeiterinnen zur Verfügung zu bekommen, und gerade das ist mit als ein Vortheil dieser Einrichtung zu betrachten. Man wird daher in der Regel suchen, sich die Ver-

pflichtung, daß die Frau zur Arbeit kommen muß, zu erhalten. Denn die Arbeit der Frau hat nicht darum nur so großen Werth für den Landwirth, weil sie niedriger bezahlt wird — bei uns ist der Frauen-Tagelohn nur halb so hoch als der des Mannes — sondern besonders darum, weil ihm ihre Kräfte für die Zeit zu Gebote stehen, wo er ihrer bedarf, ohne daß er nöthig hat, ihnen gleich den Männern zu allen Zeiten, und auch in solchen, wo es ihm nicht paßt, Arbeit zu geben.

Zu berücksichtigen ist ferner die erforderliche Wohnung für sie. Wo keine übrige da ist, muß freilich eine gebaut werden; indeß ist dieß auch kein Gegenstand von Bedeutung. Bei der, gerade für solche kleine Wohngebäude sehr anwendbaren, hier zuerst durch Hunt eingeführten Bauart mit Lehmmauern, welche nach Schmalz im Altenburgschen schon seit undenklichen Zeiten im Gebrauche ist, läßt sich eine einhäusige Wohnung für ungefähr hundert Thaler herstellen. Da man ihnen jedoch lieber eine etwas geräumigere geben wird, so schlage ich dafür 150 Thaler an, wofür schon ein ganz wohnbares Häuschen wird erbaut werden können. Diese Ausgabe kann eigentlich nur da in Rechnung kommen, wo die veränderte Wirthschaftseinrichtung sie wirklich nach sich zieht. Bei ganz neuer darauf berechneter Einrichtung würden gegen diese andere Gebäulichkeiten wegfallen, so daß sich dieses reichlich gegen

gen einander aufheben mögte. Das Wohnhaus auf dem Gute wird einfacher und auch kleiner seyn dürfen. Ställe für die Schweine, diese unruhigen Thiere, welche die Instandhaltung jener so kostbar machen, werden ganz unnöthig, und, daß man der lästigen Schweinezucht und der Aufsicht darauf überhoben ist, möchte ich — beiläufig gesagt — für keinen der kleinsten Vortheile halten, die für den Wirth daraus hervorgehn.

Dieses vorangeschickt, lege ich nunmehr meinen Anschlag über die ungefähren Kosten einer gewöhnlichen Landhaushaltung vor.

	Kühe.	Roggen. Sfl.	Gerste. Sfl.	rtl.	ßl.
Der Wirthschafterin an Gehalt 40 rtl., 1 Liespfund Flachs 2 rtl. = = =	—	—	—	42	—
Dem Stubenmädchen Lohn 13 rtl., Miethsgeld 16 ßl., 24 Ellen Leinen 3 rtl.	—	—	—	16	16
Der Leuteköchin Lohn 15 rtl., Miethsgeld 16 ßl., 24 Ellen Leinen 3 rtl. = =	—	—	—	18	16
Den beiden Außenmädchen Lohn zu 12 rtl., Miethsgeld 16 ßl., 24 Ellen Leinen 3 rtl. = = = = = = = = = =	—	—	—	30	32
Einer jeden der 4 Mägde 16 Quadratruthen Acker zu Lein zu 16 ßl. = =	—	—	—	1	16
Den 3 Pferdeknechten zu 18 rtl. Lohn, 24 ßl. Miethsgeld und 24 Ellen Leinen zu 3 rtl. = = = = = = = = =	—	—	—	64	24
Einem Junge auf das halbe Jahr 6 rtl. Lohn, 8 ßl. Miethsgeld und 12 Ellen Leinen zu 1½ rtl. = = = = =	—	—	—	7	32
Latus	—	—	—	180	40

	Kühe.	Roggen. Sfl.	Gerste. Sfl.	rtl.	ßl.
Transport				180	40
Beköstigung.					
$3\frac{1}{2}$ männliche Personen zu 12 Scheffel Roggen und 6 Scheffel Gerste = =	—	92	46	—	—
5 weibliche Personen zu 10 Scheffel Roggen und 5 Scheffel Gerste = =					
2 Personen am Herrntisch, auf jede die Nutzung einer Kuh = = = =	$6\frac{1}{3}$	—	—	—	—
$6\frac{1}{2}$ Personen am Leutetisch, auf 3 die Nutzung von zwei Kühen = = =					
Zinsen 5 p. C. und Abnutzung 10 p. C. von dem in den Kühen steckenden Capital, die Kuh zu 20 rtl. angeschlagen, 126 rtl. zu 15 p. C. = = =	—	—	—	19	—
$8\frac{1}{2}$ Personen, auf jede ein halbes Mastschwein und zum Mästen desselben 12 Scheffel Erbsen, die gleich zu rechnen sind 10 Scheffel Roggen = =	—	42	—	—	—
Die eigne Schweinezucht wird mit dem Hinterkorn und dem Spülicht betrieben, es sind daher nur zu rechnen die Zinsen des darin steckenden Capitals auf 200 rtl. angeschlagen zu 5 p. C. = = = = = = = = = =	—	—	—	10	—
Zur Aufzucht von 5 Ferken jährlich =	—	—	5	—	—
Schlachtgänse auf $8\frac{1}{2}$ Personen, auf jede 2 sind 17 Stück zu 32 ßl. =	—	—	—	11	16
Auf jede zum Mästen 1 Scheffel Hafer, deren 4 gleich gerechnet 3 Schfl. Gerste = = = = = = = = = =	—	—	13	—	—
2 Schlachtkühe nach Abzug der Haut zu 12 rtl. = = = = = = = = =	—	—	—	24	—
An Korn fürs Federvieh = = = =	—	—	12	—	—
$8\frac{1}{2}$ Personen zu 20 Scheffel Kartoffeln zu 6 ßl. = = = = = = = = =	—	—	—	21	12
Latus	$6\frac{1}{3}$	134	76	266	20

	Kühe.	Roggen. Sfl.	Gerste. Sfl	rtl.	ßl.
Transport	6½	134	76	266	20
Das übrige Gartengewächs wird angenommen, als von den Mägden selbst erbaut. Das Gartenland führe ich darum nicht auf, weil es Anschlagsmäßig nicht zur Berechnung zu kommen pflegt.					
An andern Verzehrungsartikeln, als: Essig, Branntwein, Salz, Gewürz und andern Kleinigkeiten, die Person am Herrntisch zu 6 rtl. und die am Leutetisch zu 3 rtl. angenommen = = = = = = =				31 rtl.	12 ßl.
Seife für 5 weibliche Personen, indem die Knechte für ihre Wäsche selbst sorgen müssen, zu 2 rtl.				10 =	— =
Für Oel und Licht möchte in beiden Fällen die Ausgabe ziemlich gleich seyn, sie kommt nicht in Anrechnung = = = = =				— =	— =
				41	12
Unterhaltung des für den äußern Haushalt an Küchengeräth, Betten u. s. w. erforderlichen Inventariums und Zinsen des darin steckenden Capitals.					
Es ist kein unbedeutender Gegenstand, da es aber schwierig ist, ihn genau zu berechnen, so lasse ich ihn aus, indem ich ihn bloß zur Bemerkuug aufführe.					
Feurung. Der Mehrbedarf daran möchte ungefähr gegen das den Knechten zu reichende Deputat aufgehn.					
zusammen	6½	134	76	307	32

	Kühe.	Roggen. Sfl.	Gerste. Sfl.	rtl.	ßl.
Transport	$6\frac{1}{3}$	134	76	307	32
Davon würde abzurechnen seyn:					
Dienste von 2 Mägde in der Außenwirthschaft, angeschlagen zu 6 Wochen, zu 5 ßl. den Tag 7 rtl. 24 ßl.					
Jede Magd soll im Winter aufspinnen 24 Pfund Flachs zu 4 ßl. = = = 4 = — =				11	24
				296	8

Im andern Falle wird die Rechnung wie folgt zu stehen kommen.

	Kühe.	Roggen. Sfl.	Gerste. Sfl	rtl.	ßl.
Der Haushälterin an Gehalt wie umstehend = = = = = = = = = =	—	—	—	42	—
Dem Stubenmädchen = = = = =	—	—	—	16	16
Einem zweiten Hausmädchen = = =	—	—	—	15	16
2 Mägde auf jede 16 Quadratruthen zu Lein zu 1 ßl. = = = = = =	—	—	—	—	32
Zur Beköstigung dieser 3 Personen zu 10 Schfl. Roggen und 5 Schfl. Gerste	—	30	15	—	—
Für jede die Nutzung einer Kuh = =	3	—	—	—	—
Zinsen und Abnutzung des darin steckenden Capitals, 60 rtl. zu 15 p. C.	—	—	—	9	—
Ein im Frühjahr anzukaufendes mageres Schwein = = = = = = = = =	—	—	—	6	—
Latus	3	30	15	89	16

	Kühe.	Roggen. Sfl.	Gerste. Sfl.	rtl.	ßl.
Transport	3	30	15	89	16
Mit dem durch die wegfallende Schweinezucht erspartem Hinterkorn kann dies reichlich gemästet, so wie auch damit das Futterkorn fürs Federvieh bestritten werden.					
Schlachtgänse 6 Stück zu 32 ßl.	—	—	—	4	—
5 Schfl. Hafer zum Mästen derselben, nach dem Verhältniß 4 : 3	—	—	$4\frac{1}{2}$	—	—
Eine Schlachtkuh nach Abzug der Haut	—	—	—	12	—
3 Personen an Kartoffeln 60 Scheffel zu 6 ßl.	—	—	—	7	24
An anzukaufenden Verzehrungsartikeln 3 Personen zu 6 rtl.	—	—	—	18	—
Seife für die 3 weiblichen Personen zu 2 rtl.	—	—	—	6	—
Drei verheirathete Pferdeknechte in Lohn und Deputat bekommen	3	72	54	54	—
Auf jeden 16 Quadratruthen Ackerland zu Lein zu 16 ßl.	—	—	—	1	—
Auf jeden 60 Quadratruthen Garten zu 1 rtl. Pacht angenommen	—	—	—	3	—
Da Hofgärten dagegen ausfallen, so bringe ich um so mehr das etwanige im Felde noch zu gebende Kartoffelland nicht in Anschlag.					
Zinsen des in den Wohnungen derselben steckenden Capitals, dieses zu 550 rtl. angenommen, zu 5 p. C.	—	—	—	27	24
Unterhaltungskosten der Gebäude zu 1 p. C.	—	—	—	4	24
Feurung. Das den Knechten zu verabreichende Deputat kommt gegen das durch den abgeschafften Leutetisch Ersparte nicht in Anrechnung.					
zusammen	6	102	$73\frac{1}{2}$	226	40

	Kühe.	Roggen. Sfl.	Gerste. Sfl.	rtl.	ßl.
Transport	6	102	73½	226	40
Davon ist noch abzuziehen: die Dienste der Frauen der drei Knechte, welche sie für die Wohnung leisten, jede 52 Tage zu 5 ßl. = = =	—	—	—	16	12
	6	102	73½	210	28
Verglichen mit dem, was die vorige Einrichtung kostet = = = = = =	6⅓	134	76	296	8
ergiebt sich ein Weniger von =	⅓	32	2½	85	28

und wenn man die Naturalien zu Gelde anschlägt und zu jenem Betrage von = 85 rtl. 28 ßl. hinzufügt:

den dritten Theil der Nutzung einer Kuh, diese zum Pachtpreise von 10 rtl. angeschlagen = = = = = = = = = = = =	3 =	16 =
32 Scheffel Roggen zum Mittelpreise von 40 ßl. angenommen = = = = = = = =	26 =	32 =
2½ Scheffel Gerste zum Mittelpreise von 28 ßl. angenommen = = = = = = = =	1 =	20 =
im Ganzen	117 rtl.	— ßl.

Es geht also daraus für die neue Einrichtung, selbst, wenn man sie einer, bei der strengsten Aufsicht genau geführten Wirthschaft, wie sie hier zum Grunde gelegt, gegenüberstellt, eine reine Ersparung hervor, während ihr doch keinesweges zu Gunsten gerechnet ist. Bedenkt man aber, daß um eine so vollkommene Wirthschaftsführung, als die vorausgesetzte, nur möglich zu machen, nothwendig viele gün-

stige Umstände hinzutreten müssen, wie z. B. vollkommne Rüstigkeit der Hausfrau, eine brave und tüchtige Haushälterin, nicht zu verdorbenes Gesinde, — mindere Erfordernisse, als eine bequeme häusliche Einrichtung, welche die Ausführung erleichtert u. s. w. zu verschweigen, — so ist einzusehn, warum man sie in der Wirklichkeit so selten findet, als daß man sie als Regel annehmen könnte. Will man dagegen in Rechnung bringen, was verloren geht durch Nachlässigkeit, Unordnung, Leichtsinn und Veruntreuungen des dienenden Personals, die sich sämmtlich nicht immer ganz verhindern lassen, so bin ich überzeugt, daß die wirkliche Ersparung leicht auf ein Paar Hundert Thaler hinanlaufen kann. Dieses sind die Vortheile der vorgeschlagenen Einrichtung; hierzu gesellen sich aber noch die nicht pekuniairen Vortheile und die vermiedenen Unannehmlichkeiten, welche derjenige, welcher die gewöhnlichen Wirthschaftsleiden aus eigner Erfahrung kennt, gewiß nicht gering anschlagen wird.

Ich muß es einem Jeden überlassen, für den concreten Fall, für seine individuelle Lage und Verhältnisse sich die Berechnung selbst anzulegen, bin aber fest versichert, daß sie sich allenthalben als vortheilhaft erweisen wird, wo ähnliche wirthschaftliche Verhältnisse wie die unsern bestehn, und daß er, nach einem möglichst genauem Ueberschlage, den Vortheil mehr oder minder groß, doch in der Regel be-

deutend genug finden wird, um ihn zu dieser Aenderung einzuladen.

Manchen wird freilich die dargelegte Berechnung vielleicht wenig genügen, die durch landwirthschaftliche Anschläge gewöhnlicher Art, und insbesondere durch solche Berechnungen, wie sie wohl zum Belege für eine Meinung angefertigt zu werden pflegen, verwöhnt und gewohnt sind, vorzüglich solche, die den Zweck haben, Neuerungen anzupreisen, ein sehr glänzendes Resultat liefern zu sehn, von welchem man sehr bedeutend in Abzug bringen muß, und die deshalb Allgemein sehr in Mißcredit gerathen sind. Ihnen mag das Ergebniß derselben nicht erheblich genug scheinen. Diese muß ich bitten, sie nicht mit solchen Rechnungen in eine Reihe zu stellen, und für sie ganz besonders bemerke ich, daß sie nicht mit der Absicht, ein günstiges Mehr herauszubringen, angelegt ist, sondern daß ich mich möglichst streng an die Wirklichkeit zu halten gesucht habe. Wem aber mit solchen Anschlägen gedient ist, mag sie immerhin sich selbst verfertigen, was nicht schwer werden kann. Uebrigens scheint mir eine Ersparung von einigen Hundert Thalern auch für größere Wirthschaften, an und für sich selbst, ein Gegenstand zu seyn, der bedeutend genug ist, um in jetzigen Zeiten Berücksichtigung zu verdienen.

Man wird mir vielleicht einwerfen, daß Einrichtungen dieser Art sich schon mehr verbreitet ha-

ben würden, wenn sie wirklich so vortheilhaft wären. Hierauf antworte ich, daß das Gegentheil statt haben kann, ohne daß es darum zu dem entgegengesetzten Schlusse berechtigen darf. Denn theils rechnen im Allgemeinen die Landwirthe viel zu wenig, um genau selbst zu wissen, was ihnen im einzelnen Falle vortheilhaft ist oder nicht. Gewohnheitsmäßig wird so Manches fortbetrieben, was sich als unvortheilhaft erweisen würde, wenn man genau rechnen wollte. Theils liegt es aber auch in der oben erwähnten Schwierigkeit landwirthschaftlicher Berechnungen, aus welchem Grunde es so schwer wird, den Einfluß, den eine theilweise Abänderung auf das Ganze hat, und wie sie darin eingreift, genau zu ermitteln und zu verfolgen.

Noch muß ich einer andern Einwendung erwähnen, die man wohl von sorgsamen Hausmüttern dagegen aussprechen hört. Manches vom Tische der Gutsherrschaft Abfallende, insbesondere die Abfälle beim Schlachten, sagen sie, lassen sich nur vermittelst der Leute gehörig zu Nutzen bringen. Darin bestehe ein Hauptvortheil des größern Haushalts, und dieser Vortheil werde nicht genugsam in Anschlag gebracht. Ob dem wirklich so sey, muß natürlich den Hauswirthinnen zur Entscheidung verbleiben. Es ist aber zu bedenken zu geben, daß doch immer noch Hausgesinde bleibt, wodurch eine sorgende Hausfrau vieles wird benutzen können, ohne

daß sie zu befürchten braucht, es werde umkommen, daß aber, wenn der Hausstand kleiner ist, und folglich weniger geschlachtet wird, auch der Abfälle weniger sind. Das ist freilich einzusehn, daß eine so gänzliche Umänderung der häuslichen Einrichtung wie diese, auch eine Aenderung in der Lebensweise und in der Art der Speisung nach sich ziehen muß. Man wird z. B. auf dem Lande künftig weniger von geräuchertem und gesalzenem Fleische leben, und sich gezwungen sehn, öfterer frisches Fleisch einzukaufen, oder sich mehr auf die Federviehzucht zu legen, wo jenes Schwierigkeiten hat. Es kann aber doch auch nicht schwer seyn, die Lebensweise nach den Umständen zu verändern und zweckmäßig einzurichten, und bei weitem nicht so schwer, als es umgekehrt der Fall seyn würde.

Die sämmtlichen Vortheile, und darunter sind in der That die pekuniairen noch die geringern, welche man durch die Aufhebung des lästigen Landhaushalts erreicht, sind zu überwiegend, wenn man sie zusammenfaßt, und der Beifall derer, welche diese Veränderung getroffen haben, spricht zu sehr dafür, als daß ich zweifeln könnte, sie werde sich nicht je länger je mehr verbreiten, und freuen sollte es mich, könnte dies kleine Scherflein dazu beitragen, Andern nützlich zu werden.

Zum Schlusse noch ein Paar Bemerkungen über einige Hauptpunkte, welche zu berücksichtigen sind,

wenn man diese neue Einrichtung mit Glück einführen will.

Wer nicht will bestohlen seyn, wähle nicht nur seine Leute sorgfältig aus, sondern setze auch die Menschen, deren Redlichkeit anvertraut werden muß, in eine Lage, daß sie nicht nöthig haben zu stehlen. Darum bleibt es, wie gesagt, erste Regel, daß man den verheiratheten Mann, den man als Deputatknecht bei den Pferden nimmt, in eine gute Lage versetze, in der sich zu erhalten er selbst einen starken Antrieb hat. Die ihm ausgesetzten Emolumente dürfen auf keinen Fall zu knapp zugemessen seyn, er muß sein hinlängliches Brod haben.

Um dieses aber zugleich auf eine nicht zu kostspielige Weise zu erreichen, thut man wohl, ihnen diese so viel als möglich in Naturalien zu geben, die für den Empfänger zugleich den großen Vortheil haben, daß er mit seinen ersten Bedürfnissen nicht dem Wechsel der Preise ausgesetzt ist. Besonders gerathen ist es, sie ihnen in Land zu geben, und vor allen Dingen dahin Sorge zu tragen, daß die Familie sehr reichlich Kartoffeln habe, welche sich selbst zu erbauen man diesen Leuten nur die Gelegenheit geben darf. Es ist einmal diese nützliche Frucht so sehr das Hauptunterhaltungsmittel für die untern Klassen geworden, daß es fast schon hinreicht, sie zum Gefühl des Wohlbefindens zu bringen, wenn sie damit im Ueberflusse versehen sind. Sie brau-

chen dann viel weniger Korn, und man darf ihnen also ihr Deputat an Getreide schon bedeutend geringer stellen. Auf diese Weise kann der große Wirth Antheil nehmen an den Nutzen, den von dieser Frucht der kleine in so großem Maaße zieht. Man bedenke dabei den verhältnißmäßig größern Werth aus diesem Grunde, den das zur Gewinnung von Kartoffeln und Flachs ihnen eingeräumte Stück Land für die Tagelöhner hat, als für den Eigenthümer desselben. Jener rechnet die darauf in den Nebenstunden verwandte Mühe nicht, weil sie ihm keine baare Auslage oder Versäumniß kostet, und betrachtet den Ertrag als reinen Gewinn, und weil das Produkt desselben ein so dringendes Bedürfniß für sich und die Seinigen befriedigt, so legt er und muß einen sehr hohen Werth darauf legen. Der Eigenthümer dagegen kann nur die Landpacht in Anschlag bringen, und da diese, der Natur der Sache gemäß, bei großen Gütern verhältnißmäßig nicht hoch seyn kann, so bleibt für ihn die Bezahlung mit Land immer eine der wohlfeilsten, und er hat also Ursache, keinen Anstand zu nehmen, es ihnen zu diesem Zwecke reichlich zuzutheilen. Welchen geringen Werth hat im Grunde für ihn ein halber Morgen, und wie sehr ist, aus obigen Gründen, Jenem damit geholfen. Man knausere also darin nicht. Ich halte diesen Punkt für den, der mit am Meisten zum guten Gedeihen dieser Einrichtung beitragen wird.

Noch möchten diejenigen, welche zu diesem Zwecke Wohnungen neu erbauen müssen, darauf aufmerksam zu machen seyn, welchen bedeutenden und wohlthätigen Einfluß eine gut eingerichtete, möglichst geräumige und bequeme, trockne Wohnung auf den moralischen Charakter der Bewohner hat. Es kommt zum sittlichen Wohle des Menschen so viel darauf an, daß er in seiner äußern Lage zu einem gewissen Gefühle des Wohlbehagens komme, damit er lerne, etwas auf sich selbst zu halten. Dieselbe Familie, welche in einem dumpfen, engen, finstern Loche sich vernachlässigt und mit ihrem Aeußern auch innerlich sinkt, würde vielleicht in einer angemessenern Behausung von selbst zu Reinlichkeit, Ordnung, Fleiß, und dadurch zur Anständigkeit und Wohlverhalten getrieben seyn. Die Sache ist wirklich wichtig. Nur möchte ich bei alledem den Regierungen doch nicht die Befugniß zusprechen, sich hier einzumischen, was Gegenstand der freien Uebereinkunft ist und bleiben muß. Dagegen möchte sie, auch aus bloßem Eigennutz und um des eignen Vortheils willen, die Aufmerksamkeit des Einzelnen verdienen und die Warnung für diejenigen, dabei nicht zu ängstlich sparen zu wollen, möchte daher hier nicht an der unrechten Stelle seyn.

III.

Vergleichungen über Sommerstallfütterung und Weidegang der Schaafe.

Vom

Amtsrath Block zu Schierau in Schlesien.

Bevor diese Vergleichung aufgestellt wird, führe ich die aus mehreren Versuchen entstandenen Resultate, welche wesentlichen Bezug auf Sommerstallfütterung und Weidegang haben, hiermit an, mit der ausdrücklichen Bemerknng, daß diese aus der Erfahrung gefolgerten Grundsätze — ich keinesweges im Allgemeinen behaupte, sondern nur die Meinung anzudeuten wünsche, welche die Erfahrung über diesen Gegenstand mir in hiesiger Gegend, nämlich im Goldberg-Heynauischen Kreise, beigebracht hat.

1) „Ein Magdeb. Morgen mit rothen Klee bebaut giebt in einem Sommer, vom 20sten Mai bis ultimo September, auf Boden erster Klasse, wenn

solcher nur zwei Vorfrüchte getragen — als z. B. Wurzelwerk, frisch gedüngt — Gerste oder Roggen, frische Düngung — Gerste — Klee, bei einem für den Kleebau günstigen Jahrgange 120 Centner grünen Klee, welcher gewöhnlich zur Zeit des Aufblühens 77 bis 78 p. C. Feuchtigkeit bei sich hat. Der Morgen gewährt daher an Heu in völlig trocknem Zustande $26\frac{2}{5}$ Ctr."

2) „Im Durchschnitt der Jahre kann jedoch der Klee-Ertrag von einem Morgen nicht höher als auf 70 Centner grünen Klee angenommen werden, und wenn derselbe 78 p. C. Feuchtigkeit bei sich hat, so beträgt das Heugewicht $15\frac{2}{5}$ Ctr."

3) „Ein ausgewachsenes Schaaf bedarf zu seiner Ernährung, bei grüner Stallfütterung, täglich 6 Pfund Klee, wobei dasselbe noch $\frac{3}{4}$, $\frac{4}{5}$ bis 1 Pfd. Strohfutter erhalten muß, um den grünen Klee für das Schaaf gesund und nahrungsfähig zu machen — oder deutlicher gesagt, um das verwendete Futter bestmöglichst auszunutzen."

4) „Nach mehreren genauen Versuchen kostet die tägliche vollkommene Ernährung eines Schaafes bei Stallfütterung, den Sommer über excl. der Einstreu, $\frac{3}{5}$ Pfd. Roggenwerth, nämlich nach der von mir aufgestellten Werthsvergleichung ländlicher Produkte berechnet."

5) „Wenn das Schaaf sich von der Weide ernähren, und die Ernährung der Stallfütterung mit

Klee gleichkommen soll, so ist ein Morgen Weideland von vorzüglichster Güte erforderlich, um 10 Schaafen die Nahrung auf 5 Monate zu geben, wobei aber das Schaaf noch täglich in zween Futtern $\frac{1}{3}$ Pfd. Stroh erhalten muß, um die saftreiche Weide ihm gesund und nahrungsfähig zu machen."

6) „Die Erfahrung hat es wenigstens wahrscheinlich und glaubbar gemacht, daß 4 Pfd. gute Weidegräser eben so gut auf die Ernährung des Schaafes wirken, als 6 Pfd. grüner Klee im Stalle gefüttert, welches wohl — eines Theils der mindere saftreiche Zustand der Weidegräser — als auch die Atmosphäre, bei welcher das Thier die Nahrung genießt — bewirken mag."

7) „Wenn nun 6 Pfd. grüner Klee für ein Schaaf bei Stallfütterung täglich erforderlich sind, so giebt ein Morgen grüner Klee von 70 Ctr. Ertrag die Nahrung für 1283$\frac{2}{3}$ Schaafe auf einen Tag, oder es bedürfen 10 Schaafe in 5 Monaten an Kleeland, mit voller Anrechnung des Bruches, einen Morgen 30 Quadratruthen."

8) „Der Bruttoertrag, welchen ein Morgen Klee in 5 Monaten nach Roggenwerth geschätzt der Wirthschaft giebt, ist, wenn 13$\frac{1}{2}$ Pfund grüner Klee 1 Pfd. Roggen gleich sind 570 Pfd. Roggenwerth.

Bei

570 Pfd. Rog.-W.

Bei der Stallfütterung mit Schaafen zahlt der Ackerbau für den Dünger 45 p. C. vom Werthe des Klees mit . . 256½ . . .

Mithin soll das Schaaf durch seinen Ertrag an Wolle und Fleisch von einen Morgen Klee eine reine Nutzung gewähren

von . . . . 313½ Pfd. Rg. W.

oder nach Scheffeln berechnet, den Scheffel zu 80 Pfd.: 3 Scheffel 14⅘ Mtz. Roggen."

NB. „Nur unter der Bedingung, wenn das Schaaf das gehörige Strohfutter und die Einstreu erhält, nämlich pro Stück ⅘ Pfund zu Futter und ⅓ Pfd. als Einstreu, ernährt sich das Schaaf vollkommen von 6 Pfd. Klee und bezahlt der Ackerbau 45 p. C. vom Werthe der Fütterung für den Dünger."

9) „Wenn gleich, wie vorstehend ad 5. gesagt — 1 Morgen Weide vorzüglichster Art 10 Schaafen die Nahrung auf 5 Monate gewährt, so kann dieser Satz eben so wenig — als der Ertrag von 120 Ctr. grünen Klee pr. Morgen bei einer Gegeneinanderstellung des Weideganges und der Stallfütterung angenommen werden, da diesen hohen Ertrag nur der einzelne fruchtbare Jahrgang lie-

fert. Im Durchschnitt fruchtbarer und unfruchtbarer Jahre kann der Weide-Ertrag, den eine Ackerweide erster Güte in 3ter oder 4ter Frucht gewährt, nicht höher geschätzt werden, als daß $1\frac{1}{2}$ Morgen Weide erforderlich ist, um 10 Schaafen 5 Monate hindurch hinlängliche Nahrung zu geben, oder daß $1\frac{1}{2}$ Morgen Weide 1ster Klasse, 30 Quadratruthen Kleeland bei der Ernährung gleich sind."

10) „ad 6. ist zwar das Resultat gemachter Versuche angeführt, daß nämlich 4 Pfund Weidegräser, welche das Schaaf auf der Weide an einem Tage zu sich nimmt — der Ernährung mit 6 Pfd. grünen Klee bei Stallfütterung gleich zu seyn scheint, so können wir hier doch nicht das Gewicht des saftreichen Nahrungsmittels als alleinige Grundlage der Berechnung annehmen, sondern müssen uns vorzüglich an die Erfahrung halten, welche uns gelehrt hat, daß $1\frac{1}{2}$ Morgen vollkommen gut bestandene Feldweide hinreichend ist, 10 Schaafe auf 5 Monate zu nähren, weil die Versuche über den Weidebedarf pro Stück, nach dem Gewicht berechnet, zu mannigfaltig ausgefallen sind. Versuche haben z. B. gezeigt, daß 2 Morgen Brachweide vom 1sten Mai bis ult. September, bei zweimaligen sorgfältigen Abmähen, nicht mehr als 27 Ctr. 30 Pfd. grünes Gras — oder 6 Ctr. 90 Pfd. Heu lieferten, und 2 Morgen

Weide von derselben Güte dennoch 10 Schaafe 5 Monate lang complett nährten. Nach dieser Berechnung hätte das Schaaf nur 2 Pfd. Gras zur täglichen Nahrung erhalten, von welchen es sich unmöglich allein nähren kann. Die Weide hat aber auf jeden Fall dem Thiere mehr gewährt, weil

a) die niedrigen, kurzen Untergräser die Sense bei dem Abmähen nicht berührt, welche aber doch das Schaaf beim Weidegange sich zur Nahrung am liebsten zueignet, und

b) es mehrere kurze, niedrige Pflanzen giebt, welche, nach dem sie vom Schaafe abgebissen — binnen 2 bis 3 Tagen wieder zur Weide herangewachsen sind, z. B. das einjährige Rispengras, der Schaafschwingel — die Schaafgarbe und dgl. mehrere; ersteres Gras hat ganz vorzüglich die Eigenschaft, schnell wieder heranzuwachsen, und liefert beim oftmaligen Abweiden oder Abschneiden, wie es Versuche gezeigt haben, bedeutend mehr, als wenn man solches ungehindert frei wachsen läßt. Ich halte das einjährige Rispengras für das allervorzüglichste Weidegras, denn die Schaafe fressen es gern und es bekommt ihnen vorzüglich gut."

11) „Ist es aber nothwendig, den Weide-Ertrag von einer Fläche nach Gras oder Heu zu schätzen, so kann man die Weide, wenn solche mit Rind-

und Schaafvieh genutzt wird, immer doppelt schätzen, nämlich wenn ein Morgen Feldweide zu Heu gemacht 2 Ctr. giebt, so gewährt dieselbe als Weide 4 Ctr. zur Ernährung, wird die Weide aber nur durch Rindvieh genutzt, so kann dieselbe nur um $\frac{1}{3}$ Rthlr. höher geschätzt werden, weil Jenes die kurzen Pflanzen sich weniger zueignet."

12) „Wenn wir annehmen, daß von Weideland ersterer Klasse $1\frac{1}{2}$ Morgen, und von letzterer Klasse 6 Morgen erforderlich sind, um 10 Schaafe 5 Monate zu nähren, so bilden sich bei einer Abweichung von 90 Quadratruthen zehn Klassen, nämlich:

1ste Klasse ist diejenige, welche 10 Schaafe 5 Monate lang auf einen Morgen 90 Quadratruthen nährt;

2te Klasse ist diejenige, welche 10 Schaafe 5 Monate lang auf 2 Morgen nährt;

3te Klasse ist diejenige, welche 10 Schaafe 5 Monate lang auf 2 Morgen 90 Quadratruthen nährt;

4te Klasse ist diejenige, welche 10 Schaafe 5 Monate lang auf 3 Morgen nährt;

5te Klasse ist diejenige, welche 10 Schaafe 5 Monate lang auf 3 Morgen 90 Quadratruthen nährt;

6te Klasse ist diejenige, welche 10 Schaafe 5 Monate lang auf 4 Morgen nährt;

7te Klasse ist diejenige, welche 10 Schaafe 5 Monate lang auf 4 Morgen 90 Quadratruthen nährt;

8te Klasse ist diejenige, welche 10 Schaafe 5 Monate lang auf 5 Morgen nährt;

9te Klasse ist diejenige, welche 10 Schaafe 5 Monate lang auf 5 Morgen 90 Quadratruthen nährt;

10te Klasse ist diejenige, welche 10 Schaafe 5 Monate lang auf 6 Morgen nährt."

13) „Ist es nothwendig, vorstehende Klassen nach dem Heuertrage zu schätzen, so wird angenommen, daß das Schaaf täglich 40 Pfund Weide zur Erhaltung bedarf, und es liefert demnach:

1 Morgen Weide 1ster Klasse an Heu 9 Ctr. 10 Pfd., macht Roggenwerth 4 Schfl. $2\frac{3}{5}$ Mtz.

1 Morg. Weide 2ter Klasse an Heu 6 Ctr. 90 Pfd., macht Roggenwerth 3 Schfl. 2 Mtz.

1 Morg. Weide 3ter Klasse an Heu 5 Ctr. 50 Pfd., macht Roggenwerth 2 Schfl. 8 Mtz.

1 Morg. Weide 4ter Klasse an Heu 4 Ctr. 60 Pfd., macht Roggenwerth 2 Schfl. $1\frac{1}{5}$ Mtz.

1 Morg. Weide 5ter Klasse an Heu 3 Ctr. 98 Pfd., macht Roggenwerth 1 Schfl. $12\frac{2}{5}$ Mtz.

1 Morg. Weide 6ter Klasse an Heu 3 Ctr. 45 Pfd., macht Roggenwerth 1 Schfl. 2 Mtz.

1 Morg. Weide 7ter Klasse an Heu 3 Ctr. 2 Pfd., macht Roggenwerth 1 Schfl. 6 Mtz.

1 Morg. Weide 8ter Klasse an Heu 2 Ctr. 80 Pfd., macht Roggenwerth 1 Schfl. 4 Mtz.
1 Morg. Weide 9ter Klasse an Heu 2 Ctr. 52 Pfd., macht Roggenwerth 1 Schfl. 2 Mtz.
1 Morg. Weide 10ter Klasse an Heu 2 Ctr. 30 Pfd., macht Roggenwerth 1 Schfl. $\frac{3}{5}$ Mtz.
NB. Ebenfalls nur unter der Bedingung, wenn das Schaaf nebst der Weide noch täglich $\frac{1}{3}$ Pfund Stroh als Beifutter erhält, ernährt die angegebene Fläche 10 Schaafe 5 Monate lang. In Ansehung des Düngerwerthes, welchen das Schaaf dem Weidefelde giebt, so hat sich durch Berechnung und Erfahrung ergeben, daß derselbe $33\frac{1}{3}$ p. C. vom Weidewerthe beträgt."

14) „Um eine Weide vollkommen zu nutzen, ist erforderlich, daß Abtheilungen von der Fläche gemacht werden, um immer einen Theil derselben wieder zu Kräften kommen zu lassen; 3 Schläge oder Abtheilungen sind mehrentheils hinlänglich, ob man aber einen Schlag 4 bis 8 oder mehrere Tage mit dem Beweiden verschont, muß allein die Zeit — der Wachsthum der Weidegräser und sonstige Verhältnisse der Wirthe lehren."

15) „Wenn nun gleich, wie ad 7. gesagt ist, daß 1 Morgen 30 Quadratruthen Klee 1 Morg. 90 Quadratruthen Weidefläche erster Klasse bei Ernährung der Schaafe gleich sind, so kann dieser

Satz bei einer Zusammenstellung der Stallfütterung und des Weideganges, wo die reine Nutzung mit Inbegriff des gewonnenen Düngers mit ausgesprochen werden soll, dennoch nicht als alleinige Norm angenommen werden, weil der bei der Stallfütterung gewonnene Dünger von höherem Werthe ist, indem 1 Morgen Klee von 70 Ctr. (im grünen saftreichen Zustande) wie ad 2. und 8. beschrieben, im Stalle verfüttert an Dünger liefert (nämlich 45 p. C. vom Werthe des Futters) = = = = 256 Pfd. R.-W.

Dagegen liefert die Weide nur $33\frac{1}{3}$ p. C. von ihrem Werth; 1 Morgen erster Klasse hat, wie ad 13. nachgewiesen, 4 Schfl. $2\frac{3}{5}$ Metz. Roggenwerth, mithin beträgt der Werth des Weidedüngers = 111 " " "

Daher liefert 1 Morgen Klee im Stalle gefüttert mehreren Dünger als 1 Morgen Weide 1ster Klasse 145 Pfd. R.-W.

16) „Der Ertrag der Schaafzucht verhält sich aber ganz gleich, ob die Schaafe im Stalle oder auf der Weide ihre vollkommene Nahrung erhalten; es geben demnach 1 Morgen 90 Quadratruthen Feldweide 1sier Klasse eben so viel Wolle und Fleischnutzung, als 1 Morgen 30 Quadratruthen Klee von beschriebener Art gewährt. In Ansehung des Düngers aber ist ein Unterschied, in-

dem die Stallfütterung, wie schon bemerkt, mehreren Dünger aus dem Consumo dem Ackerbau gewährt. Ist daher von einer reinen Nutzung und von dem Ertrage einer Fläche die Rede, wo die Gewinnung des Düngers mit in Anrechnung kommt, so findet auch ein anderes Verhältniß statt; zur Erläuterung folgendes:

17) Nach der Bemerkung Nr. 8. bezahlt die Schaafzucht für 5monatliche Nutzung eines Morgen Klee von 70 Ctr. grünem Klee-Ertrage durch Wolle, Fleisch und Dünger bei Stallfütterung 570 Pfd. Roggenwerth, und zwar:

a) durch Wolle und Fleisch 55 p. C. vom Werthe der Fütterung 313½ Pfd.

b) durch den Dünger 45 p. C. " " " 256½ "

570 Pfd. R.-W.

18) Dagegen hatte ein Morgen Weideland erster Klasse, laut Bemerkung Nr. 13., einen Werth von 333 " " " das Schaaf bezahlt dafür:

a) durch Wolle und Fleisch 55 p. C. vom Werthe der Weide mit " " " 183 Pfd.

b) durch den Dünger 33⅓ p. C. vom Werth der Weide " " " 111 "

294 Pfd. R.-W.

19) „Um nun durch Weide den völligen Ertrag, den ein Morgen Klee von beschriebener Art durch Wolle, Fleisch und Dünger in 5 Monaten liefert, zu ersetzen, ist daher nach obigen Berechnungen 1 Morgen $168\frac{4}{4}\frac{8}{9}$ Quadratruthen 5monatliches Weideland erster Klasse erforderlich, und es wird der Bruch für voll mit 1 Morgen und 169 Quadratruthen angenommen."

20) „Das Verhältniß der benöthigten Weidefläche, um als Ernährungsmittel einen Morgen Klee zu ersetzen, ist, wenn 1 Morgen 90 Quadratruthen Weide 1ster Klasse einen Morgen 30 Quadratruthen Klee ersetzen — folgendes:

von Weide 1ster Klasse, wo der Morgen 9 Ctr. 10 Pfd. Heu liefert, sind erforderlich 1 Morg. $51\frac{4}{7}$ Quadratruthen;

von Weide 2ter Klasse, wo der Morgen 6 Ctr. 90 Pfd. Heu liefert, sind erforderlich 1 Morg. $128\frac{4}{7}$ Quadratruthen;

von Weide 3ter Klasse, wo der Morgen 5 Ctr. 50 Pfd. Heu liefert, sind erforderlich 2 Morg. $25\frac{5}{7}$ Quadratruthen;

von Weide 4ter Klasse, wo der Morgen 4 Ctr. 60 Pfd. Heu liefert, sind erforderlich 2 Morg. $102\frac{6}{7}$ Quadratruthen;

von Weide 5ter Klasse, wo der Morgen 3 Ctr. 98 Pfd. Heu liefert, sind erforderlich 3 Morg.

von Weide 6ter Klasse, wo der Morgen 3 Ctr.

55 Pfd. Heu liefert, sind erforderlich 3 Morg. 77$\frac{1}{7}$ Quadratruthen;

von Weide 7ter Klasse, wo der Morgen 3 Ctr. 2 Pfd. Heu liefert, sind erforderlich 3 Morg. 154$\frac{2}{7}$ Quadratruthen;

von Weide 8ter Klasse, wo der Morgen 2 Ctr. 80 Pfd. Heu liefert, sind erforderlich 4 Morg. 51$\frac{3}{7}$ Quadratruthen;

von Weide 9ter Klasse, wo der Morgen 2 Ctr. 52 Pfd. Heu liefert, sind erforderlich 4 Morg. 128$\frac{4}{7}$ Quadratruthen;

von Weide 10ter Klasse, wo der Morgen 2 Ctr. 30 Pfd. Heu liefert, sind erforderlich 5 Morg. 25$\frac{5}{7}$ Quadratruthen."

21) „Der Zeitraum oder die Ausübungszeit der Weidenutzung bestimmt, nächst dem Ertrage der Weide, den Werth der Nutzung. Bei obiger Berechnung ist, wegen der Vergleichung mit der Stallfütterung mit Klee, eine 5monatliche Feldweide angenommen. Nach Monaten berechnet beträgt die Weidebenutzung in folgenden Klassen:

Feldweide-Schätzung.	Ein Monat.		Zwei Monat.		Drei Monae.		Vier Monat.		Fünf Monat.	
	Heu-	Rog-gen-	Heu-	Rog-gen-	Heu-	Rog-gen-	Heu-	Rog-gen-	Heu-	Rog-gen-
	Werth									
	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.
Feldweide 1ster Klasse der Morgen	200	$66\frac{2}{3}$	400	$133\frac{1}{3}$	600	200	800	$266\frac{2}{3}$	1000	$333\frac{1}{3}$
" 2ter " " "	150	50	300	100	450	150	600	200	750	250
" 3ter " " "	120	40	240	80	360	120	480	160	600	200
" 4ter " " "	100	$33\frac{1}{3}$	200	$66\frac{2}{3}$	300	100	400	$133\frac{1}{3}$	500	$166\frac{2}{3}$
" 5ter " " "	$85\frac{3}{5}$	$28\frac{8}{15}$	$171\frac{1}{5}$	$57\frac{1}{15}$	$256\frac{4}{5}$	$85\frac{9}{15}$	$342\frac{2}{5}$	$114\frac{2}{15}$	428	$142\frac{2}{3}$
" 6ter " " "	75	25	150	50	225	75	300	100	375	125
" 7ter " " "	$66\frac{2}{5}$	$22\frac{2}{15}$	$132\frac{4}{5}$	$44\frac{4}{15}$	$199\frac{1}{5}$	$66\frac{6}{15}$	$266\frac{3}{5}$	$88\frac{8}{15}$	332	$110\frac{2}{3}$
" 8ter " " "	60	20	120	40	180	60	240	80	300	100
" 9ter " " "	$54\frac{2}{5}$	$18\frac{2}{15}$	$108\frac{4}{5}$	$36\frac{4}{15}$	$163\frac{1}{5}$	$54\frac{6}{15}$	$217\frac{3}{5}$	$72\frac{8}{15}$	272	$90\frac{2}{3}$
" 10ter " " "	50	$16\frac{2}{3}$	100	$33\frac{1}{3}$	150	50	200	$66\frac{1}{3}$	250	$83\frac{1}{3}$

22) Bei Feldweiden-Abschätzungen, wo ein Dritter nur das Recht hat, die Weide durch sein Vieh zu benutzen, kömmt der Dünger, welchen das Vieh auf der Weide verstreut, mit ein Viertheil vom Weide-Ertrage jedesmal in Abzug, weil Versuche und Berechnungen diese Annahme wahrscheinlich gemacht haben.

23) Um nun den Unterschied zwischen Weidegang und Sommerstallfütterung deutlicher zu finden, wird folgende Berechnung angelegt:

a) Bei einer Wirthschaft, welche 600 Stück Schaafe hält, und solche 5 Sommermonate hindurch im Stalle mit grünem Klee nährt, der Morgen im Durchschnitt der Jahre 70 Ctr. grünen Klee trägt, und 10 Stück Schaafe, laut der Bemerkung Nr. 7., 1 Morgen 30 Quadratruthen 5monatliches Kleeland bedürfen, erfordern 600 Stück an ganz jährigem Kleelande 70 Morgen.

b) Dagegen erfordert der Weidegang für 600 Stück Schaafe Weideland erster Klasse, wenn 10 Stück $1\frac{1}{2}$ Morgen bedürfen, 90 Morg.

2) Weideland 2ter Klasse, wo 10 Stück 2 Morgen bedürfen, 120 Morg.

3) Weideland 3ter Klasse, wo 10 Stück $3\frac{1}{2}$ Morgen bedürfen, 150 Morg.

4) Weideland 4ter Klasse, wo 10 Stück 3 Morgen bedürfen, 180 Morg. u. s. w.

c) Das Grünfutter im Stalle gefüttert, giebt aber dem Ackerbau mehreren Dünger als die auf der Weide verfütterten Gräser, und zwar $11\frac{2}{3}$ p. C. vom Werthe des Futters; wenn nun der mindere Düngerwerth beim Weidegange in Berechnung kommt, und laut der Bemerkung Nr. 19. ein Morgen 169 Quadratruthen Weideland erster Klasse erforderlich ist, um den Ertrag, den ein Morgen Klee durch Verwandlung in Fleisch, Wolle und Dünger gewährt, völlig zu ersetzen — so würde bei obiger Schaafhaltung statt 70 Morgen Klee 135 Morg. 130 Quadratr. Weideland 1ster Klasse erforderlich seyn, um völligen Ersatz zu gewähren, mithin erfordert der Weidegang 65 Morgen 130 Quadratruthen größere Weidefläche von erster Klasse, als das angebaute Kleefeld bei der Stallfütterung beträgt. Weideland erster Klasse, ist laut Bemerkung Nr. 13., der Morg. zu 9 Ctr. 10 Pfd. Heu oder 4 Scheffel $2\frac{3}{5}$ Mtz. Roggenwerth geschätzt, wonach die größere einzugebende Weidefläche von 65 Morgen einen Werth von 270 Scheffel 9 Mtz. Roggen enthält, welches zugleich den Ertrag an Fleisch, Wolle und Dünger, welchen der Weidegang bei 600 Stück Schaafen im Vergleich der Stallfütterung weniger gewährt, ausspricht. Die Besaamung des Kleefeldes — so wie die mehrere Arbeit, welche

Stallfütterung verlangt, ist in keine Anrechnung gekommen, weil in der Regel das Weideland, um es bestmöglichst zu nutzen, ebenfalls einer Besaamung bedarf, und deshalb die erforderliche Ausgabe mit dem Kleefelde ziemlich gleich kommen wird, die mehrere Arbeit, welche richtige Stallfütterung — in Verhältniß mit richtig exekutirtem Weidegange verlangt, ist ebenfalls unbedeutend, jedoch um den Schein zu vermeiden, als wolle ich die Stallfütterung zu sehr begünstigen, so bringe ich noch 25 p. C. von dem Mehrertrage, welchen die Stallfütterung gewährt, in Abzug, und es verbleibt demnach ein reiner Vortheil der Stallfütterung bei einem Gute, welches 600 Stück Schaafe hält,

von 202 Schfl. $14\frac{3}{4}$ Mtz. Roggenwerth.

Wenn nun das Schaaf das Futter mit 55 p. C. durch Wolle und Fleisch, und 45 p. C. durch den Dünger bezahlt, so ist der Mehr-Ertrag bei 202 Scheffel plus

c) Düngergewinn $90\frac{9}{10}$ Sfl. R.W.

b) Fleisch- und

Wollgewinn = $111\frac{1}{10}$ = =

202 Sfl. R.W.

Welches dem Grundstücke, ohne Anrechnung des mehreren Düngergewinnes, einen höhern Werth zu 5 p. C. gerechnet von 2222 Scheffel Roggenwerth verschafft.

Die Stallfütterung bringt aber nur dann den oben berechneten Gewinn, wenn der Ackerbau Kleefähig ist und den Klee-Ertrag alljährig liefert, welcher vorstehend durchschnittlich angenommen worden. Je höher der Klee-Ertrag — um so mehr ist der Vortheil bei der Stallfütterung, so wie aber der Ackerbau minder Kleefähig ist und wenigern Klee-Ertrag liefert — so schwindet auch in demselben Verhältnisse der Vortheil der Stallfütterung. Soll die Stallfütterung durch angebautes Futtergemenge — als Erbsen, Wicken und Hafer, wegen Mangel an Klee erzwungen werden, so fällt die wahre reine Nutzung der Stallfütterung hinweg, und es wird in diesem Falle der Weidegang wohl größtentheils den Vorzug haben, weil die Bestellungskosten des anzubauenden Futters — und der Nachtheil der Vorfrüchte (welche Pflugbearbeitung bedürfen) hervorbringen — mehr betragen würde — als oben berechneter Vortheil der Stallfütterung bei kleefähigem Ackerbau ist.

Nur in einzelnen Fällen kann Stallfütterung auch bei nicht kleefähigem Lande dennoch anräthlich seyn, z. B. wenn die Weidefelder eine nasse, tiefe Lage haben und ungesunde, schädliche Weidegräser erzeugen, so wie bei kleinen Grundstücken, wo nur eine geringe Anzahl Schaafe gehalten werden kann. Jede Wirthschaft aber wo möglich so zu ordnen, daß die Lämmer stets im ersten Jahre ihre angemessene voll-

kommene Ernährung im Stalle erhalten — um nicht von der Weide Gebrauch machen zu müssen — habe ich bis jetzt — auch unter allen Verhältnissen, stets für vortheilhaft gefunden.

Da ich früher bei der Beschreibung der Schierauer Schaaf-Stallfütterung, die Sommer-Stallfütterung vielleicht etwas zu sehr erhob — so halte ich mich verpflichtet, diese meine heutige Ansicht, welche eine seit 13 Jahren fortgesetzte Sommer-Stallfütterung mit Schaafen mir erworben hat — einem hochverehrten landwirthschaftlichen Publikum hiermit ergebenst mitzutheilen.

IV.

Bemerkungen zu den beim Leipziger Woll-Convent am 9ten, 10ten, 12ten und 13ten Mai 1823 vorgelegten Fragen. Aus dem Vortrage des Amtsraths Block zu Schierau gesammelt.

Von

Gustav Walz aus Stuttgard, gegenwärtig in Schierau.

I. Abtheilung.

Ad 4. Mestizen.

—,—: Ob auch an Individuen die Unechtheit immer zu erkennen sey?

In der Regel ja; — denn es können nicht 4 Quadratzoll Wollfläche untadelhaft auf einem dergleichen Thiere angetroffen werden. Findet man bei einer ganz genauen Untersuchung durch Gläser keinen Fehler weder in den Wollfäden noch im Bau des Vließes, so ist das Thier vollkommen und edel zu nennen.

Was ganz vollkommnes und edles wird nie vom Unvollkommnen auf einmal erzeugt *). — Glaubt man auch ein dergleichen, von unvollkommenen Eltern erzeugtes Thier zu haben, so wird eine genauere Prüfung des Sachkenners zeigen, daß es nur Täuschung ist. (a) **)

—:—: Ist an ihnen (den Lämmern) der Hauptcharakter des künftigen Schaafes und seine Güte sicher zu erkennen?

Größtentheils ja; — feine Unterschiede aber bei dem künftigen Wollertrag, ob dasselbe Electa I. II. oder Primawolle tragen werde, lassen sich nur selten mit Zuverlässigkeit bestimmen.

—:—: Ob sich über die stärkere Einwirkung des männlichen oder weiblichen Charakters bei der Generation etwas bestimmen lasse?

Wenn der feine Bock einer groben Mutter ge-

---

*) Es kann zwar ein unvollkommnes Saamenkorn — oder ein schwächliches und in seinem körperlichen Zustande unvollkommen zu nennendes Thier — bei sonst günstigen Umständen in seinem ferneren Leben — dennoch eine vollkommene Frucht oder Körper in seiner Art liefern, aber Race-Eigenschaften durch Paarungen heterogener Geschöpfe lassen sich nicht so schnell unterdrücken oder hervorbringen! Block.

**) Diese Buchstaben beziehn sich auf die folgenden Bemerkungen des Staatsrath Thaer.

geben wird, und beide Thiere von gleichmäßiger, kraftvoller, gesunder Beschaffenheit sind, so ist in der Regel die Einwirkung des männlichen Geschlechts auf die Erzeugung des Lammes die stärkste. Die Feinheit beim Lamm zeigt sich zuerst am Vorderkörper, und es werden oft Lämmer geboren, welche in der ersten Generation auf der vordern Hälfte des Körpers untermischt feine Wolle, und auf der hintern Hälfte die grobe Wolle der Mutter haben. Ist die grobe Mutter schwächer als der feine Bock, so gebiert sie in der Regel ein dem Bock an Feinheit fast gleiches oder mehr ähnliches Lamm. Kommt eine noch so feine Mutter mit einem grobhaarigen Bocke zusammen, so ist in der Regel das erste Lamm schon so grob als der Vater. —

II. Abtheilung.

Qualitäten der Wolle.

A. Im einzelnen Haare. (Wolle ist nicht Haare sondern Wollfaden.) (b)

Wollfaden — und Haar ist ein großer Unterschied; das edle Schaaf hat nur an den Extremitäten Haare, un den Füßen und am Vorderkopfe, der übrige Körper hat Wolle, welche aus einzelnen Wollfäden besteht. Alle Haare spitzen sich nach und nach zu, der Wollfaden wird zwar spitz geboren, so wie aber die Spitze abgeschnitten wird, spitzt sich derselbe nie mehr zu.

A. P. Thaer.

1) Feinheit.

—:—: Bezieht sich dieser Ausdruck auf die Kleinheit des Durchmessers?

Nein. — Denn es können 2 Wollfäden ganz gleich in ihrem Durchmesser, und dennoch sehr verschieden in ihrer Feinheit seyn. Derjenige Wollfaden, welcher die schwächsten Wände und weitesten Röhren besitzt, gewährt die höchste Sanftheit, daher auch die größte Feinheit. Es giebt Wollhaare von groben Schaafen, welche oft so fein im Durchmesser sind, als der feinste Wollfaden, und dennoch kann man solche nicht fein nennen, indem dergleichen Wollhaare kein sanftes Gefühl geben, sondern hart, starr und steif sind, weil die Wände solcher Haare verhältnißmäßig stärker als die Röhren sind. (c)

—:—: Welche Resultate haben die Messungen desselben (des Durchmessers) ergeben, hinsichtlich der höchsten Feinheit, die sich im Wollhaare findet?

Das feinste Schaaf, welches man in hiesiger Gegend und in Sachsen sah, hatte Wolle von $\frac{5}{10000}$ Theil eines engl. Zolls Durchmesser des einzelnen Wollfadens. Einzelne Wollfäden von $\frac{4}{10000}$ Theil findet man oft bei hochfeinen Thieren, jedoch sah man solche nie in einem ganzen Vließe.

—:—: Verbessert oder verschlechtert es eine Wolle, wenn unter dem Haupt-

theil von stärkerem Durchmesser einzelne Haare z. B. 25 p. C. von feinerem Durchmesser sind?

Für den Wollkäufer haben 25 p. C. feinere Wollfäden wohl keinen bedeutend höheren Werth. Umgekehrt aber 25 p. C. gröbere Haare setzen den Werth gewiß eben so viel p. C. zurück. — Für den Schaafzüchter aber ist ein Zuchtthier von egaler Wolle, z. B. wo jeder einzelne Wollfaden $\frac{7}{10000}$ Theil Durchmesser hat, von höheren Werth als ein Thier, welches 75 p. C. $\frac{6}{10000}$ Theil und 25 p. C. $\frac{8}{10000}$ Theil hätte, denn ersteres Thier zeigt reinere Abstammung. (d)

—:—: Ist eine höhere Feinheit der Wolle noch wünschenswerth?

Eine höhere Feinheit der Wolle, als diejenige ist, welche wir jetzt kennen, würde, wenn dabei nicht das Gewicht zu sehr schwindet, wohl immer noch wünschenswerth seyn, und es würden sich wohl noch höhere Sortimente bilden lassen.

—:—: Ist der Dollond'sche Eirometer zur Messung des Durchmessers völlig geeignet? und findet man wohl eine völlige Gleichheit des Durchmessers von der Wurzel bis zur Spitze, welche dem scharfen Auge nicht bemerklich ist?

Der Dollond'sche Eirometer ist zur Messung des

Durchmessers der einzelnen Wollfäden vorzüglich geeignet, jedoch wie oben schon gesagt, bestimmt der Durchmesser der einzelnen Wollfäden nicht allein die Feinheit. Ein vollkommener Wollfaden muß von der Wurzel bis ans obere Ende gleichen Durchmesser haben. — Eine Wolle die darin abweicht, oben spitzer, stärker, oder unten an der Haut feiner oder gröber ist, nähert sich dem Haar, und ist eigentlich nicht mehr Wolle zu nennen.

—:—: Bezieht sich der Tadel: die Wolle habe Spitzen, allein auf die Beschaffenheit des einzelnen Haares, oder auch auf den Bau des Stapels?

Der Tadel, die Wolle habe Spitzen, bezieht sich theils auf die Beschaffenheit des einzelnen Haares (denn der Wollfaden hat keine Spitze), so wie auch auf den Bau des Stapels, denn Wollhaare mit Spitzen ist, mit Ausschluß der Lammwolle, keine Wolle. — Der spitze Stapel beweist, auch bei den feinsten Schaafen, vermischten Wollwuchs, von kürzeren, längeren, schwächeren und stärkeren Wollfäden. (e)

1) —:—: Rundheit oder Plattheit des Haares — ob letztere sich nur in einzelnen Theilen oder in ganzen Vließen finde?

Plattheit des Haares findet man bei haartragenden Schaafen, bei feinwolligen aber nie, da es

keine Wollfäden in Masse giebt, welche glatt und nicht rund wären.

2) Geschmeidigkeit.

Die Geschmeidigkeit, welche in Masse die Sanftheit bewirkt, ist wahrscheinlich allein der edle Charakter der Wolle, nämlich derjenigen, welche das mindest Körperliche, die schwächsten Wände hat.

3) Kräuselung.

Die Dichtheit der Bogen, die man nach der Zahl derselben auf einen Zoll Länge bestimmt, steht gewöhnlich in einem Verhältnisse mit der Feinheit, obgleich eine Wolle mit minderen Biegungen ebenfalls die Feinheit haben kann, welche eine andere mit mehreren Biegungen besitzt. — Die Biegungen sind abhängig von der feineren oder stärkeren Röhre, des stärkeren Wollstandes auf dem Thiere, so wie dessen Ernährung. — So viel ist gewiß, daß eine Wolle mit mehreren Biegungen in der Feinheit nie einer andern Wolle mit weniger Biegungen nachsteht.

Ein Wollfaden, welcher ungleich in Wänden und Röhre ist, kann sich nie in gleiche Bogen oder Windungen legen, daher man wohl mit Zuverlässigkeit auf die Gleichartigkeit der Wollfäden in einem Vließe schließen kann, wenn man durchgängig eine Gleichartigkeit der Bogen oder Windungen bemerkt.

B. Im Stapel und Bau.

Das schraubenförmige Drehen der Wolle ist Race-Eigenschaft, und bei schlottrigem Wollstande

des Thieres zu finden und — fehlerhaft. Die Dehnbarkeit und Verlängerung der Biegungen habenden Wolle hängt von der Zahl der Biegungen ab. — Man findet bei Wolle, welche z. B. $1\frac{1}{2}$ Zoll auf dem Schaafe steht, daß sich solche $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll ausdehnen läßt; im Fall es aber noch weiter geschehen kann, ist ein fehlerhafter Zustand — als Zwirnen und dergl. vorhanden.

Elasticität.

Hat der feinste Wollfaden die größte, aber nur mit Berücksichtigung des Verhältnisses zu seinem Körper.

C. In der Masse.

Das Wollgewicht eines Schaafes von vorzüglich feiner Wolle wird wohl nie über 3 Pfund zu erreichen seyn, nämlich im reinen gewaschenen, ganz entfetteten Zustande *).

Ausgeglichenheit.

Es giebt Schaafe, welche durchgängig Wolle für das erste Sortiment liefern, ohne daß vom Vließe irgend etwas abgerissen werden muß, mit Ausnahme der Wolle am Kopfe, am Untermaul und den Beingelenken. —

---

*) Gegeneinanderstellungen des Wollgewichts lassen mit Zuverlässigkeit sich dann nur machen, wenn die Wollen kunstmäßig gereiniget und völlig entfettet werden. Block.

Krümpekraft — Walkfähigkeit.

Die Walkfähigkeit ist vor der Fabrikation wohl erkennbar; die feine, saufteste Wolle hat in der Regel die mindeste Walkfähigkeit, wohingegen gröbere Wolle, Wollfäden mit stärkeren Wänden, dieselbe in größerem Maaße besitzt.

Sinn der Ausdrücke:

Weich. Eine Wolle kann weich seyn, ohne Sanftheit und Feinheit zu besitzen. Wolle auf kranken, hungerleidenden Schaafen ist in der Regel weich.

Sanfte Wolle. Ist diejenige, deren Wollfäden die weitesten Röhren und schwächsten Wände besitzen und nicht spiralförmig sind.

Hart. Gegensatz der sanften Wolle, nämlich diejenige, welche stärkere Wände als Röhren hat.

Dehnbarkeit hängt größtentheils von dem gesunden Zustande des Thieres ab, welches die Wolle trägt.

Geschmeidig ist die Wolle, welche zugleich sanft und weich ist. —

Schlaff nennt man eine Wolle, welche auf einem kränklichen Körper gewachsen, und durch Schwäche ein mattes und weiches Gefühl erhalten hat. Es kann daher eine Wolle ein schlaffes Gefühl erhalten, auch weich seyn, ohne von Natur feine Wollfäden zu haben.

Spröde ist harte, barsche Wolle, gewöhnlich

beim unedlen Thier, aber auch vorzüglich bei den Negretti-Racen häufig zu finden.

Fehler der Wolle:

Filzig ist eine Eigenschaft der Wolle bei einzelnen kränklichen Thieren; dieser Zustand erbt sich zuweilen fort, aber nicht mehr als gewöhnlich andere Fehler und Gewohnheiten des thierischen Körpers.

Bodige Wolle. Diesen Ausdruck kennen wir nicht, soll vielleicht filzige oder zweiwüchsige Wolle heißen? (f)

Flachhaarige Wolle giebt es nicht, aber wohl flache Haare.

Glanzhaarige Wolle. — Desgleichen.

Stichelhaarige Wolle. Das kleine Stichelhaar, welches unter der Wolle auf der Haut sitzt, und bei der Wollverarbeitung sich leicht absondert, ist wenig nachtheilig, und man findet höchst selten ein Thier ganz rein davon, wohingegen das sogenannte Hundshaar, welches über die Wolle heraussteht, ein großer Fehler und ein Kennzeichen des Bastards ist. (g)

Matte Wolle kann ein ganz edles Schaaf, aus Krankheit und wegen schlechter Nahrung, erhalten.

Zopfige Wolle trägt kein edles Schaaf, sie ist das Produkt unrichtiger Kreuzung und zeigt den verschiedenen Zustand der Wolle auf ein und dem-

selben Thiere, nämlich lange, kurze, stärkere und schwächere Wollfäden an.

Trübe Wolle ist mehr der Ausdruck einer trüben Wäsche, indem es auf einem gesunden Schaafe keine trübe Wolle giebt.

Mit schwammig ist vermuthlich wohl nur filzig gemeint. (h)

Mastig ist eine von zu starker Fütterung hoch aufgetriebene Wolle zu nennen.

Aufgewachsene Wolle, soll wahrscheinlich zweiwüchsige Wolle heißen, ist aber keine Race-Eigenschaft, sondern nur das Produkt eines krank gewesenen Schaafes.

Gute und tadelhafte Wäsche.

Unter guter Wäsche versteht man, wenn die Wolle auf dem Thiere möglichst rein gewaschen und von allem Schmutz befreit worden ist; 22 bis 26 p. C. Fett machen aber eine Wolle nicht unansehnlich, nicht unbrauchbar, sondern immer noch höchst annehmbar für den Käufer. Eine Wolle mit 5 p. C. Schmutz und 8 p. C. Fettschweiß ist weit unansehnlicher, und findet beim Verkauf sehr schweren Absatz *). Der gelbe Fettschweiß hat keinen nach-

---

*) Das Wasser, welches man beim Waschen der Schaafe anwendet, hat wesentlichen Einfluß auf die Reinheit, Sanftheit und Geschmeidigkeit der Wolle. Hartes, eisenhaltiges, kaltes Wasser erschwert nicht nur

theiligen Einfluß auf die Farbe und den Glanz nach der Wäsche, mit Ausschluß einiger Negretti-Racen, welche citrongelben Schweiß haben *).

III. Abtheilung.

Einfluß anderer Umstände auf die innere Qualität der Wolle.

Den größten Einfluß hat das Klima und der Boden auf die Ernährung der Pflanzen, und diese wirken wieder mächtig auf die Art und Weise der Ernährung des Schaafes, mithin auch mittelbar auf die Eigenschaften der Wolle; Pflanzen, welche auf einem hochliegenden Boden wachsen, wo kein feuchtes Klima vorherrschend ist, oder die in trockenen Jahrgängen gewachsen, sind für die Schaafe nicht nur

---

eine reine Wäsche, sondern macht auch die Wolle hart und barsch, wohingegen ein weiches, minder kaltes Wasser eine leichtere reine Wäsche, so wie Sanftheit der Wolle bewirkt. Alles Wasser, worin ein der Fäulniß unterworfener Körper schnell zur Verwesung gelangt, befördert in der Regel eine reinere Wäsche, aber vorzüglich auch eine sanftere Wolle.

Block.

*) Gelber Fettschweiß in der Wolle ist theils Race-Eigenschaft, theils aber auch nur Wirkung von verschiedenen Nahrungsmitteln, z. B. Schaafe, welche viel Erbsenstroh oder Erbsenkörner zur Nahrung erhalten, bekommen einen stärkern gelbern Schweiß in die Wolle.

Block.

gesünder, sondern bewirken auch eine Wolle mit weitern Röhren und schwächeren Wänden, daher eine feinere, sanftere Wolle. Niederungs- oder fett und üppig gewachsene Weiden, so wie alle zu saftreiche Pflanzen, sind mehr für das Mast- und Milchvieh, als zur Erhaltung für das edle und ganz hochfeine Schaaf geeignet. Bei saftreichen, starken, voluminösen Fütterungen verstärken sich die Wände der einzelnen Wollfäden, die Röhren verengen sich, indem die Wände mehr von innen als von außen zunehmen, die Biegungen werden gedehnter, weniger, und die Wolle wird härter, stärker, mit Verlust ihrer Sanftheit und Feinheit *). Eine üppige mastreiche Fütterung, nur Monate lang den Schaafen gegeben, hat keinen wesentlich nachtheiligen Einfluß. Mehrere Versuche, wo man einige Monate die Schaafe

---

*) Auch das Wasser, welches die Schaafe zur täglichen Tränke erhalten, scheint einen wesentlichen Einfluß auf die Geschmeidigkeit und Sanftheit der Wolle zu haben, so hat z. B. stark eisenhaltiges, sogenanntes hartes Wasser, Jahrelang den Schaafen zur Tränke gegeben, bei mehreren sonst gutgehaltenen feinen Heerden, eine minder sanfte und härtere Wolle auf den Schaafen hervorgebracht, wohingegen dieselben Heerden, bei derselben Fütterung, aber verändertem Tränkwassers (nämlich weichen Wassers) in folgenden Jahren auch eine weichere, sanftere Wolle lieferten. Block.

mit Wurzelwerk, besonders Kartoffeln, stark fütterte, sodann aber 7 bis 8 Monate hindurch auf hochliegenden und für feine Schaafzucht ganz geeignete Hutweiden nährte, dabei aber keine Verstärkerung oder Vergröberung der Wollfäden bemerkte, geben keinen Beweis, als Gegensatz des Vorhergesagten, weil die Ernährung des Schaafes den größten Theil des Jahres die richtigere und für das feine Schaaf angemessenere war. Hochfeine Schaafe, welche über Winter mit saftreicher, mastreicher, voluminöser Fütterung, und über Sommer auf fetteren Niederungsweiden, oder bei Stallfütterung mit üppiger Kleefütterung ernährt und erhalten werden, verlieren einige Grade der hohen Feinheit ihrer Wolle. Die Nachkommen oder junge Zuzucht wird immer stärker, die Körper nehmen zu, werden viel größer, erhalten selbst ganz andere Gestalten, aber ihre Wolle wird ebenfalls stärker, keinesweges aber ist gemeint, daß das feine wolltragende Schaaf durch starke Fütterung zu einem Haartragenden werden könne. Versuche haben gezeigt, daß hochfeine Lämmer, welche beim Säugen zwei Mütter, diese aber starke Nahrung erhielten, weit stärkere Wolle, und zwar statt Electa gewöhnlich Prima bekamen. (i)

Das dem feinen Schaafe angemessene Futter soll kräftig, aber nicht zu voluminös und saftreich seyn; die Feuchtigkeit, welche es enthält, soll nicht viel über 4 Pfund steigen, und das Volumen nicht

über 400 Cubikzoll enthalten, NB. bei der Ernährung in 24 Stunden.

Luft und Licht hat wesentlichen Einfluß auf die Gesundheit und Fülle des Thierkörpers, bei welcher man aber nur höchst selten die höchste feinste Wolle findet, nämlich höchste Electa, welche mehr dem Spinnengewebe als Wollfäden gleicht. Um letztere Wolle zu erhalten, ist Luft und Licht zu meiden *), und die Thiere in einer dunkeln, ob zwar nicht ungesunden Stallung zu ernähren, vorausgesetzt: daß dieselben dabei mit gesunder und für die feine Wolle geeigneten Nahrung erhalten werden.

—»—« Ob und welche Veränderungen die Wolle an demselben Thiere nach dem Alter, und von einem Jahre zum andern erleide?

Das hochfeine Mutterschaaf gebiert, wenn es mit einem gleich hochfeinen Bock zugekommen ist, ein hochfeines Lamm. Bei der zweiten Schur, wenn das Lamm $1\frac{1}{2}$ Jahr alt, ist die Wolle ein Theil minder, aber doch noch hochfein zu nennen. Im dritten Jahre, bei der dritten Schur, ist die Wolle bedeutend stärker, und oft statt Electa starke Prima. Wird dieses Thier nun zugelassen, so verfeinert sich

---

*) Hier ist starker Luftzug, starke Aussetzung von Kälte, und zu viel unmittelbares Sonnenlicht im Stalle gemeint. Block.

die Wolle schon im vierten Monat der Tragezeit, und erhält nach dem Lammen oft denselben Grad der Feinheit wieder, den es bei der zweiten Schur hatte, und bleibt dann gewöhnlich bei dieser Gattung von Wolle stehen. Ausnahmen jedoch finden bei schwächlichen Thieren statt, wo auch im zweiten Jahre die Feinheit der Jährlingswolle bleibt, ja manchmal die Wolle dann noch sanfter wird. Wenn das als Beispiel angeführte Mutterschaaf gelte bleibt, so wird in der Regel auch die Wolle in diesem Jahrgang stärker. (k)

V.

Bemerkungen zu vorstehendem Aufsatze.

Vom

Staatsrath Thaer.

Mit vielem Vergnügen habe ich diese von der Redaktion mir im Manuscripte mitgetheilte scharfsinnige Beantwortung einiger im Leipziger Wollconvente verhandelter Fragen gelesen, nnd ich erlaube mir, einige Bemerkungen dazu anzufügen. Die Buchstaben weisen auf die Stellen hin, worauf sie Bezug haben.

(a) Die Ausgeglichenheit der Wollhaare in einem Stapel und der sämmtlchen Stapel des Vließes, nach dem regulairen Verhältnisse der Eigenthümlichkeit jedes Körpertheils, giebt allerdings die sicherste Anzeige, daß das einzelne Thier von einem constanten Schlage sey, so wie die Ungleichheit und das Abnorme — z. B. eine bessere Wolle auf dem Kreuz als auf den Schultern — vom Gegentheil.

Bestimmt aber getraue ich mir erst dann darüber abzusprechen, wenn ich den ganzen Stamm in mehreren Generationen untersuchen kann.

(b) Die Wolle gehört doch nach ihrer Substanz, Form, Organisation, kurz nach ihrer ganzen Natur zu dem Begriff vom Haar im Allgemeinen. Sie ist nur eine besondere Art von Haar. Andere alte und neue Sprachen haben manche Worte, die verschiedenen Arten von Haare zu bezeichnen. In der deutschen fehlen sie uns, aber wir bezeichnen jene eben so gut durch einen Zusatz — Kopfhaar, Barthaar u. s. w. — Wolle ist die Masse einer gewissen Art von Haaren; das einzelne nennen wir Wollhaar, und wenn sichs ohnehin versteht, daß wir nur von dieser Art von Haaren reden, Haar schlechthin. Unter Faden dagegen versteht man einen gesponnenen, gedreheten Strang, oder etwas diesem ähnliches, und wenn von Wollfaden die Rede ist, so denkt man sich, ohne Weiteres, Wollengespinnst. Deshalb halte ich jenen Ausdruck doch angemessener und dem Mißverständniß weniger unterworfen. Haare anderer Art, die sich in der Wolle zuweilen finden, nennt man Stichelhaar, Hundehaar u. s. w.

(c) Daß sich Feinheit allein auf den Durchmesser des Wollhaars beziehe, erklärten doch einstimmig alle einsichtsvolle Fabrikanten und Wollhändler auf dem Leipziger Convente. Die Geschmei-

digkeit, welche der Masse die Sanftheit giebt, ist etwas anderes, und nicht immer in gleichem Verhältnisse mit der Feinheit verbunden.

(d) Die Wollkenner erklärten auf dem Wollconvente, daß sie die Wolle immer nur nach den darin enthaltenen gröberen Haaren würdigen könnten, indem diese unvermeidlich auf die Oberfläche des Tuchs kämen. Doch schade es nicht, wenn feinere darunter wären.

(e) Unter Spitzen versteht man in der Woll-Kunstsprache eine fehlerhafte Beschaffenheit des obern Endes. Das einzelne Wollhaar läuft nie anders als bei der Lammwolle spitz zu, wird vielmehr oben dicker, so daß einige den charakteristischen Unterschied zwischen Wollhaar und anderem Haar hierin gesetzt haben. Ist diese Vergröberung nach oben nicht sehr bemerklich, so ist sie in der Ordnung und wird nicht getadelt. Werden die Haare aber merklich gröber und stärker, so sagt man sie haben fehlerhafte Spitzen, oder Spitzen schlechthin, welche dann beim Gebrauch zu feinen Fabrikaten abgeknippt werden müssen. Der Stapel kann, wie der Hr. Verf. sagt, wirklich spitzig seyn, was man spießig nennt; aber auch wenn er oben dicker wird, sich auseinanderspreitzt und nicht schließt, so heißt das fehlerhafte Spitze, und bestimmter nennt man es buschige, schilfige Stapel. Sie zeigen die Grobheit und die Starrheit der oberen Haarenden an.

(f) Bodige Wolle kommt nicht selten vor, und der Ausdruck ist im Wollgewerbe sehr bekannt. Es heißt eine Verfilzung der untern Theile der Wolle, aus welchen sich dann oben Stapel bilden, die mehrentheils zopfig sind.

(g) Es giebt doch Racen, welche an einigen Theilen Hunde- oder sogenannte Hosen-Haare haben, und denen man die reine Merino-Abkunft nicht absprechen kann. Besonders bekommen sie Böcke, wenn sie ausgewachsen und viel gebraucht sind. Zeigen sie sich nur am hintern Rande der Keule, so ist das Uebel nicht groß, da dieser kleine Theil ohne bedeutenden Verlust abgerissen werden kann. Stichelhaare sind doch auch in einem Stamme mehr als in dem andern.

(h) Niemand verstand auf dem Wollconvente den Ausdruck schwammig. Er war von einem reisenden Wollkäufer gebraucht, der vermuthlich nur einen Tadel mehr an der Wolle finden wollte, wie das häufig der Fall ist.

(i) Der Hauptgrund, warum ich noch immer an einen bedeutenden ausdaurenden Einfluß — denn einige Einwirkung auf den jährigen Wollwuchs gebe ich zu — der Weide und Fütterung, wenn sie nur nicht krankmachend und zureichend sind, zweifle, ist der, daß ich so viele Schäfereien von verschiedenartigen Individuen und Racen in sehr verschiedenen Gegenden und Ortsverhältnissen kenne, wo

die zartwolligen Schaafe und — wenn darauf geachtet wird — ihre Stämme immer zart, die grob- und barschwolligen aber auch so bleiben, obwohl sie in einem Haufen geweidet und gefüttert werden. In allen Gegenden, dürren und magern, feuchten und fetten, kenne ich schöne und schlechte Schäfereien, und in ganz gleichartigen Gegenden diese und jene nebeneinander. Ich hatte mit meinem verehrten Freunde, Hrn. Amtsrath Lehmann in Wollup, einen Versuch verabredet und begonnen, ihm nämlich trächtige Mütter zu senden, die dort lammen und deren Lämmer auf den dortigen reichen und mastigen Boden, im feuchteren Klima, aufgezogen werden sollten, wogegen ich von den seinigen welche auf meine trockne Höhe aufnehmen und damit eben so verfahren wollte, um dann zu entscheiden, ob eine merkliche Veränderung in der Generation sich zeige. Ich erkannte aber, daß dieser Versuch zu nichts mehrerem führen werde, als sich von selbst ergab. Hr. Lehmann hat nämlich in seiner, vor einigen Jahren aus den besten sächsischen Schäfereien angekauften, Heerde sehr schöne Thiere, aber auch sehr mittelmäßige. Jene hatten sich in ihrer Descendenz nicht verschlechtert, und hatten im Frühjahr Lämmer, die viel versprachen. Ich sah bei ihm Jährlinge von ausgezeichneter Schönheit. Also ergab es sich schon von selbst, daß diese Gegend die Individuen und den Stamm nicht verschlechtere. Bei

der Kenntniß und Aufmerksamkeit, welche auf diese Heerde gerichtet wird, muß es sich von selbst zeigen, ob die Oertlichkeit den Race-Eigenschaften entgegenwirke. Die Fortsetzung des Versuchs hatte wegen des Hin- und Hersendens der Mütter und Lämmer behufs der Schur manche Schwierigkeiten. Die nahrhafte Fütterung zog meinen Lämmern die Lämmer-Lähme zu, wogegen ich sie nur durch strengere Diät der Mütter seit einigen Jahren schützen kann. Dann trennt man sich auch ungern von besonders schönen Thieren, und wählt man dazu die schlechteren aus, so kann das Resultat nicht entscheidend werden, wozu überdies mehrere Jahre gehören. Deshalb ist der Versuch wieder abgebrochen, und ich glaube, daß mein verehrter Freund sich in seiner Schäferei allein überzeugen werde, daß man unter den dortigen — der Schäferei-Vervollkommnung bisher ungünstig erachteten — Verhältnissen etwas Ausgezeichnetes bewirken könne, wenn man fortfährt, nach der Qualität der Vließe auszumärzen.

(k) Diese Bemerkung verdient besondere Aufmerksamkeit. Bei mir wird jedesmal bei der Schur eine Bonitirung jedes Vließes in allen seinen Theilen aufgenommen, und in das Stammregister eingetragen. Nun finde ich in der That bei Vergleichung dieser Bonitirungen, daß die zweite Schur (die Lammschur nicht mitgerechnet) oft gegen die erste oder Jährlingsschur um einen Grad zurücksteht,

die dritte Schur sich aber wieder verbessert. Jedoch ist es nicht allgemein, und es finden sich entgegenstehende Ausnahmen. Auch findet ein Sprung von Electa auf Prima am Haupttheile sehr selten statt, sondern nur in den angenommenen Gradationen der Electa, deren wir drei bis vier haben. Bei den Böcken scheint es auch der Fall zu seyn, daß ihre zweite volle Schur in der Feinheit, und zwar bedeutender, zurücksteht, in der dritten sich aber wieder erhebt. Dann bleibt die Feinheit des Haupttheils sich gleich, am Genick und den Keulen aber ist sie am niedrigsten, wenn das Thier vollsatzig, also recht in der Kraft in der Männlichkeit ist. Später werden diese Theile wieder besser. Immer werden doch wohl die Bemerkungen, die man hierüber macht, nur in der Mehrheit, nie allgemein, zutreffen.

Das Verhältniß des Durchmessers der Haarröhre zu der Dicke des die Scheide bildenden Häutchens, konnte wohl die Verschiedenheit der Geschmeidigkeit oder Sanftheit begründen. Aber wie ist jenes Verhältniß zu messen und zu bestimmen? Wenn ich das Wollhaar und jedes andere Haar durchs Mikroskop betrachte, so sehe ich es wegen des durchscheinenden Lichts in der Mitte hell, und an beiden Seiten wegen des Schlagschattens dunkel. Aber der breitere helle Streif mogte wohl mehr von der größeren Transparenz als von der Weite der Röhre abhangen, und meine Meinnng, die Geschmeidigkeit

— welche mit einer größeren Dehnbarkeit der Substanz verbunden ist — rühre von der Weichheit dieser Substanz — welche transparenter als eine härtere seyn wird — her, würde dadurch nicht minder bestätigt. Ueberhaupt wüßte ich aber nicht, wozu diese Untersuchung führen sollte, da sich die Breite des lichten Streifens gegen die der beiden dunkeln bei einer stärkeren Vergrößerung nach der Intensität des Lichts und der Richtung, wie es darauf fällt, sehr verschieden modificirt. In sehr intensivem Lichte und wenn man den Focus des Stapels scharf auf das Wollhaar fallen läßt, zeigt es sich ganz durchsichtig und nimmt sich unter dem Mikroskop wie ein klarer Stalaktit aus.

Dieser verschiedenen Ansicht ungeachtet erkenne ich es doch als sehr verdienstlich an, daß der Herr Verf. auch diese Bemerkung zur Sprache gebracht hat.

VI.

Ueber die nach Frankreich gebrachten sogenannten Kaschemir'schen Ziegen.

Vom

Staatsrath Thaer.

Wenn ich mich über diese Ziegen, der mannigfaltigen, bewunderungsvollen Artikel, welche die Zeitungen darüber enthielten, ungeachtet, nie geäußert habe, so geschahe dies nicht, weil sie meiner Aufmerksamkeit entgangen waren, sondern weil ich nach den von Kennern und unbefangenen Beurtheilern darüber erhaltenen Nachrichten nimmermehr glauben konnte, daß sie mit uns in Berührung kommen würden. Da man sie uns nun aber doch zuschickt, um dagegen unsere Electoral-Merinos — deren Wolle die Fabriken Frankreichs weniger als die dieser Ziegen entbehren können — abzulocken sucht, also die Sache aufs neue zur Sprache gekommen ist, so bin

ich von vielen Seiten her aufgefordert worden, das was ich darüber weiß und urtheile, mitzutheilen.

Zuvörderst muß ich die Geschichte der Einführung dieser Ziegen in Frankreich in Erinnerung bringen.

Herr Ternaux — eben so berühmt und angesehen durch seinen großen Einfluß auf die Deputirtenkammer, wo er oft den Vereinigungspunkt der moderirten Parthei oder des Centrums ausmachte, als durch seine großen und ausgezeichneten Fabriken und das dadurch erworbene große Vermögen — ließ schon im Jahre 1815 kaschemirsche Wolle über Calcutta beziehen, die sonst nur über Persien und die Türkei, obwohl kaum in den europäischen Handel, kam, und nur im Orient zu den beliebten bunten Shawls verarbeitet wurde. Er ließ daraus Shawls verfertigen, welche völlig die Güte, aber nicht die Eigenheiten der mit unsäglicher Mühe ganz durch die Hand gefertigten orientalischen hatten. Es bringt eine persische Familie mehrere Jahre darauf hin, bevor sie einen solchen fertig macht. Ich habe eine Probe dieser Wolle vor 6 Jahren bei dem ausgezeichneten jetzt verstorbenen Strumpffabrikanten Hrn. Hildebrand in Berlin gesehen, sie war aber gelbbraun, und ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß man in der persischen Provinz und Stadt Kerman ein großes Geheimniß aus dem Verfahren

mache, wodurch man ihr die Weiße und die Fähigkeit, andere glänzende Farben anzunehmen, giebt.

Hr. Ternaux wünschte nun das Thier selbst, was diese Wolle gab — jetzt wohl entschieden als Ziege anerkannt — nach Frankreich zu ziehen, und wandte sich an Hrn. Jaubert, Professor der türkischen Sprache, der mit Asien genugsam bekannt zu seyn glaubte, um einen Transport aus Tibet nach dem schwarzen Meere hin ziehen zu können. Herr Ternaux trat dann in Verhandlungen mit dem Ministerium unter dem Herzog v. Richelieu, der sich nicht nur bei der russischen Regierung zur Unterstützung dieses Unternehmens verwandte, sondern auch einen Contrakt mit ihm abschloß, wonach die französische Regierung, wenn die Sache gelingen würde, hundert Stück, das Stück zu dreitausend Francs, übernahm, mithin für eine Summe von 300,000 Francs.

Hr. Jaubert reiste nach Constantinopel, überzeugte sich dort aber bald, daß es für einen Europäer höchst gefährlich sey, in Tibet einzudringen, aber ganz unmöglich eine Heerde da herauszuholen. Dagegen erfuhr er, daß es sehr leicht sey, von den Kirgisen und Tartaren Ziegen zu bekommen, die selbige in Menge halten, und nach Astrachan und weiter nach Rußland zum Verkauf bringen. Es sey ihm wahrscheinlich, berichtete er, daß diese mit den

Tibetanischen einer Art wären. Das Land der Kirgisen ist zwar noch 300 geographische Meilen von Tibet entfernt, aber es liegt doch im Orient, und orientalische Ziegen waren es also auch! Also man ließ sie kaufen, und von Kaffa ab zu Schiffe nach Marseille und Toulon bringen.

Wie dieses in den Zeitungen erzählt wurde, noch vor ihrer Ankunft in Frankreich, schrieb mir Hr. Hahnrieder aus Ossa bei Nikolachen in Litthauen, der sich in der Gegend von Astrachan und dem Caspischen Meer eine Zeitlang aufgehalten hatte, er sey hochverwundert, wie man diese kirgisischen Ziegen, die man dort für 8 gr. das Stück in Menge kaufen könne, nun nach Frankreich zu bringen würdige. Zwar war es längst bekannt, daß die Kirgisen und freien Tartaren ihre Ziegen im Frühjahr rupften, und aus den Haaren, so wie aus denen der Kameele, Filzdecken, worauf sie sich lagerten, auch Zelte machten; daß auch diese Haarmasse auf dem großen Markte zu Macariew gebracht, und zu diesem Zwecke gekauft würde, aber nie hatte man gehört, daß die Armenischen, Persischen und Chinesischen Kaufleute, die Waarenkenntniß und Betriebsamkeit genug haben, einen Werth darauf setzten, und es als ein kostbares Material zu den hochfeinen Zeugen aufsuchten.

In der Petersburger und Rigaer Zeitung erschienen zu der Zeit, als Hr. Jaubert diese Thiere

aus Thibet zu holen sich vermaß, verschiedene Briefe von Engländern — die auch in deutschen Journalen wieder abgedruckt sind — worin das thörigte dieser Unternehmung dargestellt wurde. Hr. Jaubert müsse die ostindische Compagnie — die in der Nachbarschaft von Thibet ihre Besitzungen habe, ihre Wolle daher hole, mehrere Gesandtschaften an den Lama abgeschickt habe, um die Thiere, welche diese Wolle tragen, kennen zu lernen und zu erhalten — für sehr dumm halten, wenn er sich einbilde, das zu erlangen, was sie mit ihrer ganzen Macht nicht habe erreichen können. Einige Thiere, die Lord Hastings wirklich bekommen, hätten das veränderte Klima nicht ausgehalten, und jeder Versuch, sie nach Europa zu führen, sey mißglückt.

Aber die kirgisischen und thibetanischen Ziegen waren nun in Frankreich mit vielem Verluste angelangt, und erholten sich bei vieler Sorgfalt. Es kam nun darauf an, ihre Identität mit den kaschemirschen oder thibetanischen Ziegen, die Vorzüglichkeit ihres Winterflaums — anfangs schien man sich einzubilden, daß das ganze Vließ brauchbar sey, denn man wollte sie scheeren — und die große Acquisition, welche die französische Nation dadurch gemacht habe, glauben zu machen. Denen, die mit ihm den Contrakt abgeschlossen, mußte nicht weniger als Hrn. Ternaux selbst daran gelegen seyn. Hr. Cadet de Vaux — der wohlbestallte Ausposauner

mancher neuer Erfindungen in Frankreich, die wir schon wieder vergessen haben — pries in deklamatorischen Phrasen und Metaphern diese Eroberung des goldenen Vließes und den neuen Jason. Wer Zweifel dagegen aufwarf, machte sich unangenehm. Gründliche und ruhige Beurtheiler schwiegen also darüber, überzeugt, daß die Sache bald von selbst in Vergessenheit gerathen würde.

Nun machte aber die auf die Ziegen gerichtete Aufmerksamkeit der französischen Landwirthe die Entdeckung, daß die gemeinen Landziegen diesen Flaum im Winter ebenfalls erhielten, der sich im Frühjahr wieder löset und abfällt, eben so wie bei jenen Kirgisischen. (Wir in Deutschland hatten das längst gewußt, und ich erinnere mich sehr deutlich, vor beinahe 30 Jahren gehört zu haben, daß eine pommersche Dame ihre Ziegen habe abkämmen lassen, den Flaum selbst gesponnen, einen sehr dünnen aber doch warmhaltenden Mantel davon trage, den sie in eine kleine Schachtel oder Dose packe. Die große Mühsamkeit des Abkämmens und die Kleinheit der Masse konnte aber nicht mehrere dazu anzureizen, da man noch den großen Werth der Shawls bei uns nicht kannte.) Dieser Flaum der Landziegen fand sich feiner, wie der der Kirgisischen! Man versicherte nun, daß dies ein Fehler sey, der aber hoffentlich durch Kreuzung mit Kirgisen werde gehoben und zugleich eine größere Ergiebigkeit bewirkt wer-

den können. Eine solche Veredlung der Landziegen durch Kreuzung würde der wohlthätigste Erfolg dieser Unternehmung seyn. Denn sie hätten noch mehrere Vorzüge: sie stänken nicht — was sich aber durch die Erfahrung zu gewissen Zeiten bald widerlegte — sie wären viel zahmer — was sich aber bei gemeinen Ziegen, die man viel hätschelte, auch fand — besonders aber wäre ihre Milch besser, welches durch die Untersuchung der dem Hrn. Baruel aus St. Ouen zugeschickten Milch in Vergleichung mit gemeiner Ziegenmilch erwiesen wurde, wobei sich einiger, obwohl so geringer Unterschied zeigte, daß man ihn wohl immer bei verschieden gefütterten, so wie zwischen frisch- und altmilchenden Ziegen finden wird. Jene hat $\frac{25}{1000}$ an Wasser weniger, mithin an festen Theilen mehr als diese. Diese Hoffnung auf Veredlung der Landziegen war es, was auf der Reunion a Saint-Ouen conoquie le 1. Mai 1823 par M. Ternaux, und von Hrn. Cadet de Vaux im Junistück der Annales d'agriculture so preislich beschrieben, diesen Ziegen wieder Liebhaber verschaffte.

Auf den Antrag des Hrn. Huzard des Jüngern geschah es, daß das französische Ministerium 3 Stück Ziegen und einen Bock in Schottland, welche im Jahre 1812 über Bengalen dahin gekommen waren, das Stück zu 10 Frd'or. kaufen ließ, die unterwegs ein Lamm brachten. Sie hatten sich 1821

auf 16 Stück in Alford vermehrt. Diese Ziegen waren den Ternaux'schen ähnlich, aber von braunem Haar. Man fand es rathsam, sie mit den Ternaux'schen zu kreuzen. Der Stamm scheint sich aber in Alford verloren zu haben. Ihr Flaum war stärker, ihr Bau kräftiger, ihre Ohren länger und hangender, als bei den Kirgisischen. Die Engländer hielten diese Ziegen aber auch nicht für echte Kaschemirsche und setzten keinen Werth darauf.

Wie das Verhältniß des Flaums jener in Frankreich eingeführten gegen den unserer Landziegen sey, kann man noch nicht bestimmen, denn man hat auf letzteren zu wenig geachtet. Vor 5 Jahren ließ ich einen kleinen Ziegenbock, der auf dem Hofe zur Vertreibung der Ratten gehalten wird, kämmen; dies geschah aber nur sehr oberflächlich und er gab, so viel ich mich erinnere, 3 Loth. Unsere Ziegen sind aber auch merklich verschieden in Größe, Verhältniß der Körpertheile und Farbe, ohne Zweifel auch in der Menge und Eigenschaft des bisher wenig beachteten Flaums. Wenn man sie mit Rücksicht auf diesen cultivirte, d. h. solche Thiere paarte, die sich darin auszeichneten, so würde man sie ohne Zweifel veredlen können. Kann dies aber der Mühe werth seyn? — Vielleicht an Orten, wo man eine Ziegenheerde, der Milch wegen, hält, z. B. bei einigen schlesischen Gesundbrunnen, wo man die Molken trinkt. Wo nur einzelne Ziegen von Tagelöhner-

ner-Familien gehalten und mit Unkraut gefüttert oder am Stricke herumgeführt werden, läßt sich das nicht thun. Eine größere Ziegenheerde, hauptsächlich um des Flaums willen, zu halten, wäre wohl das thörigste, was man bei unsern gewöhnlichen Verhältnissen unternehmen könnte. Denn wenn wir nun jene kirgisischen Ziegen hätten, oder die unsrigen zu demselben Ertrage — vielleicht durch Kreuzung mit jenen, wenn ihr Vorzug erwiesen wäre — brächten, so kann dieser Ertrag doch gar keinen Vergleich mit dem Ertrage mittlerer Merinos — die doch immer viel leichter zu bekommen und zu erhalten sind — aushalten. Der höchste Ertrag von 100 Stück jener Kirgisen bei einer ohne Zweifel sehr reichlichen Winterfütterung, war 24 Pfund, und diese bezahlt Hr. Ternaux das Pfund mit 9 Francs ($3\frac{1}{2}$ Fr. = 1 Rthlr.) den ganzen Ertrag also mit ungefähr 62 Rthlr. Dagegen geben leidliche Merinos das Hundert 10 Stein, und diesen — um bei dem Mittelmäßigen stehen zu bleiben — à 22 Rthlr., macht 220 Rthlr. Dazu kommt die schwierige Gewinnung dieses Flaums, denn man muß die Thiere täglich drei Mal mehrere Wochen lang kämmen, wenn man ihn sämmtlich gewinnen will. Und um wie viel schwerer ist eine Ziegenheerde von 100 Stück zu verpflegen und zu hüten, als eine Schaafheerde! Welchen Schaden fügen sie den Bäumen und Hekken zu!

Man braucht sich also nicht zu verwundern, daß diese von den Theilnehmern in Zeitungs-Artikeln ausposaunte große Eroberung der französischen Industrie von uns so gleichgültig aufgenommen worden, und von den Franzosen selbst — mit Ausnahme der dabei interessirten Parthei — vergessen sey. In den neueren französischen sehr gründlichen Schriften über Wollproduktion findet man ihrer nicht erwähnt. Den einzelnen Aufsätzen darüber in einigen Journalen sieht man die Partheilichkeit und den Zweck, den sie haben, gleich an. Einsichtsvolle französische Reisende erklärten diese Einführung für eine unglückliche Spekulation, die man zu bemänteln suche. Ich compromittire Niemand durch öffentliche Wiederholung dessen, was man mir vertraulich sagt, und mag gewisse starke Aeußerungen, die ich darüber von Franzosen vernahm, nicht wiederholen.

Daß Hr. Ternaux und einige andere Fabriken, z. B. Hr. Hindenberg, Shawls verfertigen, die den orientalischen gleich kommen, und fast eben so theuer bezahlt werden, ist faktisch. In wiefern aber der Flaum dieser kirgisischen Ziegen, oder wahrer kaschemirscher, oder — wie nicht unwahrscheinlich — die Lammwolle unserer hochfeinen Merinos dazu gebraucht werden, mögten wir wohl nicht leicht erfahren. Den hieher gesandten Ziegen war eine kleine schmale Probe Zeugs, welches daraus verfer-

tigt war, beigegeben; es war sehr sanft und fein, aber ganz durchsichtig, und war dem Zeuge gleich, was die Damen Barege nannten, das aus Wolle verfertigt seyn sollte, aber, so wie ich es sah, Seide war. Um zu erfahren, was aus dem Flaum unserer Landziegen gemacht werden könne, oder wenigstens was unsere Fabrikanten darüber urtheilen, habe ich Tagelöhner, die Ziegen halten, in verschiedenen Dörfern auffordern lassen, den Flaum abzukämmen und mir zu liefern. Es könnte diesen Leuten einen kleinen Nebenertrag ihrer Ziegen geben. Vielleicht vereinigen sich mehrere Freunde mit mir, um so viel zusammenzubringen, daß es einen Versuch lohnt. Aber nimmermehr werden wir uns bewogen finden, unsere Electoral-Merinos gegen jene Ziegen zu vertauschen, wohin jedoch die Spekulation bei dem hierher gebrachten Transport zu gehen schien.

Diese hierher gebrachten und im sogenannten Hofjäger im Thiergarten bei Berlin aufgestallten Ziegen hatten nichts ausgezeichnetes vor unsern Landziegen als längere, breitere und schlaffe Ohren, aber auch nicht alle hatten solche. Sonst findet man einen größeren Unterschied unter den Ziegen verschiedener Dörfer, als zwischen jenen und den unsrigen im Allgemeinen. Ihr Flaum, der sich Ende Octobers nur eben zu zeigen anfing, fand sich bei unmittelbarer Vergleichung mit dem, ebenfalls erst hervorkeimenden, der Landziegen völlig gleich. Bei diesen schien er

zum Theil feiner, zum Theil auch nicht, und in der Menge gleich zu seyn. Hierüber wird sich jedoch erst gegen das Frühjahr, wenn er ausgewaschen ist, bestimmt urtheilen lassen. Da des Königs Majestät, aufmerksam auf alles, was die Industrie fördern kann, zwei Paar dieser Ziegen haben kaufen und nach Parez bringen lassen, so wird uns dies Gelegenheit geben, Vergleiche anzustellen.

In Begleitung dieser Ziegen waren auch Merinoböcke aus Rambouillet und einige Mutterschaafe mitgeschickt. Sie waren zum Theil entschieden von der Infantadoart, zum Theil von gemengten Stamm, aber sämmtlich mit spröder Wolle in Vergleich mit unsern Electorals. Sie litten an der französischen Klauenseuche: ein Beweis daß dieses Gift, welches bei uns nun ganz vertilgt zu seyn scheint, sich dort noch fortpflanze. Der französische Schäfer wollte es zwar nicht zugeben, daß es le Piedlain wäre, aber man sahe aus seiner sorgfältigen Behandlung, daß er die Krankheit wohl kenne.

Der Uebersender dieser Thiere mußte sich wohl die Maxime der pariser Putzhändlerin zu eigen gemacht haben, die sich bei Waaren, die Niemand dort mehr haben wollte, damit tröstete: c'est encore bon pour le Nord.

VII.

Bericht über die bei dem Herrn Bieder auf auf Gottschau — Goldberg-Haynauschen Kreises. Regierungsbezirks Liegnitz — angestellten Versuche mit der Niederländischen Art der Flachsbereitung.

Franz Troch hat die Bestimmung, für welche er hieher gerufen worden ist, vollständig erfüllt, und die auf ihn gefallene Wahl gerechtfertigt. Er ist ein fleißiger, ordentlicher und bescheidener Mann, besitzt umfassende Kunde seines Geschäfts, eignet sich zur Aufsicht über gemeine Handarbeiter sehr wohl, und unterweiset sie mit Glück. In ein bis zwei Monaten erlangt jeder derselben vollkommene Geschicklichkeit im Rösten, Brechen und Schwingeln, und zwar nach Trochs eigenem Urtheil in nicht geringerem Grade, als sie bei seinen niederländischen Landsleu-

ten gewöhnlich ist. Die Tagelöhner des Hrn. Bieder sind demnach sämmtlich so ausgebildet, daß sie an andern Orten als Lehrer auftreten könnten.

In Gottschau können etwa nur 20 bis 24 Morgen mit Lein besäet werden, weil dort die Raufzeit für den Frühflachs mit dem Anfange, und der des Spätflachses mit dem Ende der Getreide-Ernte zusammen zu fallen pflegt, und dann eine Collision unaufschiebbarer Handarbeiten eintritt, welche bei der mäßigen Zahl der zu erhaltenden Tagelöhner Beschränkung der Flachscultur auf diesen Umfang anräth.

Der Frühflachs wird vom Ende des Märzmonats bis zum 10ten April, und der Spätflachs vom Ende des Mai bis zum 10ten Juni ausgesäet. Von einem sehr sorgfältigen Ausjäten des mit dem Lein aufschießenden Unkrauts ist die Gewinnung reiner Flachsfaser bei Trochs Verfahren hauptsächlich abhängig, indem seine Brach- und Schwingemethode das Unkraut vom Flachse minder vollkommen, oder doch wenigstens schwerer sondert, als das schlesische Brachverfahren, und man daher dafür sorgen muß, daß sich unter dem Lein gar kein Unkraut befinde. Die große Jätarbeit vertheuert Trochs Culturverfahren ungemein *).

---

*) Diese sollte doch unerläßlich bei jeder Flachscultur seyn. d. R.

Nach demselben soll der Lein gerauft werden, wenn er kaum abgeblüht hat, indem die Faser dann noch diejenige Zartheit besitzt, welche sie zu feinem Gespinnste besonders geschickt macht. Dabei geht aber die Saamenbenutzung, welche für den Landwirth ebenfalls von Erheblichkeit ist, größtentheils verloren, und Herr Bieder hat mit sich darüber noch nicht einig werden können, ob es im Ganzen vortheilhafter ist, zum Raufen zu schreiten, wenn Troch es anräth, oder lieber dem Saamen Zeit zu mehrerer Ausbildung zu geben, unter Verzichtleistung auf größere Güte der Faser. Im hohen Gebirge Schlesiens läßt man den Saamen nie reif werden, dies jedoch aus klimatischer Rücksicht, weil man die Flachsernte nicht der Gefahr des Einschneiens Preis geben kann. Der Gebirgsflachs wird darum aber auch höher geschätzt als der Landflachs *).

Beim Raufen des Leins sucht Troch es zu ver-

---

*) Die Hauptursach, warum wir schlechteren Flachs und schlechten Saamen gewinnen, liegt ohne Zweifel darin, daß wir beides zusammen gewinnen wollen. In Gegenden, wo man beides in bester Qualität erzeugt, trennt man sogleich den zum Saamen und den zum Flachs bestimmten Lein, indem man jenen ungleich dünner aussäet, auch beim Jäten noch verziehet, und dann zu seiner vollkommensten Reife kommen und ihn in der Luft trocknen läßt, diesen aber früh rupfet. d. R.

hüten, daß er von Einwirkung der Sonnenwärme möglichst wenig leide, besonders schadet diese den Kopfenden, welche durch rasches Austrocknen spröde werden. Muß man beim Sonnenschein zum Raufen schreiten, so bedeckt man die Kopfenden gern mit den Wurzelenden der anliegenden Schichten, oder stellt den Flachs noch lieber aufrecht, mit den Kopfenden nach unten gekehrt, bis zum Rüffeln auf. Diese Arbeit nimmt man gern auf dem Felde selbst vor. Der Rüffelstuhl wird auf ein großes Knotentuch gesetzt, und das Abkämmen der Saamenkapseln, um ihr Zertreten zu verhüten, sitzend verrichtet.

Nach Entfernung der Saamenkapseln sucht man den Flachs möglichst schnell unter Wasser zu bringen, wobei er zarter bleibt, als wenn die Stengel zuvor ausgetrocknet sind. Hierin scheint ein Hauptvorzug der Troch'schen Wasserröste vor der gewöhnlichen schlesischen Thau- oder Rasenröste zu liegen, welcher stets vollständiges Austrocknen der Stengel vorangeht, wenn man nicht beim Raufen schon Stoppelfelder frei hat, und wenn nicht den sofort ausgebreiteten Röstflachs bald Regen trifft. Gewöhnlich legt man aber den Flachs zur Thauröste erst lange nach dem Raufen aus, um die Zwischenzeit für andere, sich in dieser Periode zusammendrängende Feldarbeiten zu benutzen, und er wird daher in der Regel vor der Röste ganz trocken.

Sobald Troch den Flachs von den Saamen-

knoten befreit hat, läßt er ihn sogleich handvoll zusammenbinden, wobei einzelne Stengel die Bänder abgeben, und in das Wasser legen. Er bedient sich eines beinahe stehenden, mit geringem Zu- und Abflusse versehenen Wallgrabens, der das herrschaftliche Wohnhaus in Gottschau umzieht, zu diesem Zwecke. Die Flachsbündel werden sehr sorgsam in Reihen neben- und in Schichten übereinander gelegt, um Verwirrung zu verhüten, und am besten auf Schlamm, wenn dieser aber nicht ausreicht, mit Rasenstücken bedeckt und dadurch niedergehalten. An der Atmosphäre darf der Flachs während der Einwässerung durchaus nicht gelangen, sonst leidet seine Farbe.

Die Wasserröste dauert nach der Temperatur des Wassers und der Luft 5 bis 10 Tage, und ihre Beendigung wird daran erkannt, daß die Faser sich leicht und ohne schon schleimig geworden zu seyn vom Holze löset. Troch bricht zur Probe einige Stengel in Zollabstand zweimal durch, und beendigt den Prozeß, sobald sich die zwischenliegenden Holzstücke der Länge nach aus den Fasern herausschieben lassen, ohne diese mit sich zu ziehen. Bei dieser kurzen Dauer der Wasserröste bemerkt man den sonst gewöhnlichen fauligen und höchst unangenehmen Geruch gar nicht. Es scheint nur eine erweichende Auflösung des Klebers und Ausspülung desselben nöthig, um zum Zweck zu gelangen, und die faule Gährung, welche man bei der Wasserröste sonst abzu-

warten pflegt, nicht nur unnütz, sondern auch schädlich zu seyn.

Wenn der Flachs im Wasser abgeröstet ist, breitet ihn Troch, nach Ablösung der Bänder, auf einem Stoppelfelde oder Grasplatze dünn aus, und giebt ihm eine etwa achttägige Nachröste, durch Einwirkung der Atmosphäre, bei welcher er ihn gern von einem tüchtigen Regen beseuchtet sieht. Dann läßt er ihn in der Luft trocknen. Diese zusammengesetzte Röstmethode scheint vor der gewöhnlichen schlesischen, nach welcher man sich entweder des Thaus, oder des Wassers allein bedient, wesentliche Vorzüge zu besitzen, und alle Nachtheile zu entfernen, welche in neuerer Zeit dem Röstprozesse zur Last gelegt worden sind, um den mancherlei Maschinen zur Bearbeitung des ungerösteten Flachses Eingang zu verschaffen.

Beim Rösten erleidet Troch nicht mehr Gewichtsverlust, als 125 pro mille, welches ungleich weniger beträgt, als nach den genauesten Versuchen bei Anwendung der übrigen Röstarten statt findet. Es beweiset dieser Umstand, daß Troch der chemischen Einwirkung nur so lange Raum gestattet, bis das Bindungsmittel zwischen Holz und Faser vernichtet ist, und erklärt zugleich die auffallend große Festigkeit der durch ihr dargestellten reinen Faser.

Zur Befreiung der letztern von Holz und Bast braucht er zuerst die Klappe, eine sehr grobe Hand-

breche mit doppelter Zunge, deren Handhabe durch einen starken Klotz beschwert ist. Dieses Werkzeug bricht das Holz in der Queere durch, spaltet die Bruchstücke der Länge nach, drückt sie platt, und schafft bereits einen ansehnlichen Theil derselben hinweg.

Demnächst wird der gekloppte Flachs geschwingelt, wozu ein der märkischen Handschwinge ganz ähnliches Werkzeug gehört. Das Schwingemesser besteht jedoch in einer scharfkantigen gestielten hölzernen Scheibe und heißt die Schwingel. Bei dieser Operation, welche mit abwechselndem Kämmen des Flachses durch einen groben hölzernen Kamm verbunden ist, bleibt nur die reine Faser übrig, und der Absatz besteht lediglich in Staub und Brechannen oder Schäven, durchaus nicht in mitgerissenen Flachstheilen, welche sich bei dem Brechen nach schlesischer Methode stets unter dem Abgange befinden und den Ertrag schmälern.

Der so behandelte Flachs erscheint ungemein rein, fest, glatt, unverworren und glänzend, besitzt eine hier ungewöhnliche lichte, die Fabrikation der Cholets sehr begünstigende, durchaus gleichmäßige Farbe, und giebt beim Hecheln viel weniger Wergabfall, als der auf der gewöhnlichen Breche behandelte. Er ist jedoch, wie schon das Gefühl zeigt, etwas hart, zur Darstellung feiner Garne aber geeignet. Vor einem Jahre haben die Gebrüder Hrn.

Alberti in Waldenburg einen Theil auf ihren Maschinen versponnen, und das Material gegen den Referenten in jeder Hinsicht gelobt. Sie würden auch die ganze Gottschauer Produktion für mehrere Jahre in Beschlag genommen haben, wenn sie sich nicht an andern Orten wohlfeilern Flachs verschaffen könnten.

Nach Herrn Bieder's Versicherung gewährt Troch's Methode $\frac{1}{4}$ mehr Fasernertrag, und der reine Flachs wird außerdem um $\frac{1}{4}$ theurer bezahlt als der gewöhnliche, weil er, wie bemerkt, mindern Wergabgang hat. Herr Bieder ist daher auch entschlossen, stets bei diesem Verfahren stehen zu bleiben. Dagegen belaufen sich die Kosten der Darstellung, abgesehen von Saatkorn und Ackerbestellung, auch fast dreimal so hoch, als bei dem alten Verfahren, hauptsächlich wegen des vielen Jätens, weniger wegen des Zusammenfallens der größern Flachsernte und Röstarbeit mit der Getreide-Ernte, und wegen der mehrern Arbeit beim Kloppen und Schwingeln. Wenn daher auch die niederländische Methode sich in Schlesien weiter ausbreiten sollte, so scheint sie doch so lange nicht allgemein werden zu können, als dem Landbau eine größere Arbeiterzahl, als gegenwärtig, nicht zu Gebote steht *).

---

*) Der Vorzug dieser Flachsbereitungs-Methode ist wohl entschieden, und sie ist hier im wesentlichen so be-

stimmt beschrieben, daß jeder aufmerksame Flachsproducent sie unter seinen Augen wird ausführen lassen können. Das Zusammentreffen mit der Ernte ist die einzige Schwierigkeit, welche ihr entgegensteht, und die ein jeder nach seinen Ortsverhältnissen berechnen muß. Die Zeitverhältnisse fordern zur Vermehrung des Flachsbaues — welcher in manchen Gegenden ganz an die Seite gesetzt war — wieder dringender auf, wie in der Abhandlung des Herrn Kreyssig im vorigen Stücke dieser Annalen gezeigt worden ist. d. R.

VIII.

Prüfung einiger vorgeschlagenen Mittel zur Bewirkung höherer Getreidepreise.

Die Regierungskunst ist ohne Zweifel von den vielen Künsten der Menschen die schwierigste. Wäre dieß nicht, so würden die Menschen einiger in den Mitteln seyn, die sie zur Abhülfe allgemeiner Noth in Vorschlag bringen. Allein hier heißt es recht: viele Köpfe, viel Sinne. Jeder, der sich berufen fühlt, der Regierung zu rathen (und man kann annehmen, daß dazu $\frac{9}{10}$ sich berufen fühlen, wenn diejenigen mitgezählt werden, die in Bierschenken über das Heil des Vaterlandes absprechen), bringt einen andern Vorschlag zur Sprache. —

In sofern das Debattiren über Abhülfe eines

Nothstandes Beweis von großer Theilnahme aller Klassen der Gesellschaft an der allgemeinen Wohlfahrt ist, kann es nur gebilligt werden. Nur durch den Austausch der Ideen wird die Wahrheit endlich an das Licht gebracht. Mangelhafte Einsichten, Vorurtheile und Privatinteressen sind die hauptsächlichsten Ursachen, warum allgemeine Landesangelegenheiten so verschieden beurtheilt werden. Je mehrerlei Individuen also mit ihrer Meinung über einen und denselben Gegenstand vortreten, desto klarer werden die Gründe für und wider erwogen.

Die anhaltende und fast beispiellose Wohlfeilheit des Getreides ist schon lange der Gegenstand der allgemeinen Berathung. Alle land- und staatswirthschaftlichen Journale enthalten seit Jahren fast einen stehenden Artikel über denselben. Mit vielem Vergnügen habe ich die mannigfaltigen Ansichten über die Ursachen der Wohlfeilheit, und die Vorschläge derselben abzuhelfen, gelesen. Ich gestehe gern, daß meine eigenen Ansichten durch diese Mittheilungen sehr berichtigt worden sind. Ich halte aber den Gegenstand noch keinesweges für beleuchtet genug, vorzüglich da ich jetzt bemerken muß, daß mehrere sehr nachtheilige, ich möchte lieber sagen kurzsichtige Vorschläge gethan werden, um das Getreide theurer zu machen. Sehr verderblich scheint mir die Ansicht zu seyn, daß zu viel Getreide oder Nahrungsmittel überhaupt erzeugt werde,

und daß man deshalb Vorschläge thut, der Produktion Grenzen zu setzen.

Für den Einzelnen, der durch eine Ueberführung des Marktes seine Erzeugnisse zu wohlfeil losschlagen muß, kann allerdings zu viel producirt werden, für den Staat aber kann die Erzeugung an rohen Naturprodukten nie zu hoch getrieben werden, wenn er sich in dieselbe nicht durch künstliche Mittel mischt.

Aufmuntern zu der möglichst höchsten Produktion muß der Staat, und dafür sorgen, daß seine Mitglieder alle Mittel dazu kennen lernen. Wenn er nur nicht, etwa durch Prämien, einen besondern Aufwand macht, daß irgend ein Zweig der Cultur vermöge derselben übertrieben werde, so kann er sicher seyn, daß die Ackerbauer für das Wohl des Ganzen nicht zu viel bauen werden.

Wenn möglichst vervielfältigter Genuß der Wunsch des Menschen und Ausbildung in allen ihm angebornen Fähigkeiten der Zweck seines Daseyns ist, so wird derselbe nur dadurch zu erreichen seyn, daß die Mittel zum Genuß sowohl, als zur Anwendung und Uebung seiner Anlagen im Ueberfluß vorhanden sind. Bekanntermaaßen gewährt Geld an und für sich niemals einen Genuß, sondern ist nur das Mittel, sich die Gegenstände des Genusses — rohe Naturerzeugnisse und durch Fabrikation veredelte — zu verschaffen. Wenn schon jeder Staat in Betracht die-

dieser ewigen Wahrheit die Erzeugung von Genußmitteln möglichst befördern muß, so hat der unsrige, der sich die edlen Metalle zur Bereitung des Geldes nur durch rohe oder veredelte Bodenerzeugnisse verschaffen kann, eine noch größere Verpflichtung dazu. Dadurch, daß der Landwirth jetzt seine Erzeugnisse zu wohlfeil, unter dem Erzeugungspreise, hingeben muß, verarmt er, aber nicht die ganze Nation. —

Alle diejenigen Stände, welche ihr Einkommen in Gelde beziehen, also alle Staatsbeamten, alle Capitalsbesitzer, alle Handwerker, Künstler und Manufakturisten in den größeren Städten, gewinnen durch die übertriebene Wohlfeilheit eben so viel, als der Ackerbauer verliert.

So lange der Landwirth durch Anstrengung, durch Intelligenz, durch Entbehrung an billigem Lebensgenuß noch eben so viel producirt, als zu der Zeit, wo die Preise für ihn günstiger waren, so lange bleibt das Nationalvermögen unangetastet. Werden aber durch die Dauer dieses ungünstigen Verhältnisses die Betriebscapitale des Landwirths zerstört, muß er deshalb die Produktion einschränken, so ist es klar, daß dadurch das Nationalvermögen verringert wird, und die Verarmung der Gesellschaft ihren Anfang nimmt.

Aufgabe des Staats kann es nie seyn, auf Verminderung der Produktion durch Gesetze hinzu-

wirken, um dadurch eine Preiserhöhung der übrigbleibenden Produkte herbeizuführen. Er muß vielmehr aus allen Kräften dafür sorgen, den Landwirth zu immer höherer Produktion aufzumuntern, und ihn in den Stand zu setzen, daß sein Betriebscapital erhalten werde. Es liegt nicht in der Macht des Staats, bei Conjunkturen, wie die gegenwärtigen, auf die Preise des Getreides viel einzuwirken.

Es ist aber in vorstehender Auseinandersetzung der Weg zur Rettung des Nationalvermögens angedeutet. Da man nicht vermögend ist, zu bewirken, daß der Landwirth für seine Bodenerzeugnisse so viel an Gelde empfange, als ihm werden muß, wenn er bestehen soll, so bleibt nichts übrig, ihn produktionsfähig zu erhalten, als durch die Gesetze dahin zu wirken, daß er nur in dem Verhältnisse baares Geld zu zahlen habe, sey es an Zinsen für Staats- oder Privatschulden, sey es an Abgaben für die Staatsbeamten, als er bei den geringen Preisen der Naturalien erschwingen kann.

Diejenigen oben genannten Klassen der Gesellschaft, welche jetzt durch ihr Einkommen an baarem Gelde sich einen unverhältnißmäßigen Antheil an den Genüssen des Lebens aneignen konnten, müssen mit einem geringeren zufrieden seyn. — Diese Aufgabe zu lösen und die producirenden Stände mit den consumirenden wieder in Verhältniß zu setzen, mag sehr schwer seyn, aber nicht unmöglich. Allein untergra-

ben muß die Wohlfarth des ganzen Staats werden, wenn man die Lehre predigt, daß durch Verminderung der Produktion ein besserer Zustand der Dinge zurückgeführt werden könne. —

Verminderung der Erzeugung roher Naturprodukte ist anfangende Verarmung der Nation, dagegen schafft sich die aufs höchste getriebene Vervielfältigung der Genußmittel den vortheilhaften Absatz selbst. Bei Ueberfluß von Nahrung, wo es für den Unvermögenden so leicht ist, seine Bedürfnisse zu erwerben, gedeihet die Arbeiterklasse und vermehrt sich bald so, daß das aufgehobene Verhältniß zwischen Produktion und Consumtion sich von selbst wieder herstellen wird. Dann erblühet auch dem Grundbesitzer wieder eine Zeit, wo er Lohn für seine Anstrengungen und hohen Preisen bei guten Ernten entgegensieht. Wird die Produktion unterdrückt und dadurch eine künstliche Theurung hervorgebracht, so kann der Einzelne für eine kurze Zeit vielleicht gewinnen, für die Dauer muß aber das Vaterland verlieren. —

Dieß wird um so einleuchtender, wenn man einen Blick darauf richtet, welchen Einfluß die Natur, oder, wenn man lieber will, die Vorsehung, auf den jetzigen Ueberfluß der rohen Naturprodukte hat. Die große Theurung im Durchschnitt der Zeit, welche in den beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts statt fand, ist vielleicht mehr durch die

Witterung als durch die Handels-Conjunkturen herbeigeführt worden. Im Jahre 1803 erfror im Norden von Europa an vielen Orten der Weitzen. Im Jahre 1804 mißrieth die Hauptkornfrucht, der Roggen; die Aussaat an Winterkorn in demselben Herbst ging zum Theil durch den beispiellos frühen Winter verloren, und die unerhörte Nässe im Jahre 1805 verdarb eben so viel; Ueberschwemmungen suchten die Stromniederungen heim; zur Zugabe erfroren im Herbst 1805 die Kartoffeln größtentheils. Im Jahre 1806 überschwemmte ein übermüthiger Feind den größten Theil des Nordens von Europa mit seinen Schaaren. Durch ihn wurde viel von der reichen Ernte des Jahres 1806 vergeudet. Rechnet man zu dem hier erwähnten die übrigen Handels-Conjunkturen, veranlaßt durch einen fünf und zwanzigjährigen Krieg, von 1790 bis 1815, hinzu, so ergiebt sich von selbst, daß die damaligen hohen Preise eine ganz natürliche Folge von zusammentreffenden Umständen waren, die keine Regierung herbeiführen oder entfernen konnte. Nie wäre aber der Preis im Norden von Europa in den genannten Jahren so hoch gestiegen, wenn die aufgezählten Witterungswiderwärtigkeiten nicht mit den übrigen Conjunkturen zusammengetroffen wären.

In einem eben so natürlichen Zusammenhange erblicken wir die Theurung in der Mitte des letzten Decenniums. Das Jahr 1811 gab sehr schönen

Wein, aber sehr wenig Korn. Die unvermuthete Erscheinung des französischen Heeres im nördlichen Europa im Anfange des Jahres 1812 wurde, nach einer magern Ernte, die mitwirkende Ursache, daß der Getreidepreis für eine kurze Zeit auf das Vier- und Fünffache stieg, verglichen mit den Preisen, die 1810 und zu Anfange des Jahres 1811 statt gefunden hatten. Er fiel aber auch eben so bald. Der Befreiungskrieg nahm dem Ackerbau 1813 und 1814 die tüchtigsten Hände. Der hohe Schnee dieses letzteren Winters hatte viele Wintersaaten verdorben — die mangelhafte Bestellung kam dazu, und so war die Ernte im Jahre 1814 und gewissermaaßen auch 1815 nur ganz mäßig. — So bereitete sich allmählig die Noth der Jahre 1816, 1817 und 1818 vor, die hauptsächlich, wie 1804 und 1805, durch anhaltend nasse Witterung am Rheine und in der Schweiz bis zu jener furchtbaren Höhe stieg. Das Jahr 1818 würde eine sehr reiche Ernte geliefert haben, wenn im nördlichen Europa nicht ein großer Theil des Roggens in der Blüthe erfroren wäre.

Seit diesem letzten Unfall hat der Ackerbau in Europa — einige Perioden anhaltender Dürre ausgenommen — von keinem erheblichen bis jetzt gelitten. Wir haben im Ganzen sehr regelmäßige Jahreswitterung, vorzüglich keine anhaltende Nässe gehabt. Der Frost ist zwar im Jahre $18\frac{2}{2}\frac{2}{3}$ anhaltend und sehr stark gewesen, aber er war in der

gerechten Jahreszeit und hat auf die Ernte keinen nachtheiligen Einfluß geäußert. Seit vielen Jahren ist weder im Herbst sehr früher Frost eingetreten, noch hat er spät im Frühling hinaus gedauert. Von Ueberschwemmungen im Sommer, oder gar im Herbst hat man bis auf die neueste Zeit eben so wenig gehört. Wenn nun schon dadurch, daß ungewöhnliche Witterungserscheinungen in einer Reihe von Jahren fehlten, und keine Saaten durch Frost oder Wasser verloren gingen, eine Menge Körner zur Consumtion kamen, die, bei widriger Witterung, zur neuen Aussaat hätten verwendet werden müssen, so müssen wir auch noch gestehen, daß die Hauptfrüchte des nördlichen Deutschlands in den Jahren 1820, 1821, 1823, selbst 1824 einen Ertrag gaben, den mancher Ackerbauer noch gar nicht erlebt, und auf seinem Boden kaum erwartet hatte. Nimmt man zu diesen physischen Einflüssen auf die Produktionen noch die übrigen Conjunkturen, die auf Herabdrückung des Preises gewirkt haben, hinzu, so wird wohl niemand in Abrede stellen, daß dieser niedrige Preis eben so wenig allein von dem gesunkenen Geldwerthe, von dem Stillstande aller Spekulationen, von der zu sehr gestiegenen Produktion, von dem Aufhören alles Verkehrs mit Getreide durch die brittische Kornbill, von der Verarmung der Landwirthe, von dem geretteten Ueberfluß in den letzten Jahren herrühre, sondern einzig und allein darin seinen Grund

habe, weil alle diese Umstände zusammen sich jetzt vereinigten, um ein solches Resultat herbeizuführen.

Ja man kann sagen, daß die jetzige Wohlfeilheit zum Theil sogar aus der früheren Theurung hervorgegangen sey. In den Zeiten des Mangels kam der Gegenstand, wie dem Ackerbau aufgeholfen werden könne, und welche Hindernisse in dieser Hinsicht zu entfernen seyen, fast in allen Ländern zur Sprache. Culturedikte wurden erlassen, in vielen Ländern wurden Prämien auf die Einführung besserer Culturmethoden gesetzt, und neue Erfindungen und berichtigte Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft wurden durch die aufgekommene Neigung, sich aus Schriften über Gegenstände der Gewerbe zu unterrichten, schnell verbreitet. Aussicht auf Gewinn macht immer, daß die Leute sich für eine Angelegenheit anstrengen, die ihn verheißt. Und diese gewährte die Steigerung aller Erzeugnisse in der theueren Periode. —

Die französische Revolution, welche durch den Krieg, den sie entzündete, mittelbar mit zu deu Ursachen der Theurung gerechnet werden kann, ist nicht weniger auch zu den Ursachen der jetzigen Wohlfeilheit zu zählen.

Durch die Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse in jenem Lande ging das Grundeigenthum der Geistlichkeit, des Staats und des großen Adels

in die Hände vieler kleinen, freien Eigenthümer, welche es besser bebauten, als bei dem früheren Pachtverhältniß geschahe. Gemeinschädliche Servituten, die früher in Frankreich sehr drückend waren, wie der Zehnten und die gemeinschaftliche Ausübung des Weiderechts, wurden aufgehoben, und es trugen diese Veränderungen nicht wenig zu der Verbesserung des französischen Ackerbaues bei.

Noch einflußreicher auf den Getreidepreis des nördlichen Europa's als Frankreich ist England, welches in den Zeiten der Theurung für Getreide immer sichern Absatz gewährte. Als dort durch den Mißwachs in den Jahren 1801 bis 1803 und 1805, wo der Weitzen einen so enormen Preis erreichte, und später durch die Continentalsperre von 1807 bis 1812 der Verkehr mit den Ostseehäfen fast ganz gehemmt wurde, so hatte der englische Getreidebauer Anreiz genug, die Kornproduktion so hoch als möglich zu treiben. Der englische Ackerbau scheint seit dieser Zeit eine andere Richtung genommen zu haben, und man benutzt wahrscheinlich die früher durch das Uebergewicht der Viehzucht im Acker angehäufte Kraft mehr zur Kornerzeugung, weil sich sonst nicht erklären läßt, wie dieses Land bei der so sehr zunehmenden Bevölkerung sich den jetzigen Ueberfluß von Korn verschafft.

Eine ernste Erwägung der Ursachen der Theu-

rung und der Wohlfeilheit in den letzten 35 Jahren giebt die Lehre, daß weder die eine noch die andere durch gesetzliche Verfügungen eines Staates allein herbeizuführen noch zu entfernen war. Das Getreide ward theurer, wenn sich mehrere Umstände vereinigten, daß es in einigen Gegenden stark begehrt wurde, und es ward wohlfeil, wenn die Nachfrage danach aufhörte. Die vermehrte Nachfrage hängt von so vielerlei zusammentreffenden Umständen ab, daß mit einiger Sicherheit Niemand vorher berechnen kann, wenn sie eintreten werde. Nur so viel lehrt die Vergangenheit, daß große Theurung, wie sie in den Nothjahren 1804, 1805, und 1816 und 1817 statt fand, wo das Volk um Brod schrie, durch wirklichen Mißwachs, hauptsächlich durch Nässe, veranlaßt worden war.

Meint man, daß solche nachtheilige Witterung nicht wiederkehren könne? Freilich weiß der kurzsichtige Mensch nie vorher, wenn solche Anfälle kommen, aber sie können einbrechen, ehe es geahndet wird. Indem ich dieses schreibe, sind die Zeitungen mit Nachrichten von den Verheerungen angefüllt, die an den größten Strömen Deutschlands das Wasser zu einer ganz ungewöhnlichen Zeit angerichtet hat. Wer weiß, welch ein neues Ungemach die Zukunft in ihrem Schooße trägt, durch welches die Hoffnungen des Landwirths in einem Nu zerstört werden?

Und ihr kurzsichtigen, vermessenen Menschen, die ihr weder dem Wasser, noch dem Frost, weder verheerenden Thieren, noch der brennenden Sonne wehren könnt, die ihr über nichts gebieten könnt, als über die Anwendung eurer Kräfte, aber das Gelingen von oben erwartet: ihr wollt durch Gesetze vorschreiben, wie viel Genußmittel erbaut werden sollen, damit die übrigbleibenden einen höhern Geldpreis haben? hat man denn vergessen, daß die Holländer, welche durch das Verbrennen eines Theils ihrer ostindischen Erzeugnisse den Preis der übrigen hoch hielten, wegen dieses Krämergeistes allgemein verspottet worden sind?

Aber in dem Verfahren jener Holländer war nicht so viel Unverstand, weil sie diese Vernichtung auf Erzeugnisse eines gewissen Bodens und Klimas richteten. Allein unsere Pseudo-Staatskünstler wollen in einem Lande die Produktion an Erzeugnissen einschränken, welche fast unter allen Zonen gedeihen.

Seit der Dauer dieser wohlfeilen Zeit mag der gemeine Bauer bei dem Grad seiner Bildung die höheren Preise davon erwarten, wenn der Staat die Einfuhr alles fremden Getreides und das Branntweinbrennen aus Kartoffeln verböte. Wer hätte bei vorkommenden Gelegenheiten nicht eben so gut diesen Wunsch aussprechen hören, als früher in den Jahren der Brodnoth in allen Zusammenkünften der Städter das Heil der Welt in dem Verbot der Ausfuhr und in dem Verbot des Branntweinbrennens

aus Getreide gesucht wurde *). Wer sollte durch Zusammenstellung dieser sich durchkreuzenden Wünsche nicht von selbst den Schluß machen — wüßte er es bereits nicht aus andern Erfahrungen, daß der Pöbel niemals weiß, was zu seinem Frieden dient. Gegen solche Wünsche des gemeinen Haufens zu Felde zu ziehen, würde lächerlich und unnütz seyn.

Wenn aber Schriftsteller, die als öffentliche Lehrer betrachtet werden können, die Ansichten des gemeinen, kurzsichtigen Haufens theilen und sie in die gefällige Sprache der gebildeten Welt eingekleidet, mit Scheingründen zur Beförderung der allgemeinen Wohlfarth unterstützt, öffentlich vortragen, dann ist es wohl erlaubt, ja Pflicht, dagegen aufzutreten und solche Vorschläge näher ans Licht zu ziehen. —

Daß die Ueberproduktion Ursache des jetzigen niedrigen Standes der Getreidepreise sey, wird jetzt von mehreren behauptet, und als Mittel, diesem Uebel zu begegnen, ist das Verbot des Branntweinbrennens aus Kartoffeln, von einem ungenannten, übrigens sehr achtungswerthen Schriftsteller in

---

*) Im Jahre 1816 wurde eben so eifrig auf das Verbot, Branntwein aus Kartoffeln zu brennen, um der Hungersnoth vorzubeugen, angetragen, als gegenwärtig, um die Getreidepreise zu heben. Eine Provinzial-Behörde in den Rheinprovinzen erließ auch wirklich ein solches Verbot, welches aber von unserer erleuchteten Regierung sofort wieder aufgehoben wurde.

einem Aufsatze in der neuen Monatsschrift für Deutschland (auch besonders bei Enslin in Berlin gedruckt) vorgeschlagen und empfohlen worden.

Dieser Verfasser knüpft seine Betrachtungen über das fortwährende Sinken der Getreidepreise an zwei frühere kleine Schriften über diesen Gegenstand an, von welchen die eine den Hrn. Ritterschafts-Director v. Knobelsdorf auf Sellin, und die andere Hrn. Staatsrath Thaer zum Verfasser hat. Die letztere ist, wie den Lesern dieser Annalen bekannt, in denselben abgedruckt. —

Der Verfasser jener Betrachtungen ꝛc. ꝛc. bestreitet zuerst mit Herrn v. Knobelsdorf den Einfluß des wissenschaftlichen Ackerbaubetriebes auf die Vermehrung der Produktion (S. 7 bis 10 des besonderen Abdrucks) und geht endlich nach Aufzählung mehrerer Ursachen der niedrigen Getreidepreise (S. 19) zu der Behauptung über, daß die Einführung und allgemeine Verbreitung der Kartoffel in Europa die wichtigste und fast einzige Ursache der gesunkenen Getreidepreise sey. Er sucht nun die Nothwendigkeit zu beweisen, daß ein Mittel erfunden werden müsse, um den Ueberschuß des Getreides zu verzehren (S. 24); er behauptet, daß es dem Landwirth nachtheilig sey, als Fabrikant die rohen Erzeugnisse seines Bodens zu veredeln (S. 25 u. f.); daß das Branntweinbrennen aus Kartoffeln aufgehört habe, ein ländliches Gewerbe

zu seyn, weil es sich in den Händen großer Gutsbesitzer in eine große Fabrikanstalt verwandelt habe (S. 26), und tritt nun endlich S. 27 mit dem Vorschlage hervor, daß alles Branntweinbrennen aus Kartoffeln, so lange die Getreidepreise so niedrig stehen, verboten werden müsse. Er schließt damit, daß er sich selbst vier Einwürfe bildet, mit deren Beantwortung er, wie in solchen Fällen gewöhnlich, bald fertig wird.

Hier muß ich nun zuvörderst den Widerspruch rügen, in den sich der Hr. Verfasser dieses Aufsatzes verwickelt hat. Er will mit Herrn v. Knobelsdorf den Einfluß des wissenschaftlichen Ackerbaubetriebes auf höhere Produktion bezweifeln, leugnet überhaupt, daß viel mehr Körner producirt würden (S. 15), giebt aber dennoch, wie bereits gesagt, die allgemeine Einführung des Kartoffelbaues als einzige Ursache der täglich sinkenden Getreidepreise an.

Es ist also offenbar, daß der Herr Verfasser die Sache, die höhere Produktion, anerkennt und nur um Worte streitet. Ob Korn oder Stellvertreter des Korns erzeugt wird, das gilt doch am Ende gleich. Allein, ob diese größere Masse von Gerußmitteln mehr durch den Fleiß des gemeinen Landmannes, oder mehr durch die wissenschaftlich geleitete Spekulation eines wohlhabenden Unternehmers hervorgebracht ist; wer vermag das zu vermitteln? Aber wider seinen

Willen hat er durch dies Zugeständniß von der Richtigkeit des Kartoffelbaues dem wissenschaftlichen Ackerbaubetriebe mehr Einfluß eingeräumt, als die eifrigsten Vertheidiger desselben ihm selbst zuschreiben. Denn, hat der Kartoffelbau in dem letzten Jahrzehend die ganzen bisherigen Ackerbauverhältnisse aus ihren Angeln gehoben, so kann es nur dadurch bewirkt seyn, daß der Ackerbau wissenschaftlich behandelt worden ist.

Kartoffelbau nach gemeiner Weise mit Spaten und Hacke ist seit 50 Jahren so bekannt als jetzt. Dieser Kartoffelbau hat aber niemals einen bedeutenden Ertrag geliefert. Derjenige aber, gegen den unser Herr Verfasser zu Felde zieht, der es verhindern soll, daß je die Preise des Getreides sich auf ihre vorige Höhe erheben, ist der mit Instrumenten und Anspannung betriebene, der erst wissenschaftlich gelehrt wurde, und jetzt freilich praktisch geübt wird.

So wichtig nun auch der Kartoffelbau für die Produktion seyn möge, so erzeigt man ihm doch zu viel Ehre, wenn man ihm einen solchen Einfluß auf die Preise einräumt, als dieser Schriftsteller gethan hat. Man sieht, daß derselbe nur den Horizont von Berlin und der Mark überhaupt übersehen hat, als ihm die Meinung wurde, der Kartoffelbau habe allein die merkwürdige Erscheinung hervorgebracht, über die alle Parliamente, Kammern und Landtage in Europa nicht einig werden können.

So vielerlei Ursachen im brittischen Parliamente und in den niederländischen und süddeutschen Kammern über die Wohlfeilheit der rohen Bodenerzeugnisse vorgebracht worden sind, so ist doch diejenige, welche hier angegeben wird, in keiner derselben für einflußreich anerkannt worden. Wer den Ackerbau der europäischen Länder einigermaaßen kennt, findet das ganz natürlich. Der Engländer baut noch immer seine Rüben; der Niederländer neben den Kartoffeln seine Möhren und Stoppelrüben, der Pfälzer seine Runkeln, der Rheinländer seinen Klee und der Franzose seine Luzerne. Alle diese Völker bauen viel Kartoffeln, aber vielleicht wenig mehr, als sie vor 10 bis 15 Jahren bauten. Gehen wir nach dem Norden, so finden wir in einigen Gegenden den Kartoffelbau auf den Feldern kaum gekannt. Mit Ausnahme einzelner Beispiele läßt sich wohl annehmen, daß in Preußen, Polen, Rußland und in den Ostseeprovinzen bei weitem nicht Kartoffeln genug gebaut werden, um nur das fehlende Verhältniß der Viehhaltung zu dem Ackerbau herzustellen. —

Wir finden bei einer genaueren Untersuchung des Ackerbaues in Europa, in allen den Ländern, wo höhere Cultur und größere Bevölkerung ist, auch stärkeren Kartoffelbau. Wo die Cultur aber noch in ihrer Kindheit und die Bevölkerung geringe ist, wird wenig Kartoffelbau angetroffen. Allgemein ist der Kartoffelbau in Europa noch lange nicht in dem

Grade verbreitet, daß er allerwärts auf den Getreidepreis wirken könnte. Aber die Werthlosigkeit des Getreides ist allgemein. In Messina sehnt man sich so sehr nach Ausfuhr des Weitzens, als in Danzig, Memel, Riga und Hamburg. Selbst das so goldreiche England, das seine Häfen gegen fremdes Getreide gesperrt hat, und verhältnißmäßig wenig Kartoffeln baut, sie gar nicht auf Branntwein benutzt, hat sehen müssen, daß der Getreidepreis immer tiefer sank. Die Grundeigenthümer haben ihren Pächtern eine größere Quote vom Pachtgelde erlassen müssen, wenn sie ihre Höfe besetzt erhalten wollten, als bis jetzt irgendwo geschehen ist. —

Diejenigen Länder in Deutschland, wo der Ackerbau fast die einzige Erwerbsquelle ist, Mecklenburg und die dänischen Herzogthümer, haben erst angefangen, den Kartoffelbau aus den Gärten und Hauskoppeln in das freie Feld zu bringen. Noch ist ihm dort eine regelmäßige Stelle im Fruchtwechsel nicht angewiesen.

In den Gebirgsgegenden Sachsens und Schlesiens hat der Kartoffelbau den Kohl noch nicht verdrängen können; im Magdeburgischen, Halberstädtschen und Braunschweigschen, wo Thonboden vorherrschend ist, baut man den Bedarf an Kartoffeln als Gemüse für die Menschen, und höchstens das nöthige Futter für die Haushalts-Schweine. In vielen der eben genannten Gegenden giebt es sonst sehr

ach-

achtungswerthe Landwirthe, die noch heute zweifeln, ob die Schaafe bei dem Kartoffelfutter gesund bleiben können.

Es bleibt also, wenn wir das Faktum selbst untersuchen, ob und wo der Kartoffelbau so allgemein verbreitet ist, nur ein sehr beschränkter Distrikt auf dem Continente, wo wirklich Kartoffelbau im Großen mit dem besten Erfolg getrieben wird, und das ist ohne Zweifel derjenige, welcher den Herrn Verfasser der in Rede stehenden Betrachtungen ꝛc. auf die Gedanken gebracht hat, daß dieser ausgedehnte Kartoffelbau die große Revolution in den Preisen aller rohen Bodenerzeugnisse der ganzen Handelswelt hervorgebracht habe.

Wenn aber die Behauptung des Verfassers der Betrachtungen ꝛc. ꝛc. faktisch ungegründet ist, daß die Kartoffeln die große Veränderung in den Getreidepreisen seit 4 bis 6 Jahren bewirkt haben, weil ihr Anbau in Europa gar nicht so bedeutend ist, als er glaubt, so ist sein Vorschlag, die Getreidepreise durch das Verbot des Branntweinbrennens aus Kartoffeln in die Höhe zu bringen, zuerst ganz unzweckmäßig. Es kann durch ein solches, selbst wenn es allgemein statt fände, wenig ausgerichtet werden, weil nur in einem kleinen Theile von Europa die Verwendung der Kartoffeln zu Branntwein bekannt ist. In England, Irland, Portugal, Spanien, Holland, Dännemark, Italien, in der Schweiz, im südlichen Frank-

reich und in der Türkei existirt, nicht eine einzige Kartoffelbrennerei. In den übrigen Welttheilen, selbst in Amerika, dem Vaterlande dieser Frucht, ist diese Benutzung derselben ganz unbekannt.

Auch in unserm Vaterlande giebt es Provinzen, wo das Branntweinbrennen aus Kartoffeln wenig bekannt ist, z. B. in Westphalen, Sachsen und Ostpreußen. In den westlichen Kreisen der Mark sogar, in den Havelländischen und Rupinschen Kreisen und in der Priegnitz, werden wenig Kartoffeln gebrannt, ich glaube hauptsächlich mit aus dem Grunde, weil der westliche Theil der Mark nicht wie der östliche das Bedürfniß eines so ausgedehnten Kartoffelbaues kennt, da der dortige Boden mehrere andere Futtergewächse als der in den östlichen Kreisen erzeugt.

Der Verfasser der in Rede stehenden Betrachtungen ꝛc. ꝛc. hat wahrscheinlich nicht landwirthschaftliche Kenntnisse genug, um über den Gegenstand gründlich urtheilen zu können. Er wird es mir also Dank wissen, wenn ich ihn mit den Ursachen des so ausgedehnten Kartoffelbaues in den Umgebungen der preußischen Hauptstadt bekannt mache. Diese sind eben so wohl in den Eigenschaften dieser Pflanze als in den physischen Verhältnissen desjenigen Theils der Mark zu suchen, wo die Kartoffeln so stark angebaut werden.

Die Kartoffel liebt einen warmen, lockern, gut

bearbeiteten und wo möglich gut gedüngten Acker. Feuchtigkeit liebt sie und bedarf ihrer vorzüglich in der Periode des Ansetzens der Früchte, allein Nässe kann diese Frucht gar nicht ertragen. Auf versäuertem Boden, der quellig ist, versagt sie allen Ertrag.

Bis jetzt ist kein Insekt bekannt, welches dieser Frucht sonderlich nachtheilig würde. Anhaltende Dürre schadet derselben, jedoch nicht in dem Grade, als auf trockenem Boden dem Getreide und den Futterkräutern. In den drei ausgezeichnet trocknen Jahren der letzten Zeit, 1811, 1819 und 1822 gaben die Kartoffeln, wenn sie nicht geradezu auf reinem Sande gebaut waren, einen guten Ertrag. Widerspenstiger, magerer Thonboden ist kein passender Standort für Kartoffeln. Die Bearbeitung eines solchen ist stets schwierig, weil sie weder bei trockner noch bei nasser Witterung zulässig ist. Bei der wechselnden Witterung unseres Sommers werden immer nur wenige Tage gefunden werden, wo auf Thonboden mit Behack-Werkzeuge eine ordentliche Bearbeitung der Kartoffeln statt finden kann.

Es ist also keinesweges Indolenz, wenn die Bebauer eines strengen Thons weniger auf den Kartoffelbau halten, als dort geschieht, wo ein milder, reiner, durchlassender Lehmboden den größten Theil der beackerten Fläche ausmacht. Dieß ist zunächst in der Mark zwischen der Spree und Oder, mit

Ausnahme einiger sterilen Sandflächen und kleinen Landstriche, wo der Thonboden vorherrscht, der Fall.

Auf diesen hügeligen Ebenen, die im Sommer nur von einem trocknen Landwinde bestrichen werden, indem sie fast eben so weit von dem Meere als von Gebirgen liegen, ist in der Regel die Trokkenheit vorherrschend. Bei der erhabenen Lage und einem durchlassenden Untergrund kennt man auf diesem Boden kaum ein Beispiel, daß die Nässe dem Ackerbau nachtheilig geworden sey. Es können durch dieselbe zwar einzelne Früchte leiden, aber im Ganzen wird sich diese Gegend besser bei nasser als bei trockner Witterung befinden.

Kleine Bäche, welche die Gegenden an den Gebirgen, auch in Ebenen, wie bei Leipzig, in mannigfaltigen Richtungen durchfließen, und an ihren Ufern kleine Wiesenthäler bilden, werden in diesem Theile der Mark nur wenige gefunden. Und diese sind Gräben, welche das Wasser von einem See oder Sumpf nach einem andern führen, und danken ihren Ursprung nicht Quellen, wie an dem Fuße der Gebirge. Wiesen werden daher nur an den Flüssen der Spree und Oder getroffen. Die wenigen sogenannten Luchwiesen an den Seen und Sümpfen sind nicht von Belang, und geben ein schlechtes Futter.

Vor der Urbarmachung des Oderbruchs wurde der ganze Landstrich, den ich hier angegeben habe,

mit Heu von dort versorgt. Nachdem aber dort die Wiesenwirthschaft sehr eingeschränkt und das Heu im Preise sehr gestiegen ist, hat man in diesen heuarmen Gegenden, wegen der Theurung jenes Artikels, auf allerlei Mittel gesonnen, sich das nöthige Viehfutter auf andere Weise zu verschaffen. Man hat Klee, Luzerne, Buchweitzen und Spörgel anzubauen versucht. Auf dem besseren Boden ist es mit jenen, auf dem schlechteren mit diesen geglückt, jedoch nie in dem Grade, daß man das große Bedürfniß an Viehfutter für alle Jahre sich dadurch hätte sichern können. Immer erleidet der Anbau dieser Futterkräuter durch die ungünstige Witterung und die nicht zu besigende Dürre des Bodens auch in den besten Wirthschaften Anfälle, die man bei einem anderen Klima und Boden nicht für möglich hält. Im Norden wie im Süden erntet man vom Klee im Durchschnitt gewiß das Doppelte, als hier zu erlangen ist.

Es blieb daher den Landwirthen in diesem Distrikt nichts übrig, wollten sie nicht ihr erbautes Korn wieder ins Vieh verfüttern, oder allen Erlös aus dem Getreide für angekauftes Heu hingeben, als den Kartoffelbau in einem weit größeren Umfange zu betreiben, als anderwärts geschieht. So lange man die neuern Methoden ihrer Bearbeitung durch Pferde nicht kannte, überhaupt mit der ganzen Manipulation dieses Baues so wenig, wie mit der vor-

theilhaftesten Art, die Kartoffeln zu verfüttern, vertraut war, konnte man freilich in solchem Umfange diese Frucht nicht anbauen, als jetzt geschieht. Allein noch ist der Kartoffelbau, selbst in diesem Distrikt, bei weiten nicht so ausgedehnt, als er seyn sollte. Vielleicht ist noch nicht eine einzige Wirthschaft vorhanden, wo in dieser Hinsicht der möglichst vortheilhafteste Punkt bereits erreicht ist.

Der Herr Verfasser jener Betrachtungen ꝛc. ꝛc. möge sich aber dessenungeachtet nicht ängstigen, dieser Kartoffelbau hat nur einen geringen Einfluß auf den Verbrauch von Korn. Ich bin nicht ohne Ursache so ins Detail gegangen. Ich mache alle diejenigen, welche den Gegenstand nicht von allen Seiten zu beurtheilen vermögen, darauf aufmerksam, daß die Kartoffelfelder in diesem Theile der Mark fast die einzigen Futterfelder sind. Es ist also nicht zu verwundern, wenn man hier so große Flächen mit dieser Frucht bestellt sieht, wenn man bedenkt, daß in andern Gegenden Wiesen, viele Klee- Rüben- und Kohlfelder angetroffen werden, die hier alle durch Kartoffeln ersetzt werden müssen.

Untersuchen wir näher, wozu die Landwirthe die erbauten Kartoffeln verwenden, so finden wir es vollends unbegreiflich, wie jemand auf den Einfall kommen kann, zu behaupten, daß durch den Kartoffelbau die Getreidepreise heruntergedrückt worden wären. Ich nehme diejenige Verwendung der Kartof-

feln, zum Branntweinbrennen, zuerst, welche die Veranlassung ist, daß diese so wohlthätige Frucht jetzt von einigen als eine Landplage betrachtet wird. Durch diese Verwendung allein wird Getreide erspart, wo sie statt findet. Beschränken wir uns aber nicht auf den Umkreis von Berlin, sondern sehen uns weiter um, untersuchen, wie viele Brennereien in der ganzen preußischen Monarchie aus Korn, wie viele aus Kartoffeln schwelen, so verschwindet die geringe Menge Branntwein, die aus Kartoffeln genommen wird, gegen diejenige, welche man aus Korn fabrizirt. Jene möchte wohl kaum hinreichen, um für Europa den Alkohol zu liefern, der zu technischen Gewerben und als Brenn-Spiritus gebraucht wird, seit die Wohlfeilheit dieses Fabrikats diese letztere Anwendung immer allgemeiner macht.

Aber auch in derjenigen Gegend der Mark, wo der bedeutende Kartoffelbau angetroffen wird, wo wirklich große Branntweinbrennereien aus Kartoffeln sind, möchte doch kaum der vierzigste Theil der ganzen erbauten Kartoffeln zu dieser Verwendung kommen. Alle übrigen Kartoffelbauer in dieser Gegend benutzen ihre Kartoffeln keinesweges so, daß der Verbrauch des Getreides durch sie eingeschränkt würde. Sie füttern sie nämlich sämmtlich an ihr Vieh, und ersetzen durch sie das fehlende Heu. —

Auch ist es nicht wahr, daß der Arme so viel Kartoffeln ißt, daß dadurch bedeutend an Getreide ge-

spart wird. Kartoffeln sind eine Lieblingsspeise der Märker, aber nicht statt des Brodes, sondern neben dem Brode und als Gemüse. Die ärmste Arbeiterfamilie braucht eine bedeutende Quantität Brodkorn, und bei solchen Getreidepreisen, wie die jetzigen, werden wohl nur wenige etwas Kartoffeln unter das Brod verbacken. Man liebt das Kartoffelbrod wegen der eigenthümlichen Süßigkeit nicht und geht ungern an diese Ersparniß.

Aber was macht denn der Arme mit so vielen Kartoffeln, wenn er sie nicht ißt? Ja, sehen Sie, meine Herren! er braucht sie, wie der Grundbesitzer; er füttert sein Vieh damit. Es mag Menschen genug geben, die da hören, daß eine Arbeiterfamilie in der Mark 3 bis 4 Wispel Kartoffeln consumirt, ohne recht zu wissen, wie das möglich ist. Um ihnen dieß zu erklären, muß ich mich wieder auf unser Klima und eigenthümliche Beschaffenheit des Bodens beziehen. —

In allen niedrigen oder feuchtliegenden Gegenden wächst auf Ackerrändern, an den Wegen und auf den Grenzrainen Gras, was von den sogenannten armen Leuten, worunter diejenigen verstanden werden, welche kein Grundeigenthum besitzen, mit Sicheln abgeschnitten und nach Hause getragen wird. Durch diese natürliche Beschaffenheit des Bodens, auf jedem ungeackerten Fleck Gras zu erzeugen, sind die Häusler, Brinksitzer, Käthner, oder wie sie sonst

heißen mögen, in den Stand gesetzt, im Sommer eine Kuh ernähren zu können, durch deren Milch sie zum Theil ihren Unterhalt erwerben. In der kartoffelbauenden Mark wächst kein Gras für solche Leute, daher findet sich auch aus der Vorzeit hier der Gebrauch nicht, daß Arbeiterfamilien sich Kühe halten. Blos Schweine und Gänse werden bei ihnen angetroffen. Ist ein Tagelöhner in seiner Art ein ordentlicher Mann, so schafft er sich um Michaelis ein Paar Sommerferkel an, welche gut gepflegt werden. Um Martini des folgenden Jahres wird das eine dieser Schweine geschlachtet, das andere wird etwas besser zu Speck ausgemästet, und muß nach Neujahr das Leben hergeben. Von dem Fleisch, Schmalz und Speck dieser Schweine lebt nun eine hiesige Tagelöhnerfamllie, da sie wenig Butter consumirt, fast das ganze Jahr. Man begreift leicht, da weder Milch, noch Butter und Käse selbst erzeugt werden, und an vielen Orten kaum täglich zu kaufen sind, daß auf den einzelnen Tag und auf die einzelne Mahlzeit noch wenig genug von jenem Schweinefleische kommt.

Nach diesem Blick in das Innere der Haushaltung eines armen Arbeiters bedenke man, daß ein solcher zwei Schweine stets, und im Herbst eine Zeitlang 3 und 4 ernähren muß. Ein Mastschwein frißt täglich 3 Metzen Kartoffeln, und eben so viel läßt sich annehmen, bedürfen ein halbes Jahr lang

beide junge Schweine, die ein solcher Mann hält. Rechnet man aber auch nur Tag für Tag für Schweine und Gänse 3 Metzen, so bedarf er $2\frac{3}{4}$ Wispel blos zur Ernährung seines nothwendigsten Haushaltsviehes, und man sieht, daß auf ihn selbst von 4 Wispel Erbau nicht sehr viel übrig bleibt, wenn die neue Saat in Abzug gebracht wird. Man mache hiervon einen Schluß auf das Ganze und erwäge, welche Flächen mit Kartoffeln bestellt seyn müssen, um nur das nothwendigste Bedürfniß an Viehfutter zu decken, dann wird man nicht mehr so sehr über die großen Kartoffelfelder erstaunen.

Der Kartoffelbau ist in dieser Lokalität die Basis der ganzen Cultur. Ohne ihn könnte der Menschenfreund die zunehmende Bevölkerung von Berlin nur mit Sorgen ansehen. Es könnten Zeiten kommen, wo gewisse Artikel, die nicht aus der Ferne zu erhalten sind, fehlen könnten.

Woher rührt der Ueberfluß an schönem Fleisch in dieser volkreichen Stadt, der, allen Volksklassen erschwinglich, auf so vielen Plätzen stets ausgeboten wird? hauptsächlich vom Kartoffelbau. Hat sich der höhere Lebensgenuß, wie nicht zu leugnen ist, unter allen Ständen mehr verbreitet, ist es auch dem Armen leichter geworden, zu den Kartoffeln und den Erbsen ein Stück Fleisch zu essen, und sein Brod mit Butter oder Schmalz zu bestreichen; welchen andern

Grund kann diese Erscheinung haben, als daß alle diese Fleischwaaren in größerer Menge und zu geringeren Preisen auf den Markt kommen?

Mir macht es stets eine innige Freude, wenn ich jetzt diese Heerden fetten Viehes nach der Hauptstadt ziehen sehe; wenn ich alljährlich bemerken kann, daß eine Wüstenei nach der andern verschwindet, daß dort grüne Kartoffelfelder das Auge erfreuen, wo noch vor wenigen Jahren das dürre Heidekraut oder dürftiger Bocksbart den Boden einnahmen. Ich bin daher etwas entrüstet, erleben zu müssen, daß sich jetzt Menschen finden und Vorschläge thun, wie dieses fleißige Volk auf seiner Bahn zu einer höhern Cultur aufzuhalten sey?

Hättet ihr jemals gesehen, welche große Arbeit ein einziger Morgen Kartoffeln verursacht, und wie gemächlich der Weitzenbauer dagegen hinter seinem Pfluge herschreiten kann, ihr hättet es nicht vermocht, an eine Unterdrückung dieses Culturzweiges zu denken. Häufig muß der Kartoffelbauer den Boden erst mit Mergellehm befahren, um ihn lohnend genug für eine Frucht zu machen, die des Hackens und Jätens so viel bedarf, und von der man den gleichen Werth gegen Weitzen in vierfacher Last aufladen, tragen und nach Hause fahren muß.

Verlangt, daß der Ostfriesländer und der Strombewohner die Dämme durchsteche, die ihn vor dem Wasser schützen, und ihr verlangt gerade das, was

ihr durch Beschränkung des Kartoffelbaues von dem Märker verlangt.

„Es soll ja aber nur das Branntweinbrennen aus Kartoffeln verboten werden, zu jedem andern Behuf möge man sie ferner anbauen, wie es beliebt."

Aber das Vertrauen geht verloren, was zur Belebung jedes Gewerbes, jeder angestrengten Cultur erforderlich ist. Durch Veranstaltung des Staats ist die Verwendung der Kartoffeln auf Branntwein in den Verkehr getreten. Viele Vorurtheile waren dagegen zu besiegen, viele Auslagen erforderlich, ehe man dahin gelangte, aus dieser Erdfrucht mit Vortheil Alkohol zu gewinnen. Noch jetzt ist die Kenntniß dieser Fabrikation keinesweges als allgemein verbreitet zu betrachten. Es giebt noch in der Nähe der Hauptstadt Brennereien, in welchen man die vortheilhafteste Manipulation nicht kennt, so viel auch von Seiten des Staats geschehen ist, richtige Grundsätze über diese Fabrikation zu verbreiten. —

Würde jetzt der Staat durch gänzliches Verbot oder durch Belastung des Kartoffelbrennens, wozu gerathen wird, diese sich ihrer Vollkommenheit nähernde Fabrikation wieder zerstören, und dadurch alle Capitale, die in derselben angelegt sind, vernichten, so müßte nothwendig das Vertrauen auf die Festigkeit und Consequenz der Regierung verloren gehen. Wie könnte also eine andere Verwendung der Kartoffeln, die jetzt im Keime ist, aber auf den Ver-

kehr mit dem Auslande vielleicht dereinst mächtiger einwirken wird, als die Branntweingewinnung, aufkommen? Ich meine die Verarbeitung der Kartoffelstärke auf Syrup.

Bei den hohen Steuern, mit welchen der indische Syrup belastet ist, muß man sich wundern, daß nicht mehr Stärkesyrup fabrizirt wird. Vielleicht giebt es in diesem Augenblick, um Geld zu gewinnen, kein vortheilhafteres Gewerbe. Aber es wird nur von wenigen ausgeübt, weil die dazu erforderlichen Kenntnisse nicht verbreitet genug sind, und weil diejenigen, die es mit größtem Vortheil betreiben könnten, den nöthigen Vorschuß nicht machen können. —

Es ist indessen keinem Zweifel unterworfen, daß diese Fabrikation eben so gut emporkommen werde, als die Branntweinbrennereien, wenn das Publikum darauf rechnen kann, daß der Staat den Grundsatz strenge befolgt, jeden in der Verwendung und Benutzung seines Eigenthums freie Hand zu lassen. Wer seit 25 Jahren die Entwickelung der Gewerbe in denjenigen Staaten beobachtet hat, in welchen den Bewohnern eine vernünftige und gesetzmäßige Freiheit gestattet war, und wo sich die Staatsgewalt bemühte, nützliche Kenntnisse unter alle Stände zu verbreiten, der muß über die Fortschritte erstaunen, die in diesen Zeitraum fast in allen Gewerben sichtbar geworden sind. Er ist auch zu der Vermu-

thung berechtigt, daß wahrscheinlich die von einigen versuchte Verwendung des Kartoffelsyrups zur weinigten Gährung noch sehr wichtige Resultate geben werde.

Nimmt sich der Staat die Freiheit, die Gewinnung des Branntweins aus Kartoffeln zum Vortheil einiger Roggenbauer zu belasten, so muntert er alle Besitzer einer bestehenden Fabrikation oder Produktion auf, sich gegen das Emporkommen neuer Erwerbszweige aufzulehnen. Die Besitzer von Zucker-Raffinerien und die mit Syrup handelnden Kaufleute können mit gleichem Grunde dagegen einkommen, daß kein Syrup aus Kartoffeln fabrizirt werde, als jetzt mehrere Kornbauer die Schließung der Kartoffelbrennereien verlangen.

Bei dem Aufkommen neuer Gewerbe müssen nothwendig die Inhaber der alten für einige Zeit und so lange verlieren, bis sie sich mit den neueren Vortheilen des veränderten Betriebes ebenfalls bekannt gemacht haben. Als die Zerschlagung der großen Domainen im Oderbruche im Staatsministerio zur Berathung kam, war das bedeutendste Bedenken, was man dagegen hatte, es möchte der Residenz an Schlachtochsen fehlen. Die Parcellirung erfolgte dennoch, und welches Resultat hat eine neuere Behandlung des Oderbruchbodens in 20 bis 25 Jahren geliefert? Berlin wird mit seiner um $\frac{2}{7}$ gestiegenen Bevölkerung überflüssig mit wohlfeilem Fleische,

fast ganz aus dem Inlande versehen. Unter den damaligen Pächtern der Königl. Domainen gab es gewiß mehrere, die der festen Ueberzeugung lebten, wenn die Wiesen und Fettweiden der Bruchämter ungewisser würden, so wäre es um die Versorgung mit Fettvieh für Berlin geschehen. Die Oderbruchbauern haben diesen Herren und vielen der damaligen Staatsmänner durch die fetten Ochsen, die sie seitdem nach Berlin senden, ad oculos demonstrirt, daß ein von wechselseitigen Berechtigungen entfesselter Ackerbau einen Ertrag gewährt, von dem die Vorältern unter andern Verhältnissen keine Ahndung hatten.

Aber nur das feste Vertrauen, die Regierung werde auch in der Zukunft, wie sie bisher gethan hat, jeden in der freien Benutzung seines Eigenthums, in der Verwendung seiner Erzeugnisse und in der Anwendung seiner Thätigkeit schützen, belebt alle Gewerbe. Vertrauen ist eine Frucht der Vergangenheit. Nicht Verheißungen in schönen Worten ausgesprochen, können es schaffen. Eine einzige Abweichung von der Richtschnur, welche Gerechtigkeit und Vernunft vorgezeichnet haben, bringt das Vertrauen auf alle, die sich dieselbe erlauben, zum Wanken.

So würde und müßte das Verbot des Branntweinbrennens lähmend auf alle Gewerbe einwirken, die durch Aufmunterung des Staats entstanden sind.

Zunächst aber würde der Kartoffelbau, diese Stütze des märkischen Ackerbaues, in seinem Fortschreiten aufgehalten. Der nächste Zweck des Kartoffelbaues auf den trockenen Ebenen der Mark ist die Herbeischaffung des nöthigen Viehfutters. Aber der kleine Wirth mit einer zahlreichen Familie, die er nicht anderweitig beschäftigen konnte, fand seine Rechnung jetzt auch bei einem Kartoffelbau über die Grenzen des eigenen Bedarfs. Er war sicher, daß ein ersparter Ueberschuß an Kartoffeln bei den Branntweinbrennern Absatz finden werde. Hunderte von Familienvätern aus der bäuerlichen Klasse haben sich während der wohlfeilen Getreidepreise durch Verkauf von Kartoffeln im Frühjahre eine Einnahme verschafft, die ihnen ihr Kornbau nie gewähren konnte. Es fragt sich ohnedies, welcher Anreiz die vorzüglichste Ursache des so ausgedehnten Kartoffelbaues in der Mark gewesen ist, ob die Hoffnung auf Futter- und Düngergewinn, oder die auf Geldgewinn durch Verkauf des Ueberschusses? — Ich möchte behaupten, daß der gemeine Bauer sich in seiner Thätigkeit mehr von dem nahen und sichern, als von dem fernen Gewinn hat bestimmen lassen. Bei Lichte besehen hat er auch so unrecht nicht, wenn er auf einem Boden, der Getreide nur sparlich, und viele Futterkräuter gar nicht trägt, den Bau einer Frucht möglichst ausdehnt, selbst zum Nachtheil der Körner-

nererzeugung, die ihm stets einen sichern Ertrag verheißt.

Nun bleibt mir noch zu untersuchen übrig, welchen Erfolg ein Verbot oder eine Beschränkung des Branntweinbrennens aus Kartoffeln für den beabsichtigten Zweck, dadurch die Getreidepreise zu heben, haben würde. Das Getreide ist als das vorzüglichste Nahrungsmittel für Menschen und die edleren Hausthiere der ganzen civilisirten Welt ein dringendes und unentbehrliches Bedürfniß. Ist in einer Gegend der Welt Mißwachs daran und es fehlt, so muß es aus einer andern Gegend, wo Ueberfluß davon ist, herbeigeschafft werden. In einzelnen Ländern wird nie der Bedarf erbaut, sondern muß stets aus der Fremde eingeführt werden. Durch den daher entstehenden Verkehr stellt sich der Preis des Getreides fest. Es wird so lange aus wohlfeileren Gegenden nach den theurern zugefahren, als hier die Frachtkosten und ein billiger Profit zu verdienen sind.

Für lange Zeit kann daher in einer Gegend der bekannten Welt der Getreidepreis weder vorzüglich niedrig noch vorzüglich hoch bleiben. Bei freiem Verkehr mit Getreide wird ein hoher Preis dafür an einem Ende von Europa bald auch auf den Preis am andern Ende wirken. Er wird und muß allgemein steigen. Selbst bei Beschränkung der Ein- und Ausfuhr reizt ein wirklich hoher Preis, der zu gewinnen ist, zu sehr, als daß die Verbote

nicht umgangen werden sollten. Die Meinung, es könne auch in andern Gegenden theuer werden, wenn es erst in einem Lande bedeutend gestiegen ist, bemächtigt sich allmächtig der Gemüther, und so wird, selbst bei dem unglücklichen Sperrsystem, durch den Umstand, daß in einer Gegend wirklich Getreide gebraucht wird, der Preis in ganz Europa steigen.

Welchen Einfluß soll aber das Verbot des Kartoffelnbrennens in den preußischen Staaten auf den Getreidepreis haben? Abgesehen davon, ob die Regierung nicht höhere Rücksichten zu nehmen hat, und ob sie nicht durch Verträge sich bestimmt sieht, die Getreideeinfuhr bedingungsweise frei zu lassen, so ist nicht gut zu begreifen, wie ein strenges Sperrsystem bei der Ausdehnung der Landesgrenzen ausführbar sey? Schon bei dem Verkehr mit Colonialwaaren müssen die Versuche, die Grenzabgabe zu umgehen, sich häufig wiederholen, weil fast jedes Zeitungsblatt die Anzeige von confiszirten Waaren enthält. Das Einschleppen des Getreides ist fast gar nicht zu verhindern. Der Verfasser wohnte eine Zeitlang in einem Lande, wo damals die Getreideausfuhr verboten war, und wo nach den Gesetzen die Confiskation von Pferden und Wagen sammt der Ladung auf die Ausfuhr stand. Ausgefahren wurde auch wenig, aber desto mehr ausgekarrt und ausgetragen. Deshalb blieb der Preis auch in beiden angrenzenden

Ländern sich ganz gleich, obgleich in dem einen die Ausfuhr verboten, und in dem andern erlaubt war.

Wenn aber die Einfuhr nicht durch die Gesetze verboten wird, und, geschähe es dennoch, wenn man kein Mittel ausfindig zu machen weiß, einen Staat, wie den preußischen, mit mehreren 100 Meilen Landgrenzen von dem Verkehr mit fremden Getreide zu isoliren, welchen Einfluß soll es auf den europäischen Getreidemarkt haben, daß in unseren Brennereien einige Tausend Wispel Getreide mehr zu Branntwein verbrannt werden, als bisher?

Denn von dem „Mehr" kann nur die Rede seyn, weil eine genaue Untersuchung der Brennereien in der ganzen Monarchie ergeben würde, daß bisher nicht der zehnte Theil des ganzen fabrizirten Branntweins aus Kartoffeln bereitet wurde. Gesetzt auch, es fände sich wirklich, daß der Zahl nach mehr als ein Zehntel aus Kartoffeln brennt, so muß doch das Getreide, was nothwendig zu den Kartoffeln bei ihrer Verarbeitung auf Branntwein zugesetzt werden muß, so wie dasjenige, welches in vielen Kartoffelbrennereien in den Sommermonaten verschwelt wird, mit in Anrechnung kommen.

Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß sogar bei völliger Isolirung des preußischen Staats, in Ansehung des Getreideverkehrs, der Getreidepreis durch das Verbot des Branntweinbrennens aus Kar-

toffeln so lange dennoch nicht steigen würde, als die Conjunkturen sich auf dem europäischen Kornmarkte nicht ändern.

Der Staat würde durch ein gänzliches Verbot sich für die erste Zeit ein bedeutendes Deficit in der Einnahme bereiten. Dasselbe würde auch der Fall seyn, wenn blos eine Erschwerung dieses Gewerbes durch höhere Besteurung eintreten sollte. Schon die erhöhete Steuer, welche vom Februar 1824 ab erhoben wurde, brachte mehrere Brennereien zum Stillstehen. Der Punkt, bis wohin sich der Steuersatz treiben läßt, ohne ein Gewerbe zu erdrücken, muß also durch die jetzige Struer bereits erreicht seyn. Bei diesen Preisen beträgt ja ohnedies die Steuer mehr als das Brenngut, was zu Branntwein verarbeitet wird. Eine Veränderung in der Gesetzgebung über diese Angelegenheit auf die eine oder andere Weise, müßte nothwendig Ausfälle in der Einnahme herbeiführen. Der Anreiz zum Einschwärzen des fremden Branntweins würde immer größer und der Staat brächte sich eben so gut wie die Nation um ein Einkommen.

Denn wirft das Branntweinbrennen aus Kartoffeln wirklich jetzt noch einen Ueberschuß ab, so gewinnt ihn die Nation. Wird der Branntwein zum Theil aus dem Auslande eingeschwärzt, wenn er wegen Bedrückung der inländischen Brennereien durch zu hohe Abgaben im Preise steigt, so muß die Na-

tion den aus der Fremde eingehenden Branntwein kaufen, den sie aus den Produkten des eigenen Bodens hätte gewinnen können. Um dem Roggenbauer zwei Groschen zuzuwenden, will man dem Kartoffelbauer dieselben entziehen. Und wenn dieser, verzweifelt über die Zerstörung seines nach so langer Vorkehrung eingerichteten Ackerbaues, diejenigen Felder zum Körnerbau verwendet, die er jetzt zu Kartoffeln benutzte, so wird für die nächste Zeit vollends ein Einfluß auf die Kornpreise nicht zu spüren seyn.

Aber die Zukunft würde den Mißgriff bitter rächen. Soll die junge Menschensaat, die jetzt durch Jenners Erfindung froh dem Leben entgegengeht, auf unserm stiefmütterlich ausgestatteten Boden sich dereinst fröhlich regen und bewegen, so müssen alle Mittel, den Bodenreichthum zu vermehren, bei unserem Ackerbau Anwendung finden.

Keine Rückschritte dürfen geschehen, keine Beschränkungen in den Culturgegenständen dürfen eintreten, sonst hört die Zunahme der Bevölkerung auf, eine freudige Erscheinung zu seyn. Der Raum, uns zu bewegen, ist durch die uns angewiesenen Grenzen beschränkt. Die Nachkommen finden keine öden Strecken mehr, die sie urbar machen können. Sie müssen also die Kunst üben, von Einem Morgen Land demnächst für zwei Menschen Nahrung, Kleidung und Feuerung zu erzielen, der jetzt nur für einen die Bedürfnisse lieferte.

Die Vorbereitungen dazu werden getroffen. Ein Volk, welches bei der Verjagung des Feindes so viele moralische Kraft zeigte, entwickelt nicht weniger bei der Bearbeitung seines Bodens. Lasse man es ferner fröhlich walten, so wie es begonnen, so wird der Ackerbau auf den trockenen Ebenen der Mark dereinst mit dem belgischen und lombardischen wetteifern. Die Nachwelt wird sich überzeugen, was einige der Mitwelt noch bestreiten, daß die Fackel der Wissenschaft, wenn sie sich zur Aufgabe die Aufhellung des Ackerbaues gegeben hat, hier mehr als in spekulativen Gegenständen ausrichtet.

Zuletzt muß ich noch eine andere Behäuptung des Verfassers der Betrachtungen ꝛc. ꝛc. S. 26 beleuchten, die nämlich, daß durch die Anwendung der Kartoffeln zum Branntweinbrennen letzteres beinahe gänzlich aufgehört habe, ein ländliches Gewerbe zu seyn, weil es sich in den Händen großer Gutsbesitzer in eine große Fabrikanstalt verwandelt habe, gegen welche der kleinere Gutsbesitzer und Städter nicht aufkommen könne. Dieß Raisonnement erinnert mich an das eines moralisirenden Arztes, der bedauerte, daß es noch so viele nnbebaute wüste Plätze, und dagegen in den großen Städten so viele arme Familien gebe, deren eine von 20 Morgen jener Wüstencien gemächlich leben könne. Hätte jener menschenfreundliche Arzt die Verhältnisse der wirklichen Welt näher gekannt, so würde er nicht

auf den Einfall gekommen seyn, den Armen großer Städte dadurch ein besseres Loos bereiten zu wollen, indem er die ungebauten Wüsteneien für sie in Anspruch nimmt. Eben so viel Unkunde von dem in Rede stehenden Gewerbe verräth der Verfasser durch die angegebene Behauptung, wie folgende Auseinandersetzung darthun wird.

Die meisten Brennereien sind noch jetzt in den Städten, in welchen wegen der Schwierigkeiten des Transports und der Aufbewahrung der Kartoffeln, und wegen des eigenthümlichen, unangenehmen Beigeschmacks des Kartoffelbranntweins, der deshalb auch gewöhnlich mindestens 10 Prozent wohlfeiler verkauft wird wie der Getreidebranntwein, und zur Fabrikation der feinen Liqueure nicht tauglich ist, nur Getreide gebrannt wird. Die großen Städte, in denen, wegen des hohen Preises der Milch, die Schlempe den doppelten und dreifachen Werth, wie auf dem Lande hat, werden auch stets aus diesem Grunde viele Kornbrennereien behalten. Den auffallendsten Beweis für diese Behauptung liefert Berlin, in dessen Nachbarschaft sich die größten und am besten betriebenen Kartoffelbrennereien befinden, und wo dennoch in neueren Zeiten die Kornbrennereien nicht abgenommen haben. Außer dem hohen Preise der Schlempe, welche zum Beispiel in Berlin die Hälfte des Werths des Getreides kostet, wodurch die Brenner in den Städten so sehr begünstigt werden,

hat der städtliſche Brenner noch den Vorzug, daß er die Brennerei nicht, wie dieß in der Regel auf dem platten Lande geſchieht, als Nebengewerbe, ſondern als Hauptgewerbe betreibt, daß ſeine ganze Aufmerkſamkeit darauf verwendet, und ſchon deshalb eine größere Ausbeute erzielt werden kann. In Rückſicht des Abſatzes genießt er auch große Vorzüge vor dem ländlichen Brenner. Er braucht ſein Fabrikat nicht zu verfahren, verkauft den größten Theil deſſelben einzeln, und zieht folglich noch den Gewinn, welchen der Landbrenner dem Kaufmanne und Schenker geben muß, der beinahe immer den Nutzen, den er als Fabrikant hat, überſteigt.

Eben ſo unrichtig iſt die Behauptung, daß der kleine Brenner gegen den großen nicht mehr aufkommen könne. Seit der Abſchaffung des Blaſenzinſes und der Einführung der Maiſchſteuer genießt der große Brenner keine Vorzüge vor dem kleinen.

Zergliedern wir die Produktionskoſten des Branntweins, ſo laſſen ſie ſich unter nachſtehende 5 Hauptrubriken bringen.

1) Werth des rohen Materials (der Kartoffeln oder des Getreides) und die Feuerung.
2) Steuer.
3) Zinſen des Anlage- oder ſtehenden Capitals (Gebäude und Utenſilien) und des Betriebs-Capitals.

4) Unterhaltung und Abnutzung der Utensilien.
5) Arbeitslohn.

Das Material und die Feuerung kaufen die großen und kleinen Brenner zu demselben Preise.

Als die Steuer durch den Blasenzins erhoben wurde, konnte der große Brenner durch Anschaffung von kostbaren Apparaten, vermittelst denen es möglich wurde, den Branntwein schneller abzutreiben, viel an der Steuer ersparen. Dieser Gewinn fällt aber, seit der Einführung der Maischsteuer weg, und in Rücksicht der Steuer genießt folglich der große Brenner vor dem kleinen keinen Vorzug. Die Ausbeute hängt, bei gleicher Güte des Materials, lediglich von der guten Bereitung der Maische ab, und die kostspieligsten, complizirtesten Apparate liefern nicht mehr Alkohol, wie eine gewöhnliche Blase. Die intelligentesten Brenner, welche die besten neuen Apparate neben den alten Blasen in Gebrauch haben, werden dieß bestätigen. Die Abnutzung der Utensilien richtet sich nach der Größe des Betriebes, und steht daher bei beiden in Verhältniß zu demselben.

In Rücksicht der Zinsen des Anlage- und Betriebscapitals genießt der große Brenner auch keine Vorzüge vor dem kleinen. Nur in Ansehung des Arbeitslohns steht der große Brenner gegen den kleinen im Vortheil, welcher jedoch so unbedeutend ist,

daß er kaum in Betrachtung kommen kann, und auch nur in so fern, als die Brennerei so klein ist, daß nicht ein Mensch den ganzen Tag beschäftigt wird. Maschinen, zur Ersparung an Menschenkräften, sind bei uns, selbst in den größten Brennereien, nicht angewandt, oder, wo es geschehen ist, wieder abgeschafft worden, weil man sie nicht vortheilhaft gefunden hat. Den großen Gewinn, welcher die Theilung der Arbeit bei andern Fabriken gewährt, findet bei der Brennerei nicht statt. Um die verschiedenen Arbeiten zu verrichten, welche bei dieser Fabrikation vorkommen, braucht man keine mechanische Fertigkeit zu erwerben. In den größten Brennereien wird sämmtliche Arbeit, als Maischen, Wasserpumpen, Schrot und Malz schippen, das Mahlen der Kartoffeln, das Reinigen der Gefäße, Holz tragen und hauen u. s. w. von denselben Arbeitern verrichtet. Nur das Abbrennen der Blase geschieht gewöhnlich in großen Brennereien von einer Person, dem sogenannten Blasenknecht.

Seit dem also durch die Abschaffung des Blasenzinses der große Brenner an der Steuer nicht mehr gewinnen kann, und durch die Einführung der Maischsteuer alles auf die sorgfältige Bereitung der Maische ankömmt, hat der große Brenner, in dessen Brennerei täglich 30 Menschen arbeiten, keinen Vorzug vor demjenigen, welcher einen Menschen den ganzen Tag beschäftigt. Bei gleicher Intelligenz wird

der kleine Brenner, welcher einen Menschen den ganzen Tag beschäftigt, mit demselben Aufwande dasselbe Produkt an Alkohol aus einer gleichen Quantität Getreide oder Kartoffeln ziehen, wie ein großer Brenner. Der kleine Brenner zieht daher von seinem Capital denselben Gewerbsgewinn, wie der große, und wenn beide concurriren, wird nicht der große oder der kleine Brenner, sondern, wie bei allen Gewerben, der Intelligente, Thätige über den Unwissenden und Trägen den Sieg davon tragen.

Ja ich gehe noch weiter und behaupte, daß in der Regel kleine Capitalien, wenn sie in diesem Gewerbe angelegt werden, einen größern Gewinn abwerfen, wie große. Wenn z. B. zwei Brenner von gleicher Intelligenz und Thätigkeit, resp. 2000 und 45,000 Rthlr. besitzen, und diese Summen in ihren Gewerben anlegen, so wird derjenige, welcher 2000 Rthlr. hat, von seinem Capital einen größeren Gewerbsgewinn ziehen, wie derjenige, dessen Vermögen 45,000 Rthlr. beträgt. Man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß bei den jetzigen Verhältnissen und Preisen in der Mark, von dem in einer Brennerei angelegten Capitale $\frac{2}{3}$ die Kosten der Gebäude und Utensilien betragen, und daß zum eigentlichen Betriebe $\frac{1}{3}$ erfordert wird.

Der Brenner, welcher 2000 Rthlr. besitzt, wird immer Gelegenheit finden, eine mit den nöthigen Utensilien versehene Brennerei zu miethen, deren

Werth, nach dem angenommenen Satze, 4000 Rthlr. beträgt.

Der Eigenthümer einer solchen Brennerei wird, da der Brenner die Unterhaltungskosten der Utensilien tragen muß, welche zu den Fabrikationskosten gehören, in der Regel mit 6 p. C. von dem Werth zufrieden seyn, und beträgt der Miethszins folglich 240 Rthlr. Der Brenner, welcher 45,000 Rthlr. anlegen will, wird keine Brennerei miethen können, weil in der ganzen preußischen Monarchie keine Brennerei existirt, welche so groß ist, daß darin ein Betriebscapital von 45,000 Rthlr. mit Vortheil verwandt werden könne. Er muß daher eine zu seinem Capital passende Brennerei kaufen oder bauen, und dazu nach obigem Verhältnisse 30,000 Rthlr. verwenden, wovon die Zinsen à 6 p. C., nach den bei der Bestimmung des Miethszinses angenommrnen Sätzen, 1800 Rthlr. betragen. Nehmen wir nun den Gewinn von dem eigentlichen Betriebscapitale zu 15 p. C. an, welches kein ungewöhnlicher Gewinn ist, so zieht der kleine Brenner denselben von seinem ganzen Capital. Der große Brenner zieht dagegen:

1) von 30,000 Rthlr. à 6 p. C. 1800 Rthlr.
2) von 15,000 Rthlr. à 15 p. C. 2250 Rthlr.

4050 Rthlr.

folglich von seinem ganzen in dem Gewerbe angelegten Capitale nur 9 p. C. Der große Brenner

kann sein Produkt nur im Ganzen absetzen; der kleine Brenner kann dagegen in der Regel den größten Theil seines Fabrikats einzeln, gewöhnlich 20 bis 25 p. C. theurer verkaufen, und dadurch einen Nutzen ziehen, der seinen Fabrikationsgewinn beinahe immer übersteigt, und welchen der große Brenner entbehrt.

Will man einer so erleuchteten Regierung, wie der unsrigen rathen, so sollte man doch vorher erst selbst besser in ihren Geist eindringen, als der Verfasser der Betrachtungen ꝛc. ꝛc. gethan hat. Nicht Verbot oder Belastung sind die Mittel, deren sie sich bisher bediente, ihr Volk zu höherer Industrie und größerer Glückseligkeit zu führen. Befreiung von den Fesseln verhaßten Zwanges war das Ziel: welches sie sich gesteckt hat.

Sie wird auch jetzt, wo das Interesse der Grundeigenthümer gefährdet ist, Mittel wissen, es aufrecht zu halten. Höhere Getreidepreise kann sie nicht erzwingen, so lange sie in keinem Theile der Handelswelt höher gehen.

Von allen Mitteln, welche man in Vorschlag gebracht hat, um der Noth der Grundbesitzer abzuhelfen, wirken diejenigen am sichersten, welche in dem Erlasse oder der Herabsetzung von Abgaben bestehen, die allein oder vorzugsweise auf die Grundbesitzer lasten, oder wodurch die Consumtion der Produkte des Ackerbaues vermindert wird. Zu denen

für den Grundbesitzern drückendsten Steuern gehören in den Preuß. Staat:

1) die Abgabe auf die Exportation der Wolle. Diese Steuer wirkt wie eine indirekte partielle Grundsteuer, und ist ungerechter und verderblicher wie eine direkte *). Sie ist

a) ungerechter wie eine direkte Grundsteuer, weil sie nur diejenigen Grundbesitzer trifft welche Schaafe halten, und

b) verderblicher, weil sie den Grundbesitzern viel mehr kostet, als sie dem Staate einbringt. Daß die Abgabe auf die Exportation der Wolle wie eine partielle, indirekte Grundsteuer wirke, ist klar und bedarf wohl keines Beweises. Die zweite Behauptung, daß sie den Grundbesitzern viel mehr, vielleicht zwei bis drei Mal so viel kostet, als sie dem Staate einbringt, welches bei keiner andern Steuer der Fall ist, klingt paradox, ist aber nichtsdestoweniger richtig. —

Seit dem die Wolle Gegenstand des Welthandels geworden ist, wird deren Preis weder auf den Wollmärkten zu Berlin oder Breslau, noch zu Leipzig bestimmt, sondern auf dem großen Markte der

---

*) Adam Smith nennt diejenige Steuer die verderblichste (mort pernicious), welche dem Volke zwei bis drei Mal so viel aus der Tasche zieht, als sie in die Schatzkammer bringt. d. V.

Welt in London! Der Wollhändler, welcher seine Einkäufe auf den Wollmärkten in Berlin und Breslau macht, legt bei seinem Calcül stets die Londoner Preise zum Grunde. Er berechnet sämmtliche Kosten, welche auf die Wolle fallen, bis sie auf den Londoner Markte kömmt, folglich auch die Abgabe, die er bei der Ausfuhr zahlen muß, und richtet hienach seine Gebote beim Einkauf ein. Diese Abgabe beträgt bekanntlich 3 Rthlr. pro Ctr., und mit Anrechnung des Agios, da sie zur Hälfte in Golde berichtigt wird, 3 Rthlr. 5 gr. Die Kosten auf dem Packhof, die Wolle zu wiegen, zu plombiren u. s. w. betragen etwa 3 gr. pro Ctr. Um so viel, als die Steuer dem Wollhändler kostet, folglich um 3 Rthl. 8 gr. pro Ctr., würde derselbe dem Verkäufer die Wolle gerne theurer bezahlen, wenn die Abgabe auf die Exportation nicht vorhanden wäre, und würde doch, wegen der Vereinfachung des Geschäfts, und wegen der Unannehmlichkeiten, die bei der Entrichtung einer jeden Abgabe unvermeidlich sind, gewinnen.

Wegen der Richtigkeit dieser Behauptung berufe ich mich auf das Urtheil eines jeden Wollhändlers.

Aber nicht nur diejenige Wolle, welche ins Ausland verkauft wird, würde 3 Rthlr. 8 gr. pro Ctr. mehr gelten, sondern auch diejenige, welche im Lande bleibt, weil, seitdem die Wolle Gegenstand des Welthandels geworden ist, deren Preis auf dem großen

Weltmarkt in London bestimmt wird, und sich nach den Londoner Preisen die Preise auf den Continent, besonders aber in Norddeutschland richten. Existirte die Steuer nicht, so würde folglich die gesammte Wolle, welche in den Preuß. Staaten gewonnen wird, von den Producenten um 3 Rthlr. 8 gr. pro Ctr. theurer verkauft werden. Nach den statistischen Tabellen des Hrn. O. M. Stafmann waren im Jahre 1819 in den Preuß. Staaten 9,343,529 Schaafe vorhanden. Man nimmt aber allgemein den Schaafstand zu 12 Millionen an, theils weil deren Zahl seit dem Jahre 1819 bedeutend zugenommen, theils aber auch, weil bekanntlich bei der Aufnahme der statistischen Tabellen weniger angegeben werden, als wirklich vorhanden sind. Rechnet man, daß 100 Schaafe nur 10 Stein Wolle geben, so beträgt die Wollproduktion in Preußen 1,200,000 Stein oder 240,000 Ctr. Dem Vernehmen nach sollen im Jahre 1823, 90.000 Ctr. ins Ausland exportirt worden seyn, wovon der Staat, à 3 Rthlr. 5 gr. pro Ctr., 288,750 Rthlr. erhoben hat. Der Verlust der Grundbesitzer beträgt aber, à 3 Rthlr. 8 gr. pro Ctr., von der ganzen Wollproduktion von 240,000 Ctr. 800,000 Rthlr. Die 288,750 Rthl., welche in die Staatskasse geflossen sind, kosten den Grundbesitzern daher beinahe das dreifache.

2) Die Abgabe auf inländischen Taback. Der Tabacksbau gehörte vor der Einführung dieser Steuer

zu den einträglichsten Culturgegenständen in vielen Provinzen der Preuß. Staaten, namentlich in der Ukermark, Vorpommern und dem Oderbruch. Seit der Einführung dieser Steuer hat der Tabacksbau sehr abgenommen, und es wird in diesen Gegenden wahrscheinlich nicht mehr halb so viel gebaut, wie früher. Im Oderbruche und in den benachbarten Kreisen ist der Tabacksbau beinahe ganz aufgegeben, und ich kenne Güter, welche früher 7 bis 800 Ctr. zu Markte brachten, die gegenwärtig nicht mehr einen Centner produciren. Die Cultur des Tabacks ist, wegen der vielen dazu erforderlichen Handarbeiten und der starken Düngung, sehr kostbar, und die Landrente macht den kleinsten Theil der Produktionskosten aus. Den Durchschnittsertrag von einem Morgen, welcher mit Taback bestellt wird, kann man zu 5 Ctr. annehmen, wovon die Steuer, à 1 Rthlr. pro Ctr., 5 Rthlr. beträgt. Wenn dem Eigenthümer, nach Abzug der Culturkosten nur 5 Rthlr. pro Morgen, folglich so viel, als er gegenwärtig an Steuer zahlen muß, übrig bleiben, so würde, da bei den niedrigen Preisen des Getreides das zum Tabacksbau geeignete Land durch Getreide bei weitem so hoch nicht genutzt werden kann, der Tabacksbau steigen. Dieß ist aber, wie die Erfahrung lehrt, nicht der Fall, er nimmt vielmehr mit jedem Jahre ab, welches beweist, daß die Steuer so hoch seyn muß, daß der niedrige Preis aller andern Erzeug-

nisse des Ackerbaues ungeachtet, durch deren Anbau das Land doch noch höher genutzt wird, als durch den Anbau des Tabacks, mithin einträglicher ist. Ist bei den jetzigen niedrigen Getreidepreisen der Anbau des Tabacks nicht mehr lohnend, so muß er, wenn diese sich nur etwas heben, ganz unvortheilhaft werden. Der Landwirth verliert folglich durch diese Steuer einen sehr einträglichen Erwerbszweig, und die Einführung des fremden Tabacks muß in dem Maaße steigen, in welchem dessen Anbau im Lande abnimmt.

3) Die Salzsteuer.

Salz gehört zu den ersten Nothwendigkeiten des Lebens, und wird von den ärmern Klassen, also von der Majorität der Landbewohner, mehr verbraucht wie von den reichen. Die Verwendung des Salzes zur Viehfütterung muß bei dem jetzigen hohen Preise, zum Nachtheil des Ackerbaues, möglichst eingeschränkt werden. In wenigen Wirthschaften erhält das Rindvieh Salz, und bei den Schaafen wird nur der dringendste Bedarf gereicht. Eine Herabsetzung dieser Steuer ist gewiß sehr wünschenswerth, und dürfte sich die Wahrheit der Swift'schen Bemerkung: daß in der Arithmetik der Zollhäuser zwei mal zwei nicht immer 4, sondern oft nur 1 macht, bewähren, und die Einnahme des Staats darunter nicht leiden. Vielleicht dürfte durch die Herabsetzung des Preises der Verbrauch um so viel zunehmen, daß der Ertrag der Steuer dadurch nicht vermindert, sondern

vermehrt würde. Nach der Abschätzung des Herrn Necker betrug der Durchschnittsverkauf des Salzes in denjenigen Provinzen Frankreichs, welche der großen Gabelle, d. h. der hohen Salzsteuer unterworfen waren, $9\frac{1}{6}$ Pfund pro Kopf, wogegen in den pays redimés, d. h. in denjenigen Provinzen, welche sich von dem größten Theil dieser verhaßten Steuer losgekauft hatten, nicht weniger als 18 Pfund auf den Kopf kamen.

In England, wo die Steuer sehr hoch ist, und ungefähr den 30fachen Werth des Salzes beträgt, kommen $9\frac{1}{3}$ Pfund auf den Kopf. In denjenigen Provinzen der Preuß. Monarchie, in welchen, wegen der Schwierigkeit der Contrehande vorzubeugen, die Salz-Conscription eingeführt ist, werden 12 Pfd. auf den Kopf gerechnet. Der Verbrauch scheint sich daher nach der Höhe der Steuer zu richten, um mit dieser im umgekehrten Verhältnisse zu steigen oder zu fallen. — Sollte indessen die Herabsetzung des Salzpreises für jetzt nicht zulässig seyn, weil der Verbrauch wahrscheinlich nicht in dem Maaße zunehmen dürfte, daß dadurch der Ausfall in den ersten Jahren gedeckt würde, und der Staat sich gegenwärtig nicht in der Lage befindet, daß er den Verlust tragen kann, so kann der Preis des zum Viehfutter bestimmten Salzes doch ohne Nachtheil für die Einnahme des Staats ermäßigt werden. Die Quantität Salz, welche zum Viehfutter verwendet

wird, ist so gering, daß der Staat, wenn er dieses Salz, ohne Steuer davon zu erheben, zum Kostenpreise verkauft, nur einen unbedeutenden Ausfall erleiden kann, und, wenn er es mit einer mäßigen Steuer belegt, wegen der vermehrten Consumtion, wahrscheinlich noch gewinnen wird. Um Unterschleife zu verhüten, dürfte es zweckmäßig seyn, das zum Viehfutter bestimmte Salz mit einem Zusatze zu versehen, wodurch es zum Küchengebrauch untauglich wird, z. B. mit Kohlenpulver, welches zu diesem Zwecke mit Erfolg in den kurhessischen Salinen angewandt wird.

4) Die Steuer auf Biermalz.

Es giebt kein wirksameres Mittel, um den Verbrauch der Gerste zu vermehren, als den Erlaß oder die Herabsetzung dieser Abgabe. Keines dürfte auch geeigneter seyn, das Branntweintrinken zu vermindern, als die Gelegenheit, ein wohlfeiles Bier zu kaufen. Nach den Gesetzen wird zwar von dem zur eigenen Consumtion verwandten Biermalz, wenn eine Haushaltung die Zahl von 8 Personen nicht übersteigt, in denen Oertern, welche der Klassensteuer nicht unterliegen, keine Steuer gezahlt; allein nur wenige Haushaltungen unter 8 Personen haben Gelegenheit selbst zu brauen, und es wird durch diese Bestimmung der Zweck des Gesetzes daher vereitelt. Auf Gütern, welche früher die Steuerfreiheit für das zum Bedarf gebraute Bier besaßen, wurde viel

Bier in der Ernte statt des Lohns an die Arbeiter gereicht. Seit der Einführung der hohen Biermalzsteuer hat diese Ablohnungsart auf vielen Gütern aufgehört, und wird an die Stelle des verhältnißmäßig theuern Biers der wohlfeile Branntwein gegeben. Sehr wohlthätig für den Landmann würde es daher wirken, wenn allen denen, welche nicht zum Verkauf, sondern nur zu ihrem Bedarf brauen, ohne Rücksicht auf die Personenzahl der Haushaltungen, die Steuer erlassen würde. Der Staat würde dadurch nur einen sehr unbedeutenden Ausfall an die Steuer erleiden, und durch den häufigen Genuß des Biers würde der Verbrauch der Gerste sehr befördert werden. Noch mehr würde dieser Zweck erreicht werden durch die Herabsetzung dieser Steuer im Allgemeinen, oder doch wenigstens in denjenigen Oertern, welche der Klassensteuer unterliegen *). England liefert den auffallendsten Beweis, wie sehr

---

*) Die Klassensteuer vertritt in den kleinen Städten und auf dem platten Lande die Stelle der in den großen Städten eingeführten Schlacht- und Mahlsteuer. Die großen Städte gewinnen aber bedeutend bei dieser Repartition, theils weil die Bevölkerung kein richtiger Maaßstab seyn kann, indem eine gleiche Einwohnerzahl in den großen Städten, nach den Grundsätzen der Klassensteuer weit mehr, vielleicht vier bis fünf Mal so viel würde entrichten müssen, als sie gegenwärtig durch die Mahl- und Schlachtsteuer zahlt

durch die Ermäßigung der Biermalzsteuer der Verbrauch der Gerste zunimmt, ohne daß dadurch der Staat an seiner Einnahme verliert. Seit dem Jahre 1820, wo die Malzsteuer um einen Schilling pro Buschel herabgesetzt wurde, hat der Verbrauch der Gerste mit jedem Jahre bedeutend zugenommen. Am stärksten war diese Zunahme im vergangenen Jahr. Nach der Uebersicht vom 11ten Octbr. d. J. betrug die Einnahme von der Malzsteuer vom 1sten Octbr. 1822 bis 1823, 3,061,342 Pfd. Sterl., und vom 1sten October 1823 bis 1824, 3,305,614 Pfd. St. Die Einnahme war folglich in einem Jahre um 244,472 Pfund Sterling, oder nach dem jetzigen Course um 1,648,836 Rthlr. gestiegen. Die Steuer ist 6 Schilling pro Buschel, und es beträgt die Ver-

---

theils aber auch, weil das platte Land den größten Theil dieser beiden Abgaben trägt. So lange, wie dieß seit längerer Zeit, besonders seit der Einführung dieser Abgabe, der Fall ist, die Tendenz zum Sinken vorherrscht, das Angebot die Nachfrage übersteigt, trägt nicht der Käufer, sondern der Verkäufer die Mahl- und Schlachtsteuer, folglich nicht der Städter, sondern der Grundbesitzer. Es dürfte daher auch der Billigkeit angemessen seyn, durch den Erlaß, oder durch die Herabsetzung der Biermalzsteuer, in denen der Klassensteuer unterworfenen Ortschaften, ein richtiges Abgabenverhältniß herzustellen.

d. V.

mehrung des Verbrauchs der Gerste in dem einzigen Jahre von 1823 bis 1624, 824,240 Buschel, oder wenn man in runder Zahl rechnet, 100 Buschel = 65 Berliner Scheffel, 535,730 Berl. Scheffel.!!

5) Allmählige Vorkehrungen, daß der gesetzliche Zinsfuß herabgesetzt werde.

Alle diese Verfügungen würden zur Erleichterung der Landwirthschaft dienen, ohne störend auf andere Gewerbe einzuwirken. Kommt diese Hülfe vom Staate, so würde sich das übrige im Verkehr des Landmanns mit seinen Arbeitern bei Fortdauer der niedrigen Preise von selbst reguliren.

IX.

Nachtrag zu vorstehender Abhandlung.

Vom

Staatsrath Thaer.

Ich hatte zwar schon seit Jahren die Idee, gegen die Entwerthung des Getreides durch Untersagung des Branntweinbrennens aus Kartoffeln, oder doch Erschwerung derselben zu wirken, vernommen, allein ohne sie zu beachten, indem es mir unmöglich schien, daß ein Vorschlag irgend einen Eindruck machen könne, der darauf ausgeht, einen Industriezweig zu erdrücken, welcher gerade bei uns durch die Verwendung wissenschaftlicher Kenntnisse dahin gediehen ist, daß er den Staatscassen eine der bedeutendsten Einnahmen verschafft, ohne dem Volk eine Last aufzulegen, indem das Produkt wohlfeiler wie je, der hohen Abgabe ungeachtet, geliefert wird, und welcher dennoch den Unter-

nehmern, die ihn gehörig angreifen, noch immer einen annehmlichen Vortheil brigt. Ich habe mich deshalb weder mündlich noch schriftlich darüber äußern mögen, denn der Vorschlag schien mir zu sehr gegen alle Prinzipien der Staats- und Nationalwirthschaft anzustoßen, um nur ein Wort darüber zu verlieren. Da ich nun aber dennoch vernehme, daß er bei manchem Beifall gefunden haben soll, so freue ich mich zu sehen, daß dessen Unzweckmäßigkeit in vorstehender Abhandlung mit so gründlicher Sachkenntniß als eingreifendem Scharfsinn und nationalwirthschaftlicher Umsicht einleuchtend dargestellt ist.

Ich glaube nun vielmehr, daß es möglich und von der höchsten Wichtigkeit für den Nationalreichthum und besonders für den Landbau sey, diesen Zweig noch ungleich stärker zu treiben, dadurch, daß man dessen Produkte Absatz im Auslande, und wenn ihm dieser in unserer Nachbarschaft verschlossen ist, in sehr entfernte Länder verschaffe. Wir haben es, durch unsere auf Kartoffelbau jetzt begründete Wechselwirthschaft, durch die Intelligenz, womit jene Fabrikation betrieben wird, und durch die bedeutenden darin angelegten Capitalien, dahin gebracht, daß vorerst wohl keine Nation mit uns Märkern und Pommern im Auslande würde Preis halten können, wenn die hohe, an sich sehr zweckmäßige, Consumtionssteuer den ausgehenden Branntwein oder viel-

mehr Spiritus nicht träfe, und der auswärtige Debit mittelst Zusammenbringung großer Massen und umsichtiger Spekulation befördert würde. Der Verbrauch des Alkohols zum Brennen und zu mancherlei Manufakturen vermehrt sich neben dem zu Getränken und zur Liqueurdestillation allenthalben so sehr, daß der Absatz beim Einschlagen richtiger Handelswege nicht fehlen könnte. Man hat neuerlich die Alkoholdämpfe sogar statt der Wasserdämpfe zum Treiben der Dampfmaschinen empfohlen, welcher Vorschlag, bei Theurung des Feuermaterials und der Schwierigkeit seines Transports, nicht ohne Grund zu seyn scheint *). Fände sich der Sperrungen wegen kein Absatz dafür auf dem Continente von Europa, so scheint es mir doch nicht zweifelhaft, daß er einen bedeutenden Artikel für den Handel mit Amerika, Ost- und Westindien ausmachen könnte, da er zu manchem Gebrauch weit tauglicher und immer bedeutend wohlfeiler ist, als andere Destillate dieser Länder.

Es käme also vor allem darauf an, daß der zur Ausfuhr bestimmte und mit der Consumtions-

---

*) Nach den Versuchen, welche Betancourt angestellt hat, haben die Dämpfe des Alkohols, bei gleicher Temperatur, die doppelte Kraft der Wasserdämpfe. Alkoholdämpfe von 174° Fahrh. sind Wasserdämpfen von 212° F., hinsichtlich der Kraft welche sie ausüben, gleich. d. R.

steuer nicht belastete Spiritus von dem zum innern Gebrauch zu versteuernden sicher abgetrennt und in solchen Quantitäten, die eine entferntere Spekulation verlohnen, zusammengebracht würde. Beides könnte meines Erachtens geschehen, wenn jene in königliche Magazine — wozu sich eher Raum als zu Kornmagazinen finden würde — deponirt und unter Schloß gelegt, dann aber die Steuer den Deponenten zu Gute gerechnet und vielleicht ein gewisser Vorschuß darauf gegeben würde. Hier könnte die wirklich beschaffte Ausfuhr leicht controllirt werden, da sie nicht anders als in bedeutenden Quantitäten geschähe.

Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß sich Handelshäuser im In- und Auslande mit diesem Geschäfte befassen würden, wenn sie ansehnliche Lager an bequemen Orten von bestimmter Qualität fänden. Besonders aber glaube ich, daß man auf die mit so vieler Intelligenz und Energie betrieben Direktion der Seehandlung rechnen dürfe, welche sich bei allen ihren Unternehmungen den Wohlstand der Nation zum Ziele zu setzen scheint. Erhielten die großen fabrikmäßig betriebenen Brennereien, die doch immer bedeutend unter dem currenten Preise verkaufen müssen, und denen der Detail-Absatz lästig wird, hierdurch zureichenden Debit in's Ausland, so würden sich die kleineren den Landbau so fördernden Brennereien wieder erheben können und einen loh-

nenden Preis erhalten. Der Ackerbau erhielt einen Absatz seiner Produkte in dieser Form, der ihn um so vortheilhafter wäre, da ihm die Abfälle für die Viehzucht und den Düngerstand verblieben, und — die Ehre der Kartoffeln wäre gerettet!

Denn zu den sonderbarsten Erscheinungen unserer Zeit gehört es ohne Zweifel, daß sonst verständige Leute der Meinung beitreten: es liege der Grund aller Calamitäten, welche jetzt den ganzen Gewerbsstand, vorzüglich aber den Landbauer und Grundeigenthümer betreffen, in dem, worin man sonst die Wohlfarth der Völker und die Stärke der Staaten setzte — in der Fülle von Lebensmitteln und allen Bedürfnissen des Menschen. Und da man diese Fülle, nicht micht Unrecht, dem unmittelbaren und mittelbaren Einfluß des Kartoffelbaues — der nicht nur selbst Nahrung reicht, sondern auch den Ertrag des Getreidebaues und der thierischen Produkton vermehrt — zuschreibt, so soll man sogar den Vorschlag gethan haben, diesen Anbau unmittelbar zu belasten; da dieses aber nicht wohl ausführbar schien, ihm dadurch einen Stoß zu geben gehofft haben, daß man den Absatz des erzeugten Ueberschusses an die Branntweinbrennereien verschlösse. Vor funfzig Jahren, als sich der Kartoffelbau zu verbreiten anfing, sagte ein geistreicher Schriftsteller: all das Uebel, welches die Entdeckung von Amerika durch sein Gold und durch eine gewisse Krankheit über

Europa verbreitet habe, werde noch einmal durch die Wohlthat der Kartoffeln überwogen werden!

Man hat mich versichert — denn ich selbst lebe abgeschieden von der Welt — es sey ernstlich der Wunsch geäußert, daß man seinen Acker nur wieder nach der Weise der Väter bauen dürfe — ein Wunsch der nothwendig mit dem, die sich so sehr vermehrende Bevölkerung in dem ersten halben Mißwachsjahre verhungern zu sehen, verbunden seyn müßte! — Vor 10 Jahren schrieb man an manchen Orten den Mangel und die Theurung der Lebensmittel der Abweichung von jenem Systeme der Väter zu. Die Laudatores pristina aevi bleiben doch consequent!

Alle Mittel, die man sonst zur Heilung des bedrängten Zustandes — worin sich der Landbau und der Grundbesitz, aber auch die meisten andern Gewerbe unwidersprechlich befinden — vorschlägt, scheinen mir im Sinne der homeopathischen Medicin zu seyn, wonach man das Leiden eines Organs durch solche Mittel heben will, die dieses Leiden des Organs gerade erregen, oder wie man sonst sagte, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben versucht. Denn der Hauptgrund, welcher das Leiden des ganzen europäischen Gewerbsstandes bewerkt, ist kein anderer, als das immer weiter getriebene Prohibitiv-System der meisten Staaten. Hierdurch ist der Handel — der nur mittelst des Um-

satzes der Produkte und Fabrikate jedes Landes betrieben werden kann, und wobei das Geld fast nur den Maaßstab des verglichenen Werths abgiebt — gestört, die Capitale sind dem Waarenhandel entzogen, und die Circulation des Geldes unter den producirenden Klaffen ist in Stocken gerathen. Und das will man nun durch immer weitere Ausdehnung dieses Systems, die immer neue Retorsion bewirkt, heben.

Ich habe mehrmals der Untersuchungen und Verhandlungen erwähnt, die von den Parlaments-Committeen zur Untersuchung des bedrückten Zustandes des Ackerbaues in dem vereinigten brittischen Reiche angestellt worden. Sie sind in jeder Hinsicht höchst lehrreich, aber besonders dadurch, daß alle die einsichtsvollen Kaufleute, deren Aussagen und Gutachten man vernahm, den widrigen Erfolg der Kornabsperrungs-Bill für das Landbau-Interesse von England sowohl, als von ganz Europa, vorhersagten. Jeder würde sein Capital aus dem Kornhandel herausziehen, niemand Korn in Vorrath kaufen, dieses daher in einem genügenden Erntejahre — da die Producenten doch verkaufen müßten — unter dem Produktionspreise fallen. Vorräthe könne Niemand halten, denn wenn Mißwachsjahre einträten und die Einfuhr freigegeben werden müsse, so wäre das Korn in den Ländern, deren Absatz die

Engländer bisher durch ihren Handel und Capitale erhalten hätten, so tief im Preise gesunken und bei den Producenten angehäuft, daß England augenblicklich mit fremdem Korn überschwemmt und die Concurrenz der auswärtigen Verkäufer zu groß seyn würde, um die Preise in einer angemessenen Höhe zu erhalten. Ferner aber könnten sie dahin nichts verkaufen, wo sie nichts kauften; mit dem Handel nach diesen Ländern und den Absatz der englischen Manufakturen dahin würde es also vorbei seyn u. s. w. — Man war deshalb erstaunt und tadelte die Committee — welche gewissermaaßen die Richtigkeit dieser Gründe anerkannte — sehr, daß sie dennoch die Bill in Antrag brachte. Allein, wie mehrere Mitglieder derselben selbst gestanden haben — sie wußte, daß jedes andere gegen den Sinn der Grundeigenthümer, welche die Majorität in beiden Häusern ausmachte, und welcher die Minister selbst nicht widerstreben durften, seyn würde. Und so kam denn diese Bill, welche dem Grundbesitz in England eben so nachtheilig wie dem in ganz Europa geworden ist, zu Stande.

So anerkannt es jetzt wohl allgemein ist, daß den Grundbesitzern die Wohlfarth des Staats und der Nation näher am Herzen liege als den Handelsleuten und Capitalisten — welche zuweilen aus ihren Calamitäten den größten Vortheil ziehen — und daß jenen daher die Repräsentation der Nation

und die Berathung der Regierung weit sicherer anvertraut werde, als diesen, so zeigt sich jedoch ein Vorwurf, den man jenen in dieser Hinsicht in England gemacht hat, nicht unbegründet: sie hätten in der Regel zu einseitige und zu begrenzte Ansichten, es fehle ihnen die Umsicht, um alle Combinationen, die auf den Erfolg einer Maaßregel Bezug haben, aufzufassen; sie zögen nur das ihnen zunächst liegende und momentane in Betracht, unbekümmert um die weiteren Folgen, die es haben könne; was dagegen Kaufleute und Capitalisten weit richtiger beurtheilten.

Britanniens Verhältnisse haben allerdings etwas eigenthümliches, was wir so geradezu nicht auf uns beziehen können. Jedoch dürfen wir die dortigen Erfahrungen und Bemerkungen uns wohl zur Lehre und Warnung dienen lassen.

Sperrten wir jetzt alle Einfuhr von Lebensmitteln, oder besteuerten sie so hoch, daß es der Sperre gleich käme, so würden unsere Preise um nichts steigen, so lange als sich kein Mangel deutlich zeigt und der tägliche Begehr auf dem Markte noch befriedigt werden kann. Denn nun wird noch weniger jemand in Vorrath kaufen, weil er gar keine Hoffnung hat, irgend einen lohnenden Gewinn damit zu machen, indem, wenn sich irgend ein Mangel zeigte, die Sperre doch gleich aufgehoben werden müßte und nun das angehäufte und

bei

bei unsern Nachbarn noch tiefer im Preise gefallene Getreide gleich so stark angefahren werden würde, daß die, vielleicht momentan gestiegenen, Preise, sobald nur der wöchentliche Bedarf da wäre, wieder herabfielen. Ueberdies aber scheint es unerläßlich, daß auf eine Einfuhrsperre in guten Jahren auch wieder eine Ausfuhrsperre in schlechten Jahren folge, daß also alle Spekulation auf Kornhandel, ohne welche in guten Jahren die Preise sich nie auf einer angemessenen Höhe erhalten werden, ganz unterdrückt werde. Und eben so gewiß ist es, daß ein solches von Preußen angenommenes Sperrungsprincip neue Sperrungen gegen dasselbe, wo irgend möglich, veranlassen würde. Es hat übrigens wohl keinen Zweifel, daß aus dem ganzen Preuß. Staate auch jetzt noch mehr Getreide ausgeführt als eingeführt werde, wenn gleich einige Märkte stärker mit fremden Korn überfahren werden.

Gegen einen mäßigen Einfuhrzoll, wodurch der inländische Ackerbauer, der größere Lasten als der ausländische zu tragen hat, in den Produktionskosten gleich gesetzt wird, ist jedoch nichts zu erinnern. Ich höre nur, daß man mit diesem nicht zufrieden sey, sondern nach einen solchen, der der Sperre völlig gleichkommt, laut schreie.

Auf die Preise anderer Produkte, die von minder dringender Nothwendigkeit sind, und deren stärkere oder schwächere Erzeugung und Consumption

mehr von der Willkühr abhängt, und die auch einer längeren Aufbewahrung nicht fähig sind, kann vielleicht sicherer durch eine noch höhere Eingangs-Impostirung hingewirkt werden.

Die Mittel, welche der Hr. Verfasser der vorstehenden Abhandlung zur Abhülfe des bedrückten Ackerbaues vorschlägt, sind nun ganz anderer Art, und ihre Anwendung würde vom entschiedensten Nutzen seyn.

Daß unsere Viehzucht durch mehreren Gebrauch des Salzes sehr gewinnen, und manche Krankheit abgewandt werden würde, bezweifelt wohl niemand. Aber bei dem hohen Preise desselben muß dieser Vortheil zu theuer erkauft werden, und wohl kein Vieh erhält Salz, als in einigen Gegenden die Schaafe, und diese möglichst spärlich. Bei einem billigen Preise des Salzes würde es ohne Zweifel vierfach so stark wie jetzt bei der Viehzucht verbraucht werden. Es scheint mir allerdings durch eine Zumischung von Kohlenpulver der Mißbrauch solchen Salzes zu menschlicher Speise hinlänglich verhütet zu seyn, denn die Reinigung desselben wäre sehr mühsam. Der Vorschlag des Hrn. Verfassers könnte also der Viehzucht nicht nur, sondern auch der Königlichen Salz-Regie zum Vortheil gereichen.

Der Nachtheil, welchen die Ausfuhr-Abgabe den Schäferei-Besitzern bringt, ist meiner Ueberzeugung nach noch bedeutend größer, als ihn der

Hr. Verfasser berechnet. Daß der Kaufmann Abgabe bezahlen muß, wenn er Waare in ein Land bringt und Geld dafür löset, ist er gewohnt, läßt sich das gefallen und richtet seinen Handel danach ein. Aber daß er eine Waare, die er im Lande gekauft hat, an der Grenze noch versteuern und alle die damit verbundenen Weitläuftigkeiten übernehmen soll, ist ihm höchst verdrießlich. Ein sehr vernünftiger Wollhändler sagte mir: „ich bezahle dieselbe Wolle gern um 5 Thaler den Centner höher, wenn ich sie jenseits Ihrer Grenzen finden kann, und hätte ich Gelegenheit meinen ganzen Bedarf zu einem um so viel höheren Preis einzukaufen, ich käme gewiß nicht auf Ihre Märkte. Glauben Sie mir nur, daß viele Käufer blos dieser Ursach wegen hier wegbleiben und jetzt ins Oesterreichische gehen, wo man den Ausgangszoll aufgehoben hat." — Ich bin überzeugt, daß er wahr und aufrichtig sprach, und daß die Concurrenz der Käufer bedeutend stärker seyn würde, wenn unsere Wolle frei ausginge.

Wenn nun aber unsere Wolle dadurch einen bedeutenden Abschlag im Preise gegen die unserer Nachbarn erleidet, so schadet das wieder dem Rufe unserer Schäfereien. Denn dieser richtet sich wieder nach den Preisen, die sie notorisch erhalten haben. Der Abschlag desselben durch jenen Ausfuhrzoll wird nicht beachtet, weil er nicht direkt vom Verkäufer bezahlt wird. Dies schadet aber wieder unserem

Zuchtvieh-Verkauf, und ist eine Mitursach, warum sehr mittelmäßiges in Sachsen reißend, selbst von Preußen, weggekauft wird, wenn unseres bei gleicher Qualität stehen bleibt, oder ganz wohlfeil losgeschlagen werden muß. — Von classischen Schäfereien, die allenthalben Absatz genug finden, ist hier nicht die Rede. —

Da nun Schaafzucht noch der einzige Artikel ist, wodurch Geld und Capital in der Klasse der größeren Gutsbesitzer in Umlauf kommt, und Wollproduktion jetzt den Hauptgegenstand unsers Activhandels ausmacht, so verdient sie wahrlich alle Ermunterung durch Wegräumung jedes Hindernisses, welches ihren Vortheil schmälert. Man darf also hoffen, daß die Wollausfuhr-Abgabe, welche unter diejenigen Artikel gehört, über welche des Königs Majestät die Ansichten und Wünsche der Provinzialstände vernehmen will, in vorzüglichen Betracht genommen sey, und daß vielleicht noch vor der Zeit der Wollmärkte ein Allerhöchster Beschluß darüber kund werde.

X.

Bemerkungen über die zur Rettung der Zeitpächter ländlicher Grundstücke zu ergreifenden Maaßregeln.

Veranlaßt durch den Aufsatz des Hrn Kammerrath Zimmermann, in den Mögl. Annal. Bd. 14. St. 2.

Vom

Herrn O—t.

Herr Kammerrath Zimmermann kömmt bei den im Abschnitt 5. des gedachten Aufsatzes, über die zur Erhaltung der Zeitpächter ländlicher Grundstücke angestellten sehr gründlichen Untersuchungen, zu dem Resultate: daß diese Erhaltung nur noch durch Aufhebung der bestehenden Pachtcontrakte zu erreichen sey.

Meiner Meinung nach ist indessen auch hierin weder Trost noch Hülfe für den redlichen, mit den zu seinem Fache nöthigen Kenntnissen versehenen

Pächter zu finden, denn solcher verwendet bei Annahme einer Pachtung sein Vermögen, oft noch fremde ihm von seinen in seine Redlichkeit Vertrauen setzenden Freunden anvertraute Capitalien, zur Verbesserung seines Pachtstücks und zur Vervollkommnung seines Viehstandes, in Hoffnung, die Früchte dieser Meliorationen nicht allein bis zum Schlusse seiner Pachtperiode, sondern auch noch, auf die Billigkeit seines Verpächters rechnend, im Laufe einer dereinstigen Pachtprolongation, zu genießen. Diesen kann die Aufhebung seines Pachtcontrakts nicht retten; er hat in der Regel nach seinem Contrakte für die Verbesserung seines Pachtstücks keine Vergütigung zu fordern; sein auf Meliorationen verwendetes Capital ist also für ihn verloren; die Verbesserungen seines Viehstandes reichen kaum hin, letzteren auf den bei Annahme der Pachtung gehabten Geldwerth zu erhalten; er kann also, aller Geldmittel zu anderweitigen Unternehmungen beraubt, von der Aufhebung seines Pachtverhältnisses keinen Gebrauch machen, da diese ihn in gewisses Elend stürzen würde, wogegen ihm bei Fortsetzung seiner Pacht die möglicherweise besser werdenden Zeiten noch immer die Hoffnung gewähren, sein Vermögen zu retten; er wird also, durch diese Hoffnung getrieben, in seiner Pachtung bis aufs äußerste aushalten, er wird, falls von Seiten seines Verpächters keine bil-

lige Schonung ihm zu Theil wird, alle erdenklichen Mittel zur Herbeischaffung seines Pachtzinses ergreifen, er wird Wirthschafts-Erträgnisse künftiger Jahre anticipiren, sein Inventarium nach und nach versilbern, sein Betriebscapital hingeben, und nur mit gänzlich nothgedrungener Deterioration seines Pachtstücks zu seinem und seines Verpächters Nachtheil dann erst weichen, wenn alle Mittel zur Rettung seines und seiner Gläubiger Vermögen gänzlich erschöpft sind.

Nach Obigem kann also weder die Rettung des Pächters, noch die allgemeine Wohlfarth durch Aufhebung der Pachtcontrakte gefördert werden; vielleicht ließe sich jedoch diese Maaßregel durch folgende Modifikationen ausführbarer machen.

Wenn nämlich dem Pächter bei seinem freiwilligen Abzuge sämmtliche Meliorationen, besonders aber die durch ihn vermehrte Kraft des Bodens, sey solche durch vermehrte Düngerausfuhr, oder durch Dreischliegen des Ackers bewirkt, vergütigt würden; wenn ferner demselben freie Disposition über sein Superinventarium gestattet, und die in vielen Pachtcontrakten, besonders bei den Domainen, enthaltene Verpflichtung, das Superinventarium für die Taxe zurück zu lassen, in diesem Falle aufgehoben würde, zumal da besonders bei Schäfereien der durch Kunst und Capital erzeugte Werth derselben schwerlich durch

gewöhnliche Taxanten richtig gewürdigt werden dürfte. Hierdurch wäre der Pächter in den Stand gesetzt, anderweitig sein Geschäft fortzusetzen und ihm also so viel als thunlich geholfen.

Doch keinesweges würde der Grundbesitzer dadurch gewinnen, dieser verliert einen tüchtigen Pächter und kann mit Grund nicht erwarten, durch anderweitige Verpachtung seines Grundstücks die dem alten Pächter unerschwingliche Pachtsumme für die Zukunft zu erhalten.

Sollte es demnach nicht am rathsamsten seyn, die zur allgemeinen Wohlfarth und zur Erhaltung der Pächter in gegenwärtigen Zeiten so dringend nothwendig gewordene Ermäßigung des in besseren Zeiten stipulirten Pachtzinses gegenseitiger Billigkeit zu überlassen? mich dünkt dieses nicht so schwierig. Denn da dem Pächter ein Recht zur Forderung eines Erlasses schwerlich zusteht, so wird er gewiß jede ihm vom Verpächter vergönnte Pachtermäßigung mit Dank annehmen, und erforderlichenfalls sich verpflichten, seinem Retter in der Noth dieses Opfer beim etwanigen Eintritt besserer Zeiten wiederum zu vergütigen; dadurch wird er nicht nur selbst erhalten werden, sondern er wird auch jede Deterioration seines Pachtstücks gerne vermeiden, und also durch gegenseitige Billigkeit das Interesse des Grundbesitzers und des Pächters, so wie auch

in dieser Hinsicht die allgemeine Wohlfarth am ersten befördert werden *).

---

*) Es wäre wohl zu wünschen, daß dieser eben so billige, als bei gegenwärtigen Zeitumständen dem Interesse beider Theile, des Verpächters und des Pächters, entsprechende Vorschlag berücksichtigt würde.
d. R.

XI.

Erklärung des Herrn Bernhard Petri zu Theresienfelde.

Ich werde mit sehr vielen Zuschriften in Betreff meines Düngersystems — und Anfragen wegen der von mir entdeckten neuen Futterpflanze beehrt; ich erkläre hierauf im Allgemeinen:

Meine Schrift (betitelt: die wahre Philosophie des Ackerbaues, oder ein auf die Erhöhung des Grundeigenthums gestütztes, ganz neues Düngersystem, von Bernhard Petri. Wien, 1824.) stellt bekanntlich zwei Hauptgrundsätze auf, worauf mein ganzes System beruht, nämlich:

a) die Verflüchtigung der Gaße bei dem Gährungsprozeß des Düngers durch einen wenigstens eben so schweren Gewichtszusatz von alkalischer oder kohlensaurer Erde, wodurch die Düngermasse zugleich

an Gewicht verdoppelt wird, zu verhindern *), so daß die Hälfte des Mistgewichtes, ehe solcher Dünger wird, durch die Verdunstung der Gaße, nicht entweichen kann. Zehn Centner meines fertigen Düngers enthalten daher, mit Inbegriff des Gewichts der mit alkalischer oder kohlensaurer Bestandtheile geschwängerten Erde, eben so viele Kraftstoffe, als das ursprüngliche Gewicht des gewöhnlichen ausgedunsteten Düngers, welches auch comparative Versuche im Großen — die mehr als alle gewagten Theorien entscheiden — bestätigten; oder mit andern Worten: durch mein Düngersystem kann der Landwirth mit der nämlichen Zahl von Nutzvieh doppelt so viel Düngerkraft bewerkstelligen, als durch das gewöhnliche Verfahren, d. h. mit 10 Stück Nutzvieh eben so viel Dünger gewinnen, als bisher noch mit 20 Stück gewonnen wurde.

b) Die Verwendungsart meines Düngers hat aber den Zweck, das ganze Düngercapital, statt wie gewöhnlich in sechs, in einem Jahre hereinzubringen, welches durch folgendes Beispiel erläutert wird:

Gesetzt daß nach der gewöhnlichen Manipula-

---

*) Dieses Verfahren ist keinesweges neu, sondern bei verständigen Landwirthen alt. Man sehe was unser geliebter Vater schon oft und neuerlichst in dem eilften Bande der Annalen pag. 80 und 87 darüber gesagt hat. d. R.

tion 30 Fuhren oder 300 Centner Dünger erforderlich sind, ein Joch Land zu düngen, und daß das im Dünger steckende Capital nach dieser Eintheilung in sechs Jahren durch die Produktion hereingebracht wird. —

Nach meinem System erhalten 30 Fuhren oder 300 Centner Mist einen Zusetz von wenigstens 300 Centner Mergelerde (hat man keine kohlensaure Erde, so schwängert man andere Ackererde mit etlichen Procent Holzasche oder dergleichen Surrogate). Diese 600 Centner als Dünger sind hinreichend um auf wenigstens sechs Joch (p. Joch à 1600 Quadratklafter, 10 Fuhren oder 100 Ctr. gerechnet) vertheilt, und zugleich in Berührung mit dem Saamen eingebauet zu werden.

Diese sechs Joch rentiren in einem Jahr an vermehrter Produktion zuverlässig allerwenigstens die nämliche Quantität an Früchten, als nach dem gewöhnlichen System ein Joch Land von gleicher Güte und unter gleichen Umständen erst in sechs Jahren abwerfen wird *), und es bleibt noch ein sehr bedeutender Ueberschuß von humosen unzersetzten Thei-

---

*) Ich mag die Wichtigkeit dieses Düngersystems durch keine voreilige und gewagte Schlüsse, die noch nicht durch hinlängliche Versuche außer Zweifel gesetzt worden sind, verfechten, daher begnüge ich mich vorläufig mit dieser Angabe. d. V.

len in der Ackerkrume für folgende Ernten davon übrig, dessen wirkliche Existenz sich gleich dadurch sichtbar beurkundet, daß wenn nach der Ernte die Stoppeln gestürzt werden, alle jene Aecker, die mit meinem Düngepulver begütet wurden, gegen die ungedüngten durch ein sehr üppiges Grün sich schnell kennbar machen. —

Comparative Versuche mit fünf Centner verkleinerten, gewöhnlichen Dünger, haben auf ein Joch Land von 1600 Quadratklafter nicht die Hälfte der Produktion geliefert, als 10 Centner meines Düngerpulvers, wahrscheinlich theils aus Mangel an Kraftstoffen, theils auch, weil die Masse des Düngers, wegen ihrer Unzulänglichkeit, nicht hinreichend vertheilt werden werden konnte. Ueberhaupt ist die Wirkung des Düngers um so schneller, je mehr solcher verkleinert und in diesem Zustande vom Wasser aufgelöst werden kann; denn je feiner zertheilt die Bestandtheile des Düngers sind, je größer ist die Gewalt der Anziehung, die sie unter sich und gegen das Wasser äußern; je gröber hingegen diese Bestandtheile sind, je mehr entfernen sie sich von diesem Zwecke, indem die Wirksamkeit eines jeden Düngermaterials um so größer, je auflöslicher dasselbe im Wasser ist, oder je schneller solches durch die Gährung oder die Oxydation in diesen Zustand versetzt wird.

Die Wirkungen der reinen Holzasche, der zu

Pottasche ausgelaugten und der Seifensiederasche habe ich gegen jene der kohlensauren Erde, des Mergels, jederzeit überwiegend gefunden. Es treffen in der Holz- und Seifensiederasche ꝛc. eine Menge nährender Stoffe zusammen, welche positive Pflanzennahrung sind. Asche mit Mergel in einem gewissen Verhältniß vermischt, leistet eine vortreffliche Wirkung unter dem Dünger, die den Gebrauch des alleinigen Mergels übertrifft, so außerordentlich wirksam derselbe sich auch mit dem Dünger allein verbunden in seinen Wirkungen beweiset, und vermöge seinen Bestandtheilen auch beweisen muß.

Diese Angaben stützen sich auf Beobachtungen, die seit einigen Jahren schon ziemlich ins Große getrieben werden. So machte ich z. B. im Jahre 1823 folgende comparative Versuche. a) Mit 9 Joch Wurzelgewächsen: es zeigte sich, daß besonders die Erdäpfel eine auffallende Größe von diesem Dünger erreichten. b) Mit 5 Joch Gerste: diese war zwar sehr schön, aber von allen Versuchen meinen Wünschen am wenigsten entsprechend. c) Auf einer Haferbreite von 420 Joch wurden 20 Joch damit belauget; der Erfolg davon war außerordentlich günstig. d) In einem Boden, der ganz ausgetragen war, wurden $36\frac{1}{2}$ Joch Hirse comparativ mit eben so viel Ackerland, das vier Jahre als Weideland gelegen hatte, damit p. Joch 100 Ctr. bedüngt; das Resultat fiel ganz zum Vortheil dieses Düngers aus,

obgleich der Anbau des gedüngten Bodens um 14 Tage später, als auf dem neu umgeackerten Lande, statt finden konnte. e) Endlich wurden 17 Joch Esparsette, gegen eben so viel zu Weide bestimmtes Land angebaut: hier zeigte sich die Wirkung dieses Düngers in ihrem schönsten Licht.

Jede gegründete Belehrung, die sich auf Erfahrungen stützt, soll mir sehr willkommen seyn, indem ich einen zweiten Theil über diesen Gegenstand, der hauptsächlich das praktische Fach und manche dunkle Stellen des ersten Bändchens, die umständlicher und faßlicher zergliedert werden müssen, unter der Feder habe, wozu ich diese Materialien benutzen könnte.

Was nun die von mir entdeckte einträgliche, perennirende, in gutem und schlechtem Boden fortwuchernde Futterpflanze betrifft, so ist es nicht die Urtica dioica, die ja bloß in einem humosen Boden gedeihet, aber nicht die Hälfte des Ertrages von meiner neuen Futterpflanze abwirft. Auch ist es kein Humulus, noch eine Clematis ꝛc. Meine Futterpflanze wächst wild auf Ebenen, Bergen und Thälern, in einem kalten und wärmern Klima; sie gedeihet in den extremsten Klimaten Europas. Es ist noch eine kleine Geduld nothwendig, ehe ich das Nähere bekannt machen kann *).

---

*) Der Ton, mit welchem Herr Petri dieser seiner Entdeckung erwähnt hat, und die Eigenthümlichkeit der

Pflanze, alle nur mögliche Vortrefflichkeiten eines Futterkrautes in sich zu fassen, macht uns gegen diese Entdeckung eben so mißtrauisch, als gegen die von ihm gemachte Erfindung einer Ackermaschine, mit welcher man, ohne Zugvieh, täglich 2 Joch, — circa 4½ Magd. Morgen — Land tief zu ackern, oder wenigstens 8 Joch, — circa 18 Magd. Morgen — anzusäen, einzuarbeiten und einzustreichen im Stande ist. d. R.

XII.

Quartalsbericht vom 15ten Januer 1825.

Vom

Staatsrath Thaer.

Witterung und ihr Einfluß.

Nach dem Schlusse des vorigen Quartalberichts vom 16ten October 1824 nahm die regnigte Periode (die Anfangs doch nicht alle Gegenden traf, denn zu Ende Octobers klagte man in Schlesien noch über Dürre) ihren Anfang. Mit dem November gesellten sich Stürme zu den Regengüssen, hier und da mit Gewitterschlägen und, der Angabe nach, mit Erderschütterungen begleitet. Nun entstanden zuerst die ungeheuern Fluthen des Rheins, die so viel Unglück über bedeutende Landstrecken brachten und die man einem gewaltsamen Ausbruch verstopfter Quellen beimaß; dann die an der Nieder-Elbe, welche durch Deichbrüche viele Marschgegenden überschwemm-

ten, und die der Newa, welche Petersburg auf eine so schreckliche Weise unter Wasser setzte. Letztere wurden jedoch mehr durch den vom Sturm verhinderten Ausfluß des Wassers, als vom Zuströmen der Flüsse selbst bewirkt. An der Oder und Weichsel verspürte man keine ungewöhnliche Anschwellung; denn der ausgedorrete Boden ihrer Erdstriche zog und hielt das Wasser noch zu stark an sich, um diesen Strömen einen bedeutenden Zufluß zu gestatten.

Auf gleiche Weise hielten Regen und Stürme den ganzen December hindurch mit kurzen Unterbrechungen an. Oefterer trat aller Anschein einer Wetteränderung ein: der Himmel klärte sich auf, der Wind legte sich und zog sich etwas nördlich, das Barometer stieg schnell und hoch, das Thermometer fiel auf 0, das Wasser war überfroren; aber nach kaum 24 Stnnden trat Regen, dann Sturm wieder ein. Manchmal fiel das Barometer so schnell und tief, als es hoch gestiegen war, wieder herunter; zuweilen beharrete es aber auch auf einem hohen Stande bei Regen und Sturm. Die stärksten Stürme hatten wir hier am 21sten und 23sten December, einen fast noch heftigern aber kürzeren am 26sten Nachmittags mit Schlossen.

Der Wind blieb durchaus westlich, mehrentheils südwärts, und nur wenn sich der Sturm eben legte, wandte er sich etwas nördlich. Die Temperatur blieb im Verhältniß der Jahreszeit immer hoch, noch

Ende Decembers, selbst Morgens bei Sonnenaufgang, + 6 bis 7. Ihr niedrigster Stand war im December hier — $2\frac{1}{2}$, an andern Orten will man einmal — 7 bemerkt haben.

Auch das neue Jahr macht in diesem Witterungsgange keine Veränderung. Es fing mit heftigem Sturme an, und die ersten 4 Tage brachten starken Regen. Dann zeigte sich mehrmals die Aussicht zu klarem Wetter, der Wind ging nach Norden, das Barometer stieg schnell und hoch, es fror — aber bei allen Zeichen einer beständigen Witterung dauerte sie keine volle 24 Stunden, und es trat nach Windstößen wieder Regen ein. In manchen Gegenden haben sich Gewitter-Explosionen damit verbunden.

Diesseits der Pyrenäen und Alpen scheint diese Witterung allgemein gewesen zu seyn; jenseits derselben fast umgekehrt, kalt und trocken. Nach einer Nachricht muß ich vermuthen, daß auch das Riesengebirge einen Abschnitt gemacht und Schlesien weniger Regenfall gehabt habe.

Das ganze Jahr ist für unsere Gegenden wohl das feuchteste gewesen, welches wir seit 1816 gehabt haben, aber der Regenfall in den drei letzten Monaten ist ohne Zweifel der stärkste in diesem Jahrhundert. Ich vermag ihn nicht genau anzugeben, aber ich bin überzeugt, daß er hier wenigstens 18 Zoll in 3 Monaten betragen hat. Der Regen fiel

überdies so, daß er einzog, nicht in Fluthen ablief. Dennoch scheint unsere lockere Erdrinde noch nicht damit gesättigt zu seyn, denn sie giebt hier im flachen Lande den Quellen noch wenig Wasser ab. Unsere Landseen und Teiche, die zum Theil ganz, zum Theil bis auf ein Drittel ihrer vormaligen Fläche ausgetrocknet waren, haben sich ungefähr so viel gehoben, als der sie unmittelbar treffende Regenfall, nach Abzug der Verdunstung betragen mag, und unsere vormals wasserreiche Brunnen, die völlig vertrocknet waren, fangen nur eben an etwas Wasser wieder zu bekommen. In unsern Mergelgruben hat sich das Wasser noch immer versenkt, und es hat, alles Regens ungeachtet, mit der Arbeit fortgefahren werden können, wenn er einen Tag etwas nachließ. Die vormalige Bodenfeuchtigkeit ist also noch nicht ausgeglichen, und wir können eine noch längere Dauer der nassen Witterung erwarten.

So stark der Regenfall in den vier letzten Monaten des Jahrs 1821 war, so ist er doch gegen den diesjährigen nur schwach gewesen.

Auf allem durchlassenden Boden hat daher diese gewaltige Nässe den Saaten nicht geschadet und sogar ihre spätere Bestellung begünstigt. Man hat im December noch pflügen und den Acker befahren können. In den vormals so nöthigen Abzugsgräben, in den Fanggruben, die in Kesseln das Wasser aufnahmen, zeigt sich noch keins, und man mögte noch

immer fragen, wozu ihre Anlegung nütze. Die früheren Saaten sind sehr stark, haben wohl gelbe und angefaulte Blätter, aber der Stamm ist gesund und kräftig. Auch Raps und Rübsen sind unversehrt und hoch herangewachsen. Wunderbar ist das Begrünen aller Dreische und Kleefelder, die nur der nassen Witterung wegen mit Schaafen nicht behütet werden, in dieser Jahreszeit; man kann es zu Anfange Mai nicht schöner wünschen. Unumgebrochene Gerst-, Hafer-, Erbsen- und Wickenfelder haben sich ganz bestaudet. Man fürchtet nur nach grünen Weihnachten weiße Ostern.

Anders aber ist es auf undurchlassenden und verschlossenen Boden. Die Wintersaaten stehen wirklich im Wasser, die Furchen sind auf lettigem Boden zugeschwemmt, die Ackerkrume ist zu Schlamm geworden. Den früheren Roggen hält man hier für verloren, denn der Stamm ist schon angefault; Weitzen widersteht noch; Rapsfelder stinken von Faulung, und nur die Unmöglichkeit auf den Acker zu kommen verhindert ihren Umbruch. Die spätere Saat ist nicht hoffnungsvoller, indem man von Tage zu Tage besseres Wetter erwartete, und endlich sich gedrungen fand, sie auf gut Glück einzuschmieren. Vorsichtigere Ackerbauer haben das Land für Sommerung liegen lassen.

Ueber den Zustand des Rindviehes haben wir bisher keine Klagen vernommen. Das Futter aus

den Scheunen zeigt sich aber an manchen Orten sehr dumpfig. Nicht selten trieb man nach Neujahr noch aus.

Obwohl den Schaafen eine so feuchte und trübe Luft sonst nicht zusagt, so findet man doch bis jetzt keine Merkmale eines schädlichen Einflusses. Zwar habe ich einige Nachrichten in diesem Monate erhalten, daß sich die Anthrax- oder Carbunkel-Krankheit in einigen Schäfereien geäußert habe, aber doch nicht häufig. Die Lammung geht, so viel wir hier erfahren, sehr glücklich, und es zeigt sich besonders kein Steifwerden der Lämmer. Dreher und Traber wollen Einige sehr viel bemerkt haben, aber es rührt nicht von der Witterung her, denn es ist nicht allgemein.

Unter den Pferden herrscht noch sehr die gefährliche Lungenentzündung. aber mehr unter solchen, die mit großer Sorgfalt behandelt werden, als unter den Ackerpferden.

Die Preise

bleiben nun bei uns fest auf dem niedrigen Standpunkte stehen, worauf sie einmal standen. In andern mit der Nordsee in Verbindung stehenden Gegenden haben sie mehr geschwankt, sind mehrmals gestiegen, wenn sich ein dumpfes Gerücht von hier oder da zu besorgenden Mangel verbreitete, aber auch wieder gefallen, wenn dieses Gerücht verscholl. Denn es giebt keine bedeutende Kornhändler mehr, die

über den wirklichen Zustand der Vorräthe genauere Erkundigungen einziehen, und sich nach deren Resultate einen consequenten Plan machen. (Vormals schickten besonders die englischen Handelshäuser scharfsichtige Reisende nach allen in Betracht kommenden Gegenden aus, um über den Ernte-Ertrag die möglichst genauesten Angaben zu sammeln und um danach ihre Spekulation einzurichten). Fünf Tage vor dem Termin war es in London noch zweifelhaft, ob die Häfen für die Gerste eröffnet werden würden oder nicht. Man hielt auf einigen kleineren englischen Märkten den Preis der Gerste künstlich herunter, und diese gaben den Ausschlag, obwohl sie in London weit über dem Normalpreise stand.

Ich habe nun seit 25 Jahren fast regelmäßig Quartalsberichte über die zeitigen landwirthschaftli- Verhältnisse geschrieben, und habe wechselsweise bald die Consumenten bald die Producenten zu trösten und zu beruhigen gehabt. So ziemlich sind meine Vermuthungen für die Zukunft eingetroffen, immer aber die Behauptung, daß es nicht so bleiben könne, wenn der Stand der Preise auf einen Punkt gestiegen oder gefallen war, der mit den Produktionskosten und dem Totalertrage der Ernten in keinem gerechten Verhältnisse stand.

Vor allem wird der Preis doch durch den Ertrag der Ernten — seitdem ein Weltmarkt für

das Getreide existirt, nicht durch den der einzelnen Gegenden, sondern den totalen aller der Länder, welche auf diesem Weltmarkte concurriren — bestimmt; wenn gleich andere Umstände zu Zeiten Einwirkung haben. Nun ist es tausendjährigen Erfahrungen nach unbezweifelt, daß eine Ordnung im Wechsel der reichen und dürftigen Ernten bestehe, und daß die schlechten Jahre die Vorräthe der guten consumiren. Denn noch immer ist das gewonnene und aufbewahrte Getreide zu Nutzen und Werthe gekommen, und keins, was nicht aus Unachtsamkeit verdorben war, ist weggeschüttet worden. In allen längeren Zeiträumen hat sich ein Gleichgewicht in der Produktion und Consumption gezeigt; auf Mangel und Theurung ist Ueberfluß und Wohlfeilheit und dann wieder umgekehrt gefolgt.

Seit Pharaos Traumgesichte her, nimmt man gewöhnlich doppelte siebenjährige oder 14jährige Perioden hierbei an, in welchen sich das Plus und Minus der Ernten ausgleicht. Nehmen wir den theils vergangenen theils bevorstehenden Zeitraum von 1816 — wo der Friede in Europa wiederhergestellt und der Landbau wieder in Ordnung war — bis 1830 an, so war

1816 entschiedener Mißwachs und Mangel;

1817 Winterung mittelmäßig, Sommerung sehr gut;

1818 sehr gut in Winterung, mttelmäßig in Sommerung;
1819 sehr gut in allen Gegenden, die nicht leicht an Dürre leiden, in letzteren nur schlecht in der Sommerung;
1820 überall sehr reich;
1821 mittelmäßig;
1822 reich in den meisten Gegenden, nur bei uns mittelmäßig;
1823 überschwenglich reich;
1824 in der Vegetation sehr üppig, aber des schlechten Erntewetters wegen in den meisten Gegenden im Ertrage noch zweifelhaft.

Von diesen 9 Jahren hat also eins ein großes Deficit, das andere ein mäßiges und nur in den östlichen Gegenden gehabt. Wir wollen sie daher als zwei Minusjahre annehmen. Das letztverflossene Jahr wollen wir an die Seite setzen, da sein Ergebniß im Ganzen noch nicht klar ist und der bisherige niedrige Stand der Preise vom Ueberschuß des vorigen Jahres herrührt. Wir haben also 6 reiche, darunter 3 überreiche, gegen 2 Mangeljahre gehabt. Was können wir also nach dem Calcül der Wahrscheinlichkeit von den noch übrigen 5 Jahren dieser angenommenen Periode erwarten? — Wenn 7 weiße und 7 schwarze Kugeln in ein Gefäß geworfen, und 2 schwarze und 6 weiße Kugeln her-

ausgezogen sind, in welchem Verhältnisse können wir wetten, daß die nächst herauszuziehende eine schwarze seyn werde? — Ich glaube, es wäre eine richtige Spekulation, wenn man das dreifache auf die schwarze Kugel oder auf ein schlechtes Erntejahr setzte — sicherer als irgend eine auf das Steigen oder Fallen der Papiere! Selbst alle Rücksicht auf das was oben über den Einfluß der Witterung auf die Vegetation gesagt worden, bei Seite gesetzt, ist Wahrscheinlichkeit einer für die jetzige Bevölkerung — welche ungefähr die gestiegene Landcultur aufwiegt — unzureichenden Ernte vorhanden, und dann wird der Ueberschuß des vorvorigen Jahres leicht erschöpft seyn, und die Preise werden wenigstens wieder ins Gleichgewicht mit den Produktionskosten und mit dem Grundwerth des Landes kommen. Gewiß ist das freilich nicht, aber nur nach Wahrscheinlichkeit kann der Mensch in der Sinnenwelt handeln.

Statt dessen, was ich über die Preise der Wolle und ihren wahrscheinlichen Stand auf den diesjährigen Wollmärkten sagen könnte, lasse ich folgendes eben erhaltene Schreiben eines der ersten Wollhändler — der zugleich Gutsherr und Schaafzüchter ist — mit dessen Genehmigung einrücken, weil nichts die gegenwärtigen Verhältnrsse unserer Wollproduktion überhaupt klarer ins Licht stellen kann.

Schreiben des Herrn Maximilian Speck an den Staatsrath Thaer.

Leipzig, den 3. Januar 1825.

Seit langer Zeit entbehre ich die Ehre ihrer mündlichen und schriftlichen Mittheilungen.

Meine Geschäfte im Auslande hielten mich ab, vergangenes Frühjahr nach Berlin zu kommen, und nur seit kurzem wieder hier eingetroffen, benutze ich den ersten ruhigen Augenblick, mich in ihr freundschaftliches Andenken zurückzurufen.

Vor einigen Wochen las ich in den ökonomischen Neuigkeiten Nr. 88. den Artikel 263, welcher einiges Interesse für mich hat, da ich schon früher etwas über die Nazer Schäferei gesagt habe, worauf in Nr. 81. pag. 647 eine Antwort erfolgte. Da aber bei dem Zusatze ein Irrthum obwaltet, so wünschte ich wohl, solches durch ihre belehrenden Möglinschen Annalen berichtigt zu sehen.

Die Nazer Wolle wurde dieses Jahr, kalt gewaschen, pr. Kilogramme verkauft zu 24 Fr. 20 Ct.

Ich verkaufte dieses Jahr, wie die pariser Facturen darüber bei mir eingesehen werden können, die Electoralwolle von der Lützschenaer Schäferei, und nicht von mehreren Schäfereien herausgezogen, in Paris, mit

24 Fr. 20 Ct.

nicht so guter Wäsche wie voriges Jahr, zu . . . . 31 . — .

folglich zu 6 Fr. 80 Ct.

oder $28\frac{1}{10}$ p. C. höher als die Nazer Wolle.

Für die Prima von derselben Heerde erhielt ich 20 Fr., welche nach unserm Gelde hier in Wechselzahlung betragen,

für die Electoralwolle, der Ctr. zu 110 Pfd., 420 rtl.

für die Primawolle, ... 270 .

Ich halte es für einen wesentlichen Irrthum, wenn man, wie es hier der Fall ist, den Werth eines Produkts gegen das andere vergleichen will, die Fracht, den Zoll ꝛc. von hier nach Paris zuvor abzieht, wie es in diesem Zusatze bei der Nazer Wolle pag. 647 geschehen ist.

In dem Aufsatze pag. 700 sagt der Vertheidiger der Nazer Wolle: „Bei dem hohen Einfuhrzoll läßt sich mit Recht annehmen, daß die französischen Fabriken nur sächsische Wolle von höchster Qualität vortheilhaft kaufen und verwenden können." Ich kann Ihnen aber zu jeder Stunde durch meine Bücher beweisen, daß ich in Sedan, Paris und Louviers bei weitem mehr Primawolle zu 18 bis 20 Fr. als Electoralwolle anbringe.

Es ist auffallend, wie sehr Primawolle gegen Electoral in Rücksicht des Preises im Mißverhältniß steht! Daher ist es wohl Mühe und Anstrengung

lohnend, seine Heerde auf die höchste Stufe der Feinheit und Veredlung zu bringen.

Herr Ternaux in Paris hat auch dieses Jahr eine kleine Heerde Böcke und Muttervieh aus hiesiger Gegend gekauft und nach Frankreich abführen lassen. Hiernach uud nach den Preisen, die man dort für unsere Electoralwolle anlegt, zu urtheilen, muß doch die höchste Veredlung in Frankreich noch nicht so weit wie in Deutschland seyn?

Mein Agent in Paris schrieb mir noch unter dem 18ten December a. p. „Schöne sächsische Electoral und Prima ist anhaltend gesucht und stets der französischen Merinos von den Fabrikanten vorgezogen. Letztere wurde dieses Jahr zu 22, 24 bis 26 Fr. pr. Kilogramm mit 6 p. C. Sconto und zahlbar in 3 Monatsbriefen verkauft, und diese Wolle ist warm gewaschen! — Ich lege Ihnen noch hier die neue Ordonnanz vor, welche in Paris am 20sten December a. p. erschienen ist, wodurch die Einfuhr der ordinairen Wollen

auf 13 rtl. pr. Ctr. für kalt gewaschene Wolle und

auf 14 rtl. pr. Ctr. für warm gewaschene Wolle festgesetzt worden ist, und wonach es nun ganz unmöglich, in dieser Gattung etwas dahin einzuführen *). Auf superfeine Wolle wird dies, wie man

---

*) Es war mir anfangs unerklärbar, wie in den Zeitungen von einer Erhöhung der Abgabe in Frankreich

in Paris ganz der Meinung ist, gar keinen Einfluß haben, indem solche durch keine französische ersetzt werden kann."

Mit Freuden bemerke ich, wie schnell in allen preußischen Staaten die höchste Veredlung der Wolle

---

auf eingeführte Wolle die Rede seyn konnte, da nach der Verordnung vom 14ten Mai 1823 die mittel- und hochfeine Wolle mit mehr als das doppelte der hier angegebenen Sätze schon belegt war. Aber die neue Erhöhung bezieht sich lediglich auf die Laines Communes, die sonst kalt gewaschen nur 75 Fr., warm gewaschen 80 Fr. pr. 100 Kilogramm (205 Pfd.) zahlten. Die hochfeine Wolle bleibt bei dem vorigen Satze von 200 Fr. kalt und 240 Fr. warm gewaschen stehen, zur größten Belastung der Feintuch-Manufakturen. Gemeine Wolle wird nur aus der Levante und Afrika, nicht aus Deutschland, dort eingeführt, und vormals hatte Frankreich davon eine bedeutende Ausfuhr nach England, welche jetzt, nachdem dieses die Abgabe sehr weislich aufgehoben hat, wieder gehen könnte. Da Frankreich nun aber keine gröbere Wolle mehr ziehen kann, und seine inländische wohl selbst verbraucht, so wird unsere gröbere und Mittelwolle dadurch einen um so stärkern Zug nach England bekommen, und jene höhere Impostirung uns sogar vortheilhaft seyn, so wie uns die hohe der feinen Wolle durchaus nicht nachtheilig ist, sondern ganz von den französischen Fabriken bezahlt werden muß, die sie nicht entbehren können.

Thaer.

vorschreitet. Nicht allein der weise Entschluß der Regierung, welche vor circa 14 Jahren das Verbot der Wollausfuhr aufhob, hat dieses bewirkt, sondern auch Ihre außerordentliche Thätigkeit und Belehrung für diesen höchst nutzbaren Zweig der Landwirthschaft, wodurch jetzt Preußen jährlich mehrere Millionen Thaler in das Land zieht, was sonst nicht der Fall war. Denn vor circa 24 Jahren verkaufte ich noch an die Königl. Tuchfabrik in Berlin sächsische superfeine, sortirte Wolle, so wie es auch damals mit den K. K. österreichischen Staaten der Fall war, wo mein Haus bedeutenden Absatz sächsischer feinen Wollen in Brünn hatte. Dies hat längst aufgehört, beide Länder sind seit einiger Zeit in der hochveredelten Schaafzucht gefährliche Rivale von Sachsen geworden, und dieser Eifer für die höchste Vollkommenheit läßt nicht nach, sondern vermehrt sich vielmehr bei Ihnen und in Oesterreich, wo man jetzt mit ganz andern, bessern Ansichten in der Veredlung zu Werke geht als sonst, und wo man weiß daß eine feine Wolle ohne edle Eigenschaften noch nicht das Vollkommenste ist. Seit unserm letzten Wollconvent, wo sich die Herren Schaafzüchter und Wollhändler so offen und freundlich in ihren Mittheilungen entgegen kamen, haben sich die Ansichten über die bessern, edleren Eigenschaften fester gestellt, und die guten Folgen davon zeigen sich schon mehr und mehr.

Wir erzeugen allerdings feinere Wolle als die feinste national-spanische, haben aber die vollendetste Veredlung bei unsern Schäfereien noch nicht ganz erreicht, und dies ist doch das Ziel, nach welchem wir alle streben sollten.

Mit der größten Veredlung muß auch die Behandlung, Pflege und Aufmerksamkeit in der Fütterung und Weide vergrößert werden. Unsere gewöhnlichen Schäfer sind leider für solche Einrichtung noch zurück, und verstehen nicht einmal Erfahrungen zweckmäßig anzuwenden. Wir müssen auf die Vermehrung der veredelten Schaafe unermüdet hinarbeiten, wenn wir nicht von den Nachbarstaaten erreicht und übertroffen werden wollen. Den nördlichen Ländern, wie z. B. Rußland, hat es nur bis jetzt an erfahrnen Schaafzüchtern und zweckmäßigen Einrichtungen für feine Stammschäfereien und für ein richtiges Ackerbausystem gefehlt, um wie wir in der veredelten Schaafzucht vorwärts zu schreiten, und dadurch dem Staate eine Quelle zu öffnen, welche diesem großen Reiche ungeheure Summen baares Geld ins Land bringen und einer der besten Zweige seines Activhandels werden würde.

Auch keine Periode wäre wohl günstiger als die jetzige, um diese großen Verfeinerungs- und Veredlungs-Fortschritte zu machen, da das Getreide so wenig Absatz findet und immer mehr sinkt!

Wir

Wie höchst wichtig auch unser Platz seit 20 Jahren für den Handel mit ausländischer Wolle geworden ist, lege ich Ihnen durch eine gedrängte Uebersicht dar. Zu jener Zeit wurden jährlich höchstens 30 bis 35,000 Stein Wolle aus andern Ländern hier eingeführt. Ich habe dieses Jahr allein über 29,000 Stein böhmische, mährische und ungarische Wolle gekauft, und außer meinem Hause befinden sich noch gegen 10 thätige Wollhandlungen hier. Wie groß ist aber auch seitdem der Wollabsatz nach England, den Niederlanden ꝛc. geworden, und wie groß sind nicht seitdem die Bedürfnisse in allen Ländern in wollenen Stoffen aller Art!

Lassen Sie uns daher alle unsere Freunde auffordern, diesen Erwerbszweig immer mehr zu vervollkommnen, wodurch wir jetzt nur fast allein in der Landwirthschaft unsere Geldbedürfnisse erhalten.

Auch für die kommende Schur öffnen sich wieder die besten Aussichten für hohe Wollpreise. Nirgends finden sich mehr Vorräthe von extrafeinen Wollen, und da auch diese Neujahrsmesse hier nichts von ganz feinen Wollen mit guten Eigenschaften zu haben war und doch Bestellungen da waren, so mußte man die Mittelgattungen, welche durch Zwischenhändler hierher gebracht wurden, wohl über 4000 Centner, mit 10 bis 15 p. C. theurer als früher kaufen.

In den österreichischen Staaten sind schon viele Contrakte für kommende Schur geschlossen worden, und ich gebe selbst bei einigen 20 bis 25 p. C. mehr, wo ich sehe, daß die Veredlung mit Eifer und Sachkenntniß betrieben wird.

Meistbietender Schaafvieh-Verkauf in Möglin am 16ten und 17ten Mai 1825.

Bekanntlich verkaufte ich meine jungen Böcke bisher auf die Weise: daß ich ungefähr auf die Hälfte derselben Bestellungen zur 1sten Classe à 50 Rthlr. annahm, und dann einen Tag ansetzte, von welchem an die Besteller sich ihre Stücke aus dem ganzen Haufen auswählen konnten. Nun aber erschienen alle Besteller, selbst oder durch Beauftragte, an diesem ersten Tage zugleich, und so konnte es nicht fehlen, daß viele auf einen und denselben Bock verfielen, und daß selten einer vorgeführt wurde, den nicht mehrere begehrten. Hier war kein anderes Mittel die Anforderungen zu entscheiden, als das Loos, welches sich denn auch alle gefallen ließen. Da traf aber nicht selten der Fall ein, daß Einer zwanzig und mehrere Male vergeblich loosete, mithin keins der Thiere erhielt, welches er sich ausgesucht

hatte, und sich zuletzt mit solchen begnügen mußte, die nicht ganz seinen Beifall hatten.

Ich bin daher von Vielen angegangen worden, meine vollbürtigen Zuchtböcke nur meistbietend zu verkaufen, und habe mich für dieses Jahr dazu entschlossen. Es sind also gar keine Bestellungen angenommen, und können keine angenommen werden, sondern alle Böcke. die ich abzustehen habe, kommen in die Auction. Diese soll am 16ten und 17ten Mai in Möglin abgehalten werden.

Damit jedoch jeder diese Thiere genauer untersuchen, und wenn er an jenen Tagen herzukommen verhindert würde, auf die von ihm gewählten, Commission geben könne, so sollen sie vom 1sten Mai an, mit ihren unwandelbaren Nummern bezeichnet, zur genauen Besichtigung bereit stehen, auch einem jeden, der es verlangt, unsere Bonitirungs-Liste, hinsichtlich der Feinheit und des Charakters der Wolle, die wir jedoch der eigenen Prüfung überlassen, vorgelegt werden.

Da die Zahl gegen 160 Stück beträgt, die natürlich von verschiedener Qualität, aber sämmtlich von reiner streng ausgewählter Abkunft sind, so werden alle Käufer zu billigen Preisen befriedigt werden können. Der Einsatz wird ohne Unterschied 15 Rthlr. seyn, und sie werden zu jedem höchsten Gebote darüber zugeschlagen.

Zugleich werde ich gegen 200 Stück Mutter-

schaafe meines Stammes in Kabeln von 10 und von 5 Stück meistbietend verkaufen, wozu mich der immer glücklichere Erfolg meiner Anzucht in den Stand setzt. Dies sind theils alte, theils junge Thiere, und sie werden nach dem Alter in Kabeln gesetzt. Die Alten waren sämmtlich ausgezeichnete Thiere, und sind besonders als Stamm-Mütter trefflicher Nachkommen beibehalten. Da sie nun aber durch diese ersetzt werden, so will ich sie abstehen. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß diese alten Thiere nur für diejenigen passend sind, die ihnen eine besondere Pflege angedeihen lassen können, und ihren Lämmern, wenn es nöthig scheint, Ammen geben wollen. Nur so können sie noch mehrere Lämmer bringen, einem nachlässigen Schäfer anvertraut, würden sie bald untergehen. Die Jungen sind zwar solche, die von dem Charakter, welchen ich mir zum Ziele gesetzt habe, etwas abweichen, aber von demselben reinen Stamme, mithin nicht, wie es so oft der Fall ist, zusammengekauft sind, und werden nur des Ueberflusses wegen abgestanden.

Außer der Ohrnummer, die sie als Lämmer erhielten, wird ihnen die Nummer der Kabel, worin sie gesetzt sind, angehangen, und sie können ebenfalls von der Mitte Aprils an untersucht werden.

Die Böcke können gegen baare Zahlung sogleich nach der Auction mit der Wolle verabfolgt werden, der Käufer kann sie aber auch bis Ende

Juni, nach dem Berliner Wollmarkt, stehen lassen, wenn er c. c. ein Viertel des Kaufgeldes erlegt. Dann werden sie aber mit der Heerde geschoren, und mir verbleibt die Wolle, wofür ich die gute Haltung und das Risiko bis dahin übernehme. Mit Ende Juni müssen sie aber auf jeden Fall abgeholt seyn, sonst bin ich berechtigt, mit Verfall des Angeldes, anderweitig darüber zu disponiren. Das Risiko übernehme ich auf jeden Fall nur bis zur Ablieferung und bis zu diesem Termin.

Die Mutterschaafe bleiben wenigstens bis Mitte Juni hier, weil sie ihre Lämmer noch nicht sämmtlich abgesäugt haben. Sie werden also ohne die Wolle verkauft, wogegen ich ebenfalls bis Ende Juni oder bis zur Ablieferung ihre gute Haltung und das Risiko übernehme. Gegen eine Verwechselung während ihres Hierbleibens sichert die Ohrnummer und die strenge Ordnung in meiner Schäferei. Ein angemessenes Angeld muß aber auch sogleich darauf bezahlt werden. wenn der Kauf als abgeschlossen angesehen werden soll. Unangenehme Erfahrungen nöthigen mich, auf diese Bedingungen ohne alle Ausnahme zu halten.

Commissionen auf nach der Nummer bestimmte Thiere und mit einem bestimmten Maximum haben folgende meiner Herren Nachbaren übernehmen zu wollen sich gefälligst erklärt:

Herr Baron v. Eckartstein auf Prötzel,

Herr Oekonomie-Direktor Koppe zu Reichenow,
Herr Baron v. Tettenborn auf Reichenberg,
Herr Rendant Moritz zu Frankenfelde,
Herr Oberamtmann Mentzel zu Friedrichsaue,
Herr Gildemeister zu Rosengarten bei Frankfurt.

Desgleichen die auf der hiesigen Akademie sich aufhaltenden

Herren v. Nieczkowski,
Herr Coqui aus Magdeburg,
Herr v. d. Osten, aus Plathe in Pommern,
Herr Neumann aus der Priegnitz,
Herr Baron v. Schönaich aus Preußen,
Herr Bethe aus Berlin.

Die sämmtlichen Thiere haben die Pocken überstanden.

Nie hat sich in meiner Schäferei ein Traber oder Gnubber gezeigt, und da dieses jetzt zu den Ausnahmen von der Regel zu gehören scheint, so fordere ich alle, welche meine Schäferei genau beobachtet, und besonders die Herren, welche seit 1812 die hiesige akademische Lehranstalt besucht, und ein scharfes Auge auf die Schäferei gerichtet haben, hierdurch auf, es anzuzeigen und bekannt zu machen, wenn sie das Gegentheil gesehen oder erfahren hätten.

Es wird mir an diesen und den folgenden Tagen angenehm seyn, von allen Schaaf- und Wollkennern, die auch nicht kauflustig sind, Be-

suche zu erhalten, indem sich viele Veranlassung zu gegenseitigen Mittheilungen über Schaafzucht finden wird.

Der Anfang der Auction wird präcise um 10 Uhr Vormittags seyn, und Nachmittags wird sie fortgesetzt werden. Von Berlin ab muß man sieben Stunden auf den Weg rechnen, in den benachbarten Städten Wrietzen und Freienwalde sind immer Quartiere zu haben.

Möglin, den 14ten Januar 1825.

Thaer.

Ackerwerkzeuge.

Die Mögliner Wirthschafts-Administration besorgt ferner auf postfrei eingegangene Bestellungen, mit Beilage wenigstens eines Theils des Betrages, nachbenannte Ackerwerkzeuge.

1	eilfschaariger Grubber oder sogenannter Extirpator	28	rtl.
1	neunschaariger dito	23	"
1	siebenschaariger dito	18	"
1	Baileyscher Pflug	16	"
1	doppelter Streichbrettspflug mit beweglichen Streichbrettern zu Wasserfurchen und hoher Anhäufung	18	"
1	Reihenzieher	6	"
1	Anhäufel-Pflug	10	"
1	Schaufel-Pflug mit 3 Schaaren	10	"
1	Bohnendriller	8	"
1	Rübsaatdriller	9	"
1	Kartoffelheber	1	" 16 ggr.

Der Preis hat gegen vormals herabgesetzt werden können, weil der jetzige Schmidt nicht nur geschickter, sondern auch billiger, und das Eisen etwas wohlfeiler geworden ist. Die nöthige Emballage ist in dem Preise mit eingeschlossen. Die Administra-

tion übernimmt die Besorgung blos aus Gefälligkeit und um dem hiesigen Gestellmacher und Schmidt beständige Arbeit zu verschaffen. Um so weniger kann aber etwas ohne baare Bezahlung verabfolgt werden, indem der Administration mehrmals Verlust daraus erwachsen ist. Selbige ist auch erbötig, die Fracht nach Berlin zu besorgen, wenn ihr ein Haus daselbst angegeben wird, wo die Sachen abgegeben werden können, und das darauf restirende unweigerlich bezahlt wird. Nach Wrietzen können die Sachen franco hingeschafft werden, wenn man sich wegen der fernern Versendung und Bezahlung an den Kaufmann Herrn Paetsch wendet. Die Administration wird die Werkzeuge immer erst hinsichtlich ihrer richtigen Verhältnisse und Stellung probieren.

Modelle aller Art, so wie auch Häcksel-Maschinen nach Lasteri'scher Art und Kartoffel-Schneidemühlen im Großen werden hier von dem Mechanikus Müller vorzüglich gut und dauerhaft verfertigt. Man bittet aber sich deshalb an ihn selbst zu wenden.

Anzeiger.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Anweisung allerlei Flächen, als Felder, Wiesen, Gärten, Teiche und dergl. nach einer leichten und zuverlässigen Methode zu vermessen und zu berechnen. Für Oekonomen, Güter-, Feld- und Gartenbesitzer, Bauleute und dergl. Mit 3 Kupfern. Zweite verbesserte Auflage. broch. 12½ sgr.

Praktischer Unterricht im Nivelliren oder Messen der Höhen, mit einer leicht und wohlfeil zu verfertigenden neuen Kanalwage oder mit Stangen nach der Fläche eines stehenden Wassers. Selbst ohne mathematische Vorkenntnisse leicht ausführbar bei Wasserbauen, Wasserleitungen aller Art, Ent- und Bewässerungen und in allen andern nöthigen Fällen. Für Oekonomen, Guts-, Garten- und Hausbesitzer, Müller und Inhaber von Wasserwerken, Ortsvorgesetzte, Bauleute und alle diejenigen, welche bei irgend einem Wasserbaue interessirt und beauftragt sind. Mit 3 Kupfern. broch. 15 sgr.

Unterweisung, wie auf eine leichte und sichere Art Kalksteine, Mergel, Gyps, Torf, Stein- und Braunkohlen aufzufinden und zu gewinnen sind. Nach vielen Erfahrungen entworfen. Mit 3 illum. Kupfern. broch. 15 sgr.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermanns Taschenbuch der Reisen, herausgegeben von Johann Gottfried Sommer, Verfasser des Gemäldes der physischen Welt. Dritter Jahrgang. Mit 5 Kupfertafeln. 1825. 12. Stark 19½ Bogen. Preis 2 rtl.

1823 oder 1ster Jahrgang. Mit 4 Kupfertafeln und 1 Karte. 18½ Bogen stark. Preis 2 rtl.
1824 oder 2ter Jahrgang. Mit 5 Kupfertafeln und 1 Karte. 19½ Bogen. Preis 2 rtl.

Gemälde der physischen Welt oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet von Johann Gottfried Sommer, Professor am Conservatorium der Tonkunst zu Prag. Fünfter Band. Geschichte der Erdoberfläche. Mit 5 Kupfertafeln. 1825. gr. 8. stark 28 Bogen. Preis 1 rtl. 20 sgr.

1. Bd. (das Weltgebäude.) Mit 11 Kupfertafeln. 1819. stark 29 Bogen. Preis = 2 rtl. 25 sgr.
2. Bd. (physikalische Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers.) Mit 14 Kupfertafeln. 1811. stark 32½ Bogen. Preis = 3 rtl. 7½ sgr.
3. Bd. (physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers.) Mit 9 Kupfertafeln. 1823. stark 35 Bogen. Preis = = = = 3 rtl.

4. Bd. (physikalische Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel.) Mit 4 Kupfertafeln und 2 Steinabdrücken. 1823. stark $26\frac{1}{2}$ Bogen. 1 rtl. 20 sgr.

Landwirthschaftliche Zeitung oder der Land- und Hauswirth, ein Repertorium alles Neuen und Wissenswürdigen aus der Land- und Hauswirthschaft. Herausgegeben von G. H. Schnee.

Das ökonomische Publikum von dem Daseyn dieser Zeitschrift, die schon seit 22 Jahren bestehet und unter den schwierigsten Zeitumständen sich des allgemeinen Beifalls im In- und Auslande erfreuen durfte, unterrichten zu wollen, würde gewiß eine überflüssige Arbeit seyn; dahingegen scheint es uns angemessen, ihre Fortsetzung und ferneres Bestehen zu verkünden.

Bei der gegenwärtigen Lähmung des landwirthschaftlichen Gewerbes muß der Oekonom mehr als bisher auf neue Nahrungsquellen sinnen und thätiger als seine Vorfahren die ihm noch zu Gebote stehenden Kräfte benutzen; er muß sein Geschäft rationell betreiben.

Dazu giebt ihm unsere landwirthschaftliche Zeitung die besten Mittel an die Hand.

Er findet in ihr theoretische Abhandlungen unserer vorzüglichsten landwirthschaftlichen Schriftsteller auf das passendste an Aufsätze gereihet, in welchen geachtete praktische Oekonomen ihre Erfahrungen den Collegen mittheilen. Es bieten sich ihm z. B. in dem Jahrgange 1824 dar:

Bemerkungen über Haar und Haut der Nutzthiere; über verbessertes Kühlgeräthe des Branntweins; Mittel gegen Feuchtigkeit in Gebäuden; Benutzung der Moorerde statt Torf; Grundsätze zur Taxation edler Schaafe; Weidanbau und Indigobereitung;

Heilung aufgebläheter Thiere (mit einer Zeichnung); über feine Schaafzucht, über Feinheit der Wolle, Aufzucht und Mastung der Kälber; Rettung erfrorner Bäume; Ausrottung des Hederichs; Unterricht für Rindviehhirten u. s. w. —

Und ist er einmal nicht aufgelegt, blos dergleichen praktische Aufsätze zu lesen, so wird sein Geist aus

dem Gespräch zwischen Regierung und Landwirthschaft; aus der Abhandlung über Ursprung der Ackergeräthe (welcher 6 Zeichnungen beigegeben sind); aus dem Vorschlag zur Erhaltung mittler Getreidepreise; aus dem Aufsatz: über den heutigen Stand der Landwirthschaft und mögliche Hebung desselben; aus den Worten des Trostes an meine bedrängten Genossen, die Oekonomen —

eben so viel Nutzen als Vergnügen schöpfen.

Kurz die Zeitschrift trägt ihren Namen „ein Repertorium alles Neuen u. s. w." in der That, und wird es Niemanden bereuen lassen, durch ihre Anschaffung jährlich ein Capital von 3 Rthl. 10 Sgr. (3 Rthl. 8 Gr. Cour.) angelegt zu haben, welches mehr als hundertfältige Zinsen tragen kann und muß.

Für den Preis von 3 Rthlr. 10 Sgr. (3 Rthl. 8 Gr. Cour.) für den Jahrgang ist sie durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und für einen etwas erhöheten Preis wöchentlich oder monatlich durch alle Wohllöbl. Postämter zu beziehen.

Bestellungen auf den Jahrgang 1825 bitten wir bald zu machen.

Halle, den 20sten October 1825.

Hemmerde und Schwetschke.

Bei mir sind folgende Werke erschienen:

Störig, D. F. E. F., (Prof. an der Akademie des Landbaues zu Möglin) gründliche Thierheilkunde für Landwirthe, oder Darstellung des Körperbaues und der Lebensverrichtungen der Hausthiere, nebst Unterricht, deren Krankheiten zu erkennen und zu heilen, auch die für den Hausbedarf erforderlichen Arzneikräuter zu erziehen. Mit einer Vorrede von Dr. Albrecht Thaer. 1r Bd. Zootomie und Zoophysiologie. gr. 8. 1 rtl. 5 sgr. 2r Bd. generelle Zoopathologie und Zootherapie mit Inbegriff der Arzneimittellehre. 1 rtl. 10 sgr. (der 3te und letzte Band, welcher die specielle Zoopathologie und Zootherapie, desgleichen die Anweisung die für den Hausbedarf erforderlichen Arzneikräuter zu erziehen, enthalten wird, erscheint zu Michaeli d. J.)

Der Plan, welchen der Hr. Verf. bei Abfassung dieses Werkes, hier insbesondere des ersten Theils desselben, vor Augen hatte, war: den Landwirthen, durch Voranschickung, der unentbehrlichsten medicinischen Fundamentallehren und nachfolgende genauere Darstellungen der wichtigsten Momente einzelner Krankheiten, eine Anweisung zu geben, wie sie nach gründlicheren Principien, als die bisher gewöhnlichen, bei der Heilung ihrer erkrankten Hausthiere zu verfahren haben. Einem jeden, der solche leitet, ist vor allen Dingen eine gewisse Kunde von lebenden und todten, gesunden und kranken Thierkörpern, von den Heilmitteln und den bei ihrer Anwendung gebräuchlichen Methoden, kurz einige Kenntniß der Anatomie, Physiologie, Pathologie und Therapie nöthig, ja unentbehrlich.

Die erstgenannten Wissenschaften, der sogenannte theoretische Theil, werden in vorstehendem Werke

möglichst kurz vorgetragen worden. Dagegen soll der speciellen Krankheitslehre — welche der dritte und letzte Theil mittheilen wird — eine ausführlichere Darstellung gewidmet werden, wenn gleich auch hier immer nur das praktisch Brauchbare gelehrt werden wird.

Dieses Werk, dessen dritten und letzten Theil der verehrte Herr Geheime Ober-Regierungsrath Thaer mit einer Vorrede begleiten will, wird den Landwirthen gewiß um so willkommner seyn, weil dadurch eine Lücke in der Literatur ausgefüllt werden dürfte, da die besten vorhandenen Lehrbücher, namentlich über Zootomie und Zoophysiologie, für sie, die gewissermaßen nur den Kern dieser Lehren bedürfen, viel zu weitläufig sind, in Absicht des Heilverfahrens selbst aber von ihnen noch immer Handbücher benutzt werden, deren Unzweckmäßigkeit und Schädlichkeit allgemein anerkannt ist.

Die Anweisung, die für den Hausbedarf erforderlichen Arzneikräuter zu erziehen, — die ein Anhang des dritten Theils vortragen soll — wird endlich gewiß allgemein nützlich seyn, da dadurch einem großen, einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen, und der Landwirth in den Stand gesetzt wird, sich nunmehr, ohne große Kosten, eine kleine Hausapotheke für seinen Viehstand anzulegen.

Der Tugendspiegel. Züge aus dem Leben guter und edler Menschen. Zur Nacheiferung für die Jugend gesammelt vom Verfasser des Werkes: Selam, oder die Sprache der Blumen. 1824. 8. 20 Bogen. Ladenpreis $22\frac{1}{2}$ sgr.

August Rücker.

XIII.

Prüfung der Klagen über die jetzigen schlechten Zeiten und ihrer Einwirkung in das Landwirthschafts-Gewerbe, so wie der Hoffnungen und Aussichten auf eine bessere Zukunft.

Vom

Oekonomie-Commissair Klebe.

Es ist vielleicht noch niemals ein so allgemeiner, sich über die mehresten großen Staaten der Welt erstreckender und nun schon zehn Jahre dauernder Friedenszustand gewesen als der gegenwärtige, und gewiß waren die Völker froh, wieder der Ruhe genießen und zerrüttete Verhältnisse, aufgehobene Verbindungen wieder herstellen zu können. Ohne Zweifel gab es in jedem Lande viel wieder herzustellen und in Ordnung zu bringen, was die Wuth des Krieges zerstört hatte, und die bekannte Thätigkeit, be-

sonders deutscher Völker, hat es hierunter wohl an nichts fehlen lassen, gleichwohl konnten dennoch nicht alle Folgen des Kriegs aufgehoben, nicht alle Wunden sofort geheilt, und sonach mußte vieles noch von der Zeit erwartet werden. Aber auch diese begünstigt nicht immer die Unternehmungen der Restauration, und hat besonders für die Landwirthe denjenigen Zeitpunkt herbeigeführt, der vor 30 Jahren schon einmal da war, nämlich den, in welchen der Preis der landwirthschaftlichen Produkte nicht in Extremen schwankte, sondern sein ganz natürliches Verhältniß erreichte, welches letztere jedoch den Wünschen und Forderungen mancher Einzelnen um so weniger entsprach, als erstere aus einer Zeit entsprungen seyn mochten, in welcher das Außergewöhnliche und das Außerordentliche fast für immer herrschen zu wollen schien, wenn dies sonst möglich wäre.

Sonach ist denn häufig der Segen des Friedens und der Segen der Felder seit 4 bis 5 Jahren als ein großes Unglück betrachtet, und von seinen Folgen und seiner Fortdauer der Untergang der Länder prophezeihet worden, und da ein solches Unglück Alle umfassen würde, so sind die Betrachtungen und Untersuchungen darüber mit Recht von allen Ständen anzustellen; in der That ein ernsthafter Gegenstand, der im preußischen Staate allein das Wohl von beinahe 12 Millionen Menschen umfaßt.

Es kann im Laufe dieser unvollkommenen Welt

nicht fehlen, daß zuweilen, ehe wir es uns versehen, Begebenheiten und Erscheinungen vorkommen, welche die menschlichen Pläne und Vorsätze auf eine scharfe Weise durchkreuzen, und das unerreicht lassen, was am mehresten gewünscht wurde; und eine solche Begebenheit ist diejenige, die vorhin angedeutet worden, die, an sich ganz natürlich, dennoch den in vielen Tagesschriften geäußerten Meinungen zufolge, allgemein zerstörend seyn soll. Kein Wunder also, daß der Geist der Untersuchung über das wie? warum? woher? rege wird, mit dem Vorsatze, das Unglück zu hemmen, und die aus dem gewohnten Gleise gerathene Welt wieder in dasselbe einzulenken. Die öffentlichen Blätter haben dieselben Klagen aus vielen Ländern wiederholt, und an Vorschlägen zur Abhülfe in Schriften hat es nicht gefehlt, doch waren die vorgeschlagenen Mittel gewöhnlich so kleinlich, um diesen Giganten zu fesseln, daß man in der That glauben mußte, man halte eine Stütze von Rohr für hinreichend, solchen schwankenden, den Sturz drohenden Bau zu halten.

Die erste Frage, die man bei einer Untersuchung dieses Gegenstandes thun muß, ist die:

ob das Uebel der Wohlfeilheit der Lebensmittel wirklich in der angegebenen Art existirt?

und dies muß als ein offen daliegendes Faktum festgestellt werden.

Die Staatszeitung Nr. 56. vom 5ten März

1824 hat die Jahresdurchschnittspreise von 60 der vorzüglichsten Marktstädte dieses Königreichs seit den Jahren 1816 bis 1823 einschließlich von den vier Hauptgetreidearten gesammelt und publicirt, und wenn man das Jahr 1816 als das Endjahr der dreißigjährigen Kriegesdrangsale, innerhalb welcher jedoch die preußische Landwirthschaft ihre glücklichste Epoche erlebte, ansehen will, so datiren sich von da an jene neuen, so viel besprochenen, drückenden Preisverhältnisse. Es ergeben sich nämlich folgende

Preise für einen Berliner Scheffel.

	Weitzen.			Roggen.			Gerste.			Hafer.		
	rtl.	sgr.	pf.	rtl.	sgr.	pf.	rtl.	sgr.	pf.	rtl.	sgr.	pf.
1816	3	2	3	2	7	8	1	15	11	1	1	—
1823	1	22	11	1	11	2	1	1	4	—	23	4

Das Heruntergehen der Preise bis auf das jüngste Jahr ging stufenweise, und das Fehljahr 1817 wirkte noch auf $18\frac{18}{19}$ fort, und so galt in erwähnten 8 Jahren

	sgr.	sgr.	sgr.	spr.	sgr.
der Weitzen	$92\frac{1}{3}$	$122\frac{2}{3}$	$93\frac{3}{4}$	$67\frac{5}{12}$	$56\frac{1}{12}$
	$56\frac{1}{12}$	$54\frac{5}{6}$	$52\frac{11}{12}$		
der Roggen	$67\frac{2}{3}$	$87\frac{7}{12}$	$64\frac{5}{6}$	$49\frac{1}{2}$	$37\frac{1}{2}$
	33	$36\frac{2}{3}$	$41\frac{1}{6}$		
die Gerste	$45\frac{11}{12}$	61	$48\frac{3}{4}$	40	$29\frac{5}{12}$
	$24\frac{7}{12}$	$27\frac{1}{6}$	$31\frac{1}{3}$		
der Hafer	31	$38\frac{2}{3}$	$34\frac{1}{4}$	$29\frac{1}{2}$	$22\frac{2}{3}$
	$17\frac{3}{4}$	$19\frac{5}{6}$	$23\frac{1}{2}$		

welches die angegebenen Durchschnittspreise für die ganze Monarchie sind. Hierbei bemerkt sich, daß die ersten vier Jahre die höhern Preise enthalten, daß sich dagegen dieselben in den letztern setzen und constanter erhalten. Da aber acht Jahre, worunter beinahe zwei totale Mißwachsjahre waren, unmöglich den Ausschlag bei der Sache geben können, so wird man Vergleichungspunkte in der Vergangenheit aufsuchen müssen.

Wir wollen daher die Preise der Märkte der mittlern Elbgegend des preußischen Staats dagegensetzen, und diese in zwei Perioden darstellen.

	Weitzen. sgr.	Roggen. sgr.	Gerste. sgr.	Hafer. sgr.
1ste Periode von 1764 bis 1788, 25 Friedensjahre unter Friedrich dem Großen und seinem Nachfolger .	$39\frac{3}{4}$	$29\frac{19}{24}$	$20\frac{5}{6}$	$18\frac{3}{4}$
2te Periode, von 1788 bis 1813, ...	$66\frac{1}{24}$	$51\frac{1}{34}$	$37\frac{17}{24}$	$36\frac{7}{8}$
25 größtentheils Kriegsjahre. — Hiermit verglichen die Durchschnitte der, als die 3te Periode anzusehenden, Jahr $18\frac{16}{23}$ nach den umstehenden Angaben mit	$67\frac{2}{3}$	$47\frac{4}{21}$	26	$27\frac{1}{8}$

(wobei im Weitzen und Rog-

	Wei- tzen. sgr.	Rog- gen. sgr.	Ger- ste. sgr.	Ha- fer. sgr.
gen das Jahr 1817, wegen seines extremen Preises, ganz außer Rechnung gelassen worden), so findet man, daß zwischen den Preisen der 3ten und 2ten Periode kein so großer Unterschied vorkommt, wenn man bedenkt, daß die 3te Periode nur 8 Jahre enthält.				
Dagegen stellt sich diese 3te Periode nach den Provinzial-Abtheilungen in der Staatszeitung wie folgt:				
1) beide Preußen, Posen, Brandenburg und Pommern .	$63\frac{11}{12}$	$39\frac{19}{21}$	$30\frac{11}{12}$	$23\frac{5}{6}$
2) Schlesien, Sachsen, W:stphalen und Rheinprovinzen ebenfalls unter Weglassung des Jahres 1817. —	$70\frac{13}{14}$	$52\frac{4}{7}$	$44\frac{1}{3}$	$29\frac{5}{8}$

Das Bemerkenswertheste über die 2te Periode ist aus der Verwaltung des englischen Staats herzunehmen. Schon seit dem Jahre 1788 waltete in England ein System, in Folge dessen das merkantilische Interesse über das ackerbauliche herrschte und

letzteres unterdrückt wurde. Dies ward noch übler, als die Lords des Geheimen Raths von England am 8ten März 1790 sich zur Untersuchung der Handelsgeschäfte des Landes vereinigten, woraus denn zum Nachtheil des englischen Ackerbaues die Gesetze vom Jahre 179½ hervorgingen, zufolge welcher die Einfuhr fremden Getreides in England, sogar gegen Prämien, freigegeben ward. Dies ging durch, trotz der nicht übertriebenen Theurung der Früchte in England, und trotz den großen, auf dem Ackerbau ruhenden Abgaben, die man bei uns nicht kennt. Die Regierung von England ward zu diesem Schritte ohne Zweifel durch Noth der Zeiten getrieben, indem man dem damals mit republikanischen Ideen erfüllten großen Haufen keinen Anlaß geben wollte, etwa wegen Theurung der Lebensmittel Aufruhr zu erregen; nebenbei war die Geld-Aristokratie in den großen Familien und im Handelsstande herrschend und überwog das Interesse der Grundbesitzer, und vergebens bemühte sich ein William Spence in der bekannten Schrift *) der Sache vor den Parlamente eine andere Wendung zu geben. Die Vortheile, die

---

*) Britannien, unabhängig vom Handel, oder Beweis, daß National-Reichthum und Wohlstand nicht aus äußern, sondern aus innern Quellen abgeleitet werden müssen. Aus dem Engl. übersetzt von F. Wolf. Berlin 1809 bei A. Rücker.

der preußische Landbau dadurch gezogen, sind bekannt, und stellen sich in den damaligen Getreide-Ausfuhrhandel und obigen Preisen dar.

Die dritte, nach diesen zweimal 25 Jahren kommende Periode ist nun die jetzige, von 1816 bis 1823 incl., und also nur von 8 Jahren, und eben weil sie nur erst 8 Jahre in sich begreift, und ihre Ergebnisse noch gar nicht eine so enorme Abweichung von den frühern zeigen, so scheint es folgerecht, über dieselbe zur Zeit noch kein entscheidendes Urtheil zu fällen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil ein richtiger Schluß nur von größern Zeiträumen gemacht werden kann; andere Gründe dafür werden sich weiterhin noch ergeben.

Sind diese Preise in den letzten 8 Jahren richtig, und man kann daran schwerlich zweifeln, so können die Klagen über die jetzige Wohlfeilheit wohl nicht als schon gegründet angenommen werden, es wäre denn, daß die Producenten in einer solchen Verfassung wären, daß sie auch diese, eigentlich geringe, bisherige progressive Preisverminderung nicht zu ertragen vermögten; gering ist sie aber, wie gesagt, gegen die frühern Preise, und diese merklich geringern Preise heben erst mit dem Jahre 1820 an, von welchen 5 Jahren bis heute vollends noch kein Schluß auf die Folgezeit gemacht werden kann.

Alle die vielen kleinen Schriften, welche bisher,

und zwar seit 1820, über diesen Gegenstand, und über die daraus hervorgehende Calamität ans Licht getreten sind, haben die wohlfeilen Getreidepreise als etwas Gewisses und Fortdauerndes angenommen und Mittel dagegen angegeben; in der Schrift: „über die gesunkenen Getreidepreise und wie man solche zum Besten der Landwirthe und der Staaten wieder emporbringen könne, von C. F. Meyer, Berlin 1821 bei Krause" wird die Wiederherstellung eines agnivolentirenden (?) Verhältnisses zwischen Käufer und Verkäufer für die ganze Nation intendirt, damit der verkaufende Gutsbesitzer mit den auf dem Getreidebau verwendeten Kosten nebst Zinsen bestehen und „die Produkten-Produktion erweitern" könne. Da nun andere Schriftsteller den Grund des Uebels in der übermäßigen Produktion finden, wogegen jener die „Produkten-Produktion" erweitert wissen will, da man gleichzeitig hier behauptet, daß der Realwerth der edlen Metalle bedeutend gestiegen, während man in Frankreich das Gegentheil behauptet, da ferner der Grund des Uebels in der Fabrikation des Branntweins aus Kartoffeln (und nicht aus Roggen), aus der gänzlich wegfallenden Ausfuhr der Produkte zur See, aus dem hohen, oder doch auf seinen ehemaligen Sätzen stehen gebliebenen Tagelohn, und hiernächst endlich aus einer großen Verbesserung des Ackerbaues hergeleitet wird, so

scheint es nothwendig, diese Gegenstände einer genauern, wiewohl dem Raume angemessenen Prüfung, in Rücksicht ihrer Wahrheit, zu unterwerfen.

Der Gegenstand dürfte wahrscheinlich durch Erörterung nachstehender Partikularien seine Erledigung erhalten:

1) Ist die seit 5 Jahren sich zeigende Wohlfeilheit des Getreides im Fortschreiten und keine Aussicht auf höhere Preise vorhanden?
2) Ist diese Wohlfeilheit so groß, daß die Produktionskosten nicht mehr bezahlt werden?
3) Wie ist das Verhältniß zwischen den Landwirthen und den Nicht-Landwirthen im preußischen Staate, hinsichtlich der Zahl beider und der Consumtion?
4) Welchen Einfluß hat das im Staate vorhandene baare Geld, die Staatsschuld und der Effektenhandel auf das Landbaugewerbe? endlich
5) Welchen Einfluß äußert der freie Grtreidehandel der Nachbarstaaten auf den preußischen Staat?

Zu 1. ist schon früher bemerkt worden, daß es, ältern Erfahrungen zufolge, nicht angemessen erscheint, von den Ergebnissen von nur 5 Jahren auf eine lange Folgezeit zu schließen, denn da Niemand vorher wissen kann, ob sich der Markt nicht im

Auslande erweitert, auch die Getreideausfuhr zur See wirklich noch nie ganz aufgehört hat, folglich sich noch steigern kann, da die Bevölkerung des Landes im Jahre 1819 . . 10,976,252 gewesen, im Jahre 1822 aber . . 11,663,177 befunden worden, also ein

Ueberschuß von . . . . 686,925 Menschen sich ergeben hat; da ferner die Ausfuhr aus den Ostseehäfen, den Nachrichten in der Staatszeitung zufolge immer statt gehabt hat, so kann unmöglich als gewiß angenommen und behauptet werden, daß nur in den Getreidepreisen ein progressives Fallen, in der Bevölkerung und im Getreidehandel aber keine aufsteigende Progression statt finden werde, welches letztere beides doch den entschiedensten Einfluß auf die Höhe der Preise äußern muß.

Aus Danzig wurden im Jahr

1817	ausgefahren	1,257,803	Schfl.	verschied. Getreides
1818	—	1,553,394	—	— —
1819	—	698,510	—	— —

Aus Stralsund wurden im Jahr

1818	ausgefahren	779,754	—	— —
1819	—	812,684	—	— —
1822	—	305,631	—	— —
1823	—	262,249	—	— —

Aus Swinemünde und Stettin wurden im Jahr

1824 ausgefahren 30,743 Schfl. verschied. Getreides

Aus Stralsund wurden im Jahr 1824 ausgefahren 59,120 Scheffel verschiedenen Getreides *), und wir können nicht angeben, wie groß die Ausfuhr in den übrigen Häfen gewesen, daher dies Wenige nur als Belag der obigen Anführung gegeben wird; man kann indessen zu Zeiten aus der Staatszeitung sich näher hierüber in Kenntniß setzen, und glauben wir übrigens hierdurch der Besorgniß, daß die Möglichkeit einer künftigen Preissteigerung wegfalle, die Preise vielmehr anhaltend immer noch tiefer herabsinken müssen, begegnet zu haben. Letzteres ist auch ohnehin in der befürchteten Art unmöglich, denn da jedes Produkt einen Werth hat und behalten muß, bei welchen anhaltend die Kosten seiner Hervorbringung und die Verlagszinsen erstattet werden, so kann dieser Werth innerhalb dieser Grenze wohl ein Minimum erreichen, aber nie anhaltend und noch weniger allgemein unter diesen Standpunkt fallen, weil nach den Gesetzen des allgemeinen Gewerbsverkehrs ein solches Uebel sogleich das Heilmittel mit sich führen würde; denn da niemand anhaltend etwas produciren kann und wird, wobei

---

*) Vergl. Staatszeitung Nr. 176. 184. 240. 222. 253., alle übrige Ausfuhr wird nur nach der Zahl der Schiffe angegeben, und wie viel an Mehl und Branntwein ausgeführt worden, desgleichen die Ausfuhr nach Sachsen und Böhmen, ist unbekannt.

er sein Vermögen zusetzt, so muß in solchen, gar nicht denkbaren, Fall die Produktion aufhören, oder nur theilweise producirt werden, wodurch die Preise augenblicklich steigen müssen, womit dann der Grund der beschränkten Produktion wieder wegfällt. Es ist also die Vermuthung vorherrschend, daß das Getreide, bei Fortdauer der eben angegebenen Verhältnisse, künftig eher im Preise steigen als noch tiefer herabgehen werde.

Zu 2. ist es gleichfalls unmöglich, daß in den jetzigen und bisherigen Getreidepreisen die Produktionskosten nicht wieder erstattet werden, dies zeigt sich schon dadurch an, daß immer noch producirt wird; überdies richtet sich die Höhe der Produktionskosten in der Regel nach der Höhe der Getreidepreise, und es muß bei dem Heruntergehen der letztern jetzt jeder Grund wegfallen, weshalb Gesinde- und Tagelohn steigen könnten. Schon die so enorm sich vermehrende Bevölkerung, die hauptsächlich die Tagelöhnerfamilien vermehrt, läßt dies nicht erwarten, überall aber und nicht blos in Preußen, sondern in ganz Deutschland und in ganz Europa wird gewiß jetzt mehr Arbeit angeboten als gebraucht werden kann. Man hat behauptet, daß alle andere Dinge, außer dem Getreide, im alten Preise geblieben, und daß eine Tonne Salz mehr koste als ein Wispel Roggen, allein dies ist theils ungegründet, theils unerheblich. Eine Menge Bedürfnisse des ge-

meinen Mannes, als z. B. Heringe, ordinaire Tücher, wollene und kattunene Zeuge, Leinwand, Holzwaaren und andere Landesprodukte sind mindestens um 25 Procent im Preise gefallen, eine außerordentliche Zahl neuer und Reparaturbauten wird überall betrieben, und nicht blos in den Residenzen, sondern auch in den Provinzen; der Regierungsbezirk Düsseldorf *) verwendete seit dem Jahre 1816, 31,432 Thaler zum Bau neuer Schulhäuser, der Regierungsbezirk Arnsberg **) verwendete im Jahr 1823 zu ähnlichen Communalzwecken 136,726 Thaler, anderer Bezirke nicht zu gedenken. Das Bauen, hauptsächlich ist es, was sogar den Miethszins für den gemeinen Mann ermäßigt hat; man würde aber schwerlich so viel bauen, wenn das Arbeitslohn und der Preis der Baumaterialien noch so hoch ständen als vor 15 Jahren, um am Ende einen weit niedrigern Miethszins als ehemals zu beziehen, und da Baumaterialien an Holz, gebrannten Steinen und Kalk lediglich Produkte der Landgüter, und dieselben seit den Frieden wenigstens um $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ im Preise, gegen ehedem, heruntergegangen, so frägt sich billig, wie dieses geschehen könne, da doch behauptet wird,

---

*) Ist 46,85 Quadratmeilen groß. — Staatszeitung Nr. 46. — 1822.

**) Ist 143,70 Quadratmeilen groß. — Staatszeitung Nr. 83. — 1824.

daß das Arbeitslohn, wo nicht gestiegen, doch beim alten Satze geblieben, und gerade solche Gegenstände, wie gebrannte Steine und Kalk, der mehresten Verlag an Arbeitslohn kosten; dessenungeachtet sind Mauersteine in Berlin seit 1816 das Tausend von 14 Thaler auf 8 bis 9 Thaler heruntergegangen, und in der Ukermark wurden sie im vergangenen Jahre zu 8 Thaler 12½ sgr., die Dachsteine aber zu 10 Thaler 10 ggr. (ehedem 16 Thaler), die Tonne Kalk zu 2 Thaler 9 ggr. angeboten *). Aber daß es auch an Menschen zum arbeiten nicht fehlen könne, dafür bürgt der, in manchen Provinzen ungemein große, Zuwachs an Menschen, wie z. B. in den Regierungsbezirk Marienwerder, welcher 315,06 Quadratmeilen groß ist, wo bei einer im Jahr 1816 sich auf 323,000 Köpfe belaufenden Bevölkerung, am Schlusse des Jahres 1822 diese Summe um 74,000 Köpfe sich vermehrt fand **), dies ist nur ein Zeitraum von 6 Jahren, und ein Distrikt, der sich in Hinsicht auf Cultur und Industrie nicht auszeichnet.

Nicht minder wird das Vorhandenseyn einer Menge arbeitender und arbeitsuchender Menschen in allen Provinzen durch die Zahl der Arbeiter bei den

---

*) Athenäa, eine Zeitschrift. Prenzlau, Nr. 24. von 1823.

**) Staatszeitung Nr. 56. — 1823.

jetzigen Königlichen und Privatbauten in Berlin und bei den Chausseebauten in den Provinzen beurkundet. Tausende fremder, aus den Provinzen hieher gekommener Arbeiter verdienen ihr Brod jetzt in Berlin, und bekommen 10 sgr. Tagelohn, wovon sie täglich 1 bis 1¼ sgr. für die Schlafstelle abgeben müssen; der Chausseebau zwischen Küstrin und Landsberg hat Arbeiter aus allen Gegenden, besonders aus Schlesien *) herbeigezogen, und dies alles beweiset hinreichend, daß diese Menschen bei dergleichen Arbeit besser als daheim bei der Landarbeit und bei der gewöhnlichen täglichen Beschäftigung bezahlt werden, sonst würden sie ihr Brod lieber daheim mit mehrerer Bequemlichkeit und in Verein mit ihren Familien verdienen wollen. Die Entreprise-Contrakte der Landleute zur Lieferung von Chaussee-Baumaterial geben ein ähnliches Resultat, indem sie nicht unmittelbar mit der Verwaltung, sondern mit Privatunternehmern contrahiren, müssen sie sich auf ein Minimum einlassen, welches den frühern Forderungen in solchen Fällen keinesweges entspricht.

Man könnte einwenden, daß eben diese vielen Bauten dem Landmanne die nöthigen Arbeiter entzögen, und ihm solchergestalt den Lohn vertheuerten und die Unkosten beim Getreidebau erhöheten; allein dies

*) Staatszeitung Nr. 176. d. J.

ist durchaus nicht zu erwarten, da die meisten Güter theils noch mit Hofdiensten oder Frohnen und mit Dreschgärtnern und andern zum Dienst verpflichteten Leuten arbeiten, welche contraktmäßig höchstens im Baaren mit 2 bis 4 Silbergroschen täglich abgelohnt werden, überdies nicht überall Chausseen und andere Bauten gemacht werden, folglich nicht überall der Tagelöhner seinen Wohnort verläßt, es auch an eigentlichen Hausgesinde wie an andern freien Leuten nicht fehlt, da z. B. alle, die alte Armee ausmachende Mannschaft jetzt längst in ihre Heimathen entlassen und dem Landbau und andern Gewerben zurückgegeben ist.

Dieses Alles, so wie der bekannte, jetzt gegen sonst weit niedrigere Lohnsatz des Gesindes, und die so bedeutende Drescherquote oder Löhnung in Naturalien, welche auf dem alten Satze stehen geblieben, dürfte beweisen, daß die Unkosten des Getreidebaues mit den Preisen des Getreides im angemessenen Verhältnisse stehen und immer stehen werden, da sich jede Preiserhöhung oder Verminderung, die allgemein ist, sofort auf alle Verhältnisse, besonders auf den Arbeitspreis ausdehnt, und sich bald darin ein Gleichgewicht wieder hergestellt und auch jetzt hergestellt hat.

Zu 3. Die Bevölkerung eines Staats und die Beschäftigungen, welche die Einwohner treiben, sind die Hebel der Produktion. Wo alle Menschen Land-

wirthe sind, darf nur jeder für seinen Unterhalt und Bekleidung sorgen, durch eine sehr einfache Haus-Manufaktur, wie zum Theil noch jetzt in Polen, da findet wenig oder gar kein Handel und nur die unentbehrlichsten Handwerke statt. Je mehr aber Städte und städtisches Verkehr ist, desto mehr muß die Landwirthschaft blühen. Es ist indessen hierbei nicht gemeint, daß die Menschen, welche städtisches Gewerbe treiben, auch wirklich gerade in den Städten wohnen, es kann nur die Rede überhaupt von einer Vergleichung der Landwirthe mit den Nichtlandwirthen, oder der Producenten und Consumenten seyn.

Nach den Angaben des Königl. statistischen Büreaus findet man: daß in den westlichen Provinzen ungefähr 3 Landbewohner gegen einen Stadtbewohner kommen, in den nordöstlichen dagegen kommen 7 bis 8 Landbewohner auf einen Stadtbewohner, wobei indessen bemerkt werden muß, daß bei den nordöstlichen Provinzen (mit Ausnahme Schlesiens) nur 12 der vorzüglichsten Städte, die bekanntermaßen keinen, oder doch keinen erheblichen Ackerbau treiben, berechnet werden, weil die Bewohner der kleinen Städte alle Ackerwirthe sind. Im Ganzen dürfte aber anzunehmen seyn, daß $\frac{3}{5}$ der Bevölkerung Producenten, $\frac{2}{5}$ aber Consumenten sind *).

Obgleich nun die Producenten für ihre eigene

---

*) Es ist zu bemerken, daß diese Berechnung vom Ver-

Consumtion mit arbeiten, so ergiebt sich doch für sie ein angenehmes Verhältniß, wo die Zahl der Nichtlandwirthe sich der Zahl der Landbesitzer nähert, und dieses wird denn auch an den Getreidepreisen nach Provinzialabtheilungen sehr bemerkbar, wie vorhin gezeigt worden ist.

Hieraus ergiebt sich ganz deutlich, daß die mehr oder weniger nahe an der Ostseeküste liegenden östlichen Provinzen ihre Bevölkerung noch sehr, und zwar um das Doppelte steigern müssen, ehe sie den westlichen in Zahl der Consumenten gleich kommen, und will man annehmen, daß die ihnen fehlende Zahl im Auslande wohne, so wird dennoch die sich verbessernde Produktion eine Vermehrung der Zahl der Consumenten im Lande nicht minder wünschenswerth machen, da dadurch die mögliche Ausfuhr in fremde Länder nicht ausgeschlossen wird, eine Sache, worauf die meisten westlichen Producenten allgemein nicht mehr rechnen können, da sie schwerlich einen Ueberschuß über den eigenen Landesbedarf produciren und keine so bequeme Ausfuhrgelegenheiten und Seehäfen haben.

Von dieser Seite betrachtet haben also die östlichen Provinzen noch eine lange Bahn zu durchlaufen, auf welcher sie ihr Ziel: „ihre Produktion loh-

---

fasser herrührt, und die Grundlagen dazu nur in jenen Nachrichten zu finden sind.

nend zu machen" erreichen werden, wenn sie selbst dazu beitragen.

Allein es kommt auch nicht blos auf die Zahl der Städtebewohner, sondern auch auf ihren Wohlstand und Beschäftigung an; diese letztere besteht zum großen Theil darin, daß sie die Produkte des Bodens veredelt, und sie im In- und im Auslande verbreitet, je weiter dies gehet, desto wohlhabender wird dieser Stand, desto mehr wird er consumiren, und so auf eine zwiefache Weise auf den Stand der Landwirthe zurückwirken.

Zu dieser größern Ausbildung des eigentlichen Bürgerstandes sind in den von der Königl. Regierung errichteten Instituten, nämlich den Kunst- und Handwerksschulen, dem Verein für Gewerbfleiß, der Beförderung der Schiffarth durch die Elb- und Rhein-Schiffahrts-Acten, durch die Schnellposten, die Verbesserung der Häfen, die hinreichenden Mittel gegeben, und die Errichtung einer rheinisch-westindischen Handels-Compagnie hat bereits glückliche Erfolge gehabt, besonders im Absatz des preußischen Linnens, wovon aus den Städten Landshut und Schmiedeberg in Schlesien allein für 205,532 Thaler ins Ausland versendet wurden. (Staatszeitung Nr. 222. d. J. *), so wie der mit England abgeschlossene Han-

*) Aus denselben Orten im Monat September d. J. an Werth für 178.936 Thaler, ibid Nr. 246.

delsvertrag dem Verkehr mit diesem Lande eine ganz andere Wendung giebt. Beide Stände arbeiten also einander in die Hände, und es wird bereits allgemein bemerkt, daß der deutsche Fleiß durch die brittische Ueberlegenheit und den Vorsprung dieser Nation in ihren großen Hülfsmitteln sich nicht muthlos machen läßt, sondern sein Ziel mit Eifer und Geschicklichkeit verfolgt.

Bei weiten lieber muß aber den Producenten diese innere Consumtion seyn, als ein ungewisser Absatz roher Produkte unmittelbar an das Ausland, weil der Verdienst an der erstern ein zwiefacher, die Erfolge des ganzen Nationalverkehrs überhaupt steigernder ist, und in dem Falle, daß dieser innere Verkehr und industrielle Produktion recht lebhaft ist, ihre Erfolge auch weit über die vaterländischen Grenzen hinausreichen.

Daher sollte man nicht blos auf den Verkehr und Handel nach außen ein so großes Gewicht legen, sondern das Verkehr im Innern sollte der nächste Gegenstand der Vorsorge seyn, und zwar deshalb, weil es den Menschen, und zwar den größten Theile der Nation, am mehresten zusagt, und auch am natürlichsten ist, sein Capitalvermögen in seiner Nähe anzulegen, wo es immer in Aufsicht gehalten werden kann. Auch dazu bietet die Regierung jetzt die Hand, denn da es zu dem eben erwähnten Zwecke nothwendig ist, daß die Bewohner

der Provinzen einander kennen lernen, ja daß die Provinzen selbst mehr gekannt sind, als es bisher der Fall war, weil man in den Schulen weit eher eine schlechte Geographie von Asien und Amerika, als eine angemessene vom Vaterlande lehrte, so ist die Anlegung der Chausseen das beste Mittel, das Verkehr im Innern zu beleben, und es bleibt nichts zu wünschen, als daß die Hauptstraßen bald fertig werden, und daß Nebenstraßen durch sogenannte Lehm-Chausseen von den gesammten Kreis-Einsassen selbst recht bald angelegt werden.

Auf diesem Wege wird die Nation mit sich selbst und mit ihren industriellen Kräften und Mitteln bekannter, der Transport aller Dinge wird erleichtert, die Umsätze der Waaren gehen schneller, die Gefahr vor Verlusten wird kleiner, und neue Anlagen in Städten oder auf dem Lande gedeihen früher, da man schneller und mit wenigern Kosten Gegenden kennen lernen kann, die vormals niemand besuchte und niemand kannte, welche daher so gut als nicht existirend waren. Solche Erleichterungen haben denn auch die Folge, daß das Leben und die Arbeit minder hart und sauer wird, und daß des Lebens Mühen und Sorgen erträglich gefunden werden; dies steigert den Lebensgenuß, und wo Genuß ist, da werden die Mittel zum Genießen vorausgesetzt. Das ganze Geheimniß der Herstellung alles Volkswohlstandes liegt darin, daß eine Institution der andern

folgt, eine Erfindung die Mutter der andern wird, eine moralische Kraftäußerung eine neue erweckt, wodurch immer neue Capitale in Umlauf kommen.

Die Welt, das heißt das Volk, bleibt nicht auf seiner Stelle, nicht im alten Gleise, es lenkt in ein neues ein, was zur mehreren Ruhe, zu verminderten Plagen, zu größern Lebensgenuß führt, und dieses alles findet es zunächst nur innerhalb seiner eigenen Grenzen, wer ihm darin nicht zu Hülfe kommen, es gar hindern wollte, der hat Geist und Tendenz des Volks nicht begriffen, und denkt eben so wenig daran, daß der Staat im Aufsteigen zum Wohlstande, und nicht schon auf dessen höchster Höhe oder im Heruntersteigen von derselben begriffen ist. Aus dem Vorgesagten erhellet schon, daß unsere Landesregierung durch die genommenen Maaßregeln und neuen Institutionen beurkundet hat, sie kenne dieses Bestreben der Nation recht gut, aber man kann nach allen Anzeichen nicht annehmen, daß allen Menschen diese Kenntniß und Einsicht beiwohne.

Dies wird näher einleuchten, wenn man das Land nach allen Richtungen kennt, und sich aus den volkreichsten in die volkärmsten Gegenden versetzt. In letztere, wo oft kaum 700 bis 800 Menschen auf einer Geviertmeile leben, wo oft auf 25 Quadratmeilen kein Städtchen angetroffen wird, wo Wald oder weite Einöden mit Ermüdung durchstrichen werden, da hat man hinreichende Muße, die

Systeme der Volkswirthschaft und der Landesverfassungen durchzugehen, und sich, wenn man nicht ganz befangen ist, am Ende, als das Resultat aller Betrachtungen, die Frage vorzulegen:

was giebt diesen Einöden Werth, und auf welchem Wege sind hier Menschen anzusiedeln und glücklich zu machen?

Die alten und auch die neuern Staaten haben Colonien jenseit der Meere angelegt, die ihnen am Ende untreu und eigne Staaten wurden; die ungleiche, mitunter sehr schwache Bevölkerung mancher Theile des Preuß. Staats läßt ebenfalls ein Colonisationssystem zu, welches freilich nicht wie jene, mit dem Schwerdte, sondern vielmehr mit dem Pfluge gegründet werden muß. Der Oberpräsident v. Sack sagte schon vor einigen Jahren, daß in Pommern noch ein zweites Pommern entstehen solle, und in der That ist in dieser und mancher ihr benachbarter Provinz zu einer solchen Verdoppelung Raum genug; sie wird statt haben, wenn der Boden, Eigenthum und verkäuflich geworden ist, und wenn die Menschen beurtheilen gelernt haben, daß der Besitz großer Flächen ohne Werth nichts ist, und daß sie ihm erst einen Werth geben, indem sie sich des Ueberflusses an selbigen entledigen *). Aber man darf, um auf die Nothwendigkeit des vermehrten Anbaues geführt

*) Im Mittelalter besaß vorzüglich die Mark eine weit

zu werden, nicht in entfernte Provinzen gehen, man findet schon in der Provinz Brandenburg Einöden genug, und einen schlecht genutzten Besitz, der noch seine Verwerthung erwartet, und dieser inactive Theil des Landes ist, der mit bleiernem Gewicht den Aufschwung der Industrie hemmt.

Zu 4. Eine Staatsschuld ist ein Theil des vorweg genommenen Vermögens der Nation, und die Papiere, welche diese Schuld aussprechen, würden ein Nichts seyn, wenn Ehre und Rechtlichkeit, folglich moralische Kraft, ihnen nicht Werth gäben. Es ist aber eine Erfindung der neuern Zeit, und besonders der Revolutionen, daß diese Capitalforderungen Kaufwaare geworden und ein Gegenstand der Spekulation, und dies in dem Grade um so mehr sind, in welchen sie noch nicht im Werthe mit dem baaren Gelde gleich stehen. Dieser Umstand hat diese Schulden in die Hände der Aufkäufer und wagenden Spekulanten gebracht, deren Societät stets aus zwei Partheien besteht, nämlich eine, die stets auf das Steigen hinwirkt, während die andere alle Mittel anwendet, sie fallen zu machen; nur nach und nach mögen die Umstände und die Pünktlichkeit und Rechtlichkeit der Regierung diese widerstrebenden

---

größere Menge kleiner Gutsbesitzer vom Adel und vom Bürgerstande als jetzt. S. das Landbuch aus den Zeiten Karl IV.

Kräfte überwinden, und es dahin bringen, daß die Schuld mit dem gemünzten Gelde gleichen Werth erhält, dann hat die Spekulation ein Ende und alle ihre Folgen zugleich; da alle Staaten Schulden, und zwar große Schulden haben, so kommt dadurch das verschuldete und solchergestalt verbriefte Vermögen des betreffenden Staates auf dem Weltmarkt, und geräth in die Hände der Bewohner der fernsten Länder; diese Zerstreuung und Zersplitterung eines großen Theils des Nationalvermögens ist um so drükkender, als nicht nur dadurch ein direkter Abfluß des baaren Geldes herbeigeführt und in der Regel mehr aus dem Lande geführt wird, als zum Zweck der Acquisition in dasselbe eingebracht wurde, sondern auch die Zinsen überdies sich nicht im Lande, allenfalls zu neuen Capitalen aufhäufen, sondern dem fremden zufließen. Der Weltbürger also, der heute in Genf oder in London oder Rom sitzt, und nächstens in Wien, Venedig oder Petersburg seyn wird, kann überall auf seine Tausende von Preußischen Staats-Schuldscheinen seine vier Procent erheben, die sich auf $4\frac{3}{4}$ bis 5 Procent steigern, je nachdem der Cours stehet, und die er sich auf 10 und 15 berechnen kann, wenn er danach eingekauft hat.

Eine Staatsschuld begründet also wunderbarerweise ein Gewerbe, welches sich vor allen andern Gewerben in der Welt dadurch auszeichnet und unterscheidet, daß zu seinem Betriebe fast gar keine oder

doch nur sehr wenige Arbeit erforderlich ist, denn die Schreibtafel eines Fonds-Mäklers ist das einzige Handwerkszeug dieser mächtigen Operation, die keine körperliche Kraft erfordert, die vielmehr einen moralischen Hebel hat. Kein Wunder also, daß der, der Geld besitzt, um so lieber auf dies Geschäft eingeht, je mehr Geld er besitzt, und eine natürliche Folge davon muß seyn, daß, wo zum Beispiel 180 bis 190 Millionen Staatsschulden sind, sich eine große Anzahl reicher Leute auf dieses Gewerbe legen. Damit soll indessen kein Tadel über sie ausgesprochen seyn, denn da die Nation die Verschreibungen käuflich machte und machen mußte, war es gut, daß sich Käufer fanden, wiewohl damit nicht gesagt ist, daß es von vornher nicht hätte unterbleiben und anders eingerichtet werden können.

Die natürliche Folge eines solchen Schuldenwesens ist, daß die Inhaber dieser großen Summe noch zur Zeit und ehe die Papiere pari stehen, gar keinen Anlaß haben ihre Gelder herauszuziehen und sie andern Gewerben und Geschäften (in dem verschuldeten Lande) zuzuwenden, da sie in keinem einzigen so bequem und mit so weniger Mühe wegkommen würden als in diesem, und wenn sie solche ja herausziehen wollen, so können sie dies an allen Orten außerhalb des verschuldeten Landes, woraus für dieses immer Verlust an Capital und Zinsen erfolgt. Es kann also auf den Comptoiren zu London, Am-

sterdam oder Frankfurt u. s. w. über Millionen des preußischen Nationalvermögens disponirt werden, ohne daß der preußische Staat selbst den geringsten Nutzen davon hat, und da der Staat selbst oder die Regierung, als deren Repräsentant, seinen Verpflichtungen gemäß, regelmäßige Zinsen, und seiner Zeit das Capital, zum ganzen Belange auszahlt, wofür im Durchschnitt vielleicht nicht der halbe Werth gegeben worden, so ist der Verlust am Nationalvermögen unter allen Umständen unvermeidlich.

Ungeachtet dieses drückenden Sachverhältnisses aber ist doch noch eine große Summe baaren Geldes im Umlaufe; es beruhet indessen in der Natur der Verhältnisse, daß dasselbe nicht in dem Maaße wie ehedem in die Gewerbe, und vorzüglich nicht gegen hypothekarische Verbindlichkeit in die Landwirthschaft verwendet wird, denn zu geschweigen, daß die bereits bestehende Verschuldung der Landgüter zu solchen Darlehnen nicht einladet, dienen jene Staatspapiere noch häufig dazu, auf dem Wege der Verpfändung die baaren Gelder andern Gewerben zuzuwenden, und also das baare Geld in eine Circulation zu leiten, an der der landbauende Theil der Nation wenig oder gar keinen Antheil nimmt.

Unter andern mitwirkenden, hier jetzt nicht zu gedenkenden Ursachen, haben diese Verhältnisse Anlaß gegeben zu der Meinung, daß der Werth des Silbers um 50 bis 60 Procent gestiegen sey, eine

Meinung, die jedoch nicht Probe hält, da der Zufluß an edlen Metallen aus den Bergwerken nie ganz aufgehört hat, und durch die Unternehmungen der Engländer in Südamerikas Bergwerken sich gewiß bald noch mehr verstärken wird *).

Von dieser Seite betrachtet sind also die Wirkungen des Papiergeldes nicht von der Art, daß man ihnen ewige Dauer zurechnen dürfte, und vieles bei ihnen beruhet blos auf der Meinung, wenn gleich nichts desto weniger ihre Einwirkung auf die Industrie theilweise drückend ist.

Wären mehrere Kenntnisse darüber verbreitet, wie groß das National-Capital und das National-Einkommen eines Volks ist, so würde wahrscheinlich dies Schuldenwesen von Anfang an eine ganz andere Richtung genommen, und die Verpflichtungen der Nationen wegen ihrer Schulden, würden bei zu

---

*) Nach der Staatszeitung Nr. 173. d. J. sendete das Haus B. A. Goldsmith und Compagnie im Mai d. J. bereits 4,200,000 Pfd. Sterl. an die mexikanische Regierung, wovon ein Theil zur Exportation bestimmt war. — Nach einer andern Notiz in der Staatszeitung Nr. 186. d. J. wird von London aus die Silber- und Goldproduktion aus den südamerikanischen Bergwerken wie folgt angeben:

von 1800 bis 1810 47,061,000 Dollars,
— 1810 bis 1821 16,036,000 Dollars,

folglich hat sie doch nie ganz aufgehört.

erwartender Rechtlichkeit ihrer Regierungen in dem Maaße ein weit größeres Zutrauen gefunden haben, als constirt hätte, daß 200 Millionen Schulden in einem Staate von 11 bis 12 Millionen Einwohnern, gegen das effektive Nationalvermögen gehalten, eine wahre Kleinigkeit sind. Ein solcher Zustand der Dinge ist indessen im Drange der Zeiten nicht ins Leben getreten, und die jetzigen Klagen über die schlechten Zeiten haben vollends alles Zutrauen verscheucht; aus diesem Grunde ist daher besonders der Landbau, hinsichtlich der Geldmittel, in einer gedrückten Lage.

Ungeachtet nun eine Staatsschuld unter den mehresten Verhältnissen die größten Nachtheile mit sich führt, kann man doch in solchen Ländern, wo sie einer pünktlichen und ordentlichen Verwaltung unterworfen ist, und wo durch dieselbe nicht etwa politische Umtriebe entstehen, derselben die Qualität eines ordentlichen Gutes nicht absprechen, eines Gutes, welches dem constaten Nationalvermögen beigerechnet werden muß. Es ist auch kein Grund vorhanden, ihr diese Eigenschaft nicht zuzugestehen, denn, sobald damit dasselbe ausgerichtet werden kann, was mit baaren Gelde auszurichten ist, tritt sie in die Reihe der Güter ein, und erhält sich diese Qualität durch das anerkannte öffentliche Zutrauen. Die vorhin erwähnten Verpfändungen und alle andere Kaufgeschäfte damit geben hierunter den Beweis ab.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, vermehrt die Staatsschuld das Geldvermögen der Nation in so fern, als dieselbe nicht größtentheils in den Händen der Ausländer ist, und da bei Zahlungen in Masse eben so viel baares Geld ungebraucht bleibt, so vermehrt sie in dieser Weise die Austauschmittel im Volke, obgleich sie auf der andern Seite der Nation durch die Zinsen und Verwaltung nothwendig Kosten macht.

Zu 5. Wir können uns kurz fassen über einen Gegenstand, über welchen die preußische Regierung entschieden feste Grundsätze angenommen hat, die mit der Gewerbefreiheit überhaupt im Einklange stehen. Die Nation hat entschiedene Vortheile aus der Freiheit der Ein- und Ausfuhr gezogen, und die Zeit ist vorüber, wo vom Gegentheil irrthümlicherweise ein Glück gehofft wurde. Das Princip der Gegenseitigkeit unter den Völkern ist die Schwester der Freiheit, und beruhet auf Natur- und Humanitätsgesetzen; denn, wenn auch ein Staat eine Verbindung von Menschen zu Schutz und Trutz gegen die Gewalt anderer Staaten ist, so sind doch alle Staaten, folglich alle Menschen in ihnen, schon vermöge des Christenthums, in eine Gleichheit und moralische Verbindung und Beziehung gesetzt, welche, unabhängig vom eigentlich politischen, sich in das Gebiet des Gesellschaftlichen, des Verkehrs und der nachbarlichen Aushülfe, der geistigen Mittheilung

und der Erfindung hinüber erstreckt, in welchen Dingen der Grund alles physischen und geistigen Lebensgenusses enthalten ist.

Aus diesen Gründen kann der Staat seine Grenzen nicht gegen die Nachbarstaaten schließen, um ihnen keine Getreideeinfuhr zu gestatten, und wenn allerdings die Einfuhr, welche vom Auslande kommt, nicht unbedeutend erscheint und in manchen Theilen des Staates auffallend wird, so kann doch hier nicht der einzelne Theil, sondern nur das Ganze in Erwägung kommen. Denn ein altes Sprichwort sagt: mit dem Nachbar muß man es nicht verderben! aus keinem andern Grunde, als weil wir, in industrieller Hinsicht, seiner bedürfen, wie er häufig unserer bedarf. Dennoch scheint im Ganzen die Einfuhr aus Nachbarländereien nicht überall erheblich zu seyn, weil sie durch die Ausfuhr von unserer Seite in eben diese Nachbarländer ausgeglichen oder gar überwogen wird. Mecklenburg führt bei uns Getreide und Butter ein, aber es nimmt uns auch dagegen Manufakturwaaren ab. Gleiche Verhältnisse walten gegen Hannover ob, und es wird kürzlich als eine angenehme Erscheinung bemerkt, daß der von Hannöverscher Seite beabsichtigte erhöhete Eingangszoll auf fremdes Getreide von den Ständen verworfen worden sey, welches den Einwohnern des preußischen Kreises Rahden, im Regierungsbezirk Minden, zur Beruhigung diene, da diese fast ausschließlich den

Markt

Markt zu Osnabrück mit Weitzen versehen *). Diese Maaßregel ist wieder ein glücklicher Beitrag zur Vernichtung des unglückbringenden Prohibitivsystems der Staaten, von welchen sogar, man kann sagen auf Veranlassung unseres erhabenen Regenten, die englische Regierung nach und nach abzukommen scheint. Da ich aber über die Einfuhr aus den andern Nachbarstaaten keine Angaben zu machen und eben so wenig den Betrag der diesseitigen Ausfuhr nach jenen entgegenzusetzen weiß, so kann ich nur bemerken, daß wir diesseitig gegen Böhmen und Sachsen wahrscheinlich in Vortheil stehen, und daß im Ganzen die fremde Einfuhr in die diesseitigen Staaten nie lästig fallen kann, da sie mindestens sich mit der Ausfuhr wieder ausgleicht. Der freie Getreidehandel der Grenznachbarstaaten kann daher, wenn er auch bedeutender wäre als er ist, aus demselben Grunde den diesseitigen Producenten keine Nachtheile veranlassen, aus welchem die Ausfuhr von unserer Seite auch den Nachbarn nicht nachtheilig ist.

Aus allen diesen Darstellungen, die sich größtentheils auf Thatsachen gründen, geht also bis jetzt hervor, daß die seit vier bis fünf Jahren gesunkenen Getreidepreise noch zur Zeit dem Landwirthschaftsgewerbe unmöglich den Untergang bereiten können. Andere Erscheinungen in der industriellen Welt kom-

*) Staatszeitung Nr. 99. — 1824.

men hinzu, um diese Behauptung zu unterstützen; zuvörderst ist es auffallend, daß alle bisherigen Klagen der Landwirthe nur von der Weichsel und Oder herkommen, jenseit der Elbe aber davon wenig oder nichts gehört wird, und doch haben auch diese Länder sich nicht mehr der alten Preise zu erfreuen, denn so ist z. B. ein Hauptprodukt der südwestlichen Cultur, die Oelsaat, nach und nach von 90, ja von 100 Thaler Gold auf 32 Thaler in Cour. für den Wispel gefallen. Es ist ferner wahr, daß der Mangel an Credit für den Landwirth in den östlichen Provinzen allerdings existirt, welches aber nur allein als eine Folge der wiederholten Klagen über den bevorstehenden Verfall der Wirthschaften anzusehen ist, so wie denn auch der gänzliche Mangel einer überall anpassenden, einfachen, treffenden und ehrlichen Anschlagsmethode, die Objekte gänzlich verdunkelt; überall Zweifel übrig läßt und dem Credite, der keine Dunkelheiten leidet, den Weg vertritt, und da vollends alles Anleihen auf Landgüter, im hypothekarischen Wege, mit großen Kosten und Weitläuftigkeiten verbunden ist, so kommen schon hierdurch die Capitale hoch zu stehen.

So wie es ferner der Welt überall nicht an arbeitenden Händen fehlt, die gern verdienen wollen, so fehlt es in der Welt auch nirgends an Capitalien, und wo nur eine Unternehmung zu machen ist, da ist auch Geld genug vorhanden, und wird so-

gleich angeboten; dies sehen wir zunächst bei den Entreprisen über den Chausseebau im hiesigen Lande, wozu große baare Geldcapitale beständig disponibel seyn müssen; wir ersehen es an der Gründung der ständischen Bank in Pommern, und an den Begehr nach Actien der rheinisch-westindischen Compagnie, wie noch mehr an dem Angebot zur holländischen Handelsgesellschaft, deren Fond auf 8 Millionen gesetzt war, wozu jedoch binnen kurzem 73 Millionen angeboten wurden. Ein gleich übermäßiges, sechsmal den Bedarf von 4 bis 5 Millionen Pfd. Sterling übersteigendes, Angebot ward in London zum Behuf der columbischen Anleihe gemacht, und nach der Rede des Finanzministers am 24sten Juni v. J. in der französischen Pairskammer ist dort der Werth des Geldes nicht gestiegen, sondern gesunken, da es an Capitalien gar nicht fehle, und solche der Regierung zu geringern Zinsen, als ehedem, angeboten würden. Ueberhaupt aber scheint es, als wenn das Staatspapierwesen mit allen seinen Beilaß jetzt sich seinem höchsten Standpunkte nähere, der den Wendepunkt für alles öffentliche industrielle Interesse abgeben wird, denn die erheblichsten Anleihen nähern sich dem Pari, und ebenfalls die Preußische, welche vor einiger Zeit schon nahe daran war, doch wieder zurückging, geht diesem Ziele wieder entgegen. Hieraus muß nothwendig folgen, daß die Capitalisten darauf Bedacht nehmen müssen, ihre Gelder fernerhin auch

andern Gewerben zuzuwenden, da in den Fonds nichts mehr zu speculiren und zu gewinnen seyn wird und blos die gewöhnlichen 4 Procent zu erhalten stehen. Alsobald wird sich zeigen, daß der lange Streit über Mangel des baaren Geldes ein leerer Streit gewesen, und daß dasselbe nicht durch Mangel an Zufluß aus den Bergwerken absorbirt worden. Hierdurch wird sich aber beurkunden, daß auch bei diesem Geldwesen das ganze Verkehr sich nach den Gesetzen regulirte und betrieb, denen alle Gewerbe unterliegen, nur mit der einzigen Abweichung, daß bei diesem gerade die wenigste Arbeit nöthig war, weil das Ganze hier nicht auf einer materiellen Grundlage, nicht auf Arbeit, Ackerbau, oder Manufaktur und Handel beruhet, sondern auf den Glauben an den Regierungen, und da diese seit 6 Jahren her an der Regulirung ihrer Finanzen unablässig arbeiteten, so stieg dadurch das Zutrauen, mit ihm stieg die Nachfrage über das Angebot, und solchergestalt kam man bis auf den jetzigen Standpunkt. Daß beides erhalten werde, nämlich das Zutrauen zur Regierung, wie sein Erfolg auf die Fonds, ist höchlich zu wünschen, und ohne Zweifel kann die Nation hierzu selbst viel beitragen, weil nicht erwartet werden kann, daß die Regierungen allein Alles bewirken können.

Wenn also, wie erwiesen seyn dürfte, der Tagelohn allgemein nicht gestiegen, ja nicht einmal im

alten Verhältnisse geblieben, vielmehr mit den Produktenpreisen ebenfalls heruntergegangen ist, wenn sonach die Produktionskosten ebenfalls verhältnißmäßig nicht höher zu stehen kommen können als früher, indem Pferde und Ochsen und alle andere Dinge, die zur Produktion gehören, ebenfalls um mindestens 25 Proeent im Preise gefallen sind *), so wird man nothwendig am Ende auf die verzeihliche Frage geleitet:

wie hoch denn die Produktionskosten eigentlich zu stehen kommen müssen, um nicht zu theuer zu produciren?

und hierauf werden Sachkenner immer antworten müssen:

daß diese Kosten so viel betragen müssen, daß alles Arbeits- und Gesindelohn, Beköstigung, Fütterung, und die Zinsen für das hierin steckende Capital u. s. w. durch den rohen Ertrag gedeckt, und daß hiernächst noch ein solcher reiner Ueberschuß bleibe, der den reinen Gewinn abgebe.

Da nun viel, wenig, theuer, wohlfeil relative Begriffe sind, so folgt von selbst, daß theuer und wohlfeil sich eben so gut in den Kosten wie im

---

*) Man sehe weiter hin die Preise vom fetten und magern Vieh auf den Märkten in Schlesien und anderwärts, und erinnere sich dabei derjenigen, die vor 20 Jahren statt fanden.

Ertrage ausspricht, weil beides sich nach gleichen Gesetzen regelt, denn, kann ein Scheffel Roggen für $\frac{1}{3}$ seines Betrages hergestellt werden, und diese Kosten sind in Gelde auszusprechen, so käme es nur darauf an, wie hoch der Anschlagspreis eines Scheffels Roggen zu setzen wäre, um die Frage festzustellen; kostet der Scheffel Roggen einen Thaler, so würden die Produktionskosten auf $\frac{1}{3}$ Thaler, kostet er drei Thaler, auf einen Thaler zu berechnen seyn, und obgleich in der Ausübung sich hierbei noch manches anders stellt, und Ersparung von Kräften und praktische Vortheile bei dem Einzelnen, nach den verschiedenen Zeitumständen und Ortsverhältnissen den Ausschlag geben müssen, so wird doch das oben aufgestellte Princip nicht in Abrede gestellt werden können.

Es ist aber auch ein sehr unvollständiger Beweis, der für die Schlechtheit der Zeiten seit 5 Jahren blos aus den Preisen von 4 Getreidearten geführt werden soll. Zu geschweigen, daß es noch mancherlei andere Produkte des Landes giebt *), deren täglicher Marktpreis bekannt ist, so waltet doch darüber Stillschweigen ob, wie viel die Viehzucht einbringt, und diese würde doch nothwendig mit in Betracht kommen, da der Viehstand an sich ein

---

*) Z. B. die so sehr florirende Branntweinfabrikation, die im Aus- und Inlande ihre Abnehmer hat, und der Handel mit Mehl und Malz nach dem Auslande.

Produkt des Bodens ist, und ein Theil der vegetabilischen Produktion vermittelst des Viehstandes zu Gelde gemacht wird. Daß dieser letztere einen bedeutenden Theil der ganzen Produktion ausmacht, ergiebt schon seine Größe und sein zeitgemäßer Werth, wie denn überhaupt, wenn von der Cultur und Produktion ganzer Länder die Rede ist, bedeutende Objekte erscheinen. So sind zum Beispiel nach der Zählung vom Jahr 1819 der statistischen Nachrichten folgende Viehstände in den Regierungsbezirken Potsdam und Magdeburg, welche sich im Werth und Ertrag wie folgt erhalten:

Magdeburger Regierungsbezirk.

Capitalwerth des Viehstandes an Kühen und Schaafen.	Reine Nutzung desselben im Ganzen.	Auf □Meilen Acker, Wiesen, Weiden.	Nutzung vom Capitalwerth des Viehstandes.
6,635,028 rtl.	— 2,852,246 rtl.		
	= 1,087,193 rtl.	62,17 □M. p. Mrg. 31½ sgr.	42 bis 43 Procent.
	= 1,765,053 —	142,31 — — 16½ —	
	2,852.246 rtl.	204,48 □M.	

Potsdammer Regierungsbezirk.

6,796,268 rtl.	— 2,855,927 rtl.		
	= 1,680,300 rtl.	188,77 □M. p. Mrg. 21½—22½ sgr.	42 bis 43 Procent.
	= 1,175,627 —	189 — — — —	
	= 2,855,927 rtl.	377,77 □M.	

und es muß also dem reinen Ertrage deck Ackers allemal der reine Ertrag des Viehstandes beigerechnet werden, woraus denn stets hervorgehen wird, daß die Rechnung anders zu stehen kommt, als wie sie gewöhnlich gemacht wird.

Nach allen Untersuchungen, die man seit einigen Jahren nun schon über die angeblich so allgemeine Calamität angestellt, nach so vielen abgeschmackten und unverständigen Berechnungen, die angelegt worden, nach so vielen Projekten zur Abhülfe, gehet doch das Urtel der einsichtsvollsten Leute dahin: daß nicht zu helfen sey! — und wie wollte auch einer solchen Masse von Bedürfnissen abgeholfen werden können, da solche, wenn sie wirklich existiren, die ganze Oberfläche des Staats betreffen und ins ungeheure gehen; welche Regierung wäre dazu reich genug? schon das Bedürfniß eines einzigen Regierungsbezirkes müßte in die Millionen gehen. Man beachte nur folgende Größen und es wird sogleich einleuchten:

Regierungsbezirk Potsdam		
hat Acker, Garten, Wiesen, und Weiden	die Produktionskosten, mit Einschluß für den Nutzviehstand betragen	der reine Ertrag, mit Einschluß desjenigen von der Viehnutzung, beträgt
377,77 Quad. M.	11,261,760 rtl.	20,309,910 rtl.
Regierungsbezirk Magdeburg		
204,48 Quad. M.	11,251,407 rtl.	20,208,317 rtl.

Diese ansehnlichen Summen zum Betriebe, laufen freilich nicht alljährlich in baaren harten Thalern um, denn der größte Theil bestehet in Naturalien, aber die darin mit verrechneten Betriebs-Capitals-Zinsen, Geldlöhnungen und baare unvermeidliche Ausgaben machen doch auch ein Ansehnliches aus; fehlt es hierbei allgemein, und treten eine Menge Zinsen vom verschuldeten Besitzthum hinzu, welche den reinen Ertrag größtentheils absorbiren, so würden mehrere Millionen auf einen Regierungsbezirk schwerlich hinreichend seyn, um zu helfen. Unter andern Auskunftsmitteln hat man vorgeschlagen, eine Zettelbank zu errichten, um dem Landwirthe Darlehne zu geringen Zinsen zu verschaffen, die er jetzt gar nicht, oder nur zu sehr hohen Zinsen und Kosten erlangen kann. Allein, so wie zugegeben werden muß, daß dies Mittel in der That wohl geeignet seyn dürfte, für jetzt augenblicklich zu helfen, so dürfte es doch bedenklich seyn, Schulden mit Schulden tilgen und die Menge des schon vorhandenen Papiergeldes vermehren zu wollen, zu geschweigen, daß die Ausführung der Sache wahrscheinlich unüberwindliche Hindernisse fände.

Der achtbare Herr Verfasser der Vorschläge zur Verminderung der jetzigen Noth sämmtlicher Grundbesitzer, Berlin bei L. Oemigke 1824, hat sich das Verdienst erworben, den Gegenstand genau zu prüfen, und seine patriotischen Vorschläge darauf zu

gründen: daß eine allgemeine Herabsetzung des Zinsfußes erfolgen möge, wozu die Mittel in einer Zettelbank gegeben werden. Es wird aus den Erfolgen eines solchen Unternehmens erwartet, daß das Grundeigenthum im Werthe steigen, und der Rentier häufig in die erwerbende Klasse übertreten werde. Nach unserer Ansicht ist zum Steigen des Grundeigenthums in seinem Werthe nicht blos nöthig, daß die Grundbesitzer Kredit zu niedrigen Zinsen genießen, sondern es ist auch nöthig,

1) daß Grundeigenthum (hier vorzüglich Landeigenthum, Güter) wirklich allgemein käuflich, das heißt daß alle Arten von Wirthschaften, große, mittlere, kleine, so wie bloßes Land, parcellenweise, häufiger käuflich sey, als es bisher gewesen;

2) daß, wenn es in dieser, eben angegeben Art wirklich käuflich ist, damit für den Besitzer keine Unbequemlichkeiten, keine Plagereien, keine Art von Zwang, sey es aus polizeilichen oder aus oberherrlichen Rechten, oder aus Dorfgemeinschaftsverband herstammend, verknüpft sey.

Allein Alles dieses ist bis jetzt noch nicht der Fall, und kann es nicht seyn, weil die alten Verhältnisse, welche die mehresten Landbesitzer so lange gedrückt haben, dem größten Theile nach noch überall bestehen. Man kann daher nur große Rittergüter kau-

fen, vorausgesetzt daß der Verkäufer sie nicht selbst über den Werth bezahlt hat, welches in den letzten Zeiten sehr häufig geschehen, und der jetzige Käufer, selbst abgesehen von dem angeblichen Minderwerth der Güter, dafür den wahren Werth bezahlen will. Allein nicht allgemein werden große Güter gesucht, und es ist nicht zu erwarten, daß selbst bei einer großen Zahl reeller Käufer sich eben so viel Verkäufer finden sollten. Da es aber auch nicht Jedermanns Absicht seyn wird, große Güter zu kaufen, da vielmehr zu erwarten stehet, daß wenn jene oben zu 2 genannten Unvollkommenheiten gehoben sind, sich eine Menge Käufer zu solchen Ländereien finden, die den Gütern für Aufhebung von Diensten und Abgaben zugekommen sind, so wird sich alsdann jenes Colonisationssystem von selbst einfinden, dessen oben erwähnt worden, und wo dergleichen Ländereien nicht sind, aber bäuerliche, für ihre bisherigen Dienste auf Rente gesetzte Eigenthümer, da werden diese häufig ihre, ohnehin für ihr Betriebscapital gewöhnlich zu großen, Besitzungen durch Verkauf der Hälfte oder weniger verkleinern, und also wird gleichfalls auf diesem Wege die Colonisation fortgesetzt werden, wenn die Abzweigung oder Parcellirung mit liberaler Einfachheit geschieht, und nicht eine Fundgrube der Sportelsucht wird. Ein jeder solcher neuer Hof ist ein Beitrag zur Vergrößerung des Nationalcapitals durch Arbeit, und thut je-

ner thatenlosen Erwerbsart Abbruch, die nur Geld mit Geld verdient, ohne einen Finger dabei naß zu machen. Nur auf diesem Wege allein und auf keinem andern wird der Herr Oberpräsident v. Sack sein zweites Pommern in Pommern, und wir vielleicht eine zweite Mark u. s. w. entstehen sehen.

Allein man sollte meinen, das mehrere Geld, welches nach erfolgter Parität der Staatspapiere mit dem Metallgelde und Herunterſetzung des Zinsfußes, wie auch durch Ausgabe von Bankzetteln im Lande in den Umlauf käme, müßte nothwendig auch den bisherigen Werth des Geldes überhaupt herabsetzen, und folglich auch die Produkte theurer machen; und wenn dies allen Gesetzen des öffentlichen Verkehrs zufolge allerdings zu erwarten steht, und also dadurch nicht blos auf den höhern Grundstückswerth gewirkt würde, weil eins ohne das andere ohnehin nicht denkbar ist, so scheint es doch nur unter der Voraussetzung geschehen zu können:

1) daß das gesammte Publikum die Bankzettel sofort für voll annimmt;
2) daß die Welt eine ganz sichere Garantie für einen noch funfzig Jahre dauernden Frieden erhält.

Man wird es hoffentlich verzeihlich finden, wenn man im Publikum zweifelt, daß diese beiden Voraussetzungen sofort erfüllt und für gewiß angenommen werden, und es dürfte nothwendig folgen, daß,

wenn die Zettel nicht sofort allgemeinen Glauben finden und für pari mit dem Gelde angenommen werden, die Sache gar nicht ausführbar ist, weil alsdann die Stockjobberei sogleich ihr Spiel treiben würde, dasselbe würde wahrscheinlich bei der geringsten Aussicht zur Störung des Friedens der europäischen Mächte eintreten; der Verlauf der Sache bei den Tresorscheinen ist noch im frischen Andenken.

Bedauernswerth muß es ein Jeder finden, daß ein Plan, wie derselbe S. 16 der angeführten Schrift gezeichnet ist, solche Hindernisse finden kann, wie oben angegeben worden, denn da er seine Wirkung offenbar, der Hauptsache nach, nach zwei Seiten ausdehnt, und auf der einen den Passivstand nach und nach mindert, während er auf der andern die Zinsen im Allgemeinen niedriger als bisher halten würde, würde der Hauptzweck: den monopolistischen Geldhandel zu unterdrücken, erreicht werden können, wenn nicht die öffentliche Meinung hierbei einen zu großen Spielraum hätte; und da diese bei uns, vorzüglich in öffentlichen Fonds-Angelegenheiten, noch keinesweges in den Köpfen aller Menschen klar geworden, da im Gegentheil die Mehrzahl der Menschen eigentlich gar keine Meinung hat, so ist auch von dieser Seite gar nichts zu erwarten.

Ueberdies dürfte in Frage gestellt werden: ob die Ausführung des Plans außerdem nicht erhebliche Hindernisse finden dürfte? Es muß vorausgesetzt

werden, daß das Institut den ganzen Staat umfassen soll, und also würde in Betrachtung kommen:

1) wie stark der Begehr nach den Zetteln wäre; und da in den ersten Jahren nicht mehrere ausgegeben werden sollen, als die Staatskasse im Stande ist, dagegen an Tresorscheinen, deren ganzer Betrag, mit Einschluß der ehemals Sächsischen Kassenbillets, nur 11 bis 12 Millionen ist, zu vernichten, so kann vielleicht der Anfang sehr klein seyn, und die Befriedigung, selbst der Bedürftigsten, unmöglich werden, wodurch denn der angeblich bestehenden Noth doch nicht abgeholfen, sondern dieses Jahre erfordern würde.

2) Das Rechtsverhältniß einer großen Menge Landbesitzer dürfte ihnen, so wie dem Institute, viele, noch gar nicht alle zu übersehende, Hindernisse in den Weg legen, denn der größte Theil der Landbewohner ist zur Zeit nicht freie Eigenthümer seiner Güter, und obwohl sie ihm nicht geradezu genommen werden dürfen, so hat er doch kein Recht, sie ohne Consens seines Oberherrn zu verschulden. Ueberdies unterliegt die Abschätzung der Güter, wobei der Durchschnitt zwischen Kaufwerth und Abschätzung zum Grunde gelegt werden soll, mancher Unsicherheit, denn die mehresten dieser Güter haben noch nie einen Kaufwerth gehabt, und das Abschätzungswesen ist eine, wie es scheint vorsätzlich, täglich in eine immer größer werdende Verwirrung gera-

thende Angelegenheit. Außerdem aber sind selbst die sogenannten, bereits regulirten Höfe der Bauern, nach den Vorschriften des Art. 65. der Allerhöchsten Deklaration vom 29sten Mai 1816 ad c. gar nicht berechtigt, ihren Hof auf mehr als den 4ten Theil seines (taxirten) Werths zu verschulden, wenigstens wird über das Mehr kein Vorzugsrecht unter mehreren Gläubigern, sondern nur ein gleiches constituirt. Dagegen sind, nach den neuesten Ministerial-Deklarationen, wiederum diejenigen Wirthe bäuerlichen Standes, welche schon früher Eigenthümer, jedoch mit Diensten belastet gewesen, die sie abgelöset, den Bestimmungen jener Deklaration, hinsichtlich der Verschuldung, nicht unterworfen.

3) Auf andern Gütern jeder Art, mit Ausnahme der vorbezeichneten, dürften dennoch, wenn sie bereits verschuldet sind, die Gläubiger vielleicht bei Vermehrung der Schulden nicht gleichgültig bleiben, und dabei Rechtsformen einschreiten, die dem Institute lästig und dem Schuldner zu kostspielig seyn können; man erinnere sich hierbei nur der Umstände, der dikken Actenbände, die bei Parcellirung eines Rittergutes, welches im Schuldnexus steht, oder beim theilweisen Verkauf desselben vorkommen, und der Zeit und Kosten.

4) Dürften die Rechte der Bank in Concursfällen doch erst festgestellt werden müssen, und selbst auch dann ist nicht zu erwarten, daß die Bank in sol-

solchen Fällen nicht dasselbe Schicksal haben sollte, wie andere Gläubiger, nur eine genaue Kenntniß der Ortsverhältnisse der Güter dürfte hier vor Verlusten schützen, und auch dann nicht immer, denn die Hoffnung: daß durch das sofortige Steigen des Grundwerths ein Ausfall unmöglich sey, weil sich bei einer zulässigen $\frac{5}{6}$ Verschuldung sehr bald wieder ein Käufer finden werde, dürfte leicht die Bank zum Eigenthümer einer Menge kleiner Güter machen, deren Administration ruinirend seyn müßte, besonders wenn Krieg entstände; in diesem letztern Falle dürfte aber bei einer zu $\frac{5}{6}$ des Werths statt gehabten Verschuldung, bei einem nach Jahren erfolgenden Verfalle der Wirthschaftsgebäude und Aufsummen der Zinsen das Objekt sehr schlecht werden.

Es ist möglich, daß es Vorkehrungen gegen dergleichen Besorgnisse giebt, deren genauere Entwickelung denn seiner Zeit wohl noch zu erwarten stehet.

Wenn man nun aber bei dieser, auf Thatsachen und bestehenden Verhältnissen gegründeten, Darstellung und Lage der Sachen stehen bleibt, so ist unverkennbar, daß die Calamitäten der Landwirthschaft nicht sowohl unmittelbar von den seit einigen Jahren gefallenen Produktenpreisen herrühren, als:

daß die Restauration, die jeder Landwirth, selbst abgesehen von allem Bodenbesitz und Wirthschaft,

in seinen häuslichen Verhältnissen zu bewirken hatte, häufig und Provinzenweise sehr groß war, und daß die Mittel dazu doch am Ende aus den Wirthschaften aufkommen sollten, folglich an diese Ansprüche gemacht werden mußten, die ihr früher fremd waren; es war und ist also die Calamität weit eher eine persönliche, als eine auf dem Gewerbe haftende; und dies mußte dauernd und um so drückender werden, als der Zinsfuß, während alle andere Dinge im Preise fielen, dennoch seinen alten Stand behauptete. Daher drückt dieses Uebel im gleichen Maaße auch viele Leute aus andern Ständen.

Es ist also die Disharmonie, die in der ganzen Nationalwirthschaft widerklingt, durch den Umstand erzeugt worden, daß, während alle Dinge im Werthe fielen, der Zinsfuß nicht nur auf der Höhe blieb, die er früher gehabt, sondern sogar in ein wucherhaftes Steigen über diese Höhe ging, wo der Drang der Umstände und die nöthige Wiederherstellung der Dinge gebieterisch einwirkten und Aufopferungen verlangten, die mit dem Gewinne aus dem Grund und Boden nicht hinreichend gedeckt werden konnten, während andere Ressourcen dem Bedürfenden, seiner individuellen Lage und Verhältnisse nach, verschlossen blieben. Daher hört man auch nicht durchgängig und überall dieselben Klagen, sondern, je nachdem das Unglück die eine und die andere Provinz

mehr oder weniger getroffen, sind auch die Leiden größer; die allgemeinen Klagen über die niedrigen Produktenpreise durch ganz Europa aber rühren offenbar aus den verschiedensten Quellen her und sind häufig ganz ungegründet, indem es Länder giebt, die viele Jahre des Krieges hindurch nur durch diesen gewannen, und nichts verloren.

Wollte man aber an der vorstehenden Ansicht zweifeln, welches wir zur nähern Prüfung des Gegenstandes sogar wünschen, so erlauben wir uns, dem Zeitraume der letztverflossenen fünf Jahre diejenigen entgegenzusetzen, welcher in den Friedensjahren von 1788 bis 1805 statt fand, und es mögen die Jahre bis 1813 ganz außer Rechnung bleiben. In dieser erwähnten 18jährigen Periode existirte eine glänzende Zeit für den ländlichen Producenten, aber auf alle Fälle kann sie, ihrem Wesen nach, nur eine sehr unnatürliche genannt werden, denn die Preise der Produkte stellten nicht das wahre natürliche Verhältniß der Waare zu ihrem Verbrauche im Allgemeinen, sondern einen überspannten excessiven Begehr, herbeigeführt durch die Bedürfnisse eines entfernten Volkes, dar, und bei diesem Stande der Sachen brauchten die Anlagecapitale keinesweges im Verhältniß zu dem Gewinne gesteigert zu werden; es nahmen auch an den hohen Preisen die, von aller Wasser- und Hauptstraßen-Communikation durch große Entfernungen ausgeschlossenen Producenten

Theil, weil der hohe Preis weite Transportkosten hinreichend deckte, und deshalb der Bedarf an Gespann nicht vermehrt werden durfte. Viele Menschen glaubten damals an eine ewige Dauer dieses Zustandes, viele sahen aber auch wohl die Unmöglichkeit des Bestandes desselben ein, und die Consumenten im Lande mußten seine Beendigung mit Sehnsucht wünschen. So wie nun damals Geld im Ueberfluß cursirte, die Staatseffekten weit über dem Pari standen, und Getreide und Getreidehandel die Seele des Verkehrs ausmachte, so folgte dieser glänzenden Zeit eine andere, in welcher wieder ein anderes Wesen regierte und die Präponderanz lange behauptete, eine Zeit, von der man sagen kann, daß sie drei Seiten habe, von Eisen, von Papier und von Silber; die Chemiker wissen, daß Eisen und Silber sich nicht gut mit einander verbinden lassen, und ihre gegenseitige Anziehung gering ist, daher denn in den schweren Kriegesjahren mit dem Eisen die Hauptsache gethan werden mußte, während nicht Zeit war zu verhindern, daß zwei so heterogene Dinge, als Silber und Papier, sich zwar nicht chemisch mit einander verbanden, aber das letztere dem ersteren sich doch auf ungefähr 10 bis 15 Jahre gewissermaaßen gleichstellte, und sich dadurch zu Ehren brachte.

Die neue vorwaltende papierne Potenz, die früher in diesem Umfange unbekannt war, wirkte nun

wie sie konnte, und die Umstände gestatteten, daß sie allerdings viel wirken konnte, weil eine Gegenwirkung fehlte, und so konnte es denn nicht fehlen, daß sie, „wiewohl auf contraktlicher Verbindlichkeit, folglich auf einer rechtlichen Basis" beruhend, in national-ökonomischer Hinsicht, oder nach den Gesetzen des Verkehrs beurtheilt, dennoch ein höchst unnatürliches Wesen erzeugte, welches sich um so länger erhielt, als mancherlei neue Staatsbedürfnisse, ein neues Steuer- und Finanzsystem u. s. w. ihm Nahrung geben mußte.

Hatte nun der Krieg die Folgen aufgehoben, die glücklicherweise aus der ersten Epoche für die Landwirthe hervorgehen konnten, wenn es Friede geblieben wäre, so war es nicht zu verwundern, daß, während dieser Krieg die Individuen und den Staat erschöpfte, und die Losung einer vortheilhaften Zeit verschlang, die Anforderungen der neuern Zeit an eben die Individuen und an den Staat höchst drükkend machten, weil sie unerläßlich waren; eine Unnatur folgte also der andern.

Die Geschichte der Cultur aller Länder hat aber hinreichende Beweise darüber beigebracht, daß dem Aufblühen des Gewerbverkehrs und dem allgemein zu verbreitenden Wohlstande nichts so sehr den Weg vertritt, als solche unnatürliche Vorfälle, die entweder der offenen Gewalt, oder einer Verkettung von Umständen, oder fehlerhaften Gesetzen, schlechter Ver-

waltung u. s. w. ihren Ursprung verdanken. Die Hauptfaktoren aller Volkswirthschaft heißen Freiheit, Angebot und Begehr; es ist ein krüppelhaftes Wesen mit den beiden letztern, wo die erste fehlt oder täglich bedrängt und gekränkt wird, weil dies am Ende diesem oder jenem eine monopolistische Stellung verleihet, in welcher er, die Umstände benutzend, nicht Producent, Kaufmann u. s. w., sondern ein schlauer Wucherer wird.

Aber was die Freiheit zu jenen Zwecken anbetrifft, so muß man sie richtig verstehen, sie ist nicht ein Privilegium zur Willkühr, sondern sie ist eine gesetzmäßige Institution, nach welcher jedem erlaubt ist, seine Zwecke auf seine Art zu verfolgen und seine Vortheile zu suchen wie er kann, unbeschadet den Zwecken und Vortheilen anderer; da dies auf einer sittlichen Grundlage beruhet, so wird niemand verkennen, daß hier das Recht seinen Ursprung hat, und daß, wenn z. B. der Freiheit gemäß, Contraktsverbindlichkeiten eingegangen sind, sie, äußerer Veränderungen der Dinge ungeachtet, im Bestande verbleiben müssen Dies kann auf eine Zeitlang einen Mißton in die Harmonie der gesellschaftlichen Verhältnisse bringen, da aber diese Harmonie nicht auf einmal entstehet, und da kein Staat sie zur Zeit vollkommen hergestellt hat, so gehört es nothwendig in den Lauf dieser unvollkommenen Welt, daß Freiheit und Recht nur nach und nach sich gemeinschaft-

lich ihre Bahn brechen. Um nun aber aus dem Gebiete des sittlichen wieder in das des praktischen Lebens hinüberzugehen, und die Anwendung von dem Gesagten zu machen, so ist zu erwägen, daß, wenn der Staat oder die Individuen früher, entweder in Zeiten wo es ihnen hohen Vortheil brachte, oder in Zeiten wo es ihnen die Noth diktirte, contraktliche Verbindlichkeiten auf gewisse Zeiten eingegangen sind, diese erfüllt werden müssen, selbst denn, wenn die Gegenwart sie drückend machen sollte, geschichet dieses nicht, und wird die Verbindlichkeit nicht gelöset, wie sie zu lösen versprochen worden, so ist Freiheit und Recht gemißbraucht und gekränkt, und die verderblichen Folgen davon können nie ausbleiben.

In der Gesellschaftsbildung christlicher Staaten — die besonders im Norden und Osten hinsichtlich ihres industriellen Bestandes auf der Arbeit, sogar auf vieler Arbeit beruhen — offenbaret sich das sittliche Princip der Freiheit und des Rechts überall und zeigt seine deutliche Spur, und da es sich nicht und niemals ohne Kampf hat geltend machen können, es vielmehr in der ewigen Bestimmung des Menschengeschlechts liegt, daß das, was da werden soll, nur durch einen Kampf der Kräfte mit den Gegenkräften entstehen kann, so sind auch in unsern Zeiten bei vielen Völkern diese Kämpfe und ihre Resultate sichtbar geworden. Rom und Griechenland haben dergleichen Kämpfe nicht gesehen, weil heidnische

Staaten der sittlichen Grundlage entbehrten, die allgemeine Freiheit und allgemeines Recht hätte verbreiten können, sie sahen nur Herren, die um politische Gewalt stritten, und Sklaven, die das Brod gewinnen mußten; es fehlte bei ihnen die sittliche, christliche Freiheit, die unter Menschen das Princip der Gegenseitigkeit geltend macht, und über politischen Kampf und Eroberung nahm die eigentliche Gesellschaftsbildung bei ihnen eine Richtung, die keinen Bestand und keine innere Gewährleistung für diesen entwickelte, denn diese kann nur auf dem Wege der Freiheit, des Rechts, der Gegenseitigkeit der Leistungen, der geistigen Mittheilung, und, kürzer gefaßt, nur „durch die Herrschaft der Vernunft und der Billigkeit" erlangt werden, weil erstere die Verhältnisse prüft und sichtet, letztere das Recht in seiner Strenge mildert, und seiner Ausartung in offene Gewalt, folglich dem Mißbrauche schützend, entgegenwirkt.

Jene Kämpfe haben wir gesehen, hauptsächlich während der französischen Revolution und im englischen Parlament, in der holländischen Republik und schwächer in dem gelähmten deutschen Staatenkörper, ehemals heiliges römisches Reich genannt. In Frankreich ging Alles von einem Extrem zum andern, und lange blieb es wie ein sturmbewegtes Meer, das Ringen der politischen Partheien mit einander ging aber doch nur dahin, daß der gemeine Landbauer

und die übrigen Producenten sich gegen Feudal-Aristokratie und Gewalt sichern und Platz gewinnen wollten. England hatte die Weltherrschaft gewonnen, weil es die Meere beherrschte, und die Geld-Aristokratie, welche einen großen Theil des Adels unter sich zählte, hatte eine Zeitlang die Herrschaft über das Interesse der landbauenden Klasse, und so überwiegend war ihre Gewalt und Macht, daß selbst der Adel — der größte Landbesitzer — daran Theil nahm und seinen Verlust ignorirte oder für nichts achtete, und dies, ob seiner Reichthümer, theilweise auch durfte. So kam es, daß 25 Jahre lang das merkantilische und Geldinteresse über das agrikultorische den Sieg und die Oberhand behauptete, und daß das letztere unter dem Daumen gehalten wurde, woraus die Agrikultoren in Preußen die größten Vortheile zogen; jetzt ist dies anders geworden, und die Beruhigung der Welt hat auch die herrschenden Partheien in England zu mildern Maaßregeln bestimmt, und sogar ist es zu erwarten, daß dieses Land der Freiheit, worin, in so mancher Beziehung, so viel Unfreiheit herrscht, endlich sein Prohibitivsystem, wo nicht ganz aufgeben, doch mäßigen wird. Frankreich begann im vorigen Jahre einen lebhaften Kampf über die Herabsetzung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld, in welchem das Ringen der Geldleute mit dem großen Interesse der Producenten aller Klassen sichtbarer wird, und sich am Ende dahin

entschied, daß die Deputirtenkammer am 4ten Mai die Herabsetzung mit einer Mehrheit von 93 Stimmen genehmigte, worauf am 3ten Juni die Pairskammer das ganze Gesetz mit einer geringen Mehrheit der Stimmen verwarf, wonach also das beabsichtigte Gesetz nicht durchgesetzt wurde. — Es kommt hier nicht weiter darauf an, das wie und warum? in den Angelegenheiten fremder Völker, zu untersuchen, die Sache ist überall dieselbe, gut ist es aber, aus fremden Erfahrungen zu lernen, ohne für dieselben mitbüßen zu müssen, und glücklich genug ist es noch, wenn Mitglieder eines und desselben Standes sich nicht gegenseitig bekämpfen und, ihr gleiches Interesse verkennend, sich selbst und dem allgemeinen Wohlstande eine tiefe Wunde beibringen, oder sich gar zu Grunde richten.

Nach dieser kurzen Andeutung der Grundlage alles gesellschaftlichen Bestandes und der Mittel zum Erwerbe in jeder Klasse der Staatsbürger, würde uns nichts weiter übrig bleiben zu sagen, da der Gegenstand durch den Ausspruch der einsichtsvollsten Personen erschöpft zu seyn scheint, und dieser Ausspruch dahin gehet, daß gegen die allgemeine Landes-Calamität des landwirthschaftlichen Publikums kein Mittel vorhanden zu seyn scheine. Um indessen bei dieser Untersuchung eines so wichtigen Gegenstandes nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, möge hier noch Nachfolgendes dem sachkundigen Publikum

zur Beurtheilung vorgelegt werden, und so wie der Verf. über diesem Gegenstande mit der strengsten Unpartheilichkeit zu Werke gegangen zu seyn sich bewußt ist, so hofft er auch, daß dies von den Lesern werde erkannt werden. Es soll übrigens hierbei nie außer Acht gelassen werden, daß die Landwirthschaft auch nur eine Manufaktur ist, deren geringste Details uns wohl bekannt sind, und wenn es dabei auf die wissenschaftliche Stufe, auf welche sich dieses Gewerbe distriktweise erhoben, im Allgemeinen nicht ankommen dürfte, so sind wir doch weit entfernt, diese ignoriren zu wollen.

Aus den Thatsachen, die Eingangs angeführt sind, leuchtet ein, daß die jetzigen Getreidepreise noch nicht so enorm gefallen sind, daß sie, im Vergleich mit frühern Zeitpreisen, die allerniedrigsten genannt werden müssen, und es gehet ferner hervor, daß die immer noch stattfindende Ausfuhr zur See, so wie die steigende Bevölkerung, die Preise constant und auf einer angemessenen Höhe erhalten werden, mithin ist es höchst unwahrscheinlich, daß die Preise immer noch tiefer fallen, und gar am Ende zu nichts werden müßten; vielmehr muß nach dem Stande der öffentlichen Angelegenheiten und in Bezug auf das eben Vorgetragene eher ein Steigen als ein Fallen der Preise erwartet werden, allein gewiß geschiehet es nur nach und nach. Auch der Geldmangel, dem man so viel Schuld giebt, dürfte keinen Grund

abgeben, daß die Preise niedrig stehen, denn nach allen oben aufgeführten Anzeigen ist nicht nur immer noch eine große Summe baaren Geldes in der Welt, und sogar in unserm Lande vorhanden, welches sich selbst dadurch beweiset, daß, ungeachtet 11 bis 12 Millionen Thaler Tresorscheine und Kassenbillets existiren, doch die mehresten Zahlungen des täglichen Verkehrs in allen Provinzen in baarem Silber erfolgen, sondern es ist auch zu erwarten, daß, sobald das Spekulationswesen in den Fonds nachläßt — eine Erwartung, die man in allen Hauptstaaten, und nicht blos bei uns, haben kann und muß — noch mehr baares Geld in andere Gewerbe übergehen wird, und insbesondere spricht dafür bei uns der Umstand, daß bereits am 9ten Sepetmber v. J. eine Anzahl Staatsschuldscheine ausgelooset worden, welche am 1sten Januar d. J. für voll ausgezahlet, daß diese Effekten bis dahin überall pari stehen werden. Ueberdies giebt es auch Staatsschuldscheine zu den geringern Belaufe von 100 und von 50 Thaler, und diese vermehren daher die Mittel zu den Zahlungen, die in diesem Belange sehr häufig im gemeinen Verkehr vorkommen. Hieraus folgt aber noch nicht, daß der Zinsfuß überall und mit einemmale fallen werde, denn da es noch eine Menge Schulden der Corporationen und Privatleute giebt, deren Abzahlung so schnell nicht erfolgt, so

dürfte jene Herabsetzung wohl nur erst dann eintreten, wenn auch zur Tilgung dieser die nöthigen Vorkehrungen getroffen seyn werden; außerdem aber, und da das Geld den Weltmarkt sucht, muß man erwarten, was in dieser Beziehung die Erfolge in den Geldoperationen anderer Völker seyn werden, und nach Lage der Sachen spricht Alles dafür, daß das Gewerbe der bisherigen Zeit, unmittelbar Geld mit Geld zu verdienen, sich binnen kurzem sehr beschränken werde, vielmehr ist augenscheinlich Hoffnung vorhanden, daß Geld, auf reelle Geschäfte verwendet, sich in kurzem verdoppeln könne, welches wenigstens bei Errichtung der pommerschen ständischen Bank vorausgesetzt worden, und welches zugleich den erfreulichen Beweis giebt, daß noch baares Geld genug vorhanden, und es selbst Gutsbesitzern nicht schwer wird, alsbald eine Million aufzubringen.

Ist nun ein Zeitpunkt so anscheinend nahe, wo die gewerblichen Verhältnisse dieses Landes sich wieder in diejenige Regelmäßigkeit versetzen, die ein friedlicher Zustand, ein ordnungsmäßiger Geschäftsgang der Regierung, eine freie, mit vielen Monopolen nicht belastete Industrie, nothwendig immer erzeugen und gewährleisten, so scheint jede Maaßregel überflüssig, die dahin zielt, Privatschulden einzelner Landeseinwohner mit neu geschaffenen öffentlichen Schulden bezahlen zu wollen, und in dieser Bezie-

hung einen Fonds „gleichsam aus Nichts erschaffen" *), das heißt: ein allgemeines Landes-Papiergeld zu erschaffen, und dies dürfte, aus früher angeführten Gründen, höchst mißlich und für alle andere Staatseinwohner, die keine Landgüter besitzen, höchst gefährlich seyn, eine gleiche Gefahr träfe ohne Zweifel auch die Landgüterbesitzer, die keine, oder doch keine erhebliche Grundschulden haben.

Die Beseitigung des Passivstandes der Nation ist bisher glücklicher Weise auf einem andern und sicherern Wege bewirkt worden, und wird auch ferner, bei der Fortdauer des Friedens, welche bei den väterlichen und übereinstimmenden Gesinnungen der erhabenen Regenten in den Hauptstaaten Europas nicht zu bezweifeln ist, in solcher Weise bewirkt werden, nämlich durch Arbeit, Fleiß, Ersparung der Kräfte, Geschicklichkeit, Umsicht und Betriebsamkeit, nicht minder, in sofern es auf die Einwirkung der Landesregierung ankommt, durch Wegschaffung mancher Hindernisse und Aufhebung unpassender Einrichtungen, deren Folgen das Nationalcapital verkleinern können, und der Moralität nachtheilig sind. — Es kann aber auch in dem Falle, daß ein solches Projekt durchgesetzt würde, keine menschliche Weisheit

---

*) Betrachtungen über Metall- und Papiergeld von W. v. Bülow-Cummerow. Berlin 1824 bei T. Trautwein.

seine Erfolge absehen, denn geringen Umfangs kann es nichts nützen und, soll es den ganzen Landwirthschaftsstand umfassen, so müßten die Schulden ins Ungeheure vermehrt, und dem Einzelnen, der kein Interesse dabei hätte, Zwang angethan, überhaupt aber alle gesellschaftlichen Garantien und bereits bestehende Verträge und Rechtsverhältnisse höchst alterirt, wo nicht ganz umgeworfen werden, oder wenigstens müßte eine ganz neue Gesetzgebung vorausgehen, und dazu gehört Zeit, und diese mögte mancher nicht abwarten können und wollen. Es hieße ein solches Unternehmen im Grunde weiter nichts, als das, nun nach gerade in Abnahme gerathende, Spekulations- und Schacherwesen verewigen; weil gar nicht vorausgesetzt werden kann, daß ein Papiergeld, daß sich auf nichts basirt, als auf theils hoch verschuldete, theils auf, in einem unvollkommenen Rechtszustande schwebende, Güter, welche wiederum durch die Eigenthümer dieser Güter — die Schuldner selbst — repräsentirt werden, sich im Werthe gleich dem Silbergelde halten würde, und daraus würde denn weiter nichts folgen, als die Vernichtung alles Zutrauens, eine Verwirrung aller Geschäfte, ein Verschwinden des Metallgeldes und große Agiotage, und am Ende würde nur der papierne Reichthum übrig bleiben, ohne — die Schulden bezahlt zu haben.

Alles Bankwesen muß eine solide Grundlage ha-

ben, und also Realisationsmittel in Metallgelde besitzen, besitzt eine Bank diese nicht, so beruhet ihr Bestand nur auf den öffentlichen Glauben, folglich nicht auf etwas Realen, sondern auf etwas immateriellen, welches von dem Individuo ausgeht, und welches die Klügern gewöhnlich zu ihrem Vortheile lenken wollen, welches denn hier auch um so mehr möglich seyn würde, als man des Vertrauens zur Sache vorher noch gar nicht so gewiß seyn kann. Soll aber durchaus im Wege des Papiergeldes der Noth abgeholfen werden, so scheint es näher zu liegen, die, schon im beinahe vollen Werthe stehenden Staatsschuldscheine, Pfandbriefe und alle übrige öffentliche Papiere zu parcelliren und in ein Landesgeld — wie man es nennt — zu verwandeln. Die Zinsbarkeit derselben würde kein Hinderniß seyn, wohl aber das stände ihnen entgegen, daß die Schuldner sie nicht so leicht erlangen könnten, als jenes neu creirte, werthlose Papier. Durch ein solches Parcelliren würden sich die geldähnlichen Umlaufs- und Ausgleichungsmittel um wenigstens 400 Millionen Thaler vermehren, und in sofern man den Schluß gezogen, daß, wo viel Geld ist, sein Werth sinkt, und der Werth der Produkte steigt, würde dann der Calamität abgeholfen seyn; wenn aber auch die ganze Landesbevölkerung diesen Satz, in Beziehung auf diese Einrichtung, als richtig annähme, und nun sofort der Scheffel Weitzen wieder mit silbergleichen fünf

Tha-

Thalern in Papier u. s. w. bezahlt werden müßten, so früge sich doch, ob man uns auf hannöverschen, böhmischen und sächsischen Märkten, in den englischen und schwedischen Häfen auch fünf Thaler dafür geben wolle, nämlich solche fünf Thaler, die dem Bezahler wirklich fünf Thaler in Silber bei uns gekostet, oder ob es ihm nicht vielleicht gelingen würde, diese Summe für $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{2}{3}$ Thaler Silber auf unserm innern Geldmarkte einzukaufen, als nämlich für den jetzigen Silberpreis eines Scheffels Weitzen.

Gleichergestalt würde noch zu erwarten stehen, ob der Hamburger, Bremer, Engländer, Franzose für die Waaren, die wir ihnen abkaufen, unsere papierne Währung, dem Silber gleich, annehmen wollen, wo denn, im gegentheiligen Falle, der sicher zu erwarten stände, nur ein Börsenpreis solcher Zahlungsmittel statt finden, und solche dem Silbergelde keinesweges gleich stehen würden. Wären aber Handelsgeschäfte zwischen Kaufleuten des In- und Auslandes durch Wechsel abgemacht, und der diesseitige Kaufmann bliebe bei der Abrechnung Schuldner des auswärtigen, so würde dieser sich nur in Wechselzahlung durch Silber befriedigen lassen, weil er die nicht pari stehenden Papiere nicht nimmt. Hieraus ersiehet man, daß, wenn in einem Lande Papiergeld vollen Werth mit dem Silbergelde haben soll, es nur auf die Kleinigkeit ankommt: „ihm den Welt-

preis zu verschaffen." Dies ist zur Zeit nur der englischen, und vormals den Banken zu Amsterdam und Venedig gelungen, und diese bestanden und bestehen unter ganz andern Verhältnissen als unsere Angelegenheiten; aus der ganzen Sache würde aber, vermittelst unserer vom Auslande zu beziehenden Bedürfnisse — deren wir uns nun doch einmal nicht begeben werden — nur folgen, daß wir nach und nach unser baares Geld an das Ausland geben und das Papiergeld behalten, und dann wären wir ganz in der Lage des österreichischen Staats. Läge aber bei der Sache auch die Absicht zum Grunde, das Papiergeld nur im Inlande, das Silbergeld aber im Verkehr mit dem Auslande zu brauchen, so würde dies doch nur in sofern den Landeseinwohnern zusagen, als sie keine Veranlassung hätten, einen Unterschied zwischen beiden zu machen; diese Veranlassung bekommen sie aber sofort durch das Ausland, eben deshalb, weil sich der Weltpreis des Papiergeldes nicht erzwingen läßt, wenn er sich nicht durch Sicherheit und Treue und Glauben von selbst findet. Zwar haben nun ietzt die Staatsschuldscheine und mehrere Arten der Pfandbriefe vollen Werth auch im Auslande und an den entfernten Börsen, und es wäre sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie ihn behielten, selbst in dem Fall, daß sie bis zu Fünfthalerscheinen verkleinert würden, allein es ist, wie gesagt, denn doch nicht möglich, damit verschuldeten

Grundbesitzern zu helfen, und — träte der Fall ein, daß durch die Vermehrung des Geldes um 400 Millionen Papiergeld — die Landesprodukte auch noch einmal so hoch im Preise stiegen, so wäre doch noch zu fragen: was dabei Alle, und selbst die Gutsbesitzer, Großes gewonnen hätten? die Antwort könnte nur seyn: daß der Werth aller Dinge relativ gesteigert worden, daß folglich auch alle Anlagecapitale wiederum auf die alte Höhe gestiegen und — folglich — Nichts gewonnen sey. Hier würde man denn wieder auf den Unterschied zwischen wohlfeil und und theuer zurückgeführt, der in praxi eigentlich nichts ist, wenn der Producent jeder Art ihn nicht erst zu etwas macht. Große Anlagecapitale und theure Lohnungen können, wie England und Amerika beweisen, dennoch hohen reinen Ertrag bringen, wenn sonst die Einrichtungen und Verhältnisse danach sind, und große Capitale und geringe Lohnungen bringen, wie Polen und Rußland zeigt, doch nur einen sehr geringen reinen Ertrag; daher hängt der Erfolg jeder Produktion davon ab, ob man versteht sie lohnend zu machen, das heißt, die Verhältnisse zu benutzen, mit wenigem viel zu thun, Kräfte zu sparen, sich nicht ohne Noth auszudehnen, und selbst heterogene Dinge zu einem homogenen Ganzen dergestalt zu vereinigen, daß sie dem vorgesetzten Zwecke dienen müssen. In diesem Punkte ist vorzüglich dem Landwirthschaftsgewerbe, unter allen Ma-

nufakturen, ein großes und weites Feld geöffnet. Wir wollen es versuchen, hier die Hülfsmittel zu entwickeln, die dieser landbauende Staat in sich selbst hat, um sich drückenden Verhältnissen zu entziehen, ein Vorzug, den so manche andere Manufaktur nicht von sich nachweisen kann.

Vor allem ist klar, daß Landwirthschaft auch nur eine Manufaktur ist, und den Gesetzen unterliegt, denen im Reiche der Volkswirthschaft jedes produktive Geschäft unterworfen ist.

In ihrem Bereich wird Freiheit des Bodens und seines Inhabers postulirt, und der Boden ist ihr Material; seine natürliche, oder bereits künstliche, Produktionskraft sein eisernes Inventarium, das niemals vergeudet oder vernichtet werden darf.

Die Benutzung des Bodens ist an ein gewisses Maaß in der Fläche gebunden, das mit der Arbeit und dem Ertrage sehr oft im umgekehrten Verhältnisse stehet, und darauf beruhet, daß der Boden ein Maximum an Früchten liefert, über welches hinaus selbst ein Uebermaaß von Verwendungen fruchtlos bleibt.

Gute Landstraßen, Nähe und Mehrheit der Märkte, also Bevölkerung durch nicht landbauende Menschen, Schiffarth und Handel, folglich eine glückliche Weltlage, sind die fernern Erfordernisse zu ihrem Gedeihen. Aber ihr kommt ebenfalls zu, was alle Klassen von Producenten wünschen und fordern,

Sicherheit der Personen und des Grundeigenthums durch treue Obrigkeiten, erträgliche Abgaben und gute Beispiele, in Lehre und Zucht von denen, die dazu am ersten berufen und verpflichtet sind.

Die Landwirthschaft unterscheidet sich also von allen andern Manufakturen nur dadurch: daß sie durch die Bearbeitung des Bodens sich ihr Betriebscapital mit den Zinsen zurückerstattet, und außerdem noch einen aus der Kraft des Bodens entspringenden reinen Ertrag übrig behält, der an ein gewisses Maaß gebunden ist, wogegen jede andere Manufaktur nur auf eine Formgebung des bearbeiteten Materials hinausläuft, bei welcher blos der Werth des Materials der Zinsen und Lohnungen, nebst einen durch den Marktpreis bestimmt werdenden Gewinn erstattet wird.

Hieraus folgt, daß die Landwirthschaft in der Regel immer einen reinen, wiewohl nie sehr hohen Ertrag über die verwendeten Verlagscapitale giebt, und das Material (den Boden) stets zurückbehält, wogegen alle andere Kunstgewerbe oft einen sehr hohen, oft aber auch gar keinen, oder doch nur einen sehr geringen Gewinn über die angelegten Capitale und Zinsen geben, und das Material sofort in sich selbst absorbiren.

Diese Wahrheiten bestätigen sich überall, der Boden mag in einer Hand seyn, in welcher er will, und wo hin und wieder eine Abweichung gefunden

wird, kann sie nur aus künstlichen Verhältnissen hervorgegangen seyn, niemals aus den natürlichen, dem Boden eignen Qualitäten.

Der Boden kann seinem Besitzer ein eignes, von seiner Unbeweglichkeit ausgehendes Gewerbsgepräge aufdrücken, sogar einen Esprit de Corps veranlassen, aber dies gewinnt keine politische Bedeutung noch Bevorrechtung, weil der Boden, wiewohl unbeweglich, doch verkäuflich ist, oder es doch werden könnte, und wenn er sich gleich selbst nicht ändert, doch seine Besitzer ändern kann. Diese Unbeweglichkeit erzeugt zwar Anhänglichkeit und Beständigkeit des Inhabers im engern Sinne und auf den Ort bezogen, sie postulirt aber nicht einen sittlichen Vorzug vor den Besitzern beweglicher Dinge, welches sich dadurch beweiset, daß Menschen, die keine Landbesitzer sind, es doch werden können, und dadurch keinen sittlichen Vorzug gewinnen, und wiederum Landbesitzer in andere Stände übergehen, ohne an ihren sittlichen Eigenschaften und Werthe zu verlieren.

Die Bemühungen aller preußischen Regenten der letzten zwei Jahrhunderte ging auf die Landescultur überhaupt, und also auch auf die Landwirthschaftsverbesserung. Sie wollten Wohlstand verbreiten, und wollten, daß jeder sein Huhn alle Tage im Topfe haben sollte, und im Steigen dieses Wohlstandes erlangte mancher noch ein Mehreres, Alle Menschen

aber wünschen eigentlich nach dem Sprichwort: „alle Tage ein frisches Hemd und einen Thaler in der Tasche." Wie weit dies erreicht worden, zeigt die Geschichte, und gegen eine frühere Zeit ist allerdings vieles gewonnen, und der Staat hat, als Früchte der Bemühungen seiner Regenten, Kräfte zu entwikkeln vermogt, die erstaunenswürdig sind. Es kommt hier nur darauf an, zu zeigen, auf welchem Standpunkte die Landwirthschaft jetzt stehet, und was von ihr zu erwarteu.

Friedrich des Großen Verdienst ist es, alte Einrichtungen aufgehoben und zum größten Theile neue und zweckmäßigere an ihre Stelle gesetzt zu haben. Mit Aufhebung des Gemeinschaftsverbandes, in welchen die großen Güter mit den Bauergütern waren, war auch der Impuls zum Fortschreiten für die Hauptklasse der Staatseinwohner gegeben; der Erfolg war, daß die zu bearbeitende Fläche, indem sie concentrirt und arrondirt ward, mit der zu verwendenden Arbeit und den Anlagecapitalien in ein gerechteres Verhältniß kam, ein Verhältniß, das früher häufig ganz umgekehrt war, hierdurch wurden dem Nationalcapitale Millionen erspart. Dies führte zu neuen Unternehmungen, indem ein fehlerhaftes Feldsystem aufgegeben und eine andere Fruchtfolge eingeführt werden konnte; dies sicherte mehrere und bessere Früchte, und vergrößerte aus sich selbst das natürliche, aus dem Boden hervorgegangene Vieh-

standscapital um ebenfalls viele Millionen. Wiewohl des Königs Unterthanen nicht in allen Provinzen gleich willfährig waren, zu ihrem eignen Vortheil, seinen Anordnungen zu folgen, so geschahe es doch in mehreren, aber unerreicht blieb sein Wille und Wunsch, eine gleich nachtheilige Einrichtung, nämlich die Hofdienste der Bauern aufzuheben und diese zu freien Leuten zu machen, woran schon sein Vorgänger gearbeitet hatte, und beinahe hundert Jahre sind über diese Bemühungen vergebens verflossen. Der Staat ist in unsern Zeiten auf den Punkt gekommen, daß er seine Einwohner reichlich zu ernähren vermag, und daß nur noch in Rücksicht der Verbesserung und Vermehrung der Viehstände und der Verminderung der Produktionskosten, in der Summe, Wünsche übrig bleiben, indem die erforderlichen thierischen Produkte noch nicht hinreichend und nicht in gehöriger Güte erzeugt, und daher noch zum Theil vom Auslande eingeführt werden müssen. Man findet bei einer statistisch-ökonomischen Berechnung des Verhältnisses der reinen Erträge unmittelbar vom Boden, und mittelbar durch den Viehstand in den oben angegebenen Summen, daß der reine Ertrag vom Viehstande nur etwas über den sechsten Theil des reinen Ertrages vom Getreidebau beträgt, nämlich

im Regierungsbezirk Potsdam vom	
Getreidebau . . .	17,453,888 rtl.
vom Viehstande	2,855,922 —
	20,309,910 rtl.
im Regierungsbezirk Magdeburg	
vom Getreidebau . .	17,356,071 —
vom Viehstande	2,852,146 —
	20,208,317 rtl.

Geht man diesem Verhältnisse weiter nach, so kommt man auf die natürliche Frage, ob die Viehstände nicht höher seyn können, oder, wenn sie höher seyn können, welche Hinderungsursachen dagegen existiren. Zur Aufklärung hierüber lassen sich folgende statistische Data anführen.

Aus den Beiträgen zur Statistik des preußischen Staats von 1821 aus amtlichen Nachrichten ergiebt sich, daß wenn vom Gesammtbetrage der Oberfläche des Landes der sechste Theil für Baustellen und nicht culturfähiges Land abgezogen wird, der aus der dort angegebenen Zählung berechnete Viehstand sich in folgender Art auf die Bodenfläche vertheilt, wobei 10 Schaafe gleich einem Stück großen Viehes gerechnet worden sind.

1) in Preußen kommen auf 1 Stück großes Vieh $15\frac{1}{3}$ Morgen,
2) in Posen kommen auf 1 Stück großes Vieh $21\frac{2}{3}$ Morgen,

3) in Brandenburg und Pommern kommen auf 1 Stück großes Vieh $15\frac{2}{3}$ Morgen,
4) in Schlesien kommen auf 1 Stück großes Vieh $11\frac{2}{3}$ Morgen,
5) in Sachsen kommen auf 1 Stück großes Vieh $11\frac{5}{9}$ Morgen,
6) in Westphalen kommen auf 1 Stück großes Vieh $10\frac{8}{9}$ Morgen,
7) in den Rheinprovinzen kommen auf 1 Stück $9\frac{5}{6}$ Morgen.

Obgleich nun der vorhingedachte Abzug von $\frac{1}{6}$ von der Totalfläche für Baustellen u. s. w. etwas ungewisses und willkührliches hat, so ist er doch für die erstern 3 Provinzen wahrscheinlich eher zu hoch als zu gering, dessenungeachtet kommt der Viehstand höher in den weit angebauteren Provinzen Nr. 4 bis 7., wie in denen Nr. 1 bis 3., woraus im Großen und Ganzen geschlossen werden darf, daß in den erstern die Cultur andern Regeln folgt, als in den letztern. Allein die Verfassung der Landwirthschaften in beiden ist auch höchst verschieden, und bei einer genauern und speciellern Untersuchung des Verhältnisses in einzelnen Regierungsbezirken findet man, daß der bestehende Viehstand zum Theil in einer großen Menge Arbeitsvieh besteht, dessen Existenz der Vermehrung des Nutzviehstandes Abbruch thun muß. In den mehrgedachten beiden Regierungsbezirken Potsdam und Magdeburg, welche dieserhalb einer

genauern Berechnung, mit Ausschluß der Forsten, unterworfen worden sind, findet man folgende auffallende Unterschiede.

Das gezählte Arbeitsvieh an Pferden und Ochsen vertheilt sich auf die vorhandene Ackerfläche in folgender Art, es kommt nämlich auf 1 Stück folgende Morgenzahl:

Magdeburger Bezirk:

im Kreise	Kalbe	51 Morgen,
— —	Wanzleben . . .	17½ —
— —	Halberstadt . .	30½ —
— —	Aschersleben . .	34 —
— —	Oschersleben . .	37½ —
— —	Wollmirstedt . .	24½ —
— —	Osterwiek . . .	44 —
— —	Neu Haldensleben	34 —
— —	Jerichow I. . .	32⅖ —
— —	Jerichow II. . .	21¾ —
— —	Stendal	19 —
— —	Osterburg . . .	21—22
— —	Gardeleben . . .	29½ —
— —	Salzwedel . . .	50⅓ —

im Potsdamschen Bezirk:

im Kreise	Prenzlau	23—24 Morgen,
— —	Ruppin	15—16 —
— —	Angermünde	18 —
— —	Havelland	22⅗ —
— —	Priegnitz	26½ —

im Kreise	Ober-Barnim . . .	26 Morgen,
— —	Nieder-Barnim . .	11¼ —
— —	Teltow-Storkow . . .	17 —
— —	Jüterbog-Luckenwalde .	22 —
— —	Zauche-Belzig . . .	10—11
— —	Templin	23 —

Hieraus ergiebt sich ganz klar, daß, je stärker, oder in der Qualität besser der Boden ist, desto geringer ist die Zahl des Arbeitsviehes, die darauf gehalten wird, denn, wenn im Kreise Kalbe auf 51 Morgen nur 1 Stück gezählt wird, wogegen im Kreise Stendal schon auf 19 Morgen ein Stück fällt, so ist das schon ein Unterschied von beinahe ⅗ zu Gunsten des erstern, der doch den besten Boden hat, und so ist es auch noch mehr zwischen den Kreisen Prenzlau und Niederbarnim, wo im erstern auf 23 Morgen 1 Stück, und im letztern auf 11¼ Morgen schon 1 Stück nöthig ist. Ungeachtet zugegeben werden muß, daß unter den gezählten Pferden eine Anzahl Luxuspferde und zu andern Zwecken erforderliche sich befinden, so dürfte dieses doch nicht so viel betragen, daß durch deren Abzug sich das Resultat bedeutend änderte. Einen zweiten Erklärungsgrund giebt aber auch die Qualität des Viehes der Bauern ab, bei welchen bekanntlich die Menge die Güte ersetzen soll, doch paßt dies nicht hinreichend auf die Gegenden, welche den besten Boden haben, wo dennoch auch Bauern wohnen, die

aber bekanntlich auch gutes Vieh halten. Je ärmer der Boden aber ist, desto mehr scheinen die Arbeitskräfte im umgekehrten Verhältniß zum Ertrage zu stehen, und die Schlechtigkeit des Viehes ist daher Anlaß gewesen, bei obiger Berechnung des Nutzviehwerthes die Summe des Rindviehes auf $\frac{2}{3}$ zu beschränken, und diese als gutes Vieh zu berechnen.

Der Grund, weshalb in der Gesammtmasse der Viehstand nur den sechsten Theil der Nutzung des Bodens durch Getreidebau gewährt, gehet hieraus klar hervor, und wird noch einleuchtender, wenn man die Lage des Bauernstandes erwägt, dessen Cultur von der der größern Güter ganz abweicht, indem diese separirt und arrondirt, und in der Regel mit keinen Servituten belastet sind, ist es bei jenen gerade, dem größten Theile nach, umgekehrt. Denn da der Boden, seiner Bindigkeit und Qualität nach, ein gewisses Maaß von thierischen Arbeitskräften verlangt, was zugleich mit der Fläche im Verhältniß stehen muß, so ergiebt sich, daß diese Kräfte sich nicht in dem gerechten Verhältnisse zur Fläche vermindern lassen, und daß bei einem Besitz von 50 Morgen ebenfalls 2 Stück Zugvieh gehalten werden müssen, obgleich man damit auch, je nachdem die Qualität ist, 75 bis 100 Morgen würde beschicken können. Da nun hierzu noch der Umstand kommt, daß der dienstpflichtige Bauer auch noch Gespann zu diesem Dienste haben muß, welches denn gewöhnlich

sehr schlecht ist, so findet sich stets bei weiten mehr Arbeitsvieh, als, der Fläche nach, zu erwarten seyn würde. Was nun aber von der Separation und Arrondirung großer Landflächen gesagt ist, das gilt auch von den kleinern, und eine in die Millionen gehende Ersparung von Kräften muß eintreten, wenn jene überall erfolgt ist. Es ist keine Uebertreibung, wenn man auf Berechnungen und Erfahrungen, ja auf mathematischen Nachweis gestützt, annimmt, daß die, in viele hundert Parcellen zerstreuete, Lage bäuerlicher Ländereien, deren Bestellungskosten gewiß um 15 Procent erhöhet, hierzu kommt das durch den Gemeinschaftsverband stets gehaltene Dreifelder-system, dessen Zwang jede Verbesserung ausschließt, und jeden nöthigt, sich in einem Kreise zu drehen, in welchen sich schon seit tausend Jahren die Vorfahren gedrehet haben; es kann also in diesem Cirkel der Getreidebau weder erweitert noch beschränkt werden, es kann kein Wechsel zwischen Getreide- und Futterbau eintreten, und alles was seit 1750 sich geändert hat, bestehet darin, daß ein Theil des Brachfeldes mit Kartoffeln und Schotenfrüchten bestellt wird, ein Verfahren, was in Hinsicht der Kartoffeln damals sogar durch Zwangsmaaßregeln eingeführt wurde, indem der Landreiter angewiesen war, zu vigiliren, ob man auch Kartoffeln baue. Obgleich diese letztgedachte Veränderung sehr große, wiewohl ganz geräuschlose Erfolge nach sich gezogen, so

ist deren Wirkung doch jetzt nicht mehr neu, und die Zeitumstände gebieten, eine Culturmethode fahren zu lassen, die jeden zwingt, ein Uebermaaß von Mehlfrüchten zu bauen, während ein Mangel an thierischen Produkten entsteht. Hieraus entstehet das Mißverhältniß, daß der Bauer mit seiner Culturmethode dem großen Gutsbesitzer in den Weg tritt, indem er zu viel Getreide baut und dadurch den Preis desselben herunterdrückt, und wenn gleich der große Gutsbesitzer — recht eigentlich der wohlberufene Getreideproducent im Großen, dessen Gut als ein National-Getreide-Magazin erscheint — das Brodgetreide, vermöge seiner arrondirten Lage, Vortheile des Baues im Großen, Theilung und Sparung der Kräfte und Freiheit der Disposition, wohlfeiler als jeder andere kleine Ackerwirth herstellen, folglich sein Betriebscapital recht eigentlich in ein günstiges Verhältniß zum reinen Ertrage stellen kann, so geht ihm dieser Vortheil doch durch die Concurrenz des letztern und seine gezwungene Culturmethode verloren; daraus ersiehet man denn, daß das ganze hier dargestellte Verhältniß dem ganzen Nationalvermögen schadet, indem es an Benutzung der möglichen Vortheile hindert.

Der große Producent in den preußischen Ländern, die sich von der hannöverschen Grenze bis an die polnische und russische erstrecken, ist nicht nur der Weltlage dieses großen Landstriches, sondern auch der

Lokalverhältnisse, Bodengestaltung, klimatischen und Besitzverhältnisse wegen dem größten Theile nach auf Getreidebau und Schaafzucht angewiesen, während der Bauer, ganz angemessen seinem kleinern Besitzstande, dem innern und nächsten Bedürfnisse des Landes, dem Verhältnisse der mitarbeitenden Familie und selbst den von ihm zu erwartenden Staatsabgaben gemäß, seine Kräfte zwischen Getreidebau und Rindviehzucht sachgemäß theilen muß. Nur hierdurch kann das richtige Verhältniß zwischen Ackerbau und Viehzucht hergestellt und beide lohnend gemacht werden, indem weder das eine noch das andere im Werthe herabsinken kann.

Zu diesem Mißverhältnisse kommt das zweite, größere, welches durch die noch größtentheils bestehende Hofdienstwirthschaft herbeigeführt wird, eine Bestellungsart, welche die Getreideproduktion erweislich um 15, ja bis 30 Procent vertheuert, und das Anlagecapital der Nation um viele Millionen, unnützerweise, erhöhet. Ohne uns weiter über diesen schon so oft besprochenen Gegenstand in ein Detail auszulassen, ziehen wir es vielmehr vor, beispielsweise, unter vielen andern, hier eine darstellende Uebersicht und Berechnung, aus dem Leben genommen, folgen zu lassen *).

Aus

*) Als Anhang.

Aus allem, was hier vorgetragen ist, lassen sich große Schlußfolgen ziehen, groß, da sie den sittlichen Zustand des Volks, das Leben selbst, in seinen heiligsten Interessen berühren. Die Größe dieses Gegenstandes kann nicht durch niedrige egoistische Rücksichten entheiligt werden, der erhabene Gesetzgeber unserer Zeit hat hier selbst den Eifer Gutes zu wirken hervorgerufen, und er hat ihm ein großes und freies Feld eröffnet, auf welches das allgemeinste Interesse hinruft, und hinsichtlich dessen er hofft, ihn auf allen Punkten zu finden, wo es Schwierigkeiten zu lösen giebt *). In einer solchen Weise diese Angelegenheiten aufzufassen, war Zweck dieser Erörterung, und so hoffen wir, daß nachstehende Ideenfolge jetzt Eingang finden, daneben aber unsere Unbefangenheit und Unpartheilichkeit nicht unbemerkt bleiben werde.

1) Das Interesse des größten Theils der Nation, und zwar das der landbautreibenden Klasse, ist jetzt ein getheiltes, und zwar dadurch, daß der größere und der kleinere Producent, in ihrer Lage, bezüglich auf ihr Geschäft, nicht gleichstehen, sondern vielmehr in einem, sich in seinen Erfolgen widersprechenden und widerstrebendenden Verhältnisse befinden.

Der große Landbesitzer würde einen Monopolpreis seiner Früchte erhalten, weil er, vermöge sei-

*) Edikt vom 14ten September 1811. §. 59.

ner oben angedeuteten freien und arrondirten Verhältnisse wohlfeiler produciren kann, als der kleine, wenn dieser nicht durch den Zwang, dem seine Wirthschaft unterliegt, genöthiget wäre, mehr Getreide zu bauen als erforderlich, und dadurch den Preis herunter zu setzen und jenes Monopol unwillkührlich zu unterdrücken, wobei er selbst doch auch seine Arbeit nur gering bezahlt bekommt.

Dieser niedrige Preis des Getreides wirkt auf seinen unschuldigen Urheber selbst, und auch auf den großen Landbesitzer zurück, weil der Markt für alle Menschen da ist, und nur der gemeine Mann, der nicht Producent ist, sey es in Städten oder auf dem Lande, zieht den Vortheil der Wohlfeilheit.

2) Aus diesem Verhältnisse geht hervor, daß selbst das Heruntergehen des Arbeitslohns und aller übrigen zum Ackerbau nöthigen Bedürfnisse, folglich die Verminderung des Betriebscapitals, bei den übrigen gleichzeitig wirkenden Ursachen nicht allgemein genügend seyn kann, einmal weil die Mehrzahl der Producenten immer noch zu theuer produciren, anderntheils weil der Gewinn davon mit dem Betrage der Ankaufscapitale der Güter, und der Zinsen davon, im Mißverhältnisse steht.

3) Obwohl nun in dieser Erörterung die Möglichkeit des Steigens der Getreidepreise als wahrscheinlich nachgewiesen worden, so wird der Grad des Steigens dennoch durch die bestehenden Verhältnisse

in der Cultur erniedrigt und zurückgehalten, daher scheint nöthig, daß

4) die ungleichen, einander widersprechenden Verhältnisse der Producenten aufzuheben, und sie in ihrer Produktion keiner Beschränkung zu unterwerfen.

Will man eine Vorstellung von der Größe der Ersparungen erlangen, die auf diesem Wege erreicht werden können, und um wie viel das Nationalcapital dadurch erhöhet wird, so darf man nur die Summe der jährlichen Produktionskosten beim Getreide erwägen, und wir führen, um nur auf eine Zahl zu kommen, welche die wahrscheinliche Größe anzudeuten vermag, folgendes dafür an:

im Regierungsbezirk Potsdam sind die Produktionskosten beim Getreidebau auf . 9,338,427 rtl. berechnet worden, und wenn vorausgesetzt wird, daß noch die Hälfte aller Ländereien der oben bezeichneten Belastungen unterworfen ist, so würden von dieser Hälfte an 30 Procent, oder 15 Procent vom Ganzen abzuziehen seyn (welcher Abzug an vielen Orten noch nicht einmal zutreffend seyn würde), dies beträgt . . . . . 1,400,763 rtl., welche dem reinen Ertrage offenbar zuwachsen, und dieses betrüge bei 3,840,688 Morgen, wovon wieder die Hälfte zu rechnen zu 1,920,344 Morgen, auf jeden Morgen 17 sgr. 6 pf.

Wollte man ferner voraussetzen, daß in diesem Regierungsbezirke der gesammte Viehstand sich noch um die Hälfte so hoch als nach der gemachten Angabe — nämlich in Folge einer hergestellten freien Disposition über den Boden — steigerte, so würde man auch annehmen müssen, daß die Futtererzeugung im gleichen Verhältnisse stiege, und da die natürlichen Wiesen und Weiden nicht vermehrt werden können, so müßte dieses auf Kosten der Getreideproduktion geschehen, und vorausgesetzt — was jedoch streng ökonomisch nicht durchaus erforderlich seyn würde — daß man hierzu den vierten Theil der vorhandenen Ackerländereien bedürfte, um darauf käufliche Futtermittel zu erzeugen, so würde dadurch der reine Viehertrag erhöhet um . . 1,427,963 rtl.,
die Kosten und der Ertrag der Getreideproduktion würden aber um den vierten Theil verringert, dagegen würde nicht erforderlich seyn, die Kosten dieser vermehrten Viehnutzung auch um die Hälfte zu vermehren, sondern man würde sie, in so weit sie die Bestellung des Ackers zu künstlichen Wiesen und Weiderevieren betreffen, weit geringer anschlagen müssen, weil die Bestellung z. B. der Futterkräuter nicht dieselben Kosten

Latus 1,427,963 rtl.

Transport		1,427,963 rtl.
macht, die beim Getreidebau statt finden, und überdies ein Kleeschlag in guten Boden zwei Jahr gebraucht werden kann, ehe er die folgende Frucht aufnimmt. Die Rechnung würde daher so zu stehen kommen, daß zu obiger Summe der schon bisherige reine Ertrag der Viehnutzung mit	2,855,922	"
der auf drei Viertheile seines Betrages reducirte reine Ertrag vom Getreidebau	13,090,416	"
der Betrag der dem reinen Ertrage zu gut kommenden, oben berechneten Ersparungen an den Produktionskosten überhaupt	1,400,763	"
hinzukämen, und der reine Ertrag überhaupt	18,775,064	"
betrüge, wogegen die Produktionskosten beim Getreidebau à . . .	9,338,427	"
sich verringern würden:		
um die obige Ersparung	1,400,762 rtl.	
um $\frac{1}{4}$ wegen so viel verminderten Getreidebaues	1,984,416 rtl.	
	3,385,178	"
und also übrig bleiben		5,953,249 rtl.

Da nun die Unkosten des Viehstandes bisher

schon betragen haben 1,923,336 Thaler, so mögen sie, mit Rücksicht auf das darüber vorhin schon angeführte, wegen der angenommenen Steigerung des Viehstandes um den halben Betrag, hier nicht auch so hoch, sondern nur um zwei Fünftheile mit 769,334 Thaler erhöhet werden, und es betragen sonach alle Kosten des Viehstandes 2,692,670 rtl.
und die Kosten des Getreidebaues 5,953,249 •

in Summa also 8,645,919 rtl.

Die Differenzen beider Rechnungen ergeben sich daher im folgenden:

	Produktionskosten überhaupt.	Reiner Ertrag überhaupt.
1stes Verhältniß	11,261,760 rtl.	20,309,910 rtl.
2tes Verhältniß	8,645,919 •	18,775,064 •

Nutzviehstands-Capital:
im ersten Verhältniß 6,796,268 rtl.
im zweiten Verhältniß 10,194,402 rtl. *)

Im ersten Falle kommen die Produktionskosten weit über die Hälfte gegen den reinen Ertrag zu stehen, bei einer Cultur, die nicht lucrativ ist, im zweiten Falle kommt zwar — unter Beibehaltung

---

*) Wie sehr sich nun das Ergebniß in andern Provinzen steigern würde, in denen beinahe noch alle Güter ohne Ausnahme jenen drückenden Beschränkungen unterworfen sind, ist leicht zu erachten, und das Resultat führt immer auf viele Millionen,

derselben Rechnungsweise — der reine Ertrag überhaupt geringer zu stehen, aber auch die Produktionskosten haben sich um 2,615,841 Thaler vermindert, dem Boden hängt ein um 3,398,134 Thaler erhöhetes, bleibendes Viehstandscapital an, und die verminderte Getreideproduktion giebt die Aussicht auf bessere Preise, so wie die vermehrte Viehzucht einem Bedürfniß abhilft, das bisher zum Theil aus dem Auslande bezogen wurde.

Obgleich nun diese Berechnung, die der Hauptsache nach auf den Bodenbestand und Qualität begründet ist, theilweise nur auf Voraussetzungen beruhet, und also Niemand glauben wird, daß damit mehr bewiesen werden soll, als sich verständigerweise damit beweisen läßt, so dürfte sie doch mindestens Anleitung geben, ein Verhältniß zu beurtheilen, das gegenwärtig bestehet, und die Folgen anzudeuten (nicht genau zu berechnen), die dessen Aufhebung haben müßte.

Nach dieser Abschweifung ist

5) die Frage zu berücksichtigen, ob und in wiefern es gegründet ist, daß die allgemeinen Bedürfnisse gegenwärtig eine Vermehrung der thierischen und eine Verminderung der mehligen Nahrungsmittel verlangen. Sie beantwortet sich einestheils aus den Zollregistern, wo wir finden, daß wir lebendes Vieh, rohe Häute aus Polen, Rußland, aus Amerika; Leder von Brüssel und Dänemark; Talg und Seife

aus Rußland in großen Massen beziehen, und daß die böhmische und mecklenburgische Butter, ungeachtet der bedeutenden Transportkosten, noch immer guten Preis hält, sie erweiset sich aber auch dadurch mit, daß die Fleischconsumtion jetzt allgemein weit stärker ist als sonst, und daß dadurch die Mehlconsumtion beschränkt wird. Die Klagen, die man daher auch über die geringen Preise des Viehes führt, dürften wohl einer großen Einschränkung unterliegen, wenn man bedenkt, daß das Vieh doch von so verschiedener Beschaffenheit ist, und daher die Preise sehr verschieden ausfallen müssen.

In Schlesien, wo, vorzüglich in Brieg, noch immer große Viehmärkte sind, die mit ausländischem Vieh betrieben werden, galt, ungeachtet der bedeutenden Eingangsabgabe, ein starker podolischer Ochse dieses Jahr noch 54 bis 60 Thaler, mittlere 35 bis 46, geringe 29 bis 31 Thaler, gute inländische Ochsen galten 42, dergleichen Kühe 30, auch andere 8 bis 14 Thaler, und Schweine 7 bis 16 Thaler, das Paar Schaafe (Brakken oder Merzen) $2\frac{1}{2}$ bis $4\frac{5}{6}$ Thaler. Hieraus dürfte zu schließen seyn, daß Umstände vorhanden sind, die, selbst in einer Provinz wie Schlesien, wo die besten Rindviehstände im ganzen Lande angetroffen werden, zur Viehzucht und besonders zur Rindviehmastung auffordern, welche indessen freilich nicht von der Branntweinsblase ab-

hängig seyn muß; die Preise am andern Ende des Reichs (bei Trier) sind nicht anders.

Obgleich nun bekannt ist, daß eine bedeutende Vermehrung der Viehzucht und eine Einschränkung des Getreidebaues nicht mit einemmale eintreten, sondern sich nur nach und nach machen kann, so fordern doch die Verhältnisse dazu auf, und nur auf diesem Wege kann das gestörte Gleichgewicht in der Produktion hergestellt werden, und man ist nicht berechtigt zu sagen: das Vieh gilt auch nichts, wie das Getreide, denn das Gegentheil ist bekannt, sondern es kommt nur darauf an: die Wirthschaften in solche Verhältnisse zu setzen, daß der Viehproduktion, Zucht und Mastung (besonders des Hornviehes) eine eben so große Aufmerksamkeit geschenkt wird, wie der Schaafzucht und dem Getreidebau bisher geschenkt wurde, und daß man sich überzeugt, wie hoch die Produktion und Aufzucht eines Stückes Vieh zu stehen kommt, wo sich denn auch bald zeigen wird, daß man seinen Boden dadurch höher nutzt als beim Getreidebau in einem zu großen Umfange. Daß hierbei die erste Sorge seyn muß, auf Veredlung des Zuchtstammes oder der Race zu sehen, versteht sich von selbst, und sobald dieses erreicht ist, bedarf der Staat weder Nutzvieh aus der Schweiz, Tyrol, Voigtland, der Marsch und Polen, noch thierische Produkte von dem Auslande, im Gegentheil wird

man alle diese Bedürfnisse bei uns selbst befriedigen können, und es wird kein so jammervoll schlechtes Vieh mehr existiren, wie noch stets auf unsern Märkten zu sehen ist; das wird denn die Zeit seyn, wo man z. B. in der Provinz Brandenburg überhaupt auf ein Stück nicht mehr 15 bis 16, sondern vielleicht nur 9 bis 10 Morgen Landes im Durchschnitt zu berechnen hat, und wo denn auch in Rücksicht des benöthigten Arbeitsviehes ganz andere Verhältnisse eintreten, nämlich ein Herabgehen in der Zahl und Verbesserung in der Qualität. Ein solches Verhältniß muß denn allerdings auch den Getreidebau mächtig erleichtern; diejenigen einzelnen Landwirthe, die sich dasselbe auf ihren eignen Grundstücken berechnen können, werden dieser Meinung gewiß, vielleicht stillschweigend, beitreten.

Ist übrigens von vermehrtem, mit der jetzt noch ziemlich allgemein bestehenden Dreifelderwirthschaft und ihrer Fruchtfolge nicht vereinbarlichem Viehstande die Rede, so muß man zugleich daran denken, daß nun der Viehverkauf nicht mehr nach den Regeln behandelt werden kann und darf, die früher statt finden mußten, und welche sich auf das Ausmerzen oder Ausbrakken des Viehes gründeten, ein Verfahren, welches theils durch das Alter des Viehes, theils durch den alljährlichen vermuthlichen Futtergewinn bedingt wurde, es werden im Gegentheil ganz andere Regeln eintreteten können und müssen,

und es wird gleichgültig seyn, ob man sein auf Aecker statt Getreides gewonnenes Futter durch junges oder altes Vieh bezahlt macht, wenn man es nur, jung oder alt, schnell und gut, oder doch hinreichend bezahlt erhält; und unter solchen Umständen wird es denn sehr wohl möglich seyn, unter andern guten Dingen auch besseres Fleisch und Leder zu produciren, so daß dergleichen noch werden ausgeführt werden können, anstatt daß man jetzt fremden Völkern eine Landrente dafür bezahlt.

Es fällt uns schwer, bei dieser Gelegenheit ein Vorurtheil, oder vielmehr einen Beweis von Mangel an praktischen Kenntnissen unberührt zu lassen, der theils in Schriften, theils in den Hörsälen der Universitäten dem Verstande junger Studierenden und künftiger Staatsmänner aufgedrungen wird.

In der Volks-, Staats-, Finanz- und Polizeiwissenschaft vom Professor Pölitz, Leipzig 1823, wird im zweiten Theile pag. 139 gesagt:

„die Viehzucht stehet nach ihrem wirthschaftlichen Gehalte hinter dem Ackerbaue, weil der Mensch durch letztern die unentbehrlichen Lebensmittel gewinnt, den Ackerbau weit mehr in seiner Gewalt hat, als die Viehzucht, und weil die innere Ordnung des Lebens und Verkehrs im Staate weit mehr von den Erzeugnissen des Feldbaues, als von der Viehzucht abhängt. Denn, wenn eine Quadratmeile Grund und Boden, zum Ackerfelde

benutzt, Tausende hinreichend ernährt, wird dieselbe Fläche, zur Viehweide angewendet, selbst bei der zweckmäßigsten Bewirthschaftung, kaum so vielen Hunderten Nahrung geben; überdies stehet der Viehhirte, wegen der mit seinem Geschäfte verbundenen Unthätigkeit, auf einer tiefern Stufe der Cultur."

Diese Aeußerungen stimmen mit denen der Staatswirthschaftslehre des Regierungsraths Lotz, Erlangen 1821, pag. 259. 550, wo gelehrt wird:

„die Viehzucht sey nur bei Nomaden ein selbstständiges Gewerbe, doch als Mittel, die Menschen wohlhabend und reich zu machen, stehe sie dem Ackerbaue bei weitem nach." „Der Ackerbau hat nächstdem, daß er für den Menschen eine weit bedeutendere Masse von Genußmitteln des nothwendigen Bedarfs liefert, auch noch das vor der Viehzucht voraus, daß dort der menschliche Geist und seine schaffende Kraft einen bei weiten ausgedehntern Spielraum haben, als hier. Im Ackerbau kann der Mensch die Natur viel mehr beherrschen, als in der Viehzucht. Die Früchte, welche er dort der Erde abgewinnen kann, sind mannigfacher, als bei der Viehzucht, ihre Verwendung für menschliche Zwecke ist leichter u. s. w."

Beide Autoren setzen hier Ackerbau, das heißt Getreidebau, der Weidewirthschaft, und also der Viehzucht gegenüber, und wenn das Raisonnement zu-

treffend in der Wirklichkeit seyn soll, so müssen wir es dahin anwenden, daß wir unsere großen Getreide-Wirthschaften den Weidewirthschaften in der Ukraine, Podolien und Volhynien gegenüberstellen, anders hat es keinen Sinn, denn in Deutschland giebt es keine, wenigstens keine beträchtliche Weidegegenden, und wenn wir die Schweiz, einen Theil Hollands und die Marschländer im Dänischen nebst Tyrol ausnehmen, so finden wir in Deutschland überall ein Kunstgewerbe, welches Ackerbau und Viehzucht, eng mit einander verbunden, und eins vom andern abhängend, zum Gegenstande hat. Selbst in den Niederungen von Danzig, Tilsit, der Oder, Warthe und Netze wird der Boden abwechselnd, folglich nach einer Regel und nicht nach willkührlicher Art, zum Getreidebau und zur Viehzucht benutzt, und daher findet obige scharfe theoretische Sonderung beider Beschäftigungen in Deutschland keine Anwendung, folglich fällt auch die Minderschätzung der einen gegen die andere weg.

Man verkennt in dieser Theorie ganz die Natur der Sache und die Größe des Gegenstandes. Vor hundert Jahren waren die Viehstände dieses Landes weit unbedeutender als jetzt, gegenwärtig aber haben sie, Nutz- und Arbeitsvieh zusammen gerechnet, einen auf mittlere Preise sich gründenden Werth von 225 Millionen Thaler, ein Capitalwerth, der ein Produkt des Bodens ist und diesem fortdauernd

anhängt. Bis auf die neuesten Zeiten herab zog die Nation doch außerdem noch lebendes Vieh aus Polen und thierische Produkte aus fremden Ländern, sollte daher die schaffende Kraft der Menschen nicht auch einen ausgedehnten und würdigen Spielraum bei der Viehzucht haben, und dadurch einige Herrschaft über die Natur äußern, gleichwie bei den wenigen, unter dem nordöstlichen Himmel gedeihenden Getreidearten, Oelpflanzen, Wurzel- und Farbegewächsen? ist es keine Kunst Pferde, Hornvieh und Schaafe in edlen Racen zu erzielen? und wieviel mehr hat der Mensch es in seiner Gewalt, hier die edelsten Stücke auszuwählen, und die schicklichsten Arten zur Fortpflanzung zusammen zu bringen, den neuen Stamm noch weiter zu veredlen, auf Größe, Schönheit der Gestalt, auf Körperstärke, auf Feinheit, Länge, Krause, Elasticität der Wolle, und in fernere Absicht auf Fett, Talg, gute Häute u. s. w. Wie wenig beherrschen dagegen die Menschen beim Getreidebau die Natur; sie ackern noch so schön und klug und vertrauen den Saamen der Erde, aber auch allen Einflüssen der Atmosphäre und einem nordöstlichen Himmelsstriche, und müssen vorlieb nehmen, wie er gedeihen wird. Daß man bei Teltow (unweit Berlin) Weitzen säet wie in der Börde (Regierungsbezirk Magdeburg), und in beiden Gegenden welcher geerntet wird, mag allenfalls einen Beweis geben, daß er an beiden Orten wächst, aber nicht

davon, daß es unter den obwaltenden Lokalumständen in unserer Macht stände, ihn mit gleichen reellen Nutzen zu bauen, und daß man am erstern Orte die Natur auf eine verständige Weise nöthige, ihn hervorzubringen. Solchergestalt wird die schaffende Kraft der Menschen oft ohne Ueberlegung gebraucht, und diese wähnen die Natur beherrschen zu können, gegen welche sie noch nicht einmal so viel vermogt haben, den Brand und das Mutterkorn aus dem Getreide zu verbannen, und böse Wucherkräuter zu bezwingen. Bei allen unsern Ackerbau haben wir es bisher noch nicht vermogt, guten Leinsaamen im Großen zu erzielen, und ließen diesen Saamen und das Oel aus solchem aus Rußland kommen, ungeachtet erwiesen ist, daß er in Deutschland eben so gut gedeihet, wenn man es sonst danach anfängt, und wenn der Getreidebau nicht in solchem Uebermaaße statt fände, daß man zum Leinbau noch Boden genug übrig behielt.

Der Verfasser der Staatswirthschaft hat aber auch bei seiner fernern Behauptung pag. 161 und 162 nur theil- und bedingungsweise Recht, wenn er hinsichtlich der Schaafzucht sagt, daß der Ertrag derselben — national-ökonomisch geschätzt — nicht immer so bedeutend für ein Land wäre als er seyn könnte, in Erwägung, daß er nur durch die Brachhaltung bezogen werde (folglich sie theilweise auf wilde Weide basire), und daß die Nichtbenutzung der

Brachfelder zu andern Zwecken mehr Ausfall bringe, als der Ertrag der Schäfereien ausmache. Denn das Brachhalten ist ja an sich kein Fehler, so wie es ökonomisch nützlich ist, die wilde Weide auf Brachfeldern durch Schaafe zu nützen; aber nicht allgemein sind Schaafe auf Brachfelder angewiesen, sondern auch auf künstliche Weide, und benutzen auch den geringen Graswuchs unbauwürdigen Bodens. Die Brachfelder sind auch nicht nothwendig der Schaafzucht wegen da, sondern folgen aus der herrschenden Feldordnung, im Gegentheil ist die Schaafzucht zum Theil eine Folge dieser Feldordnung, wiewohl sie ohne selbige und vermittelst einer bessern auch sich besser befinden würde.

Dadurch, daß die Gelehrten mit ihrem Urtheile gewöhnlich an der Unkenntniß technischer Gegenstände scheitern, sind sie geneigt dasjenige zu tadeln, was sie eben alle Tage zu sehen Gelegenheit haben, ohne den nöthigen Aufschluß darüber zu erhalten, und wenn daher in einem Lande 9 bis 10 Millionen Schaafe angetroffen werden, und doch dagegen der Menschen in manchen Provinzen so wenige, so sagt man mit M. Arndt: es wäre besser daß da Menschen wären, wo man nur Merinos siehet! Indessen sind in der That die Schaafe kein unübersteigliches Hinderniß der Bevölkerung, vielmehr sogar zum Theil ein Beförderungsmittel derselben, und wenn wir auch noch nicht allenthalben Menschen ansässig finden,

finden, der Boden noch nicht allenthalben so getheilt und mit der Handhacke gartenmäßig angebaut ist, wie in dem Sitze der ripuarischen Franken, dem Vaterlande des Herrn Benzenberg, so wollen wir doch nicht zweifeln, daß eine angemessene Bodentheilung und Ansetzung von Menschen, und vorzüglich eine mehr verbreitete gartenmäßige Benutzung des Bodens, theilweise, und unbeschadet des Getreidebaues und der Viehzucht im Großen, nach und nach erfolgen werde. Vorläufig aber und bis die Menschen dahin kommen, mögen wir doch lieber Gegenden, wie die zwischen Belzig und Loburg (Potsdammer Regierungsbezirk) oder andere, den Schaafen als den Menschen gönnen, es wäre denn, daß jene Gelehrten den Leuten einige Annehmlichkeiten und Vortheile bei Ansiedlungen in solchen Gegenden nachwiesen, oder daß sie selbst den Anfang machten, womit denn auch die Aeußerung des englischen Kanzlers Thomas Morus, unter Heinrich dem Achten, daß nämlich das Schaaf das reißendste Thier sey, weil es (damals in England) ganze Städte, Dörfer und Provinzen verschlinge, so sehr sie M. Arndt auch auf Preußen anzuwenden gedenkt, als blos von ihm nachgesprochen, erachtet werden muß, um sich auf eine Autorität zu stützen, denn glücklicher Weise hat Preußen noch niemals einen solchen Heinrich und noch nie solche Landbesitzer, als seine elenden Höf-

linge waren, die er mit den Ländereien der Kirche bereicherte, gekannt.

Da nun diese zwiespaltigen und das allgemeine Nationalvermögen verkleinernden Einrichtungen nirgends mehr passend sind, und einer frühern Zeit angehörend, jetzt aufhören müssen, weil ihr Fortbestand allen Klassen der Landwirthe schadet und wahrscheinlich schon viele ruinirt hat, so bleibt nichts übrig, als zu untersuchen, wie sie aufzuheben und wie das bessere an ihre Stelle zu setzen, welches nur darin bestehen kann, daß bei der Produktion keine Kraft- und Capitalverschwendung mehr statt findet, vielmehr eine Concentration der Kraft eintritt, und wo, bei Verminderung des Betriebscapitals, das lebende, dem Boden anhängende und sich (wie seine vegetabilischen Produkte) jährlich erneuernde Viehstandscapital bedeutend erhöhet, kurz wo man nichts überflüssiges findet und nicht 15 bis 30 Procent theurer producirt als es nöthig, denn nicht darin bestehet das jetzige Leiden allein, daß wir überhaupt zu viel Getreide produciren, sondern vielmehr auch darin, daß wir es überhaupt theurer produciren als wir sollten. Ersparung muß daher nothwendig eintreten, denn „ohne Ersparnisse zu machen, sagt A. Smith *), können Pächter und Ackerleute eben so wenig das

*) Ueber die Natur und die Grundursache des National-

wirkliche Einkommen ihrer Gesellschaft, das jährliche Erzeugniß von dem Boden und von der Arbeit vermehren, als Handwerker, Manufakturiers und Kaufleute. Dieses jährliche Erzeugniß kann in jeder Gesellschaft nur auf zweierlei Weise vermehrt werden, entweder durch irgend eine Verbesserung in den hervorbringenden Kräften, einer nützlichen Arbeit, die in der Gesellschaft betrieben wird, oder, zweitens, durch vermehrte Qualität dieser Arbeit."

Dergleichen kann nun bei den mehresten Landwirthen in den alten Erbprovinzen des Staats nur geschehen durch ihre eigene ökonomische Einsicht und richtige Würdigung der hier dargestellten Lage der Sache, und da die Hindernisse, die einer solchen Veränderung bisher im Wege standen, aufgehoben werden können, so findet man die hinreichenden Mittel dazu in den Gesetzen vom 14ten September 1811, 29sten Mai 1816, 20sten Juni 1817 und 7ten Juni 1821, weshalb nichts mehr im Berufe des landwirthschaftlichen Publikums liegt, als, die schleunige Ausführung derselben nach Kräften zu befördern. Im Irrthume befinden sich diejenigen, welche behaupten, daß diese Ausführung nur „eine zerstörungssüchtige Plötzlichkeit voraussetze, und daß

Reichthums, aus dem Englischen übersetzt von Chr. Garve. Dritte Ausgabe. 2ter Band, pag. 598.

vielmehr eine begütigende Allmähligkeit" dabei eintreten müsse *), denn seit 1811 hätte schon allmählig manches geschehen können, was nicht geschehen ist, und die Beförderung der Institution der Oekonomie-Commissarien würde zugleich eine Beförderung der wohlthätigen Absicht des landesväterlichen Gesetzgebers gewesen seyn, nach welcher eine schnelle sachverständige, im Wege der Billigkeit zu bewirkende Ausführung bezweckt wurde. Es ist nicht zu verkennen, daß unendlich viel ausgerichtet werden kann durch Gesetze, die sich nicht in Rechtsformen bewegen, deren Anwendbarkeit vielmehr sich nur auf Regeln gründet, und bei welchem das in der menschlichen Natur so tief eingegrabene Billigkeitsgefühl in Anspruch genommen wird, denn Billigkeit ist etwas in sich selbst bestehendes, sie ist tief in der menschlichen Natur begründet, und ihre Grundlage ist edler als die des strengen Rechts, über dem die Menschen sich trotzig zu Grunde richten, während jene ein Erhaltungsprincip mit sich führt, den Frieden im Volke erhält, und seine Sitten mildert und freundlich macht, überdies „auf Billigkeit und auf Vernunft der dauernde Zustand der Menschen wesentlich und allein gegründet ist" **). Es läßt sich daher leicht, weit und schnell vorschreiten mittelst Ge-

---

*) Der Gesellschafter, eine Zeitschrift, Nr. 10. von 1823.
**) Herder.

setzesvorschriften, die den größten Theil des, danach zu regulirenden, Gegenstandes der Billigkeit unterwerfen, wobei der Grundsatz eintritt, daß alles das dabei als erlaubt erscheint, was nicht gerade gegen die Hauptregeln verstößt, und welches sachverständige Beurtheiler und Geschäftsmänner im Geiste des Gesetzes auffassen müssen, und dieses können und werden sie in einer freien praktischen, sachgemäßen und verständigen Ausmittelung und Behandlung der Gegenstände, bei welchen sie ohne Menschenfurcht und ohne äußern Zwang Ausleger und Vollzieher der Gesetze sind, die sogar die privative Vereinigung der Interessenten zulassen und empfehlen. Nicht dasselbe kann bei einem rechtlichen Verfahren statt finden, der Richter kann nur aus den Angaben der Partheien schöpfen, er darf nichts glauben und selbst wissen, alles muß ihm bewiesen werden, ehe es für wahr gelten kann, und zur Auffindung dieser Wahrheit sollen ihn die Partheien selbst führen unter rechtlichen Formen; welch ein Umweg, zumal wenn die Interessenten über die sie befremdenden Formen das Wesen der Sache *), besonders in verwickelten

---

*) Dergleichen Umstände scheinen zu dem Bedürfniß zu führen, dessen Befriedigung unter andern in der Vossischen Zeitung Nr. 247. d. J. gesucht wird, und welches zeigt, wie weit die Abweichung von jenen Gesetzen gediehen.

Fällen, nicht ganz fassen; wie viel mehr ist daher ein Sachverständiger an seinem Orte, der, von den Partheien, und zugleich mit eigner Sachkenntniß aus der Sache schöpfend, sogleich deren Verhältnisse übersieht und jedes an seinen Platz stellt, und aus einem großen Gemeinwesen mit Dienstbarkeit jedem das seine zutheilt, einem jeden einen neuen selbstständigen Wirkungskreis mit seinem neuen und freien Eigenthume überweiset. In den Gesetzen liegen auch Mittel und Wege für einen solchen freien, und ohne äußern Zwang eingreifenden Sachverständigen, die bösen Rathgeber und Aufwiegler zu verbannen, die jetzt gewöhnlich den gemeinen Mann bearbeiten und ihn zum Processiren verleiten, womit schon so mancher zu Grunde gerichtet worden, und worüber Jahre unnöthig vergehen, ehe die Petita richtig gefaßt, die Legitimation berichtigt, und die in viele Einzelnheiten gespaltene Sache am Ende wieder zu einem Ganzen zusammengeflickt, und bewiesen wird, daß die, die sich unter einander seit Jahren als rechtmäßige Inhaber ihrer Stellen kannten, und jetzt sich nach dem strengen Recht zur Sache legitimiren sollen, wirklich die sind, welche von der in Rede stehenden Erdscholle Brod zu essen befugt sind, wozu schon ihre unmittelbaren Vorfahren, oft seit Jahrhunderten, befugt waren. Bei der Klage über die schlechten Zeiten, und bei der Stellung der Sachen, wie wir sie gefunden, ist es daher in der That auffallend, daß

in einem Lande, wo man so genau die Kosten eines unentbehrlichen stehenden Heeres nachzurechnen versteht, man doch nicht weiß, wie hoch der Nation wohl die Justizverwaltung mit allem Beilaß zu stehen kommt, da jährlich über eine halbe Million Processe geführt, und diese noch, auf die eben gezeigte Art, um viele Tausend vermehrt werden, so daß deren Kosten und die Behörden in ihrem Etat wohl dem des Militairs nicht nachstehen mögten, wenn gleich die Kosten des erstern nicht direkt und nicht alle durch die Königl. Kassen laufen.

Es scheint jetzt die Zeit vorüber zu seyn, in welcher man sich allgemein beklagte, daß alle öffentliche Interessen, alle Weltansicht nur die materielle Seite, nur das Ertrag gebende, nur den Werth der Dinge berühre und heraushebe, und daß nur alles auf statistischen Datis beruhe, mittelst welcher man vorwärts wolle, während man den geistigen und geschichtlichen Elementen der Gesellschaft ihre Würde nehme, und wenn es den Anschein haben könnte, daß derselbe Verwurf auch dem Inhalte dieses Aufsatzes bevorstände, so dürfte doch auch zu bemerken seyn, daß die Wahrheit ihre Quellen überall suchen darf, und daß, wenn bei Beleuchtung großer National-Angelegenheiten, die unmittelbar das Ertraggebende und Verwerthete betreffen, statistische Data, ökonomische Erfahrung, und der Mechanismus, in welchen sich die Nationalthätigkeit bewegt, in An-

spruch genommen werden mußten, die gleichzeitig postulirte Vernunft und Billigkeit sich als die Verfechterin aller übrigen National-Interessen und Elemente der Staatsgesellschaft bewähren wird, und auch diese ihre Vertheidiger finden werden.

Zum Schluß, und indem wir aus den engern Grenzen, uns amtlich verwandter, technischer Angelegenheiten der Nation, einen Schritt in das Gebiet des sittlichen und allgemein rechtlichen hinüberthun, glauben wir, zur Erreichung höherer Humanitätszwecke, die uns bei dieser ganzen Abhandlung vorgeschwebt, dem ländlichen Publikum noch dasjenige wünschen zu müssen, was im Gewerbsverkehr allgemein und zeitgemäß wünschenswerth, und besonders zur Aufhebung der, das Nationalcapital verkleinernden, äußern Einwirkungen geeignet ist, dahin gehört:

1) eine gänzliche Reform der Immobiliar-Feuer-Assekuranz-Gesellschaften, welche füglich mit einer de facto vorzunehmenden Herabsetzung aller versicherten Werthe um die Hälfte, allen vorsätzlichen und so häufigen mordbrennerschen Anschlägen und Betrügereien ein Ende machen, und dadurch die jährliche Assekuranzbeiträge, die jetzt häufig ein Procent übersteigen, wieder auf ihre natürliche Höhe zurückbringen würde. Denn in der That ist es zu verwundern, daß in einer Zeit, wo man zu bauen natürliche Veranlassung und nicht mehr so theure Mittel als ehe-

mals nöthig hat, ein Verhältniß bestehen bleibt, was der Zeit nicht entspricht, und was dem Sittenverderben, der Hab- und Rachsucht dergestalt Vorschub thut, daß es nichts seltenes geworden, daß Mordbrenner dem ruhigen Bürger um die Mitternachtsstunde mit der Brandfackel ins Haus geschickt werden, und Räuber ungescheut am hellen Mittag ihr Wesen treiben. Und so mag es denn allerdings nicht zu verwundern seyn, wenn ganze Städte, die ohnedies noch dem Fiskus mit freiem Bauholz-Beneficio zur Last gehen, abbrennen, und versichert sind, daß ein Paar verständige Zimmer- und Mauermeister für die zu erhaltende Assekuranzsumme und die milden Beiträge die Stadt neu und allenfalls noch einmal so groß wieder aufbauen werden;

2) verwandt mit diesem Gegenstande und in das Gebiet der Gemeineordnung und des Gemeinewesens überhaupt hinübergehend, ist eine höchst wünschenswerthe höhere Besteuerung des Detailhandels mit Branntwein zur innern Consumtion, welche letztere in einem Maaße zugenommen, daß ihre sittlichen Folgen fast gar nicht mehr zu berechnen sind; nicht minder eine nothwendige, daraus von selbst hervorgehende Trennung des Detailhandels mit Branntwein vom Großhandel damit. Endlich

3) die nicht minder wünschenswerthe Anordnung von Kreis-Verordneten, welche in den Gemeinen auf dem Lande mit Rath und That, Sachkenntniß und Rechtlichkeit in allen Angelegenheiten zur Hand gehen, und das Gute fördern, wo es sich findet.

Hiermit würden denn, so wie schon aus Veranlassung der hier abgehandelten National-Angelegenheiten überhaupt, schicklich und mit großen allgemeinen Nutzen, sich jene landwirthschaftlichen Vereine und jenes Central-Büreau verbinden lassen, deren Bildung bereits im Land-Cultur-Edikte vom 14ten September 1811 verheißen wurde, und dessen große Erfolge, bei einer sachgemäßen, freien, verständigen und patriotischen Behandlung der ländlichen Interessen, denen des Vereins für Gewerbfleiß und für den Gartenbau gewiß zur Seite gesetzt, ja diese ohne Zweifel noch weit übertreffen würde.

Durch solche Beachtung bestehender weiser Gesetze, durch Gründung solcher neuer Institutionen würde denn wahrscheinlich alle Calamität nach und nach gehoben, und auch die Aussicht eröffnet werden, die auf dem landwirthschaftlichen Gewerbe ruhenden, so höchst ungleich vertheilten Staatsabgaben besser auszugleichen, auch die Communal-Lasten weniger drückend zu machen.

XIV.

Berechnung der partikularen und der allgemeinen Landes-Cultur-Vortheile, welche aus der Hof- oder Frohndienst-Aufhebung eines Landgutes hervorgehn.

Vom

Oekonomie-Commissair Klebe.

(Beilage zu dem vorigen Aufsatze.)

Auf einem Landgute, welches 1300 Magd. Morgen Acker besitzt, wurde die Bestellung desselben durch 19 Bauern verrichtet, von welchen die Hälfte in einem, eine gute Stunde entfernt liegenden, Dorfe wohnten.

Der Gutsherr unterhielt nur 4 Pferde, und gebrauchte diese nicht allein zum Ackerbau, sondern auch zu Reisen und andern Nebenzwecken, und hiernächst leisteten jene Bauern noch 1514 Gespanntagewerke und 1116 Handtagewerke. Diese Dienste wurden aufgehoben, den Bauern das Eigenthum ih-

rer Höfe gewährt, auch die zu leistenden Getreidepächte abgelöset und die bei ihnen befindliche herrschaftliche Hofwehr bezahlt, hiernächst auch die ihnen bisher von der Herrschaft zugekommenen Bau-Unterstützungen und sonstige Benefizia aufgehoben. Für dieses Alles bezahlten sie ein Pauschquantum von 23,920 rtl., und außerdem 3000 rtl. für die Hofwehr.

Zum Ersatz des nun ausfallenden Hofdienstes wurden commissarisch veranschlagt:

2 Häuser zu 4 Tagelöhnerfamilien, welche incl. des Bauholzes, jedoch ohne Fuhren, welche die Bauern gesetzmäßig unentgeldlich leisteten . . 800 rtl. kosteten;

4 Pferde, 8 Ochsen und Schiff und Geschirr zu denselben, kosteten in Summa 770 „

Stallung zu diesem Vieh war nicht erforderlich, sondern bereits vorhanden.

Der Capitalsaufwand war daher . . . 1570 rtl.

Laufende Ausgaben entstanden folgende:

1) Zinsen à 5 Procent von obigen 800 rtl.	40rtl.	— sgr.
2) Unterhaltungskosten von 4 Pferden und 1 Knecht, incl. Zinsen	369 „	12 „
3) Unterhaltung von 8 Ochsen, incl. Zinsen jährlich pro Stück 28 rtl. 13 sgr.	227 „	14 „
Latus	636rtl.	26 sgr.

Transport	636 rtl.	26 sgr.
4) Handarbeit durch Tagelöhner, incl. eines Ochsenhirten, 2800 Tage jährlich, männliche und weibliche Arbeit im Durchschnitt gerechnet zu 5 sgr.	300 "	— "
NB. Die Zinsen für die 770 rtl. an Inventarienstücke sind schon beim Gespann mit eingerechnet.		
Summa	936 rtl.	26 sgr.
Hiervon gehen ab die Zinsen von der erhaltenen Hofwehr, Capital der 3000 rtl. . .	150 "	— "
bleiben	786 rtl.	22 sgr.
5) rechnet man hiezu die Unterhaltung derjenigen 4 Pferde und eines Knechts, die bisher schon vom Gutsherrn unterhalten wurden, ebenfalls mit	369 "	12 "
So kostet die ganze Betriebsarbeit jährlich	1156 rtl.	4 sgr.

Auf den Morgen fallen 26 sgr.

NB. Es kommt hier nicht darauf an, daß bei der Bestellung noch manche andere Kosten vorfallen, deren hier nicht gedacht ist, weil hier nur das zu Ersetzende berechnet wird.

Obige 936 rtl. jährliche Kosten absorbiren also von dem Abfindungscapitale der 26,900 rtl.	18,720 rtl.	
und es bleiben von diesem übrig .		8200 rtl.
Da angenommen werden muß, daß diese die Abfindung sind für das gewährte Eigenthum der Höfe und für die abgelösten Getreideabgaben, so muß doch gleichfalls zuvor die herrschaftliche Verpflichtung gegen die Bauern ihrem Werthe nach in Ansatz und in Abzug kommen, diese muß hinsichtlich des Risiko bei Brandschaden und Remissionen bei den Diensten und Abgaben mindestens auf 15 Procent berechnet werden, thut	1230 «	
bleiben		6970 rtl.

Das solchergestalt ungefährdete Capital der 6970 rtl. giebt 348 rtl. 15 sgr. Zinsen, welche, den Scheffel Roggen zu einem Thaler berechnet, 348½ Scheffel Roggen abgeben, wonach auf jeden Bauer im Durchschnitt 18$\frac{13}{19}$ Scheffel kommen.

Der Werth des Eigenthumsrechts kann nicht füglich veranschlagt werden, denn er beruht in einer Idee, und also bei dem bestehenden Dienstbarkeitsverhältnisse der Bauern in nichts Wesentlichem für den Gutsherrn. Negativ aber ist es gewiß ein erheblicher Vortheil, wenn ein Gutsbesitzer jährlich 1230 rtl. Werths weniger Risiko und mögliche Ausgaben hat, als worin der Werth der Eigenthums-

gewährung nur allein bestehen kann, und welche Summe also dem Gutsherrn verbleibt, zu geschweigen, daß er befähigt ist, obige 8200 rtl. höher als zu 5 Procent anzulegen *).

Vortheile auf Seiten der Bauern.

Die 19 Bauern unterhielten bei 3468 Morgen Landbesitz und bei den zu leistenden Hofedienſten in Summa 36 Pferde und 38 Ochsen, von diesem Lande war $\frac{1}{3}$ theils mit Holz bewachsen, theils Wiesen und Weide oder Sandschellen, mithin bleiben nur 2312 Morgen unter dem Pfluge, wovon auf jeden Wirth 121 Morgen fallen, wozu zwei gute Pferde hinreichen, da der Boden nur Mittelboden ist, von welchem ohnehin $\frac{1}{6}$ nur um das zweite oder dritte Jahr bestellt wird. Es sind ihnen daher im Ganzen zu ihrer Cultur nur höchstens 40 Pferde zu veranschlagen.

Die Aufhebung der Hofedienste bringt folgende Veränderungen in ihren Wirthschafts-Verhältnissen hervor:

---

*) Eigenthum ist eigentlich etwas unschätzbares, weil die Grenze nicht angegeben werden kann, bis zu welcher die Vortheile aus demselben, und aus der freien Disposition gehen, es ist damit wie mit der Zeit, die etwas Unvergleichbares, etwas nur sich selbst Gleiches ist.

1) Sie können 24 Stück Zugochsen abschaffen, mit welchen sie bisher der Herrschaft Dienste leisteten, und zwar 1514 Gespanntagewerke. Da die täglichen Unterhaltungskosten eines Ochsen auf 4 sgr. 8 pf. zu stehen kommen, und das Knechtlohn des Arbeitenden dabei 5 sgr., so beträgt der Werth der 1514 Tagewerke 488 rtl. 27 sgr. 3 pf., in Betracht aber, daß sie die Ochsen auch noch theilweise in ihrer eigenen Wirthschaft benutzt haben, würde ihnen etwas darauf abgerechnet werden müssen, wenn dies nicht dadurch wieder aufgehoben würde, daß der Wirth des Hofedienstes wegen, entweder einen Knecht halten, oder selbst häufig deswegen aus seiner Wirthschaft abwesend seyn muß.

Außer dieser Dienstleistung ersparen sie ferner 1116 Handtagewerke jährlich, welche, da sie zum Theil über Feld geleistet werden, folglich sehr unbequem für den Leistenden sind, durchweg, männliche und weibliche Arbeit, zu 5 sgr. gerechnet werden müssen . . . . . 186 rtl.

hierzu obige . . . . . 488 = 27 sgr.

Summa 674 rtl. 27 sgr.

Diese absorbiren à 5 Procent ein Capital von . . . . . 13,480 rtl.

2) Anstatt der nun abzuschaffenden 24 Ochsen würden sie füglich eben so viel

Latus 13,480 rtl.

Milch-

	Transport	13,480 rtl.
Milchkühe ernähren können, und deren reiner Ertrag würde auf 18 rtl. pro Stück angenommen werden müssen, als so hoch der Bauer sie schon in seinem eigenen häuslichen Bedarfe recht gut ausbringt	432 rtl.	
Da die Bauern aber die Hofwehr, worunter auch die Ochsen gehören, mit 3000 rtl. bezahlt haben, so werden die Zinsen davon, von dieser neuen Nutzung, mit	150 .	
abgerechnet, bleiben: . . .	282 rtl.	
diese absorbiren gleichfalls ein Capital von		5640 .
		19,120 rtl.
da sie nun excl. der Hofwehrgelder überhaupt an Ablösungscapital bezahlt haben		23,920 .
so haben sie sich noch zur Last zu rechnen:		4800 rtl.

Diese 4800 rtl. würden also auf die erfolgte Ablösung der Kornabgaben und für das erlangte Eigenthum und die freie Disposition über die Höfe zu berechnen seyn, da sie aber Risiko und Baukosten nunmehr selbst zu tragen haben, so wird dieses von ihren Gesammtnutzungen zu berechnen seyn, jedoch

immer nicht so hoch kommen, als wenn für solches ein Dritter (der Gutsherr) haften muß, denn der Bauer, der eine Reparatur von 5 rtl. Werth machen muß, thut gewiß dazu, daß nicht eine solche von 10 rtl. Werth daraus wird, welches leicht geschieht, wenn er weiß, daß ein anderer die Kosten tragen muß.

Will man die Folgen des Eigenthums und freier Disposition aber einigermaßen Rechnungsmäßig ausdrücken, so wird man auf das Vorstehende zurückgehen müssen.

Die Bezahlung der Dienstleistungen mit den ausgeworfenen 13,480 rtl. war die Conditio sine qua non, unter welchen die vorstehend unter 1. und 2. erwähnten Vortheile eintreten konnten; letztere sind hier nur mit den ad 2. ausgeworfenen 5640 rtl. berechnet, obgleich nicht wird behauptet werden, daß hier so leicht eine Grenze anzugeben ist, wie weit die erreichbaren Vortheile gehen können. Vertheilt man diese 5640 rtl. auf den Bodenbesitz der 3468 Morgen bäuerlicher Besitzungen, so fallen pro Morgen 1 rtl. 18 sgr. 8 pf. Nutzungswerth, welcher indessen so lange, bis die Zinsen des von jedem Einzelnen gezahlten Ablösungscapitals wegfallen, das heißt, bis dahin, daß er ganz Schuldenfrei ist, etwas verringert, ja zum Theil ganz absorbirt wird.

Die übrigen 4800 rtl. geben 240 rtl. Zinsen, welche eben so viel Scheffel Roggen repräsentiren,

wonach auf jeden Bauer im Durchschnitt nur $12\frac{2}{19}$ Scheffel fallen, welchen Vortheil er seinen neuen Verhältnissen beizumessen und sich aus solchem zu berechnen hat.

Allgemeine, aus der Sache folgende Culturvortheile.

A. 1300 Morgen Landes wurden bisher bestellt durch

1) 4 herrschaftliche Pferde nebst Knecht, macht Kostenbetrag	369 rtl. 12 sgr.
2) durch die Arbeit der 19 Bauern, nämlich 2639 Tagewerke, à 5 sgr.	438 „ — „
3) durch 19 Zweigespann Zugochsen der Bauern. Da sie aber damit nur 1514 Tage gethan haben, gleichwohl damit noch einmal so viel hätte gethan werden können (welches aber in Betracht, daß die Dienste über Feld geleistet werden, doch nicht ganz thunlich), so wird angenommen, daß die Leistung nur mit 15 Gespannen verrichtet worden, und daß das übrige Gespann den Leistenden selbst zu	
Latus	807 rtl. 12 sgr.

	Transport	807 rtl. 12 sgr.
Nutze gekommen, obwohl sie es nicht nothwendig bedürfen.		
Ein Zweigespann kostet jährlichen Unterhalt 56 rtl. 26 sgr., und also 15 Gespann	853	—
worunter die Zinsen und die Kosten für Schiff und Geschirr schon mit begriffen sind, welche die Gutsherrschaft trägt, da ihr die Hofwehr gehört.		
	Summa	1660 rtl. 12 sgr.

Die Bestellungskosten pro Morgen betragen also 1 rtl. 8 sgr. 6 pf.

Die 1300 Morgen erfordern Anschlagsmäßig Ertrag der Dienste:

1) die bereits bisher gehaltenen 4 Pferde und noch 4 dergl. mit einem Knechte, jedes Gespann incl. Zinsen und Schiff und Geschirr nebst Knechtslohnung und Unterhaltung zu 369 rtl. 12 sgr.	838 rtl.	24 sgr.
2) die Unterhaltung von 8 Ochsen, à 28 rtl. 13 sgr.	227	14
3) die Zinsen von 800 rtl. Capital für die Erbauung eines Tagelöhnerhauses, incl. Holz und excl. Fuhren	40	—
	Latus 1006 rtl.	8 sgr.

Transport 1006 rtl. 8 sgr

4) Tagewerke sind bei den Ochsen zu leisten . . . 1000
und die 1116 Tagewerke, welche die Bauern im Hofdienst thaten, werden auf $\frac{2}{3}$ reducirt zu Tagelöhner-Arbeit = 744 Tagewerke 744

1744 à 5 sgr. 290 . 20 .

1296 rtl. 28 sgr.

Hiervon gehen ab die Zinsen von 3000 rtl. Hofwehrgeldern . . 150 . — .

Kostenbetrag 1146 rtl. 28 sgr.

Die Bestellungskosten pro Morgen betragen also 27 sgr.

Es ist also gegen das Dienstbarkeits-Verhältniß eine vortheilhafte Differenz von mehr als 30 Procent vorhanden.

Rechnet man die herrschaftlichen Ländereien mit . . . . . 1300 Morgen,
die der 19 Bauern mit . . . . 3468 —

4768 Morgen,

und zieht von den bäuerlichen $\frac{1}{6}$ ab für mit Holz bewachsen und mit Weide 578 —

bleiben 4190 Morgen,

so sind zu deren Bearbeitung im Ganzen erforderlich gewesen:

a) während des Hofedienstverhältnisses,
38 Ochsen bäuerliches Gespann,
36 Pferde — —
4 dergl. herrschaftliches —
73 Stück, folglich kommen 54 Morgen auf 1 Stück;

b) im neuen Verhältniß werden nur gebraucht, wie bereits aus der Wirklichkeit hervorgeht:
40 Pferde der Bauern,
8 dergl. der Herrschaft,
3 Ochsen für dieselbe,
56 Stück, folglich kommen 75 Morgen auf 1 Stück.

Der Vortheil von b gegen a ist beinahe $\frac{1}{3}$.

XV.

Einige Betrachtungen über den neuen Wirthschaftsplan des Herrn Amtsrath Albert.

Vom

Kammerrath Dr. Zimmermann zu Neu-Brandenburg.

Intra Iliacos muros peccatur, et extra. Virg.

Das Mißverhältniß des reinen Ertrages unserer Ländereien zu den Erzeugungskosten ist ohne Zweifel zur Zeit eine der vorzüglichsten Ursachen der gegenwärtigen traurigen Lage der Landwirthschaft, denn bekanntlich ist nicht der rohe, sondern nur allein der reine Ertrag der Haltungspunkt derselben. Die Produktionskosten absorbiren nämlich den Werth des erzeugten Getreides, nach der Beschaffenheit des Bodens, größtentheils und auch gänzlich. Die ergie-

bigsten Ackerklassen gewähren zur Zeit höchstens einen reinen Ertrag von 20 bis 30 pr. 100 der darauf zu verwendenden Kosten, allein bei den mittlern beträgt derselbe schwerlich 10 bis 20 pr. 100, und bei den schlechteren geht derselbe auf Null herab, und erfordert oft noch wohl Zuschuß, wie unter andern Herr Sach in einem der letztern Stücke der Mecklenburgischen landwirthsch. Annalen sehr gut auseinandergesetzt hat. Derselbe berechnet den reinen Ertrag noch viel niedriger, und hiermit stimmt auch die allgemeine Behauptung überein. Ich nehme aber für einen behaupteten Satz lieber zu wenig an, als daß ich denselben übertriebe. Im Grunde sind aber alle dergleichen isolirte Berechnungen über den alleinigen Getreide-Ertrag, um darnach den Ertrag der Grundstücke zu bestimmen, nicht ganz richtig, denn der Ackerbau und die Viehzucht machen ein unzertrennliches Ganze aus, bei welchem ersterer für letztere ein Mittel zum Zweck ist, und wo mithin die Kosten des Mittels, in so fern als es der Viehzucht zu Nutze kommt, mit zu Gute gerechnet werden müssen. Wenigstens ist die allgemeine Behauptung, daß die Landwirthschaft keinen Ertrag mehr gewähre, in der Allgemeinheit nicht richtig.

Es war daher sehr natürlich, daß das von dem Herrn Amtsrath Albert angegebene neue Mittel dieses Mißverhältniß entweder ganz zu heben, oder wenigstens zu mindern, die größte Aufmerksamkeit, so-

wohl bei allen Landwirthen, als auch den Staatswirthen und Finanzbehörden erregen mußte. Denn die Zeit ist wohl noch ein wenig entfernt, wo das αυτος Mobile des Herrn Dr. Gerke, die Wind-Acker-Maschine des Mechanikus Schmidt zu Parchim, die Ernte-Maschine des Engländers Smith, oder irgend eine andere Dampf-, Gas- oder Luftmaschine, die Stelle der Kerle und Kracken werden vertreten können, welche nach einen sehr oft gebrauchten Ausdruck des Walther Scott zwar alles verdienen, aber auch alles wiederum verschlingen.

Der reine Ertrag soll nämlich nach diesem neuen Albertschen Plan, in Gemäßheit einer mitgetheilten Berechnung über die in Pacht habende Domaine Dornburg, bei einem zum sechsfältigen Ertrage angeschlagenen Acker, sich weit über das Doppelee des gewöhnlichen Ertrages erheben, oder vielmehr die Culturkosten um so viel sich vermindern. Die berechneten Vortheile stehen zwar noch höher zu Buch, allein es hat sich bei der Berechnung offenbar ein Irrthum eingeschlichen, welcher nicht mit in Betracht kommen kann. Es ist nämlich in selbiger vergessen worden, die den Arbeitern mit überlassenen Gespann- und Hülfstage, und die denselben außer dem Getreide verabreichten Naturalien mit in Anschlag zu bringen. Nach diesen Abzügen kommt der reine Albertsche Ertrag nicht so hoch zu Buch zu stehen, als er in der vorgelegten Berechnung erscheint, al-

lein der verbleibende Ueberschuß über die gewöhnliche Wirthschaftsart ist dennoch so groß, daß er alle mögliche nähere Berichtigung verdient. Ein solcher Irrthum ist leicht möglich, zumal wenn man das Niedergeschriebene sogleich in die Druckerei abgiebt.

In was für Einrichtungen diese neue Wirthschaftsmethode eigentlich besteht, setze ich als bekannt voraus.

Ich nenne denselben ebenfalls einen neuen Wirthschaftsplan, weil der Herr Amtsrath Albert ihn aufs neue im nördlichen Deutschland zur Anwendung gebracht, und den älteren ähnlichen Einrichtungen eine andere Gestalt gegeben hat, denn an und für sich ist die gedachte Idee bereits sehr alt, und besteht zur Zeit noch in Italien und den angrenzenden Ländern, z. B. in Piemont und Frankreich in voller Kraft. Ein solches Societätsverhältniß mit den Ackerarbeitern war nämlich bereits vor einigen tausend Jahren, zur Zeit der älteren römischen Gesetzgebung, in Italien gewöhnlich. Es heißt nämlich schon in der Leg. 25. §. 6. Pandect. Tit. Locati conducti.

> Apparet autem, de eo nos colonos dicere, qui ad pecuniam numeratam conduxerit. Alioquin partiarius colonus, quasi societatis jure, et damnum et lucrum, cum domino fundi partitur.

Der bekannte Alttorfsche Rechtsgelehrte A. W. Lauterbach hat hierüber eine eigene ausführliche Ab-

handlung de colonia partiaria geschrieben, worin Liebhaber antiquarischer Untersuchungen ohne Zweifel nähere Auskunft finden werden. Das eintretende Verhältniß einer Societät mit den Arbeitern war das wesentliche Erforderniß einer solchen Coloniae partiariae, wodurch sie sich von andern ähnlichen Einrichtungen unterschied, und selbige ist es, meines Erachtens, auch bei der vorliegenden Albertschen Institution. Die alleinige Ablohnung mit Naturalien, ohne einem solchen Societätsverhältniß, scheint mir keine wesentliche nota characteristica zu seyn, und zwar deshalb, weil baares Geld und Naturalien, zum laufenden Preis hingegeben, in Ansehung des Werths und der Wirkung völlig gleiche Dinge sind.

Bei den Pachtverhältnissen ist es ebenfalls völlig irrelevant, ob die zu erlegende Pacht in baarem Gelde, oder in Naturalien besteht, es kommt nur blos auf die genaue Fixirung der Erlegnisse an. Ob zur Zeit der Einführung solcher Verhältnisse der Wirthschaftsherr, oder der Colonus partiarius die Wirthschaft angeordnet und geleitet habe, darüber haben wir keine näheren Nachweisungen; ersteres scheint aber wohl der Fall gewesen zu seyn, weil sonst die eigentlichen Wirthschaftsherren keine gehörige Beschäftigung gehabt hätten. Nach dem Plan des Herrn Amtsraths Albert ist der Herr der alleinige Disponent der Wirthschaft. Bei den hin und wieder bestehenden Coloniis partiariis der Prediger

scheint eine gemeinsame collegialische Berathung einzutreten. Dergleichen Coloniae partiariae haben sich aus dem obgedachten grauen Alterthum bis auf die neuesten Zeiten in den erwähnten Ländern erhalten, und sind in selbigen noch in diesem Augenblick die gewöhnliche Bewirthschaftungsart der Ländereien, womit sowohl der Grundeigenthümer als auch der Colonus sehr zufrieden sind, denn ein solches Verhältniß geht gewöhnlich auf die entfernteren Nachkommen der Contrahenten über. Lullin Chateauvieux drückt sich nämlich hierüber in seinen schönen Briefen über Italien folgendergestalt aus.

„Nicht selten wird in einer solchen Meierei von einem Geschlecht zum andern, wie in einem Stammhause fortgelebt, ohne daß von irgend einer Veränderung oder Erneuerung des Pachtzinses die Rede seyn wird. So wie man einmal übereingekommen ist, geht es, ohne daß weiter etwas in Schrift verfaßt oder einregistrirt wird, vom Vater auf den Sohn fort. — Solche Miethscontrakte sind für den Grundherrn ungemein vortheilhaft. — Auf diese Weise kann er speculiren und den günstigen Augenblick zum Verkauf abwarten u. s. w."

In Frankreich sind dergleichen Pachtverträge unter dem Ausdruck Bail à metairie bekannt. Ueber die Vortheile und Nachtheile einer solchen Culturart ist vieles pro et contra gesagt und geschrieben, wovon wir zur Zeit noch keine Notiz nehmen wollen.

Von Italien aus hat sich eine solche Antheilswirthschaft nach Deutschland verbreitet — wahrscheinlich zur Zeit der Einführung des Christenthums durch die Mönche — und dieselbe war früher beinahe die einzige Art und Weise, auf welcher die Geistlichen ihre Ländereien benutzten. Sie ist auch noch in manchen Gegenden, sowohl bei den Predigern als auch den Besitzern städtischer Grundstücke üblich. Nach der Versicherung eines glaubhaften Zeugen soll dieselbe sich in neueren Zeiten, in einigen Gegenden des Rheins, sehr verbreitet haben und im Gange seyn. Der gewöhnliche Antheil der Arbeiter oder Colonen, wie sie die Herren Geistlichen nennen, ist die Hälfte, wobei wohl noch einige Spanndienste geleistet werden müssen.

Durch dieses hohe Alter verliert aber die sogenannte Albertsche Wirthschaftsmethode überall nichts von ihrem Werth, wenn sie nämlich einigen hat, im Ganzen erhält selbige dadurch vielmehr eine sehr wichtige und respektable Unterstützung. Wenigstens verbieten dieses hohe Alter und der noch statt findende vielfältige Gebrauch derselben, sie ohne allen Unterschied in das Gebiet unausführbarer Chimären zu verweisen, und sie mit bittern und beleidigenden Spott zu behandeln.

Bei einem solchen großen Interesse dieser, in unsern Gegenden aufs neue zur Sprache gebrachten Antheilswirthschaft konnte es nicht fehlen, daß sie

einer vielfältigen und vielseitigen näheren Prüfung und Betrachtung unterworfen wurde.

Die Königl. Preuß. Regierung zu Magdeburg, so wie auch die Anhaltische landwirthschaftliche Gesellschaft zu Mühlstädt haben sogar zur nähern Untersuchung dieser neuen Wirthschaftsart eine eigene Commission und Deputation nach Dornburg gesandt.

Von praktischen Landwirthen hat ebenfalls eine große Anzahl ihr Urtheil darüber öffentlich ausgesprochen, von welchen ich nur die vorzüglicheren, nämlich die Herren Koppe, Noa und von Wulffen namhaft hier namhaft machen will. Ja selbst Männer ohne aller Competenz haben ihr Urtheil darüber gefällt, ich sage ohne Competenz, denn wer nicht den ganzen Hergang eines Wirthschaftsbetriebes, und die gar sehr mit in Betracht kommenden Lokalitäten und Individualitäten der Arbeiter aus eigner Erfahrung kennen gelernt hat, der kann auch über vorgeschlagene Ersparungen durch vermehrte Thätigkeit und Aufmerksamkeit kein richtiges Urtheil fällen. Die Lektüre von Garve und von Knigge ist dazu nicht auslangend.

Das Resultat des, von den ersten der gedachten beiden öffentlichen Behörden abgestatteten Berichts, soll, dem Vernehmen nach, nicht ungünstig für den neuen Albertschen Versuch ausgefallen seyn. Ich hatte Hoffnung, die näheren Daten desselben den Lesern mittheilen zu können, allein selbige ist bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen, und ich

kann die Einsendung des Manuscripts der gegenwärtigen Abhandlung nicht weiter hinaussetzen. Wie das Urtheil der gedachten Mühlstädter Deputation ausgefallen ist, können die Leser selbst aus dem ersten Heft der Schriften der gedachten Gesellschaft ersehen.

Die sämmtlichen landwirthschaftlichen Schriftsteller, insbesondere aber die obgenannten Herren Koppe u. s. w. haben aber diese neue Lehre des Hrn. Amtsrath Albert einstimmig und mit großer Bestimmtheit für unausführbar und unhaltbar erklärt, und dieselbe zum Theil so sehr unter der Würde der Kritik gefunden, daß sie sich darüber sogar manchen theils feineren, theils ziemlich derben Spott erlaubt haben. Einer derselben hält ein allgemeines Verlachen und baldiges Vergessen dieses neuen Albertschen landwirthschaftlichen Lehrsatzes für eine völlig entschiedene Sache.

Die diesem Urtheil untergelegten Entscheidungsgründe sind übrigens die bereits gerügten unrichtigen Ansätze in der Albertschen Bilance, verschiedene, nie in Abrede zu stellende allgemeine ökonomische Grundsätze, und der Ungrund einiger neueren staatswirthschaftlichen Lehrsätze des Herrn Gen.-Consul Adam Müller.

So viel wie man hin und wieder aus den Aeußerungen und Unterredungen mit andern Landwirthen, welche keine Schriftsteller sind, hat abneh-

men können, so stimmt mit diesem eben beregten Urtheil auch die Meinung fast aller übrigen Landwirthe, wenigstens in den hiesigen Gegenden, überein, und ich gestehe offen und ohne Hehl, daß ich bei der ersten allgemeinen oberflächlichen Ansicht ebenfalls dieser allgemeinen Meinung zugethan gewesen bin. Gespottet und gelacht habe ich aber gleichwohl nie über die neuen Albertschen Vorschläge, weil ich, seitdem ich einmal vor 30 Jahren über die neue Jennersche Entdeckung gespottet habe, nie über eine angebliche neue Erfindung mehr spotte. Durch einen Zufall bin ich aber in Ansehung dieses Gegenstandes auf eine andere Ansicht gerathen. Das zu dem hiesigen Gute Zabelsdorf gehörende Vorwerk Buchholz eignet sich, in Hinsicht seiner ungünstigen Lokalitätsverhältnisse, weder zu einer selbstständigen Verwaltung, noch zu einer Bewirthschaftung vom Hauptgute aus. Die bekannten Verhandlungen über die vorliegende Albertsche Idee, und die benachbarte Antheilswirthschaft des Hrn. Prediger St. zu Stolzenhagen brachten mich daher auf den Gedanken: ob das gedachte sehr lästige Vorwerk nicht auf eine ähnliche Art mit Vortheil benutzt werden könne? Anfänglich stand demselben das ganze Heer aller derjenigen Bedenklichkeiten entgegen, welche die obgedachten Gegner des Hrn. Amtsrath A. dagegen aufgestellt haben; allein dasselbe wurde bei jeder wiederholten Prüfung und Berechnung kleiner, und am

Ende

Ende kam, als Schlußresultat, der unter dem Buchstaben A. mit angelegte Antheilscontrakt zum Vorschein. In den früheren Verhältnissen hat Buchholz nie einigen reinen Ertrag gewährt, nach dieser neuen Behandlung muß dasselbe aber in allen Fällen wenigstens etwas leisten. Ich erkenne den obgedachten Contrakt keinesweges für frei von allen Bedenklichkeiten, allein die erwarteten Vortheile werden dieselben gewiß überwiegen. Alle menschliche Unternehmungen sind ja ohnehin eine Art von Glücksspiel. Vater Horaz sagt: quasi ludus tesseris, selbst von richterlichen Erkenntnissen: es ist alles menschliche Unternehmen von Wahrscheinlichkeitsgründen abhängig. Der hiernach mit dem Schäfer Heegert abgeschlossene Contrakt weicht zwar in vielen Punkten von dem Albertschen Plan ab, indessen stimmen sie dennoch in der Hauptidee, nämlich dem Societätsverhältniß, mithin in der Hauptsache überein. Das große und lebhafte Interesse, welches das Publikum an der Verhandlung über diese Antheilswirthschaft nimmt, läßt erwarten, daß es demselben, wenigstens dem ökonomischen nicht unlieb seyn werde, wenn es diejenigen Gründe mitgetheilt erhält, welche mich zur Abschließung eines solchen ähnlichen Antheilscontrakts vermocht haben, ich erlaube mir daher dieserhalb folgende nähere Mittheilung.

Das starke Schwanken der Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, insbesondere aber der

Preise des Getreides, ist allerdings, sowohl für die eigentlichen Landwirthe, als auch für die Arbeiter von einem sehr nachtheiligen Einfluß. Bei sehr hohen Preisen kämpft der gewöhnliche Arbeiter um Geldlohn mit Noth und Elend, ja oft sogar mit Hunger; bei sehr niedrigen Preisen kann aber der Brodherr — wie jetzt der Fall ist — kaum die nothwendigsten Geldbedürfnisse aufbringen. Dieses Mißverhältniß der Geldeinnahme zu den Geldbedürfnissen gleicht sich von selbst, nur in sehr entfernten Zeiträumen aus, und gewöhnlich tritt vor einer völligen Ausgleichung wiederum ein neues störendes Mißverhältniß ein. Dieser Uebelstand kann nur durch eine Natural-Ablohnung, wenn nicht ganz gehoben, doch gemildert werden. Dieselbe ist deshalb auch bereits in vielen Gegenden eingeführt. So bekömmt z. B. der Tagelöhner an vielen Orten in Mecklenburg in der einen Woche einen Berl. Scheffel Roggen, in der zweiten einen Scheffel Gerste, und in der dritten einen Thaler baar Geld. Eine solche partielle Ablohnung befriedigt aber die Wünsche der Landwirthe nicht ganz, es ist daher allerdings wünschenswerth, daß eine totale Ablohnung durch Naturalien eingeführt werden könne. Eben so wünschenswerth ist eine bessere Benutzung der Arbeitskräfte der Arbeiter, und eine Ersparung an dem Wirthschaftsvieh und Geräthen. Beide Zwecke können zur Zeit nur dadurch erreicht werden, daß man

die Arbeiter zu Theilnehmer an dem Gewinn und Verlust der Ackerwirthschaft aufnimmt.

Die Besorgniß des Mangels und der Noth, oder wohl gar des Hungers auf der einen, dagegen aber die Hoffnung der Verbesserung der gewöhnlichen Lage und der Erringung eines glücklichen Verhältnisses auf der andern Seite, sind im menschlichen Leben gar gewaltige Kräfte und Hebel, welche ungewöhnliche Anstrengungen der physischen und moralischen Kräfte und Aufmerksamkeiten erzeugen können, es kommt nur darauf an, daß dieselben zum beabsichteten Zweck gehörig benutzt werden. Dieses geschieht aber dadurch, wenn man den Arbeiter durch eine Associirung in die Lage versetzt, daß er bei theuern Zeiten in Verlegenheit kommen, oder wohl gar Noth leiden, unter günstigen Verhältnissen des Ackerbaues aber sich sogar einiges Vermögen erwerben, und dadurch wohl gar den Weg zu einem Eigenthum bahnen kann, wozu er sich, als gewöhnlicher Tagelöhner für bloßen Lohn, nie Hoffnung machen darf.

Dieser in der menschlichen Natur gegründete Bewegungsgrund der menschlichen Handlungen bewog schon vor ein Paar tausend Jahren die römischen Ackerbesitzer, ihre Arbeiter bei dem Ertrage des Ackers mit zu interessiren und ihnen, anstatt eines bestimmten Lohnes, einen gewissen Antheil des Ertrages auszusetzen; dieses psychologische Motiv hat

diese alte Einrichtung seitdem in den obgedachten südlichen Ländern erhalten, seinetwegen hat es sich selbst nach den Ländern des Nordens verbreitet, und seinetwegen besteht sie bis zur Stunde noch hin und wieder in letzteren.

Wie stark ungefähr die Wirkung von einer solchen Antheilsarbeit gewesen sey und noch ist, kann man daraus abnehmen, daß der Antheil der Arbeiter an dem Ertrage nie über 50 pr. 100, und sehr oft viel weniger betragen habe, daß die Herren Prediger von ihren Colonis zur Stunde noch wenigstens die Hälfte des Ertrages bekommen, und daß der reine Ertrag bei den andern Wirthschaftsarten, bei den niedrigeren Ackerklassen, kaum 10 bis 20 pr. 100 beträgt. Denn wenn man auch zugeben wollte, daß der rohe Ertrag bei einer solchen Societätswirthschaft einen Ausfall erlitte, so kann man denselben doch wohl schwerlich auf die Hälfte des Ertrages heruntersetzen.

Die vorliegende neu aufgeregte und modificirte Idee einer Antheilswirthschaft ist also wohl nicht so sehr unter aller Kritik, daß sie ausgelacht und verspottet zu werden verdient. Bei den früheren hohen Getreidepreisen mag die Anwendung dieser Einrichtung immerhin, im allgemeinen, nicht vortheilhaft gewesen seyn, allein veränderte Umstände und Verhältnisse verändern auch die zu ergreifenden Maaßregeln. Wenigstens kann man die vorliegende Frage

wohl nicht gut durch einen allgemeinen, überall keine Ausnahme gestattenden Ausspruch beantworten und entscheiden.

Die Resultate aller Unternehmungen und Institutionen hängen weniger von allgemeinen, wenn gleich unbezweifelt richtigen theoretischen Grundsätzen, als vielmehr von Lokalitätsverhältnissen und Personalitäten — die der Arbeitsthiere mit einbegriffen — ab. Will man daher über das neue Albertsche Theorem ein richtiges Urtheil fällen, so muß man die zu beantwortende Frage auch dahin mit beantworten: ob es, wenn gleich die allgemeine Einführung der Albertschen Antheilswirthschaft nicht als vortheilhaft anerkannt werden kann, überall keine besonderen Verhältnisse und Lagen giebt, in welchen sie nützlich seyn könne? und alsdann muß auch wohl das ganz verschiedene Interesse der verschiedenen Interessenten, nämlich des Wirths, der Arbeiter, des Guts und des Staats besonders in Betracht genommen werden und in Berechnung kommen, zumal da alle diese Interessen so sehr collidiren.

Ob und in wie fern unsere gewöhnlichen Lohnarbeiter sich überhaupt zur Errichtung eines solchen Societätsverhältnisses eignen, darüber läßt sich wohl nicht im allgemeinen absprechen; die Qualificirung dazu hängt wohl ganz von der moralischen und Geistesbildung der Arbeiter ab. Was der Mensch aber noch nicht ist, dazu kann er leicht gebildet werden,

und nichts hat auf Vervollkommnung der Menschen einen größeren Einfluß, als die Verbesserung ihrer ökonomischen Verhältnisse. Ich bin daher beinahe der Meinung, daß gerade die Erhebung der gewöhnlichen, sich durch Moralität und Fleiß eben nicht auszeichnenden Lohnarbeiter zu Societätsverwandten ein Hauptmittel zu ihrer Vervollkommnung und Veredlung sey. Denn ein bloßer Zufall kann es wohl nicht seyn, daß die meisten Antheilsarbeiter solche untadeliche Menschen sind, daß die Grundherren keinen Anstand nehmen — wie wir aus der obgedachten Stelle aus Chateauvieux Reisen haben — das eingegangene Verhältniß auf eine lange Reihe von Jahren fortzusetzen. Wenigstens kann man eine besorgte Schurkerei und Faulheit der Antheilsarbeiter nicht eher zum Entscheidungsgrund anführen, als bis die Erfahrung die Wirklichkeit derselben bestätigt hat. In Dornburg ist aber bis jetzt dieses noch nicht geschehen, weil beiderseitige Contrahenten das eingegangene Verhältniß anderweitig verlängert haben. Uebrigens räume ich es in Ansehung der Dornburger Verhältnisse gern ein, daß bei selbigen noch manches Zweckdienliche vermißt wird, wodurch die Rechtlichkeit und der Fleiß der Familie der Antheilsarbeiter noch stärker in Anspruch genommen werden könnte.

Der neue Vorschlag des Herrn Amtsrath Albert gleicht aber noch einem neugebornen Kinde, das seine

anderweitige Erziehung noch erwartet. In unserm Klima kann man zwar nicht mit Chateauvieux sagen: „das junge Mädchen, indem es durch den Thau wandelt, um Maulbeerblätter zu pflücken, denkt jetzt schon an das seidene Tuch, woraus es sich einen Schmuck für festliche Tage bereiten will; die Mutter, während sie den Hanf bricht, erblickt in demselben schon zum voraus das Weißzeug zur Aussteuer der Tochter, und der Hausvater, wenn er sich unter den von seinen Weinlauben herabhängenden Trauben hinwegbückt, denkt bereits an den Wein, der seine alten Tage erfreuen soll;" allein wir besitzen doch ebenfalls andere Sachen, wenn selbige dem Werthe nach auch nur Kleinigkeiten sind, wodurch wir dergleichen Arbeiterfamilien eben so für ihre Verhältnisse enthusiasmiren können. An dem zur Einrichtung einer solchen Antheilswirthschaft erforderlichen Hauptmateriale gebricht es uns also nicht, es kommt nur darauf an, daß wir dasselbe gehörig benutzen.

Hin und wieder, z. B. in Mecklenburg und Neu-Pommern, werden die gewöhnlichen Handarbeiten zwar bereits in einer solchen Größe geleistet, daß dieselbe beinahe keinen Zuwachs mehr erleiden können; so wird z. B. in beiden Ländern, in der Ernte, häufig Getreide bis 10 und 11 Uhr, selbst bei der Laterne eingefahren; allein im Allgemeinen läßt es sich wohl nicht in Abrede stellen, daß dieselben einer

großen Verstärkung fähig sind. Dieses beweisen im Allgemeinen bereits die Verdung- oder Akkordarbeiten, bei welchen gewöhnlich $\frac{1}{4}$ und häufig die Hälfte mehr Arbeit geleistet wird. Es läßt sich also auch wohl nicht bestreiten, daß ein Antheilsarbeiter eine viel größere Masse von Arbeit wie ein gewöhnlicher Lohnarbeiter leisten werde. Das Plus seiner Arbeit ist wohl noch höher, wie das eines Akkordarbeiters, gegen den gewöhnlichen Lohnarbeiter anzurechnen, weil der moralische Reiz zur Arbeitsleistung für ihn bei weiten größer ist. Er wird nicht nur mehr, sondern auch besser arbeiten, weil er für sich selber mit arbeitet.

In den gewöhnlichen Verkaufs- und Pachtanschlägen nimmt man über die Arbeiten ungefähr folgende Sätze an:

1) auf einen Mäher $2\frac{1}{2}$ Magd. Morgen,
2) — — Harker und Binder 2 M. Morgen,
3) — — Säer 18 Berl. Scheffel,
4) auf ein Gespann bei dem Einfahren, 80 Mandeln pro Tag,
5) auf ein Gespann bei dem Mistfahren, 6 Fuder p. Tag.

Wer bestreitet es aber wohl einen Augenblick, daß nicht wenigstens $\frac{1}{3}$ oder wohl gar die Hälfte mehr geleistet werden könne? Die Verlängerung der Arbeitszeit um eine einzige Stunde gewährt schon ein Plus von 10 pr. 100. Die bessere Beschaffen-

heit der Arbeit läßt sich zwar auf einer ähnlichen Art nicht bestimmen; allein daß der Eigenthümer besser wie ein Miethling arbeitet, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Bemerkung.

Zu diesem besser Arbeiten muß auch wohl die bessere Behandlung des Viehes und der Geschirre und Ackergeräthe gerechnet werden. Hierbei ist ein größeres Interesse, als man es gewöhnlich beachtet. Ein einziges, durch einen bloßen Miethling vernachlässigtes oder ruinirtes Stück Vieh oder Geräthe, z. B. ein zu Grunde gegangener Schief-Wagen, absorbirt schon oft, zumal bei kleinen Wirtschaften, einen bedeutenden Theil des reinen Ertrages.

Es ist unmöglich, dieserhalb eine zutreffende Quotenberechnung anzufertigen; allein ich glaube mich eben nicht des Vorwurfs einer Uebertreibung theilhaftig zu machen, wenn ich nach dem gewöhnlichen Gang der Dinge folgende Approximation annehme:

1) das Plus der Kraftanstrengung durch die Verlängerung der Zeit . .	10	pr. 100
2) das Plus der bessern Arbeit .	5	— —
3) das Plus der Ersparniß bei dem Vieh und dem Ackergeräthe .	5	— —
4) das Plus der Arbeit in Nebenstunden und bei einer ungünstigen Witterung, mit Einschluß der Hülfsarbeit der Hausgenossen .	10	— —
Facit	30	pr. 100

Dieses ist noch nicht so viel, als ein gewöhnlicher Verdungsarbeiter mehr leisten kann.

Daß ein sehr aufmerksamer und thätiger Wirth in Gegenden, wo man an einer starken Arbeit gewohnt ist, eben so viel leisten könne, räume ich gern ein; allein dieselben sind nicht aller Orten, und wie wir weiter unten sehen werden, so lohnt es auch nicht allenthalben der Mühe und Kosten einer solchen angestrengten vorzüglichen Aufsicht. Man kann und darf also, der Regel nach oder im Allgemeinen, wohl von dergleichen Antheilsarbeitern eine viel größere Aufmerksamkeit und Thätigkeit, wie von gewöhnlichen Arbeitern erwarten.

Ob und in wie fern ein Wirthschaftsherr von einer solchen Antheilswirthschaft Vortheile habe oder nicht? hängt eigentlich von den Resultaten folgender Fragen ab:

1) zu welchen Antheil hat er die Arbeiter mit in Gemeinschaft genommen, und was für Vortheile gewährt er denselben außer der ausgesetzten Getreidequote?
2) in welchem Verhältniß stehen die Getreidepreise insbesondere gegen das Geldtagelohn?
5) was für einen Ertrag gewähren die bewirthschafteten Ländereien der Regel nach? *)

---

*) Vorausgesetzt, daß sie verständig nnd zweckmäßig bewirthschaftet werden. d. R.

4) von welcher Beschaffenheit sind die Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Antheilsarbeiter?

5) erleidet die Antheilswirthschaft auch gegen eine gewöhnliche Wirthschaft im Getreideertrage einen Ausfall? und wie groß ist selbiger anzunehmen?

Zur näheren Erläuterung dieser Fragen erlaube ich mir in Ansehung derselben folgende Bemerkungen.

Ad 1. Der gewöhnliche Antheil der Arbeiter besteht da, wo ein solches Antheilsverhältniß vorhanden ist, z. B. in Italien, Frankreich und selbst in Deutschland bei den Pfarr-Colonis, in der Hälfte. Wo die Abnutzung des Viehes von Belang ist, wird dieselbe den Colonis gegen eine gewisse fixe Geldpacht besonders mit überlassen. Die von dem Hrn. Amtsrath Albert den Dornburger Arbeitern ausgesetzte Quote beträgt zwar, excl. der denselben überlassenen Hülfsarbeiten und Naturalien, nur resp. $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{8}$, mithin ungefähr $\frac{1}{7}$ des gesammten Ertrages; allein wenn man erstere mit in Anrechnung bringt, so mag sich dieselbe auch wohl auf die Hälfte belaufen, wenigstens hat Hr. Amtmann G. Albrecht den Kossäthen Filz, in dem über das Gut Thümermark abgeschlossenen Contrakt, der in den obgedachten Schriften der Anhaltisch. landwirthschaftlichen Gesellschaft abgedruckt ist, ebenfalls auf die Hälfte des Ertrages angenommen. Es bedarf keiner ausdrücklichen Bemerkung, daß, je kleiner die den Arbeitern

verabreichte Naturalquote ist, desto größer der Vortheil des Wirthschaftsherrn sey.

Herr Amtsrath A. wird es gegenwärtig hoffentlich selber nicht mehr in Abrede stellen, daß die von ihm in den bekannten Verhandlungen mitgetheilte Berechnung über die Wirthschaftskosten ein wenig zu groß sey, und dieselben durch mancherlei andere Einrichtungen eine beträchtliche Ermäßigung erleiden würden und müssen; allein selbst bei der strengsten Moderation würde sich der von der Dornburger Ackerwirthschaft verbleibende reine Ueberschuß doch schwerlich über 15 bis 20 pr. 100 des rohen Ertrages belaufen. Würde er nun also auch seinen Antheilsarbeitern die Hälfte des rohen Ertrages, nach Abzug der Einsaat überlassen, so würde ihm dennoch ein Ueberschuß von 30 bis 35 pr. 100 gegen die alte Wirthschaft verbleiben. Einer geringeren Quote thue ich deshalb keiner Erwähnung, weil dieselbe bei einem sechsfältigen Ertrage und den gegenwärtigen geringen Preisen, wie wir weiter unten sehen werden, schwerlich von Bestand wird seyn können.

Ad 2. So wie das baare Geldlohn bei niedrigen Preisen der Produkte in keinem richtigen Verhältniß gegen letztere steht, eben so unrichtig ist auch das Verhältniß der letzteren gegen ersteres bei sehr hohen Preisen. Beträgt der Geldeswerth der den Arbeitern zu verabreichenden Quote mehr, als die nicht in gleichen Verhältniß mit gesteigerten Lohne,

so ist der Vortheil des Wirthschaftsherrn verhältnißmäßig geringer.

Ad 3. Können die Antheilsarbeiter bei einem mittleren Getreideertrag, z. B. zum 6ten Korn, bestehen, so folgt von selbst, daß der denselben verabreichte Antheil an dem höheren Ertrage dem Herrn entgeht. Die Hälfte des Ertrages macht zum ersteren Verhältniß bei Dornburg 1200 Schfl. Nimmt man nun an, daß daselbst einmal das 12te Korn gebaut würde, so würde damit ein Minus von 1200 Scheffel verbunden seyn.

Ad 4. Der Vortheil der Antheilswirthschaft folgt lediglich und allein nur aus der vermehrten Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Arbeiter, lassen letztere es an ersteren ermangeln, so vermindert sich auch der verhoffte Gewinn. Dieses ist die ganze Cardo rei, denn die Arbeiter können aus ihrem eigenen Mobiliarvermögen nichts zum Vortheil der Herren hergeben.

Ad 5. In größeren und etwas verwickelten Wirthschaften mag eine solche Antheilswirthschaft immerhin einigen Ausfall gegen eine gewöhnliche gut geführte Wirthschaft erleiden; bei niedrigen Preisen kann derselbe aber schon etwas beträchtlich seyn, und die Einnahme der Antheilswirthschaft behauptet dennoch einen Vorzug.

Unter diesen näheren Bestimmungen können also die Vortheile für die Wirthschaftsherren im Allge-

meinen wohl nicht in Zweifel gezogen werden. Von den statthabenden Ausnahmen und Beschränkungen wird weiter unten die Rede seyn.

Eine andere und gewissermaaßen interessantere Frage ist es aber: ob und in wie fern die Antheilsarbeiter bei einer solchen Einrichtung bestehen, und allenfalls dabei noch besondere Vortheile einernten können? In einiger Hinsicht beantwortet sich diese Frage bereits aus dem Vorhergesagten. Durch die gewöhnlichen Tagelohne verdient ein Tagelöhner, bei mittleren Preisen, ungefähr so viel, als er zum Lebensunterhalt bedarf. Bei wohlfeileren erübrigt er selten etwas, weil er mehr aufgehen läßt, und bei theuern Zeiten kann er kaum den erforderlichen Lebensunterhalt für sich und seine Familie aufbringen, zumal wenn es ihm an immerwährender Arbeit gebricht. Selbst wenn er selbige hat, und auch das höchste übliche Tagelohn, nämlich 7 sgr. 6 pf. für sich, und 3 sgr. 9 pf. für seine Frau bekömmt, so kann er, im allerglücklichsten Fall, jährlich nicht über 75 rtl. verdienen. Gewöhnlich aber schlägt man den Verdienst und die Unterhaltungskosten einer Tagelöhnerfamilie nur zum Werth von 58 Scheffel Roggen an. Wird der Antheilsarbeiter nun auf eine solche Ertragsquote gesetzt, daß er wenigstens diesen Lohn bekömmt, und sich bei günstigeren Ernten und theuern Preisen einer noch größern Einnahme erfreuen kann, so kann er bei einer solchen Einrichtung nicht nur

eben so gut, wie ein gewöhnlicher Tagelöhner bestehen, sondern er ist auch mehr wie letzterer gegen Noth gesichert, und kann in seiner Art vielleicht ein wohlhabender Mann werden. Eine nähere Anwendung dieser Sätze auf das Albertsche Pachtgut Dornburg mag dieses genauer versinnlichen.

Der rohe Getreideertrag von Dornburg, zum 6fältigen Ertrage, macht, nach Abzug der Saat, gerade . . 100 Wispel = 2400 Schfl.

Werden die Arbeiter zur Hälfte angesetzt, so bekommen selbige in gewöhnlichen Jahren . . . . 1200 —

Zur Bewirthschaftung desselben würden, nach nicht unwahrscheinlichen Annahmen, erforderlich seyn:

a) 8 Tagelöhnerfamilien, eine jede zu 58 Scheffel . = 464 Schfl.
b) Futterkorn für die Pferde 300 —
c) zur Erhaltung der Inventarienstücke und Bestreitung der allgemeinen Kosten . . . 275 —

Summa 1030 Schfl.

es würden also nach Abzug dieser . 1039 Schfl.

noch übrig bleiben . . . 161 Schfl.,

welche bei den niedrigen Getreidepreisen nicht weiter in Betracht kommen, weil nicht alle Ausgaben mit Getreide in natura zum höheren Preise bestritten

werden können. Der gewöhnliche Tagelöhner würde sich bei der vorgedachten baaren Einnahme, bei den gegenwärtigen niedrigen Preisen besser stehen; allein er kann eben so wenig auf ein so hohes Tagelohn, als auf immerwährende Arbeit Rechnung machen.

Niedriger aber darf der Antheilsarbeiter auch nicht angesetzt werden, weil er sonst nicht auslangen, noch weniger eine Belohnung für seine größere Thätigkeit und Aufmerksamkeit, welche ihm allerdings gebührt, bekommen würde, und von einem Zusetzen, in der Hoffnung besserer Zeiten — wenigstens vor der Abnutzung derselben — keine Rede seyn kann.

Es ist zwar dem Hrn. Amtsrath A. der Vorwurf gemacht worden, daß seine Arbeiter mit dem ihnen ausgesetzten resp. $\frac{1}{8}$ und $\frac{1}{6}$ des Ertrages nicht auslangen könnten, allein wenn man die den Dornburger Arbeitern mit überlassenen Hand- und Spanndienste, und die ihnen verabreichten Naturalien mit in Anrechnung bringt, so beläuft sich diese anscheinend zu niedrige Quote ebenfalls wohl beträchtlich höher, auch ist wohl ein höherer Getreideertrag wie zu 6 Körnern anzunehmen. Denn wenn man die gedachten Hülfstage und Naturalien auch nur zu 11 Wispel 12 Scheffel annimmt, so würde die quäftionirte Quote bereits 43 Wispel betragen, mithin sich der angenommenen Hälfte sehr nähern. Eigentlich hätte Herr Amtsrath Albert die beiden Quoten der Antheilsarbeiter wohl von dem ganzen Getreidebestand, mit-

mithin von dem ganzen Ertrage der 120 Wispel abziehen sollen; geschieht aber dieses, so wird der Antheil der Arbeiter um 2 Wispel 12 Schfl. größer.

Nimmt man nun aber den Fall an — der wahrscheinlich in der Wirklichkeit existirt — daß der Getreideertrag zu Dornburg im Durchschnitt 2 Körner mehr beträgt, so ist die Einnahme der Antheilsarbeiter um $\frac{1}{3}$ größer, dieselbe beträgt also 1600 Schfl.
Die Ausgabe bleibt dieselbe . . 1039 —
mithin steigt der Ueberschuß auf . 561 Schfl.
Selbst ein 10facher Betrag gehört nicht in das Gebiet der Unmöglichkeiten, wenigstens ist die Hoffnung der Landwirthe in guten Gegenden von Zeit zu Zeit darauf gerichtet; bei einem solchen Ertrage würde aber der Ueberschuß betragen 961 Schfl.
Gedenkt man sich nun hierzu noch die Möglichkeit einer Steigerung des Getreides auf 2 rtl. und darüber pr. Scheffel, so kann man es sich leicht erklären, worin die große Hebelkraft einer solchen Antheilswirthschaft besteht, und weshalb man sich so nach selbiger andrängt. Daß bei der Existenz dieser als möglich angenommenen Fälle die sich ereignenden Vortheile dem eigentlichen Herrn der Wirthschaft entgehen, fällt von selbst auf. Ob er dieser Entäußerung wegen Lob oder Vorwürfe verdiene, lasse ich dahingestellt seyn. Dürfen wir uns in langer Zeit

nicht mit der Hoffnung höherer Getreidepreise schmeicheln, welches sehr erhebliche Wahrscheinlichkeitsgründe untersagen, so verliert dieser Umstand gar viel von seiner Erheblichkeit. Der vorher genossene höhere Ertrag wird schon immer einen beträchtlichen Theil dieses Ausfalls decken.

Die solchergestalt grundleglich angenommene Ertragsquote beträgt $2\frac{1}{2}$ Korn. In älteren Zeiten veranschlagte man zwar für die gesammten Wirthschaftskosten nur 2 Körner, allein hiermit ist gegenwärtig bei weitem nicht auszukommen. Rechnet man zu diesen $2\frac{1}{2}$ Körnern diejenigen 50 pr. 100 hinzu, welche wir im vorhergehenden der Antheilswirthschaft für die vergrößerte Thätigkeit und Aufmerksamkeit zu Gute gerechnet haben, so würden die gesammten Wirthschaftskosten, nach Körnern berechnet, auf $3\frac{3}{4}$ Körner zu stehen kommen, welches wohl der Wahrheit nahe kommen möchte. So wie der Körnerertrag unter 6 Körner heruntergeht, so muß aber die Antheilsquote der Arbeiter vergrößert werden, wenn sie bestehen sollen. Mit dem Ertrage von $3\frac{1}{2}$ Körnern, nämlich incl. der Saat, fällt alle Theilnahme der Herrschaft am Ertrage weg. Hier kann nur ein angemessener Ertrag der Viehzucht zu Hülfe kommen, welches auch der Fall in Dornburg gewesen zu seyn scheint, denn 1000 feine Schaafe und 25 Kühe gewähren für ein Gut, das ungefähr 500 M. Mor-

gen cultivirten Acker enthalten kann, gewiß eine sehr bedeutende Einnahme.

Daß es im Allgemeinen unmöglich sey, mit dergleichen Antheilsarbeitern eine untadeliche Wirthschaft zu führen, läßt sich wohl nicht mit Grund behaupten. Wenigstens sind keine hinreichenden Gründe vorhanden, welche dasselbe an und für sich unmöglich machen sollten. Das Hauptmateriale zur Betreibung einer guten Wirthschaft sind Intelligenz und Arbeitskräfte; die erstere Potenz erleidet ja an und für sich keine Verminderung, indem die Wirthschaftsführung ganz nach der Leitung des Hauptwirthes geschieht; letztere aber erhalten offenbar durch den Reiz des aufgeregten Interesses und der in Thätigkeit versetzten Leidenschaften, der Furcht, der Hoffnung, Ehrbegierde u. s. w. einen sehr großen Zuwachs. Mit faulen, tückischen und diebischen Arbeitern geht die Wirthschaft unter allen Verhältnissen schlecht.

Wohl aber läßt sich mit haltbaren Gründen behaupten, daß die Einführung dieser neuen Antheilswirthschaft allerdings in vielen Verhältnissen schwierig und bedenklich ist, und für die gute Cultur nachtheilig seyn kann. Die Einführung derselben kann also, der unstreitigen Vortheile derselben ungeachtet, nur unter Vorsicht und Beschränkungen empfohlen und eingeführt werden. Dieselbe erscheint nämlich besonders bedenklich:

1) Da, wo die Persönlichkeit der Arbeiter derselben durchaus nicht zuspricht. Die Gegner der quästionirten Wirthschaft werden hiergegen vielleicht erinnern, daß dieses fast überall der Fall sey, wenn gleich mein Urtheil über die Qualificirung und Moralität der Menschen eben nicht sehr günstig für selbige lautet, so ist dieser Einwand, meines Erachtens, im Vorhergehenden doch bereits hinlänglich widerlegt. Man kann ja sogar andere Bestien zähmen und brauchbar machen, der Reiz des Interesses ist allenthalben allgewaltig. Bei solchen widrigen Personalitätsverhältnissen erscheint es wenigstens rathsam, so lange mit der Einführung einer Antheilswirthschaft Anstand zu nehmen, bis man auf ein nahe liegendes Vorbild hinweisen kann.

2) Bei sehr großen Ackerwirthschaften, welche ein sehr großes Arbeiterpersonale erfordern. Eine solche Antheilswirthschaft hat immer einige Aehnlichkeit mit einem demokratischen Staat; große Demokratien haben aber selten — wenigstens auf die Dauer nicht — ein gutes Gedeihen. Mithin erscheint es als rathsam, daß man mit der Einführung einer solchen Einrichtung so lange Anstand nimmt, bis die allgemeine Stimmung für selbige vorherrschend geworden ist, man müßte denn das Beispiel des Grafen Lodi in Piemont nachahmen wollen, der seiner ganzen Wirthschafts-

führung einen militairischen Charakter gegeben hat. Die Arbeiter und Knechte sind in Compagnien eingetheilt, deren jede einen Hauptmann an der Spitze hat. Alle diese verschiedenen Hauptleute empfangen ihre Befehle von dem Oberaufseher, und selbiger wiederum von dem Wirthschaftsherrn. Wer kann darüber absprechen, ob nicht einmal eine Zeit kommen wird, in welcher die allgemeine Ernährerin der Menschheit also behandelt werden muß?

3) Bei einer erst neu eingerichteten Schlag- oder Felderwirthschaft, wo noch keine permanente Wirthschaftseinrichtung vorliegt, wo die Arbeiter mit einer solchen neuen Einrichtung noch nicht gehörig vertraut sind, und wo mit selbiger noch wohl einiger Ausfall am Ertrage verbunden ist. Kein Mensch arbeitet gern nach Systemen, welche er noch nicht kennt, und von deren Vortheilen er noch nicht überzeugt ist.

4) Bei einer Wirthschaft, in welcher noch weitaussehende, sehr entfernte und kostspielige Verbesserungen eintreten sollen, z. B. wo man Mergeln, oder Moder fahren will u. s. w. Bei einsichtsvollen Arbeitern, und einer zuverlässigen Aussicht auf eine lange Dauer des abgeschlossenen Antheilsvertrages, gleichviel, ob selbige sich in einem ausdrücklichen Vertrage, oder wie in den obgenannten südlichen Ländern, in einer Art von Gewohn-

heit gründet, sind diese einstweiligen ungewöhnlichen Anstrengungen wohl als kein erhebliches Hinderniß zu betrachten.

5) Bei allen Wirthschaftsarten, wo die edle Viehzucht eine Hauptsache ist, und zu diesem Behuf ein großer Futterbau betrieben werden muß.

In allen diesen Verhältnissen ist es zwar leicht möglich und wohl gar wahrscheinlich, daß ein solches Verhältniß mit einem beträchtlichen Nachtheil verbunden ist; allein derselbe ist immer kein unvermeidlicher und absoluter, und selbiger kann schon immer ziemlich beträchtlich seyn, ehe und bevor er die Vortheile desselben überwiegt. Zwischen der gänzlichen Abwesenheit eines reinen Ertrages, oder dem allenfallsigen Stand auf 10 und 25 pr. 100, und der Höhe von 50 pr. 100 ist ein gar großer Unterschied, und so lange die sich allenfalls ergebenden Nachtheile diesen vorliegenden Vortheil nicht überwiegen, kann von keinen Nachtheilen die Rede seyn.

Nicht nur als völlig unschädlich, sondern sogar als vortheilhaft und sehr angenehm erscheint eine solche Antheilswirthschaft aber:

a) Bei allen kleineren, bereits gehörig eingerichteten Wirthschaften, wo der Ackerbau in einem einmal bestimmten Geleise von Jahr zu Jahr fortschreitet, und wo zu dessen Betrieb keine besonderen Kenntnisse erforderlich sind.

b) In allen Wirthschaften, wo die Haltung eines

besonderen Aufsehers lästig und kostbar ist und einen ansehnlichen Theil des reinen Ertrages absorbirt.

c) Bei allen entlegenen Vorwerken, wo die Bestellung und Aufsicht lästig ist.

d) Bei allen Ackerwerken, von welchen entweder gar keine, oder doch nur ein unbedeutender reiner Ertrag zu erwarten ist, z. B. bei allen Ackerklassen, welche keinen Ertrag über 4 bis 5 Körner gewähren.

e) Bei solchen Ackerwerken, wo die Kuherei und Schaafzucht die Hauptsache, der Kornbau aber nur Nebensache oder Mittel zum Zweck ist, und es nicht an der gehörigen Heu-Werbung gebricht.

In solchen Verhältnissen befindet sich der größere Theil der Wirthschaften in allen Ländern, wo dieselben keine sehr großen Ackerflächen haben, wie z. B. in Mecklenburg, den Marken u. s. w., ich nehme daher keinen Anstand, mich im Allgemeinen für die Einführung der Albertschen Antheilswirthschaft zu erklären, und erlaube mir noch die beiläufige Bemerkung, daß dieselbe insbesondere für diejenigen Landwirthe eine sehr bequeme Sache ist, welche kleinere Ackerwirthschaften entweder zur Zerstreuung oder als Nebensache benutzen, wie dieses der Fall bei vielen ehemaligen Stadteinwohnern ist *).

---

*) In diesem Falle kann auch die Landwirthschaft nicht

Mit dergleichen Antheilswirthschaften ist noch das Gute verbunden, daß die bestimmte Antheilsquote eine ziemlich sichere Basis zur Anfertigung eines Ertrags-Ueberschlages giebt, und daß der Wirthschaftsherr der sehr beschwerlichen Mühe einer ausführlichen speciellen Berechnung mit den Arbeitern überhoben wird, wobei vielfältige Veruntreuungen nicht füglich zu vermeiden sind.

Daß übrigens der Albertsche Plan, so wie er zur Zeit vorliegt, noch vieler Verbesserungen fähig sey, und mancher Abänderungen und anderweitiger Modifikationen bedürfe, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden. Noch nie stand eine Verbesserung gleich im Anfange in ihrer ganzen Vollkommenheit da, noch nie leisteten die Menschen gleich im Anfange bei einer neuen Maschine dasjenige, was sie späterhin, bei einer näheren Bekanntschaft mit selbiger, leisteten. Der Albertsche Plan ist, wenigstens in unsern Gegenden, gewissermaaßen wie ein neugebornes Kind zu betrachten, welches man zu seiner künftigen Erziehung erst bilden muß. Mancherlei Mängel,

---

als Gewerbe betrachtet, und folglich auch der Albertsche Plan, in Beziehuug auf sie, nicht berücksichtigt werden. Uebrigens geben die oben angeführten Schriftsteller zu, daß unter gewissen, allein sich selten vorfindenden Verhältnissen der Albertsche Plan anzuwenden sey, daß er aber keinesweges als allgemein anwendbar betrachtet werden dürfe. d. R.

z. B. der Abgang einer Art von Garantie, in Ansehung der den Arbeitern anvertrauten Ackergeräthe und Viehbestände, fallen mit der Zeit von selbst weg, wenn nämlich jene zu einer gewissen Art von Wohlstand gelangt sind. Auch läßt sich die angeregte Besorgniß einer schlechten Behandlung dieser Inventarienstücke füglich durch eine aufzunehmende Taxe beseitigen, wenn nämlich der schlechtere Zustand in Abzug gebracht, und die eingetretene Verbesserung vergütet wird. Aus allen diesen Rücksichten und Gründen habe ich daher keinen Anstand genommen, für meinen Schwiegersohn den unter A. mit angeschlossenen Administrationsvertrag über das hieher gehörende Vorwerk Buchholz abzuschließen, und ich bemerke darüber zur richtigeren Beurtheilung desselben uoch folgendes.

1) Das Vorwerk B. ist gerade $\frac{3}{4}$ geometrische Meilen von Z. entfernt. Die beiden dahin führenden Wege sind sehr schwierig, oft ganz unbrauchbar.

2) Dasselbe enthielt vor der stattgefundenen Separation mit der benachbarten Dorfschaft, in Ansehung der ihm zugestandenen Hütungsbefugnisse, einen Flächeninhalt von 451 Magd. Morgen, gegenwärtig beträgt derselbe 941 Morgen.

3) Von den gedachten 451 Morgen sind bis jetzt nur 129 Morgen cultivirter Acker, der Rest besteht aus Bergen und Schluchten, welche blos zur Weide benutzt werden können. Von dem hinzuge-

kommenen Acker können, dem Anschein nach, wohl 200 bis 220 Morgen in Getreideland verwandelt werden.

4) Bei dem vor 3 Jahren von Seiten der Königl. Regierung aufgenommenen Ertragsanschlag ist derselbe auf 287 rtl., mit Einschluß von 51 rtl. Grundsteuer, veranschlagt worden. Bei mehreren früheren Licitationen fand man den Anschlag zu hoch, und es ist deshalb von Niemand ein Gebot darauf gethan. Eine verfügt gewesene Sequestration hat gar keinen Ertrag gewährt.

5) Der Boden besteht aus kalten, trägen, undurchlassenden Acker, der viel Eisen, über 60 pr. 100 Thon, wenig Humus, und fast gar keinen Kalk enthält. Bis zur Stunde ist auch noch weder Kalk noch Mergel zu finden.

Derselbe ist daher, Theils diesen eben gedachten Eigenschaften wegen, Theils in Hinsicht der vielen Schluchten und Berge, sehr schwierig zu bestellen, und erfordert zu diesem Behuf eine immerwährende Aufmerksamkeit, oft mit Berücksichtigung weniger einzelner Stunden.

6) Die Wiesen sind ebenfalls sehr entlegen, und beschwerlich und kostbar zu werben.

7) Diese unangenehmen Verhältnisse werden noch durch die Beschwerlichkeit der Aufsicht und die schlechte Persönlichkeit der Arbeiter vermehrt. Ad vocem Persönlichkeit bemerke ich blos beispielsweise,

daß allhier früherhin nachbemerkte Gewohnheiten üblich waren. Das ganze Tagewerk eines nach B. gesandten Pflügers bestand aus ungefähr einen Magd. Morgen. Die Frauen hielten, selbst des Vormittags schon, bei dem Mistbrechen, auf dem Misthaufen eine Siesta. Die nach den großen Wiesen im Oderbruch zum Mähen des Heugrases gesandten Arbeiter mäheten kaum $1\frac{1}{2}$ Magd. Morgen ab. Dieselben mäheten auch wohl für eine Remuneration in Branntwein fremde Wiesen, selbst unter Aufsicht des mitgegebenen Meiers oder Statthalters. Derselbe fuhr auch wohl die mitgegebenen Frauensleute auf der Oder spazieren. Das übliche Deputat an Bier und Branntwein absorbirt einen großen Theil des Werths der geleisteten Arbeiten. Selbst in der Getreideernte geht mit dem Untergang der Sonne jeder Arbeiter nach Hause. Und was dergleichen Mißverhältnisse mehr sind. Ein vielfältiger Wechsel der Arbeitsleute und Knechte war ohne Erfolg. Die im Verdung gemachte Arbeit ist schlecht und kostbar, erreicht oft, wie z. B. bei dem Heuen, den Werth des Gegenstandes. Der Stall des Augias läßt sich eher ausmisten, als ein solcher tief eingewurzelter und in der ganzen Gegend vorherrschender Unfug ausrotten. Hier kann man nur allein von den obgedachten Reizmitteln eine zuverlässige Hülfe erwarten.

7) In den ersten Jahren mag wohl noch etwas daran fehlen, allein in der Folge, denke ich,

soll der reine Ertrag von B. für den Antheilsgeber in folgendem bestehen:

a) in der Hälfte des Ertrages von 120 Scheffel Wintergetreide, mit Ausschluß der Saat zum 5ten Korn gerechnet . .	300 Schfl.
b) von wenigstens 50 Scheffel Sommergetreide	100 —
c) in der Ersparniß an dem gewöhnlichen Deputat des Schäfers .	50 —
zusammen	450 Schfl.

Hierzu kommt nun die Abnutzung von 600 bis 700 Schaafen, nach Abzug des 7ten Theils.

Früherhin war, wie schon gesagt worden ist, der reine Ertrag mit Einschluß der Schäferei gleich Null; bei einer jeden andern Einrichtung würde derselbe, bei aller darauf verwandten Mühe und Arbeit, auch nicht von sonderlichem Belange seyn. Ein Pächter würde, bei den gegenwärtigen Zeiten, schwerlich den Ertrag einer groben Schäferei an Pacht erlegen. Die hinzugekommene Vergrößerung der Ackerfläche durch die stattgefundene Separation muß allerdings mit in Betracht kommen.

8) Der Antheilswirth kann aber ebenfalls bei der ihm ausgesetzten Quote bestehen, welche, mit Einschluß der Naturalien, etwas mehr als die Hälfte des Getreides beträgt. Seine Einnahme besteht nämlich:

a) in 4 Wohnungen nebst Gärten, à 4 rtl.	16 rtl.
b) in der Abnutzung von 5 Kühen, à 15 rtl.	75 —
c) in 10 M. Torfsteinen . . .	10 —
d) in Kartoffelland zu 30 Schfl., à 20 sgr.	20 —
e) in der Hälfte des Wintergetreides, 300 Scheffel	300 —
f) in der Hälfte des Sommergetreides, 100 Schfl.	50 —
g) in dem Vortheil, daß der Wirth, als Schäfer, den 7ten Theil der Abnutzung bekömmt	38 —
Facit	509 rtl.

wozu noch die Abnutzung des kleinen Viehes hinzukommt.

Die Ausgaben werden ungefähr in folgendem bestehen:

a) in der Lohnung eines Deputat-Häkers und Arbeiters:

derselbe erhält:

1) eine freie Wohnung . .	4 rtl.	— sgr.
2) an baarem Gelde . .	30 "	— "
3) an Getreide 30 Schfl. .	30 "	— "
4) Kartoffelland zu 6 Schfl. .	4 "	— "
5) Torf	2 "	15 "
6) Leinland $\frac{2}{4}$ . . .	2 "	— "
Latus	72 rtl.	15 sgr.

Transport	72 rtl.	15 sgr.
b) in dem Unterhalt und Lohn eines Jungen . . .	40 „	— „
c) in dem Unterhalt und Lohn eines Mädchen . . .	40 „	— „
d) Tagelohn in der Getreide- und Heuernte	40 „	— „
e) Futterkorn für Pferde u. s. w. 300 Schfl. . . .	150 „	— „
f) Erhaltung der Wirthschaftsgeräthe	60 „	15 „
g) Drescherlohn . . .	20 „	— „
zusammen	428 rtl.	— sgr.
es bleiben also von obiger Summe noch übrig	81 rtl.	

Tritt nun ein höherer Ertrag und ein höherer Getreidepreis ein, so kann dieser Ueberschuß auf einige 100 rtl. hinansteigen.

Nach den von Klebe in seinen Grundsätzen der Gemeinheitstheilung angenommenen Sätzen betragen die sämmtlichen Wirthschaftskosten, mit Einschluß der sogenannten allgemeinen Verwaltungskosten, auf 1000 Morgen eine Summe von 1429 rtl. Diese Summe auf die zu 6. befindlichen 350 Morgen cultivirten Acker berechnet, beträgt 476 rtl., mithin habe ich dem Antheilswirth nicht zu wenig mitgetheilt. Auf jeden Fall soll derselbe nicht zu Grunde gehen.

9) Die Ausmittelung des Getreideantheils, nach

der bloßen Anzahl der Mandeln, habe ich deshalb einer genauern Theilung vorgezogen, weil:

a) eine zu genaue Controlle einen nachtheiligen Einfluß auf die Menschen hat, und dieselben durch eine liberale Behandlung selbst liberaler und besser werden;

b) eine Theilung des gedroschenen Getreides eine genaue Aufsicht erfordert und mit vielen Weiterungen verbunden ist, welche eben vermieden werden sollen;

c) ein etwaniger Verlust bei einer solchen Ausmittelung der Quote immer von keiner Bedeutung seyn kann, und die etwanigen Veruntreuungen bei einer Theilung des bereits gedroschenen Getreides sich leicht noch höher belaufen können.

10) Die vorbehaltene halbjährige Aufkündigung, welche wahrscheinlicher Weise Manchen auffallen wird, habe ich deshalb für rathsam gefunden, weil unsere gegenwärtigen Gesetze und Prozeßordnungen keine Sicherheit gegen chikanöse Weiterungen streitsüchtiger Menschen gewähren, und die Landwirthschaft, in der Form einer Societät, keine langwierige Erhaltung der bestehenden Verhältnisse bis zur Entscheidung der entstandenen Streitigkeiten gestattet. Man kann nämlich, bei aller Vorsicht, sehr leicht mit einem solchen schlechten und streitsüchtigen Socio angeführt werden; denn was Chateauvieux

von den italienischen Antheilsarbeitern oder Pächtern so sehr rühmt, erleidet zur Zeit bei uns noch keine Anwendung, im Gegentheil muß man jetzt noch jede Schurkerei und Betrügerei für möglich halten. Die Menschen müssen erst, durch Verbesserung ihrer ökonomischen Lage, moralisch besser gemacht werden.

In diesem vorbehaltenen Recht der halbjährigen Kündigung liegt um so weniger eine Unbilligkeit von Seiten des Antheilgebers, indem der abgeschlossene Contrakt gewissermaaßen naturam contractus lucrutivi für den Arbeiter hat. Erfüllt er seine übernommene Obliegenheiten als ein redlicher und fleißiger Wirth, so hat er in Deutschland eben so wenig eine ihm unpassende Aufkündigung, wie bei dem weit heftigern Italiener zu erwarten. Die Besorgniß, ein gewisseres, sicheres und gutes Brod zu verlieren, ist übrigens ein weit kräftigerer Bewegungsgrund zur Rechtlichkeit und Ordnung, als die strengsten gesetzlichen Ver- und Gebote. Der Schäfer Heegert hat endlich um so viel weniger Anstand genommen, sich diese vorbehaltene Kündigung gefallen zu lassen, da er von Seiten des Antheilgebers keine unbillige Kündigung besorgen darf.

Ob übrigens der von dem Herrn Gen.-Conf. A. Müller aufgestellte Unterschied zwischen Geld- und Naturalwirthschaft einigen Grund hat oder nicht? und ob die daraus hergeleiteten Folgerungen richtig sind oder nicht? darüber habe ich mich bereits beiläufig

läufig im Vorhergehenden ausgelassen; eine ausführliche Erörterung dieser Fragen scheint mir hier um so viel weniger nothwendig, da die Richtigkeit einer aufgestellten, zumal faktischen Behauptung überall nicht von der Richtigkeit der angegebenen Gründe abhängig ist, und eine auf völlig unrichtigen Grundsätzen gebaute Behauptung dennoch aus andern Gründen wahr und richtig seyn kann.

Anlage.

Zwischen dem Hrn. Reise-Stallmeister v. Wittken, als Eigenthümer der Güter Zabelsdorf und Buchholz, und dem Schäfer Heegert zu Zabelsdorf, ist folgender Vertrag verabredet und abgeschlossen worden.

§. 1.

Der Hr. Reise-Stallmeister v. Wittken überweiset und überläßt dem Schäfer Heegert das Vorwerk Buchholz, nebst einer daselbst gehörig einzurichtenden Zuchtschäferei, zur besonderen von Zabelsdorf unabhängigen Verwaltung, und letzterer verpflichtet sich nicht nur, die ihm zur Besorgung anvertraute Ackerwirthschaft als ein tüchtiger Wirth zu betreiben, sondern übernimmt auch, die dortige Schäferei als ein guter und rechtschaffener Schäfer zu verwalten.

Das zwischen beiden Contrahenten eintretende Rechtsverhältniß ist nicht das gewöhnliche Verhält-

niß einer Verpachtung, sondern der Heegert tritt in das Verhältniß eines Wirthschaftsführers, der die ganze Bewirthschaftung des Vorwerks Buchholz in allen Zweigen derselben auf seine alleinige Kosten und Gefahr, für einen bestimmten Antheil des Ertrages, übernommen hat. Hr. v. W. wird daher in diesem Contrakt der Antheilsgeber, der Schäfer H. aber der Antheilsnehmer genannt werden.

§. 2.

Das Vorwerk B. enthält in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit, jedoch mit Einschluß der, durch die stattgefundene Separation, von den benachbarten Dorfschaften hinzugekommenen Ländereien einen Flächeninhalt von . . . 941. M. Morg.

Hiervon sind gegenwärtig bereits cultivirt worden . . 150 M.

und können noch cultivirt werden . . 150—200 „

welches macht . . 350 M.

Es bleiben also nach deren Abzug mit 350 „ „ noch an Weiden, Wiesen und Hütungen übrig . . . . 591 M. Mrg.,

wovon ungefähr 91 M. als völlig unbrauchbar zu betrachten sind, und mit Holzsaamen besäet werden sollen.

Alle diese Ländereien, nebst den zu B. gehörenden Gärten, werden dem Antheilsnehmer zu Urban 1825 mit den dazu gehörenden Gebäuden und den

mit zu stellenden Inventarien an Saaten, Ackergeräth und Vieh zur besonderen Verwaltung und Bewirthschaftung übergeben, und dieses Wirthschaftsverhältniß dauert so lange, bis der eine oder andere Theil es seinem Interesse angemessen findet, dasselbe aufzuheben, es bleibt daher einem jeden Theile die Befugniß vorbehalten, dasselbe alle halbe Jahr aufzukündigen. Eine solche Kündigung muß aber in den ersten 8 Tagen des Monats Januar geschehen, wonach alsdann die Rückgewähr am nächstfolgenden Urbanstage erfolgt. Sollte sich der Antheilsnehmer nach Verlauf eines Jahres als ein tüchtiger und friedfertiger Wirth gezeigt haben, so kann der gegenwärtige Contrakt auf eine gewisse Reihe von Jahren gebunden werden.

Außer den zu B. gehörenden Ländereien erhält der Antheilsnehmer noch zur Benutzung von der sogenannten großen Nadewiese eine Fläche von 50 M. Morgen, welche derselbe ein- oder zweimathig benutzen kann, desgleichen auch die bei Goglow gelegene sogenannte Küchenwiese. Von den zu B. befindlichen 4 Wohnungen werden dem Antheilnehmer 2 Stuben nebst Kammern zu seiner eigenen Behausung eingeräumt und in brauchbaren Stand gesetzt. Die beiden andern aber werden an Arbeitsleute vermiethet, und der Antheilsnehmer bekömmt davon die zu entrichtenden Miethen und Arbeiten.

Ausgenommen aber werden von dieser Verleihung und von dem Antheilsgeber vorbehalten:

1) der zu B. neu angelegte Obstgarten, jedoch verspricht der Antheilnehmer dahin zu sehen, daß den darin befindlichen Bäumen kein Schade zugefügt wird. Bei einer guten Wartung und Pflege soll dem Antheilnehmer die alleinige Abnutzung der Kirschen- und Pflaumenbäume überlassen werden;
2) der Torfstich im Weghen-Nest nebst dem erforderlichen Platz dazu;
3) zum Kalkgraben auf dem von Neuendorf hinzugekommenen Acker, eine Fläche von einem Morgen;
4) von demselben Acker eine Fläche von 90 bis 100 Morgen zum Besäen mit Kiefern;
5) die zu Neuendorf befindliche sogenannte Herrenwiese, in sofern als selbige ganz oder zum Theil vererbpachtet werden sollte. So lange als keine Vererbpachtung statt findet, kann der Antheilnehmer dieselbe als Wiese und Hütung benutzen.

§. 3.

Der Antheilnehmer muß alle ihm zur Verwaltung und Bewirthschaftung hingegebenen Grundstücke als ein tüchtiger Landwirth bestellen und benutzen, und sich zu diesem Behuf tüchtige und des Ackerbaues kundige Leute halten.

Der cultivirte Acker wird zwar zur Zeit noch in 3 Feldern benutzt, wovon ein jedes ungefähr einige 40 M. Morg. groß ist; da aber bereits der Plan entworfen ist, denselben in der Zukunft mit Hinzuziehung der beträchtlichen Dreische und Hütungen in 7 Feldern in der Art zu benutzen, daß davon eines als Brache ruhet, 3 Getreide und Futtergewächse tragen, die übrigen 3 aber als Weide liegen, so verpflichtet sich der Antheilnehmer, nach und nach in diese neue Eintheilung überzugehen, und es werden von demselben zu diesem Behuf jährlich wenigstens 25 Morg. aus dem Dreisch ausgebrochen.

In Ansehung der zu treffenden näheren Abtheilung und der Bewirthschaftungsart behält sich der Antheilgeber eine nähere genauere Anleitung vor, und giebt vor der Hand blos die beruhigende Zusicherung, daß jährlich wenigstens 100 Scheffel an Winter- und Sommergetreide gesäet werden sollen. Es versteht sich also von selbst, daß die alten Dreischen 4, das Wintergetreide 3, und das Sommergetreide resp. 1, 2 und 3 Furchen bekommen müssen, und der gesammte Dünger auf die erste, gehörig geeggte Furche gefahren werden muß. Alles Wintergetreide muß vor dem 1sten October bestellt werden.

§. 4.

Was für Saaten und Furchen der Antheilnehmer zu Urban 1825 überliefert erhält, wird sich bei der Uebergabe ausweisen. Alles was derselbe aber

alsdann in Empfang nehmen wird, muß derselbe auch wiederum zurückgewähren.

§. 5.

Zum Behuf der Ackerbestellung erhält der Antheilnehmer folgende Inventarienstücke:

a) vier Pferde,
b) zwei Ochsen,
c) zwei Wagen,
d) zwei Pflüge und einen Haken,
e) vier Eggen,
f) an Roggen zu Brodkorn 24 Schfl.

Ueber den Werth dieser Inventarienstücke von a bis e incl. wird bei der Uebergabe eine Taxe von 2 Wirthen aufgenommen, und nach selbiger die dereinstige Zurückgabe beschafft. Der Roggen wird in natura zurückgegeben. Alle übrigen Wirthschaftserfordernisse muß sich der Antheilnehmer selbst anschaffen, jedoch kann derselbe nicht mehr, als höchstens 5 bis 6 Kühe und einige Kälber halten, und darf die zu haltenden Schweine nicht auf dem Felde herumlaufen lassen. Die zur Haltung dieses Viehes erforderliche Stallung wird gehörig eingerichtet.

§. 6.

Außer diesen Inventarienstücken wird dem Antheilnehmer auch eine Zuchtheerde von 600 bis 700 veredelten Schaafen übergeben, um selbige als Mengeschaafe auf dem Vorwerk Buchholz zu unterhalten, zu warten und zu pflegen, und derselbe muß diese

Schaafe so behandeln, weiden, pflegen und füttern, wie es einem tüchtigen Schäfer geziemet, und die vorhandenen Weiden und die Winterfütterung dasselbe gestatten.

Von den vorhandenen Weiden kann derselbe aber für sein zu haltendes Rindvieh und allenfallsigen Pferde nicht mehr als 24 M. Morg. ausschließlich benutzen und den Schaafen entziehen, und von dem gewonnenen Heu muß derselbe wenigstens $\frac{2}{3}$ mit letzterem verfüttern. Damit es aber weder an einer guten Sommerweide, noch an einer guten Winterfütterung gebrechen möge, so soll in Ansehung beider folgende Einrichtung getroffen werden:

a) der abtragende Schlag wird mit weißem Klee besäet, und der Gutsherr giebt den Saamen dazu her;

b) sobald als die neue Feldeintheilung in Ordnung ist, wird von dem 2ten Schlage wenigstens die Hälfte mit Mengefutter bestellt, der Ertrag davon zu Heu gemacht, und das davon gewonnene Heu mit den Schaafen verfüttert. Der abtragende Schlag trägt alsdann Wintergetreide, allenfalls einfurchig. Den Kleesaamen zu diesem 2ten Schlag giebt ebenfalls der Antheilgeber her, den Saamen zum Mengefutter aber geben beide Theile zur Hälfte. Im übrigen treten in Ansehung der dem Antheilnehmer anvertrauten Schäferei alle diejenigen Verpflich-

tungen und nähern Bestimmungen ein, welche in dem, mit dem Schäfer Heegert über die Zabelsdorfer Schäferei abgeschlossenen Contrakt stipulirt worden sind, und es sollen selbige aus diesem letzteren Contrakt, in sofern als sie anpassend sind, herausgezogen und dem gegenwärtigen Contrakt in einer besondern Anlage, unter dem Buchstaben A. mit angeheftet werden, wonach selbige als ein Theil des gegenwärtigen Contrakts zu betrachten sind. Sollte der Schäfer aber mehrere Schaafe halten, als er der Herrschaft angegeben hat, so fällt das Eigenthum davon der letzteren anheim.

§. 7.

Alle Arbeiten, Arbeitslohn und Kosten, welche mit der Verwaltung und Bewirthschaftung des Vorwerks B. und der dortigen Schäferei verbunden sind, als die Kosten der Ackerbestellung, der Düngung, der Besaamung, der Ernte, des Dreschens, der Heuernte, der Hütung und Wartung des Viehes aller Art, werden, ohne alle Ausnahme, von dem Antheilnehmer allein getragen und geleistet, jedoch giebt der Antheilgeber das erforderliche Saatkorn zur Hälfte her, und zwar bis zum Wegzuge des Antheilnehmers, wo derselbe alle in Empfang genommenen Saaten aus seinen alleinigen Mitteln geben muß. Das Drescherlohn wird von beiden Theilen berichtigt.

§. 8.

Für die solchergestalt von dem Antheilnehmer übernommene Bewirthschaftung des Vorwerks B. erhält derselbe von allem eingeernteten Getreide die Hälfte, von der Abnutzung der Schäferei aber im ersten Jahre den 6ten, und in der Folge den 7ten Theil, die andere Hälfte des Getreides, so wie die übrigen resp. $\frac{5}{6}$ und $\frac{6}{7}$ der Abnutzung der Schäferei, gehören aber dem Antheilgeber. Die Abgänge an Stroh, Kaff u. s. w. verbleiben dem Antheilnehmer.

Um von der Ausmittelung der der Herrschaft zukommenden Quote des Getreides alle unangenehme und lästige Aufsicht zu entfernen, soll dieselbe nach der Anzahl der eingeernteten Garben und nach einem Probedreschen ausgemittelt werden. Die Ablieferung des Getreides selbst aber geschieht vom Monat September an bis zum Monat April in monatlichen Raten, mithin in einem jeden Monat zum 8ten Theil.

§. 9.

Außer den zur Theilung kommenden verschiedenen Arten von Getreide kann der Antheilnehmer für sich noch so viele Kartoffeln pflanzen, und so vielen Leinsaamen säen lassen, als er mit dem aus der Stadt zu holenden Dünger gehörig abdüngen kann. Für einen jeden Tagelöhner kann aber der Antheilnehmer im Gutsdünger 6 Schfl. Kartoffeln und einen halben Schfl. Leinsaamen pflanzen lassen und säen.

§. 10.

Der Antheilnehmer erhält 15 und ein jeder Tagelöhner 5 Tausend Torfsteine, gegen Erlegung des Stecherlohns.

§. 11.

Im Fall das Getreide verhageln oder in der Scheune verbrennen sollte, erhält der Antheilnehmer die Hälfte desjenigen Schadenersatzes, welchen der Herr Antheilgeber aus der Neubrandenburger Assekuranzkasse erhält.

§. 12.

Sowohl in Ansehung der Ackerbestellung, als auch der Behandlung der Schäferei muß sich der Antheilnehmer aller Verfügungen des Antheilgebers unterziehen, auch verspricht ersterer, sich nach Möglichkeit der Verbesserung aller zum Gute gehörenden Gegenstände zu befleißigen, und verspricht insbesondere, jährlich 2 Gebinde auf den Gebäuden zu B. decken zu lassen.

Zu diesem Behuf werden auch jährlich 2 ganz edle Schaafböcke angekauft, wozu der Antheilnehmer $\frac{1}{7}$ des Kaufgeldes hergiebt.

§. 13.

Der Antheilnehmer entrichtet zur Sicherheit des ihm anvertrauten gutsherrlichen Inventariums einen zinsenlosen Vorschuß von 300 rtl. Cour., welcher ihm bei seinem Wegzuge erstattet wird. Zu seiner Sicherheit wird ihm ein Retentionsrecht auf die ihm

anvertrauten Schaafe zugestanden. Diese 300 rtl. werden dem Schäfer Heegert auf denjenigen Vorschuß an- und abgerechnet, welchen derselbe bereits als Zabelsdorfer Schäfer geleistet hat.

§. 14.

Endlich wird dem Antheilnehmer noch der Rath ertheilet, von seiner Seite, so viel als nur immer thunlich seyn wird, alle Arbeiten und Lohne mit einer gewissen Quantität von Getreide auszugleichen und zu bezahlen.

§. 15.

Schließlich versprechen beide Theile, den vorstehenden Contrakt gerichtlich oder vor einem Justiz-Commissarius zu vollziehen, und demnächst treu und redlich zu erfüllen.

Zabelsdorf, den 15ten August 1824.

Moriz v. Wittken.

Heegert.

XVI.

Ueber Wahrnehmung, Beobachtung und Erfahrung in landwirthschaftlichen Dingen.

Vom

Professor Dr. Körte zu Möglin.

(Mit einer Kupferbeilage.)

Der Vater der „rationellen Landwirthschaft" war vor Allem auf feste Bestimmung der Begriffe bedacht, damit Alles, was in der großen Angelegenheit mitreden wolle, einerlei Zunge und Sprache habe, und Jeder nicht allein genau wissen könne was der Meister wolle, sondern auch im Stande sey, klar auszusprechen was er etwa selbst vermeine.

Hiedurch schlang er ein festes Band um Empiriker und Theoretiker, und gewann beide zu willigen Schülern; jene faßten ein redliches Vertrauen zu dem Redlichen, diese sahen sich genöthigt, ihre ab-

weichenden Ansichten wenigstens gleich deutlich auszusprechen, wenn sie der unmittelbaren Theilnahme der rein praktischen Landwirthe nicht verlustig gehen wollten. Der Empiriker sah sich freudig im Stande, kunstmäßig zu reden, zu denken und dem gemäß auch Gedachtes zu prüfen; der Theoretiker sah die einladende Bahn gebrochen in das unendliche Gebiet landwirthschaftlicher Spekulation und Schriftstellerei, und Beide reichten dankbar dem Meister die Hand, erkennend, was er seiner Lehre und seiner Zeit Großes geleistet hatte.

Damit nun das unvergleichliche Gebäude der rationellen Landwirthschaft fortgeführt werden könne, und das bereits bestehende nicht wieder in Verfall gerathe, so ist es nicht hinreichend, daß, wie beim Baue der Stadt Babel und ihres Thurmes, nur immer frisch drauf los Ziegeln gestrichen und gebrannt werden, sondern es ist Noth, der Verwirrung der Sprache sorgfältig vorzubeugen. Nach Moses Darstellung *), des schlausten Gesetzgebers und Menschenkenners, erkannte selbst Jehovah Elohim, daß die Ausführung auch der größesten Gedanken der Menschen fast nur allein dadurch möglich werde, daß Einerlei Volk Hand anlege und Einerlei Sprache unter ihm sey. Denn als der Herr den riesenhaften Bau sah, sprach er: „Siehe, es ist einerlei Volk

*) Buch I. Kapitel XI, Vers 1—8.

und einerlei Sprache unter ihnen Allen und haben das angefangen zu thun; sie werden nicht ablassen von allem, das sie vorgenommen haben zu thun. Wohl auf, lasset uns hernieder fahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß Keiner des Andern Sprache vernehme. — Also zerstreuete sie der Herr von dannen, daß sie mußten aufhören, die Stadt zu bauen."

Was bei der alten Babel geschehen, hat sich zu unserer Zeit von neuem zugetragen, da sie den Tempel der Freiheit und Menschenrechte bis himmelan erbauen wollten. Aber sie verständigten sich nicht einmal über das einzige Wörtlein Freiheit, sondern raseten wider einander und verwirrten einander die Sprache, daß Keiner den Andern verstand, und Jeder unter Freiheit etwas Anderes vermeinte. Sie strichen freilich Ziegel die Fülle und mischten Menschenblut genug unter den Mörtel, aber der Riesenbau blieb nicht nur unvollendet, sondern stürzte über ihnen zusammen und erschlug sie bei Tausenden.

Unser hochverehrter Meister hat diesem schlimmsten aller Uebel auf seiner stillleuchtenden Bahn ganz besonders entgegengearbeitet und sich noch neuerlichst als ein solcher erzeigt, da er, bei Stiftung des Vereins der Schaafzüchter, vor Allem bestand auf feste Bestimmung sowohl der vorhandenen als der neu zu bildenden Worte, in Bezug auf die vielfach erkannten Eigenthümlichkeiten der Vließe. Er gab, den

Producenten wie den Fabrikanten, Einerlei Sprache und gründete dadurch den Verein Beider auf einer festen, ja ewigen, Basis. Er vereinigte sie zu einem großen Zwecke um so schneller und sicherer, da sie sich an Einerlei Sprache auf immer als verbrüdert erkannten.

Unsere landwirthschaftlichen Annalen haben es sich zur besondern Pflicht gemacht, jenem Streben ihres theuern Stifters in alle Wege behülflich zu seyn, und es mag solches, durch folgende nähere Bestimmung einiger Hauptbegriffe, hier einmal wieder von Neuem angeregt werden.

Wenn die rein praktische Landwirthschaft sich fast ausschließlich auf Wahrnehmung, Beobachtung und Erfahrung gründet, so ist der Zweck der rationellen Landwirthschaft kein andrer, als: die einzelnen Ergebnisse jener drei sinnlichen und geistigen Thätigkeiten des Landwirths unter bestimmte Prinzipien zu ordnen und die Gesammtheit derselben in eine wissenschaftliche Uebersicht und in inneren Zusammenhang zu bringen, um ihr so den belebenden Odem der Wissenschaft einzuhauchen.

Daß die Begriffe, welche mit jenen drei Worten, wie sie diesem Aufsatze zur Ueberschrift dienen, zu verbinden sind, nicht überall gehörig erkannt und genau im Auge behalten werden, davon haben wir bis auf den heutigen Tag betrübendes Zeugniß. Wahrnehmung wird nur zu oft für Beobach-

tung ausgegeben, und nur eben kaum Beobachtetes nur zu anmaaßend mit dem Adel der Erfahrung gestempelt, welcher sich indeß, beim nähern Betrachten der eingebildeten Wahrnehmung, in Nichts auflöset.

Wir wenden uns zur Entwickelung und Feststellung der Begriffe selbst.

Wahrnehmung, im Gebiete der landwirthschaftlichen Thätigkeit, bezieht sich auf eine einzelne, bisher unbekannt gebliebene, landwirthschaftliche Erscheinung oder Thatsache.

Das Wort selbst giebt uns die zwei Haupterfordernisse dazu an, nämlich: wahr und nehmen. Sinne und Geist nehmen eine ihnen zufällig sich darbietende Erscheinung auf, bemüht, sie nach allen dabei obwaltenden Umständen wahr aufzunehmen, treu und genau.

Was also die Sinne nur obenhin, ohne Kunde und ohne bezügliche Theilnahme vernehmen, und was der Geist nur leichtfertig beachtete, ist noch keine Wahrnehmung zu nennen, so wenig wie das Wahrnehmen als eine bloß instinktartige Thätigkeit anzusehen ist.

Wahrnehmung wird erschwert und gefährdet,
1) durch Ungeübtheit der leicht zu täuschenden Sinne;
2) durch vorgefaßte Meinung des Geistes, als welcher nur zu leicht etwas zu vernehmen glaubt, was er zu vernehmen wünscht. Zum Wahrnehmen ist

also unbedingt erforderlich: daß sowohl Geist als Sinne dazu geübt seyen; die Sinne: um in landwirthschaftlichen Dingen ein Begebniß als bis dahin unbekannt aufzunehmen; der Geist: um solches entweder nur als Erscheinung oder als wirkliche Thatsache zu erkennen.

Die Bestimmung, ob eine Wahrnehmung als bloße Erscheinung zu übergehen, oder als Thatsache zu registriren sey, hängt davon ab, ob das Wahrgenommene mit den in ähnlichen Fällen bisher gewöhnlichen oder nothwendig erachteten Bedingungen im Widerspruch oder im Einklang stehe. Im ersteren Falle wird es — vorausgesetzt, daß es wahr genommen sey — als neue Thatsache erscheinen, im letztern Falle nur als Erscheinung gelten, welche entweder, als nur auf Sinnes-Täuschungen beruhend, weiter nicht beachtenswerth ist, oder, als frühere Wahrnehmungen bestätigend, ihren Werth hat.

Wenn Jemand z. B. wahrgenommen hätte, daß diese oder jene Culturpflanze sich unter Bedingungen und Umständen, welche den bisherigen widersprächen, vortrefflich erzeigt habe, so würde diese Wahrnehmung nur dann erst eine Thatsache liefern, wenn dargethan worden, daß er sich dessen versichert halten dürfe, daß wirklich von jenen bis dahin nothwendig erachteten Bedingungen und Umständen nichts Statt gefunden habe.

Das Wesentliche in dem Begriffe Wahrneh-

mung ist also: 1) das Zufällige des Begebnisses, 2) das unwillkührliche Achten auf dasselbe und 3) die Fähigkeit des Wahrnehmenden, ein Begebniß in landwirthschaftlicher Beziehung würdigen zu können.

Der Begriff selbst von Wahrnehmung aber wird für uns höchst einfach festzustellen seyn als:

die kundige Anmeldung einer entweder schon früher beachteten und nur zu bestätigenden, oder einer neuen, bisher unter gleichen Umständen und Bedingungen unbekannten landwirthschaftlichen Thatsache.

Indem nun Alles, was sich dem Wahrnehmenden hinterdrein nur als Erscheinung erzeigt, von unserm Begriffe ausgeschlossen bleibt, ergiebt sich von selbst die zweifache Forderung: 1) daß jeder Wahrnehmende nur bestätigende oder neue Thatsachen anzumelden bedacht sey, und 2) daß die Anmeldung selbst es beurkunde, wie ihm Geist und Sinne geübt genug seyen, in landwirthschaftlichen Dingen wahrzunehmen, und sich nicht durch Erscheinungen täuschen zu lassen.

Jede Wahrnehmung im obigen Sinne ist zwar schätzbar und ehrenwerth, ja wichtig zu nennen, sowohl in so fern sie neu, als in so fern sie nur bestätigend ist, sie bleibt aber, als Einzelnheit, so lange unanwendbar und erfolglos, bis die ihr zugewandte Aufmerksamkeit sie wiederholt aufgesucht und

sie in allen ihren Bedingungen und Umständen zu prüfen Gelegenheit gehabt hat. — Bis jetzt war sie geistiges Eigenthum des zuerst Wahrnehmenden, sie tritt nun aber in die landwirthschaftliche Welt als Gemeingut ein, um sich einen höhern Rang zu gewinnen, den der

Beobachtung.

Diese bedingt vor Allem ein wiederholtes, und zwar nicht unwillkührliches, sondern absichtliches Wahrnehmen des Begebnisses. Während nämlich die Wahrnehmung auf das Begebniß nur unwillkührlich achtete, richtet die Beobachtung ihre Acht absichtlich ob oder auf dasselbe; die Acht wird Obacht und erhebt sich, durch planmäßiges Beharren im Achten auf das Verhalten des Begebnisses, zur Beobachtung. Die Wahrnehmung verhalf uns zu einer Erscheinung und überlieferte sie als Thatsache; Beobachtung verhilft uns zur Erkenntniß und liefert uns den Begriff derselben, nach welchem wir uns künftig zu bestimmen gedenken.

Nur diejenige Wahrnehmung, deren Gegenstand unsere Aufmerksamkeit besonders erregt, weil er uns im landwirthschaftlichen Streben wichtig scheint, ist ein würdiger Gegenstand der Beobachtung, deren Zweck eben die vollständige Erkenntniß des Wahrgenommenen ist. Sie setzt also nicht allein die vollständige Kenntniß des Wahrgenommenen voraus,

sondern sie begreift die vollständige Wahrnehmung selbst in sich.

Wenn schon das unabsichtliche Wahrnehmen seine Schwierigkeiten hatte, in so fern es sich als wahr erzeigen soll, so ist das absichtliche Beobachten um so schwieriger, als es Plan und Absicht unbedingt voraussetzt, also gewisse Fertigkeiten und Regeln, nach welchen der Plan zu verfolgen, die Absicht zu erreichen steht. Wenn das Wahrnehmen eine Fertigkeit genannt werden darf, so gebührt dem Beobachter der höhere Name der Kunst, ja des Talents, welches auch schon die vorhandenen Worte: „Beobachtungs-Kunst, Beobachtungs-Gabe, Beobachtungs-Geist" andeuten.

Wir haben das Wahrnehmen als zufällig charakterisirt; der Beobachter jedoch muß wissen, was er am Wahrgenommenen zu beobachten habe, und wie er dabei verfahren müsse, um zur vollständigen Erkenntniß desselben zu gelangen; er muß also entweder schon im Besitz der dazu erforderlichen Mittel und Kenntnisse seyn, oder sich wenigstens alsbald mit denselben bekannt machen.

Daß zum Beobachten eine gewisse Bildung, ja gewisse Anlagen gehören, geht aus Obigem von selbst hervor, so wie, daß an den Beobachter größere Forderungen zu machen sind als an den Wahrnehmer; denn wenn von diesem nur allein das gefordert wird, daß er ein Begebniß kundig wahrnehme, so wird von jenem

gefordert, daß er uns in den Stand setze, das wahrgenommene Begebniß nach dessen Anfang, Bestehen und Fortgange, so wie nach dessen mannigfaltig-bedingenden Verhältnissen und Zuständen, möglichst genau zu erkennen, ja sie in die Reihe der bereits anerkannten Thatsachen einzuordnen.

Da die Beobachtung es nur zu thun haben soll mit dem sinnlich Wahrzunehmenden und sinnlich Wahrgenommenen, so darf sie sich auf keine Weise in irgend ein Spekuliren und Phantasiren verirren, denn — es sey nur gleich hier beantwortet — der Beobachtung steht nichts feindseliger gegenüber, als die Spekulation, als welche sich nur gar zu gern in die Beobachtung einjunkert, sich dann alsbald der sinnlichen Wahrnehmung und Beobachtung überhebt und sie nur zu gern verfälscht, verwirrt, oder gar beseitigt, wenn sie dieselbe nicht zu ihrem Willen zu zwingen, das heißt, zu Gunsten ihrer Hypothese, oder ihres Phantasma zu erklären vermag.

Dem gemäß muß nun folgendes der Beobachtung als wesentlich zuerkannt werden: 1) daß sie sich nur mit dem sinnlich Wahrzunehmenden befaßt; 2) daß sie ohne vorgefaßte Meinung geschehe, ohne irgend eine Begierde, irgend Etwas im voraus Gewünschtes oder Gehofftes in dem Wahrgenommenen zu finden; 3) daß sie also die lauterste Unbefangenheit für alles was sich ihr ergiebt zur Gefährtin habe, daß sie 4) keinen für die Wahrnehmung we-

sentlichen Umstand übersehe, und endlich 5) daß sie alles Zufällige wohl scheide von dem, was wesentlich zum Begebniß gehört.

Hiernach wird nun der Begriff von Beobachtung also festzustellen seyn:

sie ist das Ergebniß einer mit Unbefangenheit und aller erforderlichen Kenntniß, so wie auch mit den unentbehrlichen Hülfsmitteln treu angestellte Prüfung des Ursprungs, Fortgangs und ganzen Verhaltens einer Wahrnehmung, in der Absicht, dieselbe dem landwirthschaftlichen Streben zur praktischen Folgerung zuzuführen.

Dieser Begriff wird schon an sich Jeden genügend überzeugen, daß zwar jeder denkende Landwirth sich für berufen halten kann, ja soll, Beobachtungen über landwirthschaftliche Dinge anzustellen, und das Ergebniß seiner Beobachtungen mitzutheilen, wenn er sich der unbefangensten sinnlichen Wahrnehmung und der treuesten Auffassung ihres Vorkommens bewußt ist; daß aber nicht jeder denkende Landwirth im Stande seyn dürfte, das Resultat seines Beobachtens ohne Weiteres für eine Beobachtung, nach dem obigen Begriffe, mit der erforderlichen Sicherheit auszugeben.

Es wird hier der Ort seyn, nur ganz in der Kürze zu bemerken, daß zu erschöpfendem Beobach-

ten in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen, wenigstens die Elementar-Kenntnisse der Physik und Chemie unbedingt erforderlich sind, und daß nicht immer die Sinn-Organe an und für sich hinreichen, mit der nöthigen Schärfe die verschiedenen Verhältnisse der wirkenden Kräfte zu erkennen; daß die Sinn-Organe vielmehr hier oft einer Verstärkung durch künstliche Mittel, wie z. B. durch Lupen, Mikroskope u. s. w. bedürfen, um den Geheimnissen eines Wahrgenommenen auf die rechte Spur zu kommen; ja daß es, um die wirkenden Kräfte in einem Wahrgenommenen mit Sicherheit zu bestimmen, gar oft unerläßlich ist, Versuche damit anzustellen (zu experimentiren), welche, weil sie willkührliche Veränderungen mit dem Wahrgenommenen nöthig machen, wieder von neuem und für sich mit größter Sorgfalt und Kenntniß wahrgenommen und beobachtet werden müssen. — Kann solches aber in den schwierigeren Fällen selbst auch der denkende Landwirth über sich nehmen? — Wird er überhaupt sich für befugt halten dürfen, den Rath und Beistand des Physikers und Chemikers abzuweisen?

Im Vorübergehen mag hier nur beispielsweise des Mergels gedacht werden. Wie viel ist hinüber und herüber gestritten worden, ob der Mergel als wahrer Dung, oder ob er nur als Reizmittel im Fruchtboden wirke? —

Daß die Entscheidung dieser Frage für das

zweckmäßigste Verfahren bei Anwendung des Mergels von höchster Wichtigkeit sey, ist unbestreitbar; eben so, daß zur gründlichen Beobachtung sämmtlicher Erscheinungen beim Anwenden des Mergels die Sinn-Organe allein und unbewaffnet nicht hinreichen. Sollte nun der auch wirklich denkende Landwirth — wenn er, wie gewöhnlich, unbekannt ist mit den Hülfsmitteln der Physik und Chemie und deren methodischer Anwendung — sollte er wirklich im Stande seyn, für sich allein Alles zu leisten, was von dem Beobachter jener vielfachen Wahrnehmungen am Mergel gefordert werden muß, wenn er uns zur vollen Erkenntniß der Einwirkungen desselben auf den Fruchtboden und das dadurch bewirkte höhere Gedeihen gewisser Culturpflanzen verhelfen soll? — Schwerlich, und gewiß nur in höchst seltenen Fällen!

Dadurch aber wird erklärlich, warum so Manches hartnäckig für Beobachtung ausgegeben wird, was noch nicht einmal als Wahrnehmung hat können anerkannt werden.

Um die Wichtigkeit der Beobachtung im aufgestellten Sinne, in ihrem ganzen Umfange zu erkennen, darf hier wohl nur ganz leise darauf hingedeutet werden, wie es nur ihrem treuen, unwandelbaren Verharren an dem sinnlich Wahrgenommenen zu verdanken sey, daß sowohl der Willkühr und Anmaaßung der Spekulation, als dem Trug und Aber-

glauben aller Art immer mehr der Eintritt in die landwirthschaftliche Welt verwehrt und erschwert wird. Und auch hier sey Vater Thaer, unser hochverehrter Jubilar, voll inniger und dankbarer Liebe feierlichst begrüßt, weil er der Beobachtung ihre hohe Stelle gewonnen und auf immer zugesichert hat!

Wie nun die Wahrnehmung die Erscheinung aufnimmt, und, sie als Thatsache anerkennend, der Beobachtung übergiebt, so wird die Thatsache von der Beobachtung zur Erkenntniß und zum Begriffe hinaufgeläutert und in die Reihen der

Erfahrung,

also in die höchste Klasse, versetzt. Diese nun ertheilt aller Wahrnehmung und Beobachtung erst den wahren Adel, dessen Werth bei den Geschlechtern der Menschen mit dem Alter steigt.

Unter Erfahrung nämlich können wir nichts Anderes verstehen, als:

die ursprünglich aus einer Wahrnehmung, dann aus deren vielfach wiederholter Beobachtung gezogene Folgerung für ein landwirthschaftliches Verfahren.

Die Erfahrung führt also den Begriff, welchen sie von der Beobachtung überkam, in den landwirthschaftlichen Betrieb ein, indem sie die zweckgemäßeste Anwendung desselben auf irgend einen Zweig

der landwirthschaftlichen Thätigkeit folgert, und diese ihre Folgerung endlich als Gesetz anerkennen läßt, dessen Wohlthätigkeit dann die längere oder kürzere Dauer seiner allgemeinen und besondern Gültigkeit bestimmt.

Nur wenn Erfahrung auf solcher Basis fest aufgerichtet steht, ist sie als unwandelbar, als wahrhaft praktisch zu betrachten, als unantastbare Legitimität. Sie gewährt Sicherheit, erweckt Vertrauen und vermehrt die landwirthschaftlichen Kräfte. Ruhig widersteht sie der immer umwälzungslustigen Spekulation, sich erfreuend der unabläßigen Saat und Ernte. Sie bereitet wieder neue Wahrnehmungen vor und unterstützt sie aus ihrem unerschöpflichen Schatze, als wahre Selbstherrscherin und Mehrerin ihres wohlbegründeten Reichs. Erfahrungen mögen verbleichen im Laufe der Jahrhunderte, aber die Erfahrung selbst, in ewiger Regsamkeit, erfreut sich fort und fort der Blüthe ihrer Kraft, ewig das Neue mit dem Alten, das Gegenwärtige mit dem Vergangenen in Einklang bringend.

So läßt sich auch hier der Kreis des ewigen Seyns in der Natur bemerken, da sich Anfang und Ende in einander verschmelzen und verlieren in nothwendiger Wechselwirkung des Seyns und Werdens.

Nach obigem Begriffe von Erfahrung wird es nun jedem geneigten Leser von selbst beifallen: wie

doch so arger Mißbrauch mit jenem edlen Worte, besonders in der landwirthschaftlichen Welt, getrieben ward und wird, ja, wie der höchst bedeutungsreiche Begriff, als seines Adels beraubt, in eine bäuerische Niedrigkeit herabgezogen worden ist.

Der gedankenlose Knecht, keiner Einsicht des Besseren fähig, giebt sein altes Gewohntseyn, und wäre es auch nur auf eingefleischten sinnlosen Aberglauben begründet, für Erfahrung aus, mit thierischer Instinktmäßigkeit dabei beharrend. Sein oft nur wenige Bildungsstufen höher stehender Herr hält sich, nicht viel weniger gedankenlos, ebenfalls an das Hergebrachte, und nennt seine längst verknorpelte Praxis „Erfahrung," während er jede neue Erfahrung, und wäre sie noch so unwidersprechlich auf Wahrnehmung und Beobachtung gegründet, als Schwindelei der Gelehrten höhnisch von sich weiset. — Gebildetere Landwirthe scheuen sich nicht, ein ihnen etliche Male aufgestoßenes Begebniß alsbald, und nicht ohne Anmaaßung gegen Zweifelnde, für Erfahrung auszugeben, während man sie vergeblich nach der Thatsache ihrer Wahrnehmung und nach der Erkenntniß ihrer Beobachtung fragt.

Ist denn nun aber jenes Gewohntseyn, jenes Hergebrachte der Gedankenlosen, und dieses Begebniß der Gebildeteren, welche weder richtig wahrneh-

men noch beobachten, in den meisten Fällen wohl Erfahrung zu nennen? —

Wir gehen weiter.

Man rühmt häufig einen praktischen Landwirth, welchem man, ohne Widerspruch zu finden, fast alle sonstige landwirthschaftliche Ausbildung absprechen muß, als einen „erfahrnen Mann", als einen Mann von „großer Erfahrung". Wir müssen hier die Frage aufwerfen: ist, ohne tüchtige Ausbildung und ohne gründliche Einsicht, Erfahrung möglich? — Die Frage ist ohne Weiteres zu verneinen, wenn wir unter Erfahrung nur das zu verstehen haben, was, als richtige Folgerung aus unbefangenem Wahrnehmen und einsichtiger Beobachtung, zum bewährten Gesetz erhoben worden.

Nur in sofern der Landwirth wahrnimmt und beobachtet, ist er zur Erfahrung geeignet, ohne in beständiger Gefahr zu schweben, seinen Schlendrian für Erfahrung anzusehen. Schlendrian aber, Gewohnheit und Hergebrachtes sind von der Erfahrung dadurch auf immer geschieden, daß jene leblos liegen und stehen bleiben auf ihrer Stelle, während diese immerfort im Keimen, Wachsen, Blühen und Fruchten begriffen ist, wie die Natur selbst, welcher sie angehört. — Während der Schlendrian sich auf seine Praxis beruft, der Theorie als eines Scheinens spottend, erzeigt sich die Erfahrung als das

Herz alles landwirthschaftlichen Strebens; rastlos nimmt sie Alles in sich auf, was Wahrnehmung und Beobachtung ihr zuführen, um es mit lebendiger Kraft bis in die entferntesten Theile ihres organischen Wirkens zu vertheilen und es in belebende Thätigkeit zu setzen.

Unsere Erfahrung weiß also nichts von einer Trennung zwischen Theorie und Praxis, sie ist eben die Summe beider, so wie sie auch Beiden wieder neuen Stoff zu neuem Leben vorbereitet.

Dieser Aufsatz mag nun mit einem bildlichen Schema schließen, welches Manchem unserer geneigten Leser das klare Auffassen der in ihm aufgestellten Ansichten durch Einen Ueberblick erleichtern dürfte.

Ein gleichseitiges Dreieck in einem Kreise giebt uns das uralte Symbol der Natur, welche, wie auch das Dreieck, von allen Seiten denselben Gesetzen unterliegt, dieselben Verhältnisse giebt.

Die Basis des Dreiecks bezeichnet uns die Wahrnehmung, die beiden Seiten geben die Stellen für Beobachtung und Erfahrung, während die Kreislinie jeder dieser drei Thätigkeiten ihr eigenes Gebiet anweiset. Jedes dieser Gebiete wird durch Linien, vom Umkreise nach dem Mittelpunkte gezogen und senkrecht die Seiten des Dreiecks durch-

schneidend, in zwei gleiche Hälften getheilt. Wir sehen, daß

Erscheinung	. . . .	Wahrnehmung,
Thatsache	. . . .	
Erkenntniß	dem Gebiet der	Beobachtung,
Begriff		
Folgerung	. . . .	Erfahrung
Gesetz	. . . .	

zufallen.

Denken wir uns die Beobachtung als die Basis, und ziehen eine fortgesetzte Linie durch die Achse dieses Dreiecks, so theilt dieselbe die ganze Figur in 2 Halbkreise, und wir sehen daß

Wahrnehmung	Erscheinung	der Theorie,
	Thatsache	
Beobachtung	Erkenntniß	
	Begriff	
Erfahrung	Folgerung	der Praxis
	Gesetz	

zugehören; wo sich uns nun Beobachtung als verbindendes Mittelglied zwischen Theorie und Praxis erzeigt.

Führen wir endlich die sämmtlichen Seiten des Dreiecks weiter fort, so sehen wir, daß sie sich alsbald durchschneiden und nach Außen hin, sich immer weiter von Wahrnehmung, Beobachtung und Erfahrung entfernend, ins Unendliche fortgehen.

Wenn wir nun diese neuen, nach Außen ins unendliche Blaue hin sich verlierenden Gebiete, dem Phantasma, dem Projekt und der Spekulation anweisen, so soll damit nur allein das angedeutet werden, daß wir sie, als uns völlig fremd, und als ableitend von unserm Streben anerkennen müssen.

XVII.

Ueber die auf den Acker zu fahrende Quantität Mergel.

Von

M. A. Puris.

Im Auszuge aus dem Französischen übersetzt *)
vom Professor Körte.

——Es würde unnöthig seyn, hier zu wiederholen, daß die Mergelung nur auf einem Boden mit Nutzen anwendbar sey, der wenig oder gar keinen Kalk in seiner natürlichen Grundmischung enthält, da dieses schon früher durch sehr mannigfaltige Beobachtungen erwiesen ist. Man erkennt im Allgemeinen einen Kalk haltenden Boden schon an seinem Ertrage an

*) Annales de l'Agriculture française. Decémbre 1824. pag. 334.

an Weitzen und Hülsenfrüchten, noch bestimmter aber an der Eigenschaft, beim Regen und Wechsel der Witterung zu zerfallen. Sollte man indeß noch ungewiß seyn, ob ein Boden Kalk halte, so darf man nur ein Stückchen Erde von demselben trocknen; zerfällt es, so bald man es mit Wasser anfeuchtet, oder entsteht ein Aufbrausen, sobald man Salzsäure oder auch nur starken Weinessig darauf gießt, so hat der Boden Kalk und bedarf keines Mergels. — — —

Wenn die äußern Kennzeichen, oder die chemische Untersuchung erwiesen hat, daß ein Boden schon Kalk hat, wenn es auch nur sehr wenig seyn sollte, so wird es nicht mehr vortheilhaft seyn, Mergel aufzuführen. Wenn die Vegetation den größten Theil des Kalkgehaltes in der Ackerkrume verzehrt hat, so würde dieselbe schon einen hinlänglichen Ersatz an Kalk erhalten können, wenn man einen oder einen halben Zoll tiefer wie gewöhnlich pflügt.

Nachdem wir die Mittel angegeben haben, durch welche man erkennen kann, ob Mergel für einen Boden nöthig sey oder nicht, kehren wir zu der uns gegebenen Aufgabe zurück, und untersuchen die zweckdienliche Quantität desselben. Zuvor bemerken wir, daß die Wirkung des Kalkes unter günstigen Umständen sehr auffallend auf den Boden und dessen Produkte ist, selbst dann, wenn er in sehr geringer Quantität angewandt wird.

Der Gebrauch Kalk haltender Verbesserungsmit-

tel, außer dem Mergel, beweist dieses auf die bestimmteste Weise. So wird der Kalk, dessen Wirkung sich auf mehrere Ernten äußert, wie wir es sehr häufig beobachten können, in der Quantität von $\frac{1}{6}$ Linie dick auf die Oberfläche angewandt, welches nur $\frac{1}{3}$ p. C. für die Masse der Ackerkrume, diese zu 4 Zoll dick angenommen, seyn würde. Die Quantität der Seifensiederasche ist oft nicht größer, dennoch ist ihre Wirkung sehr auffallend und giebt oft den doppelten Ertrag. Die Quantität der Torf- und Steinkohlenasche ist oft nicht halb so groß, wie die der Seifensiederasche. Noch merkwürdiger ist die geringe Quantität des Gipses, welcher, obgleich öfter nur 2 Hektolitres auf 1 Hektare *), oder noch dünner als $\frac{1}{100}$ Linie auf den Acker gestreut wird, dennoch so auffallende Wirkung auf die Hülsenfrüchte hervorbringt. Die Kalkerde kann daher, selbst in sehr geringer Quantität angewandt, noch bedeutend wirken, und wir dürfen wohl annehmen, daß der Mergel, wenn es möglich wäre, ihn wie die vorerwähnten Substanzen in Mehl- oder Staub-Form anzuwenden, dennoch einen sehr bemerkbaren Einfluß auf den Boden haben würde.

Die Zusammensetzung guter Bodenarten kann uns über das richtige quantitative Verhältniß, in

---

*) 1 Hektolitre = 1,83 Berliner Scheffel,
1 Hektare = 3,91 Magdeburger Morgen. d. R.

welchem der Mergel aufzufahren ist, vortreffliche Fingerzeige geben.

In mehreren, von Humphry Davy gemachten, Analysen vorzüglicher Bodenarten ist das Verhältniß des Kalkes von 3 bis 5 p. C. Thaer fand nach der Untersuchung mehrerer hundert Erdarten das Verhältniß des Kalkes zu 4 p. C. als das vorzüglichste.

Hr. Cordier in seinen herrlichen Memoiren über den Ackerbau im Departement du Nord giebt zwei Analysen des Bodens aus der Umgegend von Lille, des fruchtbarsten, oder wenigstens des am besten cultivirtesten Landes der Welt. Dieser Boden hat alle Eigenschaften eines Kalk haltenden, und gewährt auch den reichen Ertrag eines solchen, indeß müssen die geschickten Landwirthe, welche ihn bearbeiten, überzeugt seyn, daß er eines Zusatzes an Kalk nicht mehr bedürfe, weil sie weder Kalk noch Mergel auf demselben bringen, ob sie gleich in der umliegenden Gegend den größten Erfolg der Mergelung und Kälkung sahen. Dieser Boden hat aber, nach einer Analyse des Herrn Drappier, $1\frac{1}{2}$ p. C. Kalk, und ein, ohne Zweifel auf einer andern Stelle genommenes Stück hatte, nach Herrn Berthier, Ingenieur der Bergwerke, etwas mehr als 3 p. C. kohlensauren Kalk *).

*) Diese Analyse ergab noch das höchst Merkwürdige, daß diese nur 2 Zoll tief unter der Oberfläche gewonnene

Zahlreiche Erd-Analysen aus unserem Vaterlande haben alle mit obigen Beobachtungen übereinstimmende Resultate gegeben. Alle Bodenarten von besonderer Güte, welche die dem Kalkboden eigenthümlichen Vorzüge haben, nämlich bei der Einwirkung der Witterung leicht zu zerfallen, von Nässe und Dürre weniger zu leiden, wie andere Bodenarten, enthalten einen Antheil von kohlensauern Kalk, der 1 bis 10 p. C. beträgt.

Wenn der Kalkgehalt noch unter 1 p. C. ist, so ist das Aufbrausen mit Säuren kaum bemerkbar, dennoch aber bemerkt man, trotz dieser geringen Beimischung, noch alle die günstigen Eigenschaften des

---

Erde auch nicht ein Atom von Humus oder Dünger hatte; daß sie den Charakter des Thons zeigte, und ohne Mengung zu sehr guten Dachziegeln angewandt wurde, dennoch aber nicht mehr als 7 p. C. Thonerde enthielt. Die Adhäsion der Theile scheint durch die große Vertheilung und Feinheit der Kieselerde bedingt zu seyn, welche beinahe $\frac{4}{5}$ ausmacht *); vielleicht auch, wie Hr. Berthier glaubt, von der Talkerde, welche sich mit einem kleinen Antheile von Kieselerde verbunden vorfindet, und mit ihr eine klebrige Masse bildet, welcher man den Namen Kalk-Silikat gegeben hat; eine Substanz, die vorzüglich in dem Meerschaume vorkommt. d. V.

*) Eine Bestätignng dessen, worauf wir im XIII. Bande unserer Annalen pag. 257 aufmerksam gemacht haben. d. R.

Kalk haltenden Bodens sehr deutlich. Es ist interessant, daß keinesweges diejenigen Bodenarten als die besseren anzunehmen sind, welche den höchsten Kalkgehalt haben. — — —

Unter allen Erdarten, welche wir untersucht haben, enthielt die von dem fruchtbarsten Boden genommene kaum $2\frac{1}{2}$ p. C.

Alle diese Thatsachen beweisen die wichtige agronomische Wahrheit, welche wir hier festzustellen versucht haben, und die wir noch durch eine große Zahl von Erfahrungen unterstützen könnten, daß nämlich eine geringe Quantität von Kalk für den Ertrag des Bodens vortheilhafter sey, als ein zu starker Gehalt von demselben.

Thaer, welchen wir immer als einen der ausgezeichnetesten Schriftsteller achten, weil er, wie es uns scheint, derjenige ist, dessen Schriften über alle agronomische Fragen die meisten praktischen Bemerkungen und die gesundeste Theorie enthalten, räth als Resultat seiner Versuche und Beobachtungen in einer zu Berlin herauskommenden Zeitschrift, im Durchschnitt etwa 60 Fuhren von 18 Kubikfuß Rheinl. eines Mergels, welcher etwa 25 p. C. Kalk enthält, auf den Magd. Morgen Landes zu fahren. Eine Quantität, welche, wenn man die Ackerkrume im Durchschnitt zu 4 Zoll Tiefe annimmt, etwas mehr als $2\frac{1}{2}$ p. C. Kalkgehalt geben würde.

Wenn man die Bemerkungen vergleicht, welche

Arthur Young über die Mergelung in den verschiedenen Gegenden, welche er durchreist, zusammengestellt hat, und sowohl die übermäßig starke Mergelung, welche eine Wiederholung entweder ganz unmöglich macht, oder doch auf eine sehr lange Zeit hinaussetzt, als auch die ganz schwache Aufbringung des Mergels, die nur auf einen Boden von Nutzen seyn kann, der durch das seit undenklichen Zeiten wiederholte Mergeln mit Kalk gleichsam gesättigt ist, berücksichtigt, so wird sich ergeben, daß bei einer gewöhnlichen Tiefe der Ackerkrume und einem mittleren Kalkgehalte des aufzuführenden Mergels, im Durchschnitt dem Boden nahe an 3 p. C. kohlensaurer Kalk gegeben wird.

Kehren wir zurück zu den Details der französischen Mergelung, und besonders zu den in den Gegenden, welche wir selbst durchreist haben, üblichen Verfahrungsarten, so werden wir sehen, daß in einem Theile des Departements der l'Yonne die angewandte Quantität eines Steinmergels, welcher sich leicht zerblättert, und der 90 p. C. kohlensauern Kalk enthält, 7 p. C. beträgt, während in einem andern Theile die gewöhnlich angewandte Quantität eines gleich reichen Mergels, welcher an der Luft leicht zerfällt, nur $1\frac{1}{2}$ p. C. auf eine Ackerkrume von 5 Zoll beträgt.

In der Dauphinē, wo die Quantität, welche man gewöhnlich anwendet, eher zu stark als zu

schwach zu seyn scheint, steigt das der Ackerkrume zugeführte Verhältniß des kohlensauern Kalkes von 3 bis 5 p. C.

In dem Departement du Nord beträgt der aufgefahrene kohlensaure Kalk kaum $\frac{1}{2}$ p. C. In den Departementen Pas-de-Calais und Calvados ist sie doppelt so stark.

Wenn endlich in dem Departemente de l'Ain in den ersten Mergelversuchen mit großem Kostenaufwande eine enorme Quantität Mergel auf den Boden gebracht wurde, so hat man doch jetzt schon allgemein dieselbe um $\frac{1}{3}$ vermindert. — Bei den Mergelungen in Saone und Loire, welche nach jenem Beispiele in l'Ain geschehen, ist die Quantität des Mergels auf eine Stärke von 3 Linien zurückgeführt. Diese mäßige Mergelung hat den Ertrag des Bodens eben so sehr erhöhet wie jene übertriebene in l'Ain, obgleich dieser Mergel im Durchschnitt nicht über 30 p. C. kohlensauern Kalk enthält, welches bei einer Ackerkrume von 3 Zoll $2\frac{1}{2}$ p. C. Kalkgehalt giebt. — Wenn man alle diese verschiedenen Quantitäten des aufgeführten Mergels vergleicht, und die Wirkung beachtet, welche selbst durch die geringste hervorgebracht wurde, so kann man, wie es scheint, annehmen, daß jede Mergelung, welche der Ackerkrume 3 p. C. Kalk zuführt, eher über als unter der Nothwendigkeit sey. Dieses Verhältniß, welches auf die Grundmischung der bessern Bodenarten und

auf die praktische Anwendung des Mergels in vielen Gegenden gegründet ist, scheint so viel Sicherheit und Allgemeinheit zu haben, daß es für alle Lokalitäten gültig ist, und nicht zu falschen Resultaten führen kann. Auf diese Art wird die Mergelung ein Unternehmen, welches den Kräften aller Landwirthe angemessen ist. Der Boden erhält dadurch alle Eigenschaften eines kalkhaltenden, sein Humusgehalt wird dadurch geschont, der aufgebrachte Dünger erhält dadurch die größte Wirksamkeit, und eine zweite Mergelung wird wieder vortheilhaft unternommen werden können, wenn die erste zu wirken aufgehört zu haben scheint.

Dieses Verhältniß des kohlensauren Kalkes ist von demjenigen weit entfernt, welches mehrere agronomische Schriftsteller angenommen haben, und dem zufolge ein Gemenge von $\frac{3}{8}$ Kalk, $\frac{3}{8}$ Kieselsand und $\frac{2}{8}$ Thon die bessere Bodenarten bildet.

Wenn man den Ursprung dieser Meinung nachforscht, so findet man, daß sie auf der Erfahrung des Akademikers Tillet beruhet. Dieser machte seine Versuche zu Paris in Töpfen, die mit einem Gemenge von Erde und Dünger in verschiedenen Verhältnissen angefüllt waren. Tillet glaubte als die beste Grundmischung eines Bodens diejenige angeben zu können, welche in dem Topfe befindlich war, worin er die kräftigste Vegetation bemerkte, ohne je-

doch so ausgedehnte Folgerungen daraus herzuleiten, als Andere nach ihm gethan haben.

Es muß hierbei bemerkt werden, daß der kohlensaure Kalk jenes Gemenges in kleinen Stücken Kalkstein bestand, welche äußerst selten nur allein aus kohlensauern Kalk bestehen, nnd daß diese Kalkstückchen, in Masse, unmöglich die Wirkung hervorbringen konnte, als der feine zertheilte kohlensaure Kalk. Wir bemerken ferner hinsichtlich des Verhältnisses der Kieselerde, daß der Sand, welcher zu dem Gemenge gebraucht wurde, Flußsand, wahrscheinlich aus der Seine, war, welcher aber nicht aus reiner Kieselerde besteht, eben so ist der Töpferthon, welcher die Thonerde in dem Gemenge geben mußte, in seinen Bestandtheilen sehr abwechselnd, so daß er oft nicht $\frac{1}{4}$ Thonerde hat, das Uebrige aber etwas Eisenoxyd, und bald mehr bald minder feine vertheilte Kieselerde ist. Ein so oberflächlicher Versuch mit so wenig bestimmten Elementen und in so kleinem Maaßstabe angestellt, ist aber nicht geeignet, eine Theorie darauf zu begründen.

Dem sey wie ihm wolle, theoretische Agronomen haben die Folgerung daraus gezogen, daß dieses Gemenge der Typus für den guten Boden sey, und obgleich im Allgemeinen seit jener Zeit die in Blumentöpfen gemachten Versuche außer Kredit gekommen sind, so ist doch diese Meinung ohne neue

Untersuchung geblieben und von mehreren geachteten Schriftstellern angenommen worden, welchen sie später nachgeschrieben worden ist.

Diese Meinung hatte in ihrer Anwendung auf den Ackerbau den Nachtheil, daß man glaubte, den Ackerboden jenem künstlichen Gemenge so viel als möglich gleich zu machen. Daraus entstand natürlich die Abneigung gegen den Kalk als Verbesserungsmittel, der nur, der unmäßigen Menge wegen, welche man davon bedurfte, mit bedeutenden Kosten und Verlust des Ertrages herbeigeschafft werden konnte.

Glücklicherweise stimmt die Natur mit diesen Grundsätzen nicht überein, da die von uns angeführten Analysen mehrerer guter Bodenarten sowohl, als auch andere Schriftsteller ein viel geringeres Verhältniß des Kalkes angeben; auch gebraucht man häufig einen Mergel, welcher kaum die Hälfte jener 36 bis 40 p. C. Kalk enthält, die man jener Meinung nach in jedem guten Boden finden soll; endlich beweiset die Erfahrung in allen Gegenden, in welchen man mergelt, daß eine Mergelung, welche der Ackerkrume 5 oder 6 p. C. Kalk zuführt, eine zweite Mergelung, um dieses Verhältniß des Kalkes noch zu vermehren, nicht allein unnütz, sondern sogar schädlich macht.

Wir haben es für nöthig gehalten, bei Erörterung dieser Meinung länger zu verweilen, weil sie ein sehr schädliches Vorurtheil begründet, welches

sich bis jetzt durch sehr wichtige Autoritäten erhalten hat.

Nach dieser Abschweifung finden wir uns nun noch mehr als vorher veranlaßt, das Verhältniß des kohlensauern Kalkes, welches wir angegeben haben, als das richtige festzustellen. Wenn dieses Gesetz für jede Lokalität einmal begründet ist, so wird man, nach dem der Mergel ausgewählt und seine Zusammensetzung untersucht ist, nach der Tiefe der Ackerkrume jedesmal ohne viele Mühe bestimmen können, welche Quantität man mit Vortheil aufbringen müsse.

Um diese Quantität zu bestimmen, bemerken wir, daß, da die Ackerkrume 3 p. C. kohlensauern Kalk erfordert, jeder Zoll Tiefe der Ackerkrume eine Mergellage von $\frac{3}{100}$ Zoll Dicke erfordert, vorausgesetzt, daß der Mergel nur aus kohlensauern Kalk besteht, und daß man, um die ganze Lage Mergel zu finden, welche auf den Boden angewandt werden müßte, nur nöthig hat $\frac{3}{100}$ Zoll so oft zu nehmen, als die Ackerkrume Zoll Tiefe hat. Da aber der Mergel außer dem Kalke immer noch andere Bestandtheile hat, so muß er auch im Verhältniß um so viel dicker aufgeführt werden, um so weniger er von denselben enthält, und daß folglich, wenn er nicht mehr als 90, 80, 70, 60, 50, 40, 30 u. s. w. p. C. kohlensauern Kalk hat, die Quantität des Mergels in diesem Verhältnisse, d. h. von 10, 20, 30, 40, 50 p. C. u. s. w. zunehmen müsse.

Ist die Quantität Mergel, welche auf einen Zoll tiefe Ackerkrume gehört, bekannt, so muß man dieselbe, um die auf die ganze Ackerkrume nöthige Quantität zu finden, mit 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 u. s. w. multipliciren, je nachdem sie 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 Zoll tief ist.

Obgleich diese Rechnung nicht schwierig ist, so ist es doch wohl zweckmäßig, solche für die, welche sie zu rechnen verstehen, leichter, und für jene, welchen sie zu schwer seyn könnte, ganz zu machen.

Wir haben demzufolge in folgender Tabelle die Zahl der Kubikfuße berechnet, welche auf einer Hektare Land nöthig sind, je nachdem die Ackerkrume eine Tiefe von 3 bis 8 Zoll hat, die gewöhnliche Grenze einer flachen und tiefen Beackerung, und je nachdem der Mergel von 10 bis 100 p. C. Kalk haltend ist.

Anzahl der Kubikfuß Mergel, welche auf eine Ackerkrume nöthig sind, wenn die Tiefe derselben ist:						Wenn 100 Theile Mergel an kohlensaure Kalke enthalten.
3 Zoll	4 Zoll	5 Zoll	6 Zoll	7 Zoll	8 Zoll	
Kub.F.	Kub.F.	Kub.F.	Kub.F.	Kub.F.	Kub.F.	Theile.
7106	9474	11842	14212	16580	18948	10
3553	4737	5921	7106	8290	9474	20
2368	3158	3947	4736	5527	6316	30
1776	2368	2860	3552	4114	4736	40
1420	1880	2350	2840	3290	3760	50
1178	1570	1962	2356	2748	3140	60
1020	1360	1700	2040	2380	2720	70
888	1184	1480	1776	2072	2368	80
775	1032	1292	1550	1809	2064	90
710	947	1184	1421	1658	1894	100

Gewöhnlich wird der Mergel in Frankreich auf zweirädrigen Fuhrwerken, welche man Karren nennt, die von einem Pferde gezogen werden, aufgefahren. Ein Karren enthält gewöhnlich 10 Kubikfuß, und wiegt dann 1 Millier, also die gewöhnliche Last eines Pferdes. Man kann aus vorstehender Tabelle die Anzahl der Karren, welche auf einen Hektar Land gebracht werden müssen, finden, wenn man die letzte Ziffer von der Zahl, welche die Kubikfuße angiebt, wegstreicht. — — — —

Wir geben die in vorstehender Tabelle berechneten Quantitäten keinesweges für unabänderlich aus, es sind angenommene Sätze, die in den gewöhnlichen Fällen und im Durchschnitte am vortheilhaftesten sind; allein es können wohl Umstände eintreten, wo es rathsam ist, von denselben abzuweichen. So mit dem Thonmergel, von welchem man auf sehr leichten Boden mit Nutzen mehr, auf einen thonigten Boden weniger auffahren würde; in tief geackertem Boden würde man, um Zeit und Arbeit zu sparen, ohne merklichen Nachtheil etwas weniger aufbringen können.

Um mit der Regel, welche die Erfahrung fast überall aufgestellt hat, übereinzustimmen, würde man die Quantität von einem reichen Mergel auf einen leichten und trocknen Boden, besonders bei bedeutend tiefer Ackerkrume, vielmehr verringern als vermehren müssen.

Auf unfruchtbaren Boden, auf frischen Umbruch, wo der unauflösliche Humus vorherrschend ist, auf sehr kaltgründigen Boden, würde es zweckmäßig seyn, die Quantität zu vermehren.

Jedoch bemerken wir, daß, da der Mergel ein sehr thätiges Erregungsmittel für die Pflanzen ist, welches immer, selbst in kleinen Quantitäten angewandt, sehr wohlthätig wirkt, es dennoch schaden kann, wenn es zu stark gebraucht wird, und daß man im Allgemeinen sicherer geht, wenn man den

Mergel auf eine große Fläche vertheilt, als wenn man einen kleinen Fleck damit überhäuft. Der Ertrag ist, wenn man dieselbe Quantität auf eine große Fläche anwendet, viel größer, man erhält daher die darauf verwandten Kosten um so eher zurück, und wird dadurch in den Stand gesetzt, damit schneller vorzuschreiten, um bald auf dem ganzen Felde die Wohlthaten des Mergels zu genießen. Im schlimmsten Falle würde eine zu geringe Quantität eine zweite Mergelung früher nothwendig machen. Eine zu große Quantität hingegen würde mehr Zeit und Geld kosten, weniger Ertrag geben und die Beendigung der Unternehmung auf undenkliche Zeiten hinausschieben.

Nach diesem Gesagten wird man finden, daß, obgleich die Quantitäten, welche wir angegeben haben, noch viel schwächer sind, als sie hier zu Lande angewandt werden, es dennoch, wenige Fälle ausgenommen, rathsam seyn würde, sie eher herabzusetzen als zu steigern. Das Verhältniß des Mergels, welches wir hier angegeben haben, und welches darauf begründet ist, dem Boden 3 p. C. kohlensauern Kalk zuzuführen, ist indeß nur das Bedürfniß des gegenwärtigen Augenblicks. Da sich der Kalkgehalt durch seine Wirkung auf den Boden, so wie durch die auf die Pflanzen jährlich vermindert, so setzt das angegebene Verhältniß in der Folge eine zweite Mergelung voraus. Gewöhnlich kann man nach funf-

zehn bis zwanzig Jahren diese folgen lassen. Indeß kann nur eine aufmerksame Untersuchung des Bodens und seiner Produkte die Zeit zu einer zweiten Mergelung bestimmen. Diese Zeit wird immer von Zahl und Ergiebigkeit der Ernten abhängen. Im Boden, wo reine Brache gehalten wird, wird immer eine längere Zeit darauf hingehen, als in dem wo die Erde jedes Jahr Früchte tragen muß.

Wenn die Quecke, der wilde Sauerampfer und andere Pflanzen des Sandbodens die Hülsenfrüchte des Kalk haltenden Bodens zu verdrängen anfangen, wenn die Ernten geringer werden, ohne daß der Dünger vermindert worden ist, dann ist anzunehmen, daß der Mergel seine Thätigkeit verloren hat, daß sein wirksamster Bestandtheil, der kohlensaure Kalk, sich fast ganz zu Gunsten einer ununterbrochenen Vegetation zersetzt habe, und daß es Zeit sey, eine zweite Mergelung wieder anzufangen. Alsdann ist die Hälfte der in der Tabelle angegebenen Quantität hinreichend, um den Boden wieder ungefähr in denselben Zustand von Thätigkeit zu versetzen, in dem er sich nach der ersten Mergelung befand.

Dieses Verhältniß der Quantität des Mergels bei einer zweiten Mergelung wird durch die Praxis in jenen Ländern bewährt, wo man den Gebrauch des Mergels am besten kennt. Thaer, den wir immer mit Vergnügen anführen, giebt als Quantität bei einer mit glücklichen Erfolg gemachten zweiten

Mer-

Mergelung genau die Hälfte dessen an, was wir in der obigen Tabelle bestimmt haben, und diese kann daher, so wie für die erste auch für die zweite Mergelung als Maaßstab dienen.

Die Mergelungen in den Departementen du Nord, du Pas-de-Calais, du Calvados, welche augenscheinlich zum zweiten Male unternommen sind, weil man dort den Mergel seit undenklichen Zeiten anwendet, sind zwar im Allgemeinen noch viel schwächer; aber in diesen Gegenden ist der Gebrauch des Mergels schon so alt, daß die Zeit, wo er wenigstens auf eine lange Reihe von Jahren ganz unnütz seyn wird, vielleicht nicht weit mehr entfernt ist. In unserer Gegend fangen wir erst zu mergeln an, und müssen daher den Grundsätzen anderer folgen, mit dem Vorbehalte, diese abändern zu können, wenn unser Boden, in Folge oft wiederholter Mergelung, eine zu bedeutende Quantität Kalk bekommen haben wird.

Auf Boden, wo die Vegetation aufhört, nach dem der Mergel früher unvorsichtiger Weise zu stark aufgeführt wurde, würde es vortheilhafter seyn, anstatt einer wiederholten Mergelung, welche ohne Ertrag und wahrscheinlich schädlich seyn wird, das Verfahren mehrerer Grafschaften in England nachzuahmen, in welchen der Mergel, für sich allein auf den Boden gebracht, weniger effektuirt, mit Dünger gemengt aber die volle frühere Fruchtbarkeit des Bo-

dens wieder herstellt. Dieser Gebrauch, welchen die Erfahrung in ausgedehnten Ländern empfiehlt, hat auf Boden, welcher gleichsam mit Kalkerde gesättigt zu seyn scheint, und dem folglich eine zweite Mergelung nicht zusagen würde, eine sehr große Wirkung. Es ist schwer, den Grund von dieser Anomalie anzugeben, allein sie ist durch die Erfahrung begründet, und es muß sich daher die Theorie derselben unterwerfen.

Wir empfehlen diesen Gebrauch, da wir ihn für sehr zweckmäßig, und für jene weiten Strecken unseres Vaterlandes, in welchen ohne Maaß gemergelt worden ist, vorzüglich anwendbar halten.

Anmerkung der Redaktion.

Herr Puris hat in vorstehender Abhandlung sein Augenmerk fast einzig und allein auf den kohlensauern Kalk im Mergel gerichtet; allein wie wichtig es ist, die andern nähern Bestandtheile desselben, Thon und Sand zu berücksichtigen, werden wir in einer Note zu der nachfolgenden Abhandlung des Herrn Binder andeuten. — So unbezweifelt es ist, daß der kohlensaure Kalk, in chemischer Verbindung mit Thon und Sand, eine eigenthümliche, uns noch nicht völlig erklärbare günstige Wirkung auf die Pflanzenproduktion hat, und folglich in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit der Landwirthe mit Recht

auf sich ziehet, so darf doch die durch den kohlensauern Kalk bedingte Eigenthümlichkeit der Bodenarten, besonders des schweren Thonbodens, an der Luft zu zerfallen, und dadurch lockerer, mengbarer und artbarer zu werden, auf keine Weise unberücksichtigt bleiben. Ja diese Eigenschaft lohnt für sich gewiß oft schon die Kosten des Mergelns.

XVIII.

Einige Versuche über die Wirkung des Mergels, und über die Bestimmung des Quantums, welches auf einen Boden von 98 p. C. Sand am vortheilhaftesten anzuwenden ist.

Vom

Herrn Binder zu Wulfersdorf *).

Vor drei Jahren im Frühjahr ließ ich in meinem Garten, an einer sehr warmen Lage, ein Beet 5 Fuß breit, 10 Fuß lang und vollkommen 10 Zoll tief

*) Der Herr Verfasser ist einer von den Landwirthen, welcher sein Ein und Alles in dem Mergel suchen zu müssen, und in ihm ein Mittel gefunden zu haben glaubte, durch welches er seinen schlechten Boden in Weitzen- und Kleeboden umzuschaffen hoffte. — Sein offenes hier abgelegtes Bekenntniß wird daher für mehrere unser Leser sehr interessant seyn. d. R.

ausgraben, und diesen flachen Graben mit — nach meiner Analyse auf bloßen Kalkgehalt untersucht — 18 bis 21 p. C. kalkhaltigen Mergel ausfüllen. Diese Probe sollte mir zeigen, ob auf reinem Mergel eine Vegetation statt habe, und wie sich diese gegen die Vegetation auf cultivirtem Gartenboden verhalte. Am 22sten April genannten Jahres wurden auf diesem Mergelbeet zwei Reihen frühe Kartoffeln, zwei Reihen Erbsen, zwei Reihen Gerste und zwei Reihen Hafer gelegt. Rings um diesem Mergelbeet war das sämmtliche Gartenland, ebenfalls mit lauter Frühkartoffeln, und zwar ohne frische Düngung, besetzt. Die Bearbeitung der Früchte auf dem Mergelbeet sowohl, als auf dem umstehenden Gartenland, geschah, wenn gleich die Kartoffeln auf dem Mergelbeet zurückblieben, dennoch gleichmäßig und gleichzeitig. Ungefähr 3 Wochen, nach dem die Kartoffeln gelegt, hatten die um das Mergelbeet herum schon 3 Zoll getrieben, während die auf dem Mergelbeet nur erst halb so groß waren; dessen ungeachtet wurden beide zugleich an einem Tage gehackt. Ein Gleiches geschah mit den Erbsen-, Gerste- und Haferreihen. Der fernere Wachsthum auf dem Mergelbeete, besonders der der Kartoffeln, blieb sich gegen die Umstehenden immer gleich, und am Wiedereinholen im Wuchs — worauf ich sehr gespannt war — war nicht zu denken; wohl aber konnte Jedermann sehr deutlich ein verhältnißmäßiges immer-

währendes Zurückbleiben der Mergelkartoffeln bis zur Reife wahrnehmen. Im Anfang Juni wurden die Kartoffeln, auf dem Mergelbeete sowohl als auf dem Gartenboden, gehäuft, die Getreidereihen auf ersterm noch einmal behackt, und so dem Himmel überlassen. Schon im Anfange August zeigten die Kartoffeln, sowohl im Mergel- als Gartenboden, durch Trockenheit des Krautes ihre Reife. Sämmtliche Kartoffeln auf dem Mergelbeet wurden nun zuerst sorgfältig aufgenommen und gemessen. Es waren 8 Stauden, und diese gaben nur eine gute Berliner Metze, wovon die größten nur als Mittelkartoffeln zu rechnen waren. Acht andere Stauden in dem nebenliegenden Kartoffellande, welches, meines Wissens, keine Spur von Mergel in seiner Grundmischung hatte, und die ganz gleichen Raum einnahmen, gaben noch eine Kleinigkeit mehr als zwei Berliner Metzen, wobei auch größere Kartoffeln befindlich waren. Die 6 Reihen Halmfrüchte wurden später reif. Hätte ich nun wie bei den Kartoffeln einen ähnlichen comparativen Versuch angestellt, so wäre dies besser gewesen, allein dies war nicht geschehen; theils weil dieser Gartenversuch mir hauptsächlich zeigen sollte, ob überhaupt auf reinem Mergel eine Vegetation verschiedener unserer Culturpflanzen statt haben könnte, theils weil meine ausgedehntern Feldversuche mir comparative Versuche in dieser Beziehung unnöthig zu machen schienen. Daß nun in

reinem Mergel obengenannte Culturpflanzen vegetiren können, hat sich über meine Erwartung bestätigt *), allein so ansprechend ist die Vegetation darauf nicht, daß man, wie Einige wollen, z. B. Hr. Dr. Gerke, ihn in die Kathegorie des thierischen Düngers setzen könnte. Mehrere größere Feldversuche bestätigen mir, daß reiner Mergel, ohne Verbindung von animalisch-vegetabilischen Rückständen, nichts mehr und weniger bewirkt, als jede andere, aus der Tiefe hervorgehobene Erdart ohne Kalkgehalt. Schon vor 20 Jahren sagte mir der selige Einhof, daß er vielfältig beobachtet habe, daß jede aus der Tiefe herausgeholte Erde im Anfange einige Fruchtbarkeit zeige. Seine Analysen bestätigten dies auch, indem er immer einen Gehalt von Humus fände. Dieser Humus sei aber so schnell erschöpft, daß ein Paar Ernten den Boden so entkräfteten, daß eine doppelte Düngung dies nicht wieder gut machte. Auch ich habe hiervon in Tempelberg, was ich früher administrirte, die auffallendsten Beweise gefunden. Aus den häufigen Wahrnehmungen, besonders bei Kartoffelgruben u. s. w., daß die aus der Tiefe geschaffte Erde oft üppige Pflanzen nährte, entspann sich bei

---

*) Ganz auf ähnliche Art, wie der Herr Verfasser, haben auch wir einige Versuche gemacht, und ein vollkommen gleiches Resultat erhalten. d. R.

dem hochseligen Fürsten v. Hardenberg die Meinung, daß der wohlfeilste Düngerankauf das Rajolen sey. Ich wagte, ihn selbst in diesem Glauben zu bestärken, indem ich wenigstens in 8 Koppeln, jedesmal zwei Quadratruthen zu verschiedenen Gattungen von Culturpflanzen rajolte, wovon das Resultat nirgends ungünstig war. Es wurde vom Fürsten beschlossen, und das Geld dazu angewiesen, daß alljährlich 100 Morgen — ob drei oder zwei Fuß tief, darüber wurde noch berathschlagt — rajolt werden sollten. Ich ließ nun 5 Morgen 3 Fuß, und 5 Morgen 2 Fuß tief, im besten Weitzenlande durch fremde Tagelöhner — da es mit eignen nicht zu schaffen war — rajolen. Der Morgen 3 Fuß tief zu rajolen kam mir 22 rtl. 15 sgr. Man denke sich nun die Kosten von 100 Morgen alljährlich!! Nur durch meine eifrigste Protestation, denn ich sahe die Kostbarkeit der Operation voraus, und war der wiederholten Beobachtung Einhofs eingedenk, konnte ich es bewirken, daß es bei einer Probe von 10 Morgen fürs Erste sein Bewenden hatte.

Das erste Jahr besäete ich dieses Land, und zwar ganz dünn, mit 10 Metzen pro Morgen Hafer, und erhielt den unerwarteten Ertrag von 16 Berliner Scheffel pro Morgen. Die Fruchtbarkeit schwand im folgenden Jahre um die Hälfte, und viele Jahre nachher habe ich mein Augenmark auf das Verfallen dieser Ackerstücke gerichtet, und mich

aufs vollständigste überzeugt, daß eine gleiche Behandlung mit dem nicht rajolten Boden dieses Land nicht zu seiner vorigen Ertragsfähigkeit bringen konnte, was auch noch jetzt der Fall ist, wie mir vor einiger Zeit der Pächter von Tempelberg versichert hat. Hiemit wollte ich nur so viel bemerken, als schiene es mir, daß es mit der Wirkung des aus der Tiefe heraufgeholten Mergels fast gleiche Bewandniß habe.

Nachdem ich das oben erwähnte Mergelbeet im folgenden Jahre, dem andern Gartenland gleich, schwach überdüngt, und abermals, aber nur mit Kartoffeln, bestellt hatte, erkannte man noch deutlich den Abstand, zum Nachtheil des Mergels, so daß meine Frau, die so oft gegen das kostspielige Mergeln im Felde protestirte, durch dieses Beispiel im Garten gerechtfertigt zu seyn glaubte, und mir sagte: „geh mir mit all deinem Mergel, wenigstens bleib mir damit aus meinem Garten, und ruinire mir diesen damit nicht!"

Im dritten Jahre ward abermals, sowohl das Mergelbeet wie das umliegende Gartenland, schwach überdüngt, und zuerst mit frühen Spinat, und zur zweiten Nutzung mit Rotabaga bepflanzt. Bei ersterem war noch ein bemerkbarer Rückschlag auf dem Mergelbeete gegen das umstehende Gartenland. Bei der Rotabaga aber war er nicht mehr bedeutend.

Außer diesem Versuche ließ ich noch im Garten von der Hälfte aller meiner Obstbäume die alte

Erde abgraben und mit dem Hacken abscharren, um wo möglich den Wurzeln nahe zu kommen. Diese alte ausgegrabene Erde ersetzte ich durch lauter Mergel. Eine bedeutende Anzahl junger Bäume ließ ich in Erde pflanzen, welche zur Hälfte mit Mergel gemengt war. Allein wenn ich auch keinen Nachtheil bei diesen Bäumen, in Vergleich derjenigen, wo kein Mergel angebracht worden ist, bemerkt habe, so war denn doch auch im geringsten kein Vorzug, weder im erstern noch in den folgenden Jahren sichtbar.

Auch bei einem Spargelbeete habe ich eine fehlgeschlagene Probe gemacht.

Ferner ließ ich im Felde an drei verschiedenen Orten, im Roggen-, Gerst- und Haferlande, vor der Bestellzeit, zu jeder dieser drei Früchte eine Quadratruthe mit drei Fuder, à 24 Kubikfuß, desselben Mergels, welchen ich im Garten angewandt hatte, befahren. Diesem zufolge kam der Mergel 6 Zoll hoch auf den Acker zu liegen, in dieser Tiefe ward nun auch gepflügt, und möglichst darauf gesehen, daß kein Ackerboden in die Höhe gebracht wurde. Es sollten diese Proben das Experiment im Garten bestätigen, ob nämlich Getreidearten in reinem Mergel gedeihen, und wie sich diese gegen die in reinem Ackerboden vegetirenden verhielten. Beim Roggen und bei der Gerste wurde der Mergel drei Mal, beim Hafer aber, bei einführiger Bestellung, nur ein Mal gepflügt. Bei den ersten beiden Früchten war es

nun unvermeidlich, daß durch dreimaliges Pflügen und Eggen sich nicht etwas andere Erde unter dieser einzelnen mit Mergel befahrnen Quadratruthe durchmengte. Jedoch blieb Mergel genug an den jedesmal mit Pfählen bezeichnetem Orte liegen, so daß bei dem Stande der Früchte, wenn dicke Mergelung so wirksam seyn sollte, sich diese Stellen ausgezeichnet haben würden. Ich kann aber jedem Freunde des Mergels betheuern, daß an allen diesen drei Orten auch nicht die entfernteste Auszeichnung, so wenig bei dem einmal als bei dem dreimal durchgepflügten Mergel, sichtbar war. Noch jetzt kann jeder an diesen Stellen, mit bloßen Augen und auch mit Säuren, den Mergel als prädominirend wahrnehmen.

Dies schien mir nun genügend darzuthun, daß man das Mergeln wohl übertreiben könne, und daß seine Substanz die Masse des thierischen Düngers wohl vermehren, nicht aber auf die Dauer ersetzen kann.

Um ein gerechtes Quantum Mergel, welches für einen gewissen Boden entsprechend sei, auszumitteln, bestimmte ich vor 3 Jahren 8 Morgen meines schlechtesten Landes — das eher zum 9 als 6jährigen Roggenlande zu zählen ist — zu diesem Versuch. Die 8 Morgen ganz egale Fläche bemergelte ich von der vorgenannten mächtigen Grube ganz gleichmäßig mit 40 Fuhren Mergel. Dann theilte

ich die 8 Morgen in 8 gleiche Theile, und bezeichnete sie darauf mit Pfählen. Auf dem zweiten Morgen brachte ich noch 20 Fuhren, auf dem dritten 40, auf dem vierten 60 u. s. w., so daß der achte Morgen, mit den zuvor aufgefahrenen, 180 Fuhren, die Fuhre ungefähr zu 24 Cubikfuß, Mergel erhielt. Nun ward aller Mergel, so viel als thunlich, gleichmäßig gestreut, dann das erste Mal recht flach, das zweite Mal bis 5 Zoll, und zur Saat, drei Wochen vor Michaelis, etwas flächer gepflügt. Noch bemerke ich, daß dies schlechte Land das Jahr zuvor zur dürftigen Schaafweide, wie in der Regel, geruht hat, und daß Kenner ihn mit mir zu 98 p. C. sandhaltigen Boden — wenn er dessen viel giebt — rechnen werden *). Wie der Roggen, welcher 14 Tage vor Michaelis — 1 Scheffel p. Morgen — gesäet war, sich einigermaaßen benarbt hatte, ward die Saat gleich strenge, selbst bei offenen, versteht sich aber trockenen Wetter mit den Schaafen behütet; theils weil ich mir eine große Kraftfülle versprach; theils um mir meine kostspielige Mergelung gleich etwas bezahlt zu machen. Auch ist dies Verfahren auf mehreren Gütern meiner Umgegend zum Gebrauch geworden, und man will oft mehr Vortheil als Nachtheil davon verspürt haben. Im Frühjahr hü-

---

*) Nach einer sorgfältigen Abschlämmung ergaben sich 96,5 p. C. Sand. d. R.

tete ich jedoch auf diesen 8 Morgen nur bei strengem Frostwetter. Jedem Fremden, welchem ich nun diesen Roggen zu Johanni, nachdem er völlig ausgewachsen war, zeigte, und ihn nicht besonders auf das, was geschehen war, aufmerksam machte, bemerkte kaum eine Verschiedenheit. Hätte ich nun neben den ersten Morgen mit 40 Fuhren Mergel, den letzten mit 180 Fuhren gebracht, so hätte sich wohl ein merkbarer Unterschied gezeigt. Allein so wie überhaupt 20 Fuder Mergel auf diesen Boden einen sehr unbedeutenden Effekt leisten, so nahm man auch keinen deutlichen Unterschied bei jeder vermehrten Auffuhre von 20 Fuhren wahr. Nur erst bei dem Morgen, worauf 100 und 120 Fuhren gekommen, sahe ich einen größern Effekt gegen den ersten. So wie ich nun aber weiter ging, zu dem Morgen mit mehr als 100 und 120 Fuhren, so hörte, selbst bis zu dem letzten, der die mächtige Auffuhre von 180 Fuhren erhalten, alle vermehrte Kraftäußerung auf. So lange der Roggen noch vegetirte, hoffte ich noch immer einer größern Wirkung, allein vergebens. Eine Täuschung war auf keine Weise möglich, es war und blieb bis an das Ende der Vegetation wie im Anfange derselben. Auch in den folgenden beiden Jahren habe ich keine besondere Wirkung verspürt. Hier wage ich den Schluß, daß auf dem von mir angegebenen Boden, und bei der Beschaffenheit meines gebrauchten Mergels, 120 Fu-

der zu 24 Cubikfuß, das Maximum sey, welches mit Vortheil anzuwenden ist.

Was nun das Hauptresultat: den Ertrag dieser starken Mergelung, betrifft, so wäre es sehr lobenswerth gewesen, wenn ich jeden Morgen hätte besonders ernten und dreschen können, allein dies war bei meinen geringen disponiblen Handarbeitern, aus Mangel am Lokal und dem Andrange der Ernte durchaus nicht zulässig; ich mußte mich daher blos mit einer Taxe begnügen. Dieser nach kann ich den Ertrag von dem mit 120 bis 180 Fuhren Mergel befahrenen Acker nicht höher, als 5 bis höchstens $5\frac{1}{2}$ Scheffel pro Morgen angeben, wenn ich bei der halben Mergelung, von 60 bis 90 Fuhren, den Ertrag zu 4 Scheffel pro Morgen annehme. Es scheint mir aber, als stiege der höhere Ertrag nicht im Verhältniß der vermehrten Mergelauffuhr. Denn wenn ich das dazu bestimmte Land auch zu 2 Scheffel Ertrag pro Morgen, ohne Mergelung, früher anschlug, so schätze ich noch 50 Fuhren, den Ertrag auf 4 Scheffel, aber bei 100 Fuhren nicht dreifach oder 6 Scheffel p. Morgen. Daß ein ähnliches Verhältniß auch bei bessern, und zwar bei dreijährigen Roggen, und beim Gerstland zweiter Klasse statt hat, bin ich bis jetzt der Meinung. Im guten dreijährigen Roggenland, was nach einer Düngung schon zum Haferbau geeignet, und ohne jene alle 3 Jahre 3 Scheffel Roggen pro Morgen brachte, erhielt ich

nach einer Mergelung von 50 Fuhren pro Morgen, 6 Scheffel p. M. und fast so viel Hafer in der zweiten Frucht. — Wie aber eine Bodenart, wie die ist, welche ich zu meinen zuvor angegebenen Versuchen wählte, d. h. ein Boden von 98 p. C. Sand, durch starke Mergelung zu Erbsen und gar rothem Kleebau geeignet werden soll, wie Hr. Dr. Gerke behauptet, bleibt mir problematisch. Ich habe es mit Wicken und Erbsen auf ein Paar Morgen versucht, aber nicht die Aussaat wiedergeerntet, so daß ich es ohne starke Düngung nie wieder wage. Die einzige Frucht war der Buchweitzen, welcher in starken Mergel von 120 Fuder pro Morgen erträglich war. Eine kleine Probe, welche ich mit 4 Fuder Dünger auf einen halben Morgen ebenfalls zu Buchweitzen bei gleicher Mergelung machte, fiel etwas besser aus, aber keinesweges so, daß Erbsen darauf floriren konnten. — Eine ganz andere Bewandniß hat es, meiner festen Ueberzeugung nach, mit der Wirkung auf den schon lange bestehenden Koppelwirthschaften, wie in Mecklenburg. Hier, wo vielleicht seit länger als 100 Jahren ein cultivirtes Weidesystem eine, sowohl sichtbare als unsichtbare, Anhäufung von Pflanzennahrung bewirkt hat, hier ist es begreiflich, daß ein, seiner natürlichen Beschaffenheit nach leichtes, Land auf kurze Zeit zum Erbsen- und Kleebau durch Mergelung geeignet werden kann; jedoch nachhaltig, glaube ich immer, nur durch neuen Zufluß von thierischen

Dünger, und kann unmöglich denjenigen beipflichten, welche die zu jenen Früchten nothwendige Kraft durch erneute Mergelung ersetzen wollen. Meine Erfahrungen über die Wirkung des Mergels auf Pflanzenwachsthum widerstreiten dies schnurstracks. Ich bin vielfältig Zeuge der bewundernswürdigen Wirkung gewesen, die eine schwache Mergelung in den Dreschwirthschaften Holsteins und Mecklenburgs erzeugt, ja ich habe sie selbst dort hervorgebracht. Verband man mit dieser Mergelung gleich eine Düngung, so habe ich, besonders im kraftvollen Boden, den, durch beispiellose Lagerung des Getreides verursachten, großen Schaden gesehen, den mancher Wirth sich hiedurch augenblicklich zugezogen hat. Ich wage es, hier zu sagen, daß es mir wahrscheinlich ist, als hätte auf genannten reichen Boden eine doppelte und noch stärkere Mergelung, die wohl im Großen wenig eingeführt ist, einen andern Effekt, und vielleicht ein nicht so starkes Lagern erzeugt. Abgesehn davon, daß dieses nicht ökonomisch ist, so bin ich der Meinung, daß die Getreidepflanzen einen festern Standpunkt im dickern Mergel erhalten, indem durch ihn eine tiefere Krume bewirkt wird. Nur Versuche, angestellt in andern Boden als der meinige ist, können entscheiden, und der Zweck dieser Mittheilungen würde erfüllt seyn, wenn ich mehrere Landwirthe hiezu aufgemuntert hätte.

Wenn der Kalk im Mergel derjenige Bestandtheil

theil desselben ist, welcher, wie man annimmt, einen wesentlichen Einfluß auf die erhöhte Fruchtbarkeit des Bodens hat, so sind einige Erscheinungen bei mir, wo der Mergel von so verschiedenem Kalkgehalt vorkommt, höchst auffallend. Schon im Jahre 1819 machte ich auf zwei Stücken Land, die ganz abgesondert von einander lagen und 3 Morgen hielten, folgenden Versuch. Ich theilte diese beiden Stücke so ein, daß jedes gleich viel Fläche, mithin jedes $1\frac{1}{2}$ Morgen enthielt. Das eine befuhr ich mit 70 Fuder, à 24 Cubikfuß, von dem nämlichen Mergel, womit ich alle übrigen bisher erzählten Versuche anstellte; das andere mit 70 Fuder Mergel, welcher 10 p. C. weniger Kalk hatte als jener. Ich habe zwar beide Mergelarten größtentheils allein, und nur auf den Kalkgehalt untersucht, glaube aber, so wenig ich auch gründlicher Chemiker bin, dennoch, daß ich mich keines großen Fehlers habe zu Schulden kommen lassen. Von dem ersten reichhaltigen Mergel nahm ich nach Oeffnung der Grube 3 Proben an verschiedenen Stellen. Die eine hatte 18, die andere beinahe 19 und die dritte Probe gar 21 p. C. kohlensaure Kalkerde. Die zweite Gattung Mergel, welche sich in einer von jener abgelegenen Grube befindet, und sich beinahe immer gleich bleibt, zeigt schon dem äußern Ansehn nach weniger Kalk, und wurde von meinem verehrtesten Freund Gildemeister und mir untersucht. Er fand in diesem spezifisch

schwereren Mergel nicht mehr als $7\frac{3}{4}$ p. C. kohlensaure Kalkerde, und ich noch $\frac{1}{2}$ p. C. weniger. Da ich schon vor 5 Jahren diese beiden genannten Stücken mit Mergel befuhr, so hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, daß der Ertrag in beiden Mergelarten, obgleich sie von verschiedenem Kalkgehalt waren, sich dennoch immer vollkommen gleich blieb. Das zu diesem Versuche gewählte Land gehörte in eine höhere Klasse, und zwar zu dem besten dreijährigen Roggenlande.

Da das Gesagte aber nur das Resultat von einem Versuche ist, so bedarf es noch sehr der Bestätigung, bevor es als allgemeiner Erfahrungssatz aufgestellt werden kann.

Ich ersuche hierdurch Alle und Jeden, denen die Sache des Mergelns wichtig genug scheint, diese Versuche zu wiederholen, und werde mich freuen, wenn mich Jemand eines Andern belehrt. Noch erlaube ich mir, nach vieljährigen Erfahrungen, allen denjenigen, welche das Mergeln zu betreiben Gelegenheit haben, zu rathen: — der Mergel sei von welchen Bestandtheilen er wolle — nur ein mittleres Quantum, das heißt, nach meiner nähern Angabe, 40 bis 50 Fuhren, was ungefähr 100 bis 125 Karren p. Morgen, à 10 Cubikfuß, beträgt, aufzuführen. Ein größeres Quantum kann allerdings, wie ich nachgewiesen, wenn es nicht übertrieben wird, nutzbar seyn, allein bei jetzigen Conjunk-

turen habe ich die Ueberzeugung, daß eine doppelte und dreifache Mergelung schlecht rentirt. Auch stimmen viele mit mir darin überein, daß jede Mergelung im Verhältniß des bessern Bodens auch eine günstigere Wirkung zeige, und daß die Erfahrung: daß die Wirkung des Mergels im umgekehrten Verhältnisse stehe, je schlechter der Boden sey, nur für ein besonderes Lokale gelten kann, wenn sie überhaupt wirklich gemacht ist *).

---

*) Wir zweifeln keinen Augenblick, daß diese Beobachtung gemacht ist, denn wenn die Mischung des Mergels hinsichtlich seines Thon- und Sandgehaltes mit der des Ackerbodens ziemlich genau übereinstimmt, und der Ackerboden bisher gut bearbeitet und in kräftigen Düngerzustande erhalten wurde, so wird auf diesem der Erfolg einer Mergelung bei weiten nicht so sehr in die Augen fallen, als auf einem Boden, der in seiner Grundmischung schlecht, d. h. der gewöhnlichen Annahme nach sehr viel Sand hat, der überdies wohl schlecht bearbeitet wurde, und daher stets schlechte Früchte zeigte, wenn der mit Lehm oder Thonmergel befahren und ihm hierdurch eine Masse von Thon zugeführt, so seine Grundmischung verändert und für das Gedeihen der Pflanzen günstiger gemacht wird. — Uns sind einige Beispiele bekannt, wo ein und derselbe Mergel auf zwei in ihrer Grundmischung verschiedene, in ihrem Culturzustande aber gleiche Felder geführt wurde, wovon das eine Feld aber hinsichtlich seines Thon- und Sand-

Wie sehr würde ich mich endlich freuen, wenn ich durch die Resultate der vorstehenden Versuche die Landwirthe wieder von neuem auf die warnende Stimme und Vorsicht aufmerksam gemacht hätte, mit welcher unser verehrter Vater Thaer in dem Gebiete unserer Wissenschaft waltet und vorschreitet, und wie vorsichtig man gegen die seyn muß, welche

---

gehaltes dem Mergel sehr ähnlich war, das andere aber gegen demselben sehr viel mehr Sand hatte, auf dem erstern eine nicht sehr, auf dem letztern aber eine sehr auffallende Wirkuug zeigte. — Unserer Ueberzeugung nach ist die Ursache, wenn die günstige Wirkung des Mergels um so mehr in die Augen fällt, um so schlechter der Boden ist, nur einzig und allein in der durch die Mergelung veränderten physischen Beschaffenheit des Bodens zu suchen. Ueberhaupt glauben wir, daß in sehr vielen Fällen die treffliche Wirkung des Mergels auf diese Ursach zurückgeführt werden kann. — So sind wir auch der Meinung, daß die in frühern Zeiten so viel gepriesene Verbesserung des Sandes durch Auffahren von Thon, von der wir doch billigerweise nicht voraussetzen können, daß sie erdacht und erlogen ist, in nichts andern bestand, als in der Aufführung eines sehr viel Thon haltenden Mergels, denn dem damaligen Zustande unserer Wissenschaft und dem Begriffe von Mergel nach, ist es höchst wahrscheinlich, ja beinahe gewiß, daß man das Thon nannte, was wir jetzt zum Thonmergel zählen. d. R.

seine Ansichten mit einem Male, durch eine sogenannte Erfahrung, über den Haufen zu stoßen suchen. Wäre ich beständig dieser Wahrheit eingedenk gewesen, so hätte ich gewiß nicht ein bedeutendes Geldquantum unnöthig verschwendet.

XIX.

Begutachtung der Fragen:

1) Ob die Provinz Schlesien den eigenen Bedarf an Schlachtvieh fortdauernd zu beschaffen im Stande sei?

Von

Freiherrn v. Lüttwitz in Schlesien.

Die Provinz Schlesien zählte, nach den Beiträgen zur Statistik des Preußischen Staates 1821, auf einer Quadratmeile 2863 Einwohner, 235 Pferde, 1038 Stück Rindvieh, 2577 Stück Schaafe. Die Rheinprovinzen haben auf der Quadratmeile 4419 Einwohner, 218 Pferde, 1474 Stück Rindvieh, 1278 Schaafe. Aus dieser Gegenüberstellung ergiebt sich, daß zwar in den Rheinprovinzen auf der Quadratmeile, wenn immer 10 Schaafe für ein Rindvieh genommen werden, $\frac{1}{8}$ mehr an Vieh, zur Schlachtbank geeignet, gehalten wird, daß aber daselbst $\frac{1}{8}$

mehr Menschen auf der Quadratmeile wohnen und genährt werden müssen. Wenn nun die Rheinprovinzen ihren Bedarf an Schlachtvieh aus sich selbst beziehen, so dürfte die Provinz Schlesien, bei den angegebenen bestehenden Verhältnissen, dies ebenfalls leicht selbst bewirken können. Hierzu kommt noch, daß wenn Schlesien auf der Quadratmeile nur für $\frac{2}{3}$ Bevölkerung, im Verhältniß zu den Rheinprovinzen, Brod zu produciren hat, es um so mehr Raum behält, Viehnahrungsstoffe zu erzeugen.

2) Kann die Provinz Schlesien den Bedarf an Schlachtvieh fortdauernd beschaffen, ohne einen den übrigen Zweigen der Oekonomie nachtheiligen Abbruch herbeizuführen?

Jeder nicht in dem ortodoxen Dreifeldersystem befangene Landwirth wird hierauf ohne Anstand der Meinung beipflichten: daß gerade auf dem Wege der fortdauernden Herbeischaffung des gegenwärtigen und künftig zu erweiternden Schlachtviehbedarfes eine erhöhte, in allen Zweigen mehr producirende Ackercultur ihren sichersten Stützpunkt finden dürfte.

Bekannt ist, daß bei dem allgemeinen Dreifeldersystem der Catastral-Ertrags-Anschlag der saatbaren Felder zwischen 3 und 5 Korn Ertrag angenommen wird. Und zu läugnen ist nicht, daß die

Erfahrung die Richtigkeit jener Sätze, in den angegebenen Verhältnissen, bewährt hat. Derjenige Landwirth aber, der mit einer Ausdauer ein landwirthschaftliches System befolgt hat, welches den Getreidebau wenigstens von $\frac{2}{3}$ auf die Hälfte der Fläche beschränkt, dafür aber dem Futteranbau mehr Ackerfläche und angestrengtere Arbeit zugewendet hat, wird zugeben, daß daraus nothwendig ein besser genährterer auch zahlreicherer Viehstand hervorgehen müsse, und der Erfahrung nach hervorgeht; daß in Folge dessen der Dung sich vermehrt, und mit dem vermehrten Dung auch eine tiefere und reiche Ackerkrume gewonnen wird, wonach die mit Cerealien bebauten Aecker auf einen Durchschnittsertrag von 6 bis 10 Korn gebracht werden. Hierdurch wird dann nicht allein die nämliche Menge an Cerealien gewonnen, die bei dem Dreifeldersystem erbaut wurde, sondern es ergiebt sich auch ein Ueberschuß, um eine, in Folge des mehr Viehnahrung bezweckenden, auch mehr Arbeit erheischenden Systems, zunehmende Bevölkerung mit Brodspeise zu versehen.

Ob gleich eigene Erfahrungen sich oft nur auf die eigene Ueberzeugung beschränken müssen, so kann ich hier doch nicht unangeführt lassen, daß ich vor 10 Jahren 2 Güter, in dem Dreifeldersystem bewirthschaftet, übernommen habe, alsbald aber in das Futterbausystem übergegangen bin, und dermalen bereits mehr als das Doppelte an Viehproduktiou gegen

ehemals liefere, und mit dem Kornertrage, der früher zwischen 3 bis 5 zu finden war, zwischen 6 bis 10 vorgeschritten bin. Meine Wirthschaftsrechnungen können hierzu als Belege dienen.

Wenn nun als erwiesen anzunehmen seyn dürfte, daß durch vermehrte Fleischproduktion mit Sicherheit eine auf den Landanbau sich gründende höhere Nationalkraft herbeigeführt werden könne, so dürfte wohl ohne Anstand das geeignete Mittel dafür ergriffen werden, indem dem fremden Viehe der Eingang versagt würde. Der Zeitpunkt war nie günstiger, um diese Maaßregel in Ausführung zu bringen, als eben jetzt, wo ein so bedeutender Ueberschuß an Cerealien bei so geringem Preise vorhanden, wobei der Dreifelderwirth selbst sich um so dringender aufgefordert sieht, Vieh damit fett zu mästen, wenn er jener Bürgschaft zum Absatz, in dem Verbot der Einfuhr fremden Viehes, gewiß seyn darf.

Im Durchschnitte hat ein im Herbst aufgestellter Zugochse (selten für 20 Rthlr. verkäuflich), mir nach sechs Monaten 30 Rthlr. Cour. Mastgeld abgeworfen. Dazu waren erforderlich 130 bis 150 Scheffel Kartoffeln oder 30 bis 40 Schfl. Schrotkorn, neben der erforderlichen Siede. Darnach wird der Land- und Staatswirth berechnen können, ob dermalen die Conjunkturen besonders geeignet sind, um Vieh fett zu mästen. Nehmen wir an, daß jährlich 20,000 fremde Ochsen in die Provinz ge-

bracht wurden, wofür, à 40 Rthlr. pro Stück, 800,000 Rthlr. außer Landes gingen. Nehmen wir an, daß dafür 25,000 Stück Landvieh fett gemacht werden müßten; so würden diese etwa 800,000 Scheffel Mastgetreide erfordern. Wenn nun früher andere 25,000 Stück mager für den Bedarf der Provinz geschlachtet wurden, so würde die Hälfte, wohl gemästet, eben so viel Fleisch und besseres liefern. Diese 12,500 Stück erheischen aber nochmals 400,000 Scheffel Getreide. Um jene 20,000 fremde Ochsen zu ersetzen, sind also 1,200,000 Schfl. Getreide erforderlich. Es kann gefragt werden: hat die Provinz so viel Getreide zur Mastung übrig? darauf erwiedere ich, die Provinz enthält einen Flächenraum von 15,475,000 Morgen. Davon soll nur die Hälfte als Getreideland angenommen werden, und hiervon im Jahr 1824 wieder nur die Hälfte mit Getreide angebaut gewesen seyn. Wird die Annahme nicht zu hoch seyn, daß in diesem fruchtbaren Jahre der Morgen, mit Cerealien angebaut, ein Korn, oder auch nur ein preuß. Scheffel mehr Ertrag gegeben, so bleibt ein Ueberschuß von vier Millionen Scheffel, welche jenen zum höchsten angenommenen Bedarf, an 1,200,000 Scheffel zur Mastung, leicht decken. Das Stroh und Heu, was jene zur Mastung zu stellenden 37,500 Stück Rindvieh bedürfen, würden sie auch ohnedies verzehrt haben. Indem die Provinz aber in dem nächsten Jahre 37,500

Stück Rindvieh mästet und zur Schlachtbank bringet, anstatt der früher angenommenen mageren 25,000 Stück, so würde das Rindvieh der Provinz in diesem Jahre sich um 12,500 Stück vermindern. Sollten aber auch 20,000 Stück dafür erforderlich seyn, was jedoch den wirklichen Bedarf bei weiten übersteigt, da das aus der Fremde eingebrachte Rindvieh schwerlich 20,000 Stück, nach eingegangenen Nachrichten in dem letzten Jahre nicht über 6000 Stück beträgt, so hoffe ich doch nachzuweisen, daß diese Lücke sehr bald, und wieder zum Vortheil des ganzen Landes, zu ersetzen sey. Daß es der Provinz nicht der Zahl nach an Vieh mangele, haben wir bei Beantwortung der ersten Frage gesehen; daß die Provinz aber an wohlgemästeten Vieh Mangel habe, davon kann leicht Jeder sich in den Ställen und auf der Weide überzeugen. Nun giebt es aber in der Regel nichts Unvortheilhafteres, als eine Mehrzahl mageres Vieh zu halten, was, wenn auch der Einzelne dabei noch einigen Vortheil finden könnte, wie etwa dadurch, daß das Vieh den Sommer über nothdürftig auf Gemeinweiden und in den Wäldern sich erhalten könne, doch einen Nachtheil in der zweckmäßigen Verwendung der Nationalkräfte herbeiführen muß. — Denn nicht allein, daß solche Viehhaltung der Schlachtbank nie taugliches Fleisch liefert, verzehrt es selbst die Kräfte, mit denen es zu einer erhöhetern Produktion beitragen sollte, da

der magere Dünger, den es gewährt, kaum das Futter wieder hervorzubringen im Stande ist, mit denen es die langen Wintermonate am Leben gefristet wird. Man betrachte die Mehrzahl jener Felder, wo das Vieh den Sommer über ein kümmerliches Leben auf der Weide fristet, ob diese nicht eben so wie das Vieh an geringer Tragbarkeit dahin schmachten. Wenn nun aber die Kopfzahl demnächst sich mindert, so wird das Futter den Ueberbleibenden zu gute kommen, mithin diese tüchtiger behandelt werden, und so mittelbar der Wohlstand der Provinz sich in jener umfassenden Maaßregel wieder gefördert sehen.

Da aber Zahlen am deutlichsten sprechen, so führe ich hier wieder aus jenen Beiträgen zur Statistik an: daß die Provinz Schlesien 129,000 Ochsen und 430,000 Kühe hat, ohne dermalen 184,000 Stück Jungvieh. Diese Ochsen sind größtentheils schlecht gefütterte Zugochsen, die sehr leicht das Futter noch verzehren werden, was 12,500 mehr zu schlachtendes Vieh übrig lassen, und dann auch recht leicht die Dienste jener mit versehen, und bessern Dünger liefern werden. Sehr leicht dürfte es aber seyn, von den durch 430,000 Kühen zu erwartenden Kälbern 15 oder 20,000 Stück jährlich mehr abzugewöhnen, und diese mit recht reichlichen Hafer im ersten Jahre zu füttern, da sie dabei besonders gedeihen, und uns der Ueberschuß von vier Millionen Scheffel in diesem Jahre, nach Abzug der zur Mastung zu ver-

wendenden 1,200,000 Scheffel, dazu die Mittel auf lange Zeit sichert. Würden wir daher die 130,000 Ochsen auch sämmtlich in oder vor 4 Jahren verzehren, hätte das noch gar keine Noth, da wir dann nur 30 bis 40,000 Kälber, deren wir übrigens noch 8 bis 10 Mal so viel zur Disposition haben, jährlich abgewöhnen dürften, um diesen Abgang mit Vortheil ersetzt zu sehen, denn im vierten Jahre schon ist ein gut genährter Ochse zu allen Arbeiten brauchbar.

Ich habe beweisen wollen, daß die Provinz Vieh genug hat, um den Bedarf an Fleisch zu dekken, der bisher durch ausländisches Vieh erzeugt wurde, so wie, daß auch das Futter zur Mastung vorhanden sey. Fünfunddreißig Tausend Stück Rindvieh durch 6 Monat mastmäßig gefüttert, würden aber an 140,000 Fuhren Dünger mehr geben. Damit 14,000 Morgen zu Kartoffeln gedüngt, geben im nächsten Jahre schon so viel Kartoffeln zur Mastung, daß davon im kommenden Jahre 12,000 Ochsen fett gemästet werden können, was der Zahl des eingebrachten Rindviehes eher beikommen dürfte, als jene 20,000 Stück. Der durch die ausgedehntere Mastung vermehrte Dünger ist aber für erhöhtere Fruchtbarkeit des Landes ein Gewin an Capital, das auf die gerechtfertigste und segenreichste Weisen Zinsen von Zinsen für Gegenwart und Zukunft zu tragen, sichere Aussicht gewährt.

Hätten wir nun auch für jene 1,200,000 Scheffel Futtergetreide von dem Auslande 800,000 Rthl. beziehen können (was jedoch zu bezweifeln, wenn sie nothwendig versendet werden müssen), die den Ersatz für jene an das für Vieh zu zahlende 800,000 Rthl. gewähren konnten, so giebt doch der oben angedeutete große Nationalgewinn, der daraus für das Volk entsteht, wenn es zum Betriebe der Viehmastung und zu besserer Viehfütterung mehr aufgemuntert wird, bedeutend den Ausschlag, und müßte, däucht mich, jeden Staatswirth und Patrioten dringend auffordern, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln sich dafür zu interessiren, daß die Provinz und die Monarchie in sich selbst das erforderliche Schlachtvieh erzeuge.

Es dürfte noch leichter werden — für das Verbot der Einfuhr fremden Schaafviehes bewegende Gründe anzuführen.

Die Provinz hatte nach jenen statistischen amtlichen Nachrichten 1819, 1,855,000 Schaafe. Die Anzahl derselben hat in den letzten 5 Jahren sich entschieden vermehrt, obgleich nur ein Theil der Ertragsfähigkeit dieser Thiere, ihre Wolle, zu ihrer Vermehrung besonders anreizte. Ohne genau angeben zu können, wie viel davon jährlich aus der Fremde eingeführt wurden, so mag die Summe derselben, wohl nicht zu niedrig, auf 40,000 Stück angenommen werden. So wie dieses fremde Schlacht-

vieh mit dem Spätsommer und Herbst auf unseren Märkten erscheint, fällt der Preis des inländischen Schlachtschaafviehes bedeutend, oft zwischen 20 bis 50 pro Cent. Diese fremden wohlfeil eingekauften Schaafe werden nun erst auf unsere Weiden getrieben, und im Winter von den Fleischern zum Theil gefüttert.

Aehnliches Verfahren findet statt bei den fremden Ochsen, da die Fleischer genöthigt sind, auf einmal einen großen Vorrath davon einzukaufen, und dann lange in den Ställen zu halten, indem sie nur auf einigen wenigen Märkten ihren Bedarf sich anschaffen müssen, anstatt daß, wenn das Schlachtvieh ganz im Innern hervorgebracht würde, der Fleischer seinen Bedarf sich wöchentlich von den gewiß mit Erfolg einzurichtenden Viehmärkten, oder aus den Ställen der Producenten, herbeischaffen würde.

Da die Provinz gegenwärtig gewiß 2,000000 Schaafe hat, von denen jährlich eine halbe Million Lämmer erzeugt werden können, so wird man sich überzeugen, daß 40,000 Stück fremdes Schaafvieh leicht im Innern zu ersetzen sind. Wie aber schon erwähnt, ist eine Aufmunterung zur Vermehrung oder bessern Haltung der Schaafe doppelt berücksichtigenswerth, weil nothwendig dabei auch der Wollertrag vermehrt wird, welches dermalen der einträglichste Ausfuhrartikel ist, und an dem dieserhalb die ganze Nation befördernden Antheil nehmen muß und

kann, da die bange Ahndung, die vor einigen Jahren, bei dem Emporblühen dieses Handelszweiges, von Blöd- oder Uebelgesinnten verbreitet werden wollte — daß mit dem Anwachsen der Schaafcultur, die Cultur des Getreides, rücksichtslos auf dadurch entstehen könnenden Mangel an Brodbedarf, vernachlässigt werden würde, dermalen in ihrer ganzen Nichtigkeit und Scheelsucht sich darthut.

Die zugegebene Vermehrung der Schaafe, gegenüber dem vorhandenen wohlfeilen und überflüssigen Getreide, bezeugt vielmehr, daß, bei erhöhteren und verbesserten Viehstande, auch ein vermehrterer Getreidebau zulässig sey. Man mag erlauben, hier an England und seine Gesetzgebung erinnern zu dürfen: England hat nicht damit begonnen, die Einfuhr des Getreides zu verbieten. Es ist vielmehr noch erinnerlich, daß das Parlament Prämien zur Ausfuhr des Getreides bewilligte. Aber seit langem ist jede Einfuhr von Schlachtvieh untersagt, bei einem gegen andere Länder verhältnißmäßig größerem Schlachtviehbedarf. Dadurch aber, daß die Nation in ihrer Gesetzgebung Vortheil bringenden Schutz für Viehproduktion fand, erkräftigte sich der Landbau in England in solchem Grade, daß Schlachtvieh in bester Qualität immer erzeugt wird, daß dabei früher noch Getreide ausgeführt werden konnte, und nur erst dann, wie die Bevölkerung, in Folge der so sehr beschäf-

tigen-

tigenden Fabriken und Manufakturen, anschwoll, holte England bei Mißjahren Getreide aus dem Auslande.

Welche innere Kraft Englands ackerbare Krume, durch Begünstigung des Vieh-Nahrungs-Systems, gewonnen hatte, zeigte sich bei der Continentalsperre, wo England seine reichen Weiden zum Theil aufriß und seinen Bedarf an Getreide selbst erzeugte. Auch jetzt noch, wo Englands Bevölkerung zwischen 21 bis 22 Millionen beträgt, und eine größere Zahl der Hände als je in den Manufakturen beschäftigt ist, hat es noch immer seinen Bedarf an Getreide erzeugt, und wird vielleicht, nur in Folge ungünstiger Witterung, einiger Zufuhr aus der Fremde sich öffnen.

Kann aber hier noch eine Rücksicht übergangen werden, die ebenfalls dringend auffordert, fremdes Schlachtvieh nicht mehr einzulassen?

Wem ist nicht erinnerlich, wie oft schon Heerden der Provinz durch fremdes Vieh angesteckt und hingerafft wurden. Man denke nur an die Möglichkeit umfassender Ansteckung unserer Schaafe von den Pocken, eine Gefahr, die, wie wir gesehen, uns noch vor kurzem durch Einfuhr fremden Schaafviehes drohte. Welch trostloses Unheil würde daraus entstehen! — Wenn man erwägt, daß die 2 Millionen Thaler, die jetzt etwa aus dem Absatz von Wolle in die Provinz gezogen werden, nicht etwa zum Theil in den Kassen der Producenten bleiben, sondern fast die einzige und dringende Hülfsquellen

sind, um die Pfandbriefszinsen und Klassensteuer zu bezahlen, deren Aufbringung schwerlich ohne jenes werthvolle Produkt zu erschwingen wäre, so wird jede die Schaafcultur befördernde Maaßregel um so dringender als ein dem Wohl des Ganzen entsprechendes Interesse zu empfehlen seyn.

In Bezug auf Schwarz-Vieh ist zu erwägen, daß wenn das Verbot der Einfuhr nicht auch auf diese Viehart ausgedehnt würde, unsere Nachbarn dann diese Thiere uns in noch größerer Menge zusenden, und wobei der innere Absatz an Schlacht-Schaaf-Vieh noch bedrängter werden würde. Bei den vielen Kühen, die im Lande gehalten werden, kann aber das Mittel zur Aufzucht junger Schweine, saure Milch, nie mangeln, wenn dieser Betrieb nur erst wieder rentirender wird. Wird aber Schaafmastung allgemeiner, so steht zu erwarten, daß fettes Schaaffleisch, was am meisten geeignet ist, Schweinefleisch zu ersetzen, in dem Gemüse der niederen Haushaltungen, auch hier die gewünschte Aufnahme findet.

Ich glaube, man könne es mir erlassen, der Gründe mehr noch anzuführen, zur genügenden Ueberzeugung von dem Heil des unbedingten Verbotes jeder Einfuhr von Schlachtvieh, obgleich ich gern dafür stimmen will, das dieses Verbot erst nach 6 Monaten in Kraft treten möge, damit der Landwirth Zeit habe zur Mastung sich vorzubereiten, und der

Fleischer indeß seinen etwanigen Bedarf noch vom Auslande sich schaffe, jedoch nur indem der erhöhete Zollsatz an allen Grenzen gleichmäßig sey, und für die Schaafe, wie das 1813 schon die Finanz-Gesetzgebung angeordnet hatte, auf 1 Rthlr. pro Stück erhöht werde.

Da die Zollbehörden selbst davon unterrichtet sind, welcher Mißbrauch und Defraude dadurch begangen wird, daß es erlaubt blieb, einzeln, am Strange, Vieh über die Grenze zu bringen, so ist es wünschenswerth und zu erwarten, daß auch hierin eine einschränkende Verordnung erlassen werde.

3) Kann die Provinz Schlachtvieh von ähnlicher Güte wie das ausländische und zu nicht höheren Preisen beschaffen?

In Franken werden alljährlich Tausende von Ochsen und Kalben gemästet, wo, besonders im Hohenloh'schen, das Vieh von Jugend an im Stalle gehalten und dann mit Getreide gemästet wird. Diese Ochsen gingen sonst meist nach Paris und Strasburg, wo ihr Fleisch sehr schmackhaft befunden wurde.

Auch wird man leicht die Ueberzeugung gewinnen können, daß selbst das Fleisch von den Hunderten von wohlgemästeten Kühen, die alljährlich die Kräuter um Breslau für die Schlachtbank liefern, sehr schmackhaft befunden, und von den Fleischern

besonders gesucht wird. Hiefür kann ich anführen, daß schon mehreremale Breslauer Fleischer, für fett gewordene Landkühe in meinem Stalle, bis 60 Rthl. pro Stück bezahlten. Da aber das magere Vieh meist in der Provinz einen so geringen Preis hat, so daß man Landkühe unter 10 Rthlr. kaufen kann, und es mir ganz außer Zweifel ist, daß eine recht fette Kuh das schmackhafteste zarteste Fleisch für die Küche liefert, etwa eine geschnittene dreijährige Kalbe ausgenommen, so mögen die Landwirthe es sich ja recht angelegen seyn lassen, dermalen, wo der Bestand von Kühen noch so sehr überwiegend ist, alle die Kühe, die Neigung zum Fleischansatz haben, was jeder in seinem Viehstall bewanderte Landwirth leicht bemerkt, für die Schlachtbank zum eigenen Vortheil und zur Befriedigung der Abnehmer und Verzehrer recht fett zu mästen.

XX.

Zusatz zu vorstehendem Aufsatz.

Vom

Staatsrath Thaer.

Die gründliche Beantwortung der hier aufgeworfenen Fragen verdient nicht blos in Hinsicht auf Schlesien, sondern auch auf den ganzen preußischen Staat beachtet zu werden, und wir haben sie deshalb, mit Genehmigung des Herrn Verfassers, in unsere Annalen aufgenommen, ungeachtet sie schon in den schlesischen Provinzialblättern abgedruckt war.

In keiner Gegend des östlichen Königreichs fehlt es an Beispielen mit Erfolg betriebener Aufzucht und Mastung des Rindviehes. Jedoch sind einige mehr zu jener, andere zu dieser geeignet. Wo noch bedeutende Reviere im wilden Gras- und Strauchwuchse, wie in Pommern, Preußen und besonders in Litthauen liegen, könnte die Aufzucht um vieles vermehrt werden, wenn man nur eine auch schwache

Hand an die Cultur dieser wüsten Weidestrecken legte. Es würde dies ohne Zweifel auch geschehen, und die jetzigen Zeiten, die dem Kornbau — dem bisherigen alleinigen Streben der Landwirthe dieser Gegenden — so ungünstig sind, würden selbst dazu veranlassen, wenn nur das junge Vieh dort einen irgend lohnenden Absatz fände. Aber daran fehlte es bisher, weil das halb fette und größere ausländische Vieh, theils auf den Stadtmärkten, theils von den Viehmästern lieber gekauft wurde, indem die Thoraccise in den Städten noch immer nach Köpfen und nicht nach dem Gewichte der Thiere bezahlt wird.

Nun aber ist es keineswegs der Fall, daß schwereres Vieh zur Mastung vortheilhafter und den Consumenten angenehmer sey, als leichteres. Man weiß wie sehr das leichte Jütländer Vieh zur Mastung und zur Consumtion dem schwereren Marschvieh vorgezogen wird, indem jenes von derselben Weide oder Stallfutter mehr Fleisch auffetzt und dieses viel zarter und feinfasriger ist, auch im günstigern Verhältnisse gegen die Kosten stehet, als letzteres. Von diesem Vieh erzeugt die Halbinsel Jütland auf ihren wilden und größtentheils mageren Weiderevieren eine unglaubliche Menge und versorgt einen großen Theil von Niedersachsen mit Milch- und Schlachtvieh. Man hat die Vorzüge dieses Fleisches auch schon auf dem Berliner Markte kennen gelernt. Unsere kleine Landrace ist eine durch Verkümmerung entar-

tete Race. Nur wo sie reichlich genug genährt wird, hebt sie sich wieder und erzeugt gute Milchkühe und kräftige Ochsen; ist aber zur Mastung selten vortheilhaft und trägt nicht Fleisch im Verhältniß zu ihren Knochen. Man hat sie fast allenthalben mit noch schwereren Racen, mit Frisischen, Schweizer und Englischen Bullen gekreuzt, vielleicht zweckmäßig für eine reiche Aufzucht und Haltung, aber höchst nachtheilig für eine ärmliche. Wenn man sie dagegen zu dem jütländer Schlage überführte — was nicht schwieriger seyn würde, da dieser Schlag auffallend vererbt — so würde man auf jenen magern Weiden ein zur Mastung und zur Molkerei besonders taugliches Vieh in genügender Menge aufziehen können. Bei den bisherigen Verhältnissen des Viehgrases konnte freilich der Gedanke, auch nur das geringste an Veredlung des Viehschlages zu wenden, nicht entstehen. Der Entschluß dazu wird sich aber finden, wenn durch die höhere Impostirung des ausländischen Viehes und die in jeder andern Hinsicht so traurigen Ereignisse des verflossenen Winters jener Preis sich wieder hebt und die Rindvieh-Aufzucht wieder ein Erwerbszweig wird. Richtigere Begriffe und Ansichten über die Viehzucht haben sich nicht minder, als über den Ackerbau jetzt verbreitet.

Haben wir aber nur mastfähiges Vieh, so wird es an der Mastung nicht fehlen. Dafür sichert uns der preiswürdige Kartoffelbau, der mit jedem Jahre

in jeder Gegend zunimmt, man mag ihm nun wie vormals den Mangel, oder, wie jetzt, den Ueberfluß an Korn schuld geben. Man mag aber bauen so viel man will — wenn unsere thierische Consumption auf unsere inländische Produktion angewiesen wird, und unsere Wolle zum Theil auswärts gehet, so werden sie verzehrt und vortheilhaft verwandt werden.

Wenn es der Staatsweisheit jemals entspricht, die Freiheit des Handels zum Vortheil irgend einer Produktion oder Fabrikation zu beschränken, so ists gewiß der Fall bei der Viehzucht. Aus dieser kann kein Monopol werden, Einzelne können sich dadurch nicht auf Kosten aller Andern bereichern, sie ist zu allgemein verbreitet, und so wie sie vortheilhafter zu werden beginnt, wird sie mit größerer Anstrengung betrieben und das Angebot wird stets im Verhältniß mit der Nachfrage bleiben, wenn die Kosten nur einigermaaßen bezahlt werden. Profit verlangt der Landwirth nicht davon, wenn sie ihm nur wohlfeilen Dünger liefert, und ihm nur kein eminenter Verlust daraus hervorgehet. Der Viehstand ist durch Schonung der Kälber schnell vermehrt, Futterbau spricht jeden um so mehr an, je weniger das Korn gilt; mithin ist der Bedarf an thierischen Produkten bald beschafft. Eine starke Viehzucht aber ist es, was den Reichthum des Bodens, das wichtigste und unentbehrlichste Grundcapital des Staats vermehrt;

dadurch allein ist Britannien in den Stand gekommen, eine ungeheure Volkszahl von einer kleinen Ackerfläche ernähren zu können.

Eine völlige Absperrung alles fremden Viehes auf einmal hätte uns aber doch wahrscheinlich in Verlegenheit gesetzt. Denn so wie die Sachen in diesem Momente stehen, wäre Mangel daran entstanden, der Preis plötzlich zu hoch für die Consumenten und vielleicht für die Producenten selbst gegangen. In manchen Gegenden hat sich der Viehstand bei dem verarmten Landwirthe wirklich vermindert; es ist aus Noth vieles verkauft, mit dem werthlosen Korne gemästet worden; bei andern haben die Merinos das Rindvieh verdrängt. Wäre nun bei einer völligen Absperrung des fremden Viehes das inländische zu sehr nachgesucht, so würde mancher durch Geldverlegenheit sich veranlaßt gesehen haben, manches Stück zu verkaufen, was ihm doch unentbehrlich ist, in der Hoffnung, es zu einer andern Zeit ersetzen zu können. Und so wäre die Henne geschlachtet, welche die Eier legen soll.

Unsere Regierung hat daher die Maaßregel, den Impost auf fremdes Schlachtvieh allmählig zu erhöhen, und durch Bewirkung mehrerer, aber doch nicht zu gedrängter Nachfrage die inländische Viehzucht zu ermuntern, sehr weise getroffen. Es wird nun kein Wehklagen der Hausfrauen über plötzlichen Aufschlag des Fleisches und der Butter entstehen,

und man wird um so consequenter die genommene Maaßregel befolgen und in dem Grade verstärken können, als es zur Beförderung der Nachfrage im Inlande nöthig scheint, ohne den Consumenten einen wirklichen Mangel verspüren zu lassen.

Theure Fleischpreise drücken den Armen weniger als theure Kornpreise, und der Landwirth hat mehr Vortheil davon, weil sich seine Wirthschaftskosten mit jenen bedeutend, mit diesen wenig vermehren. Nie ist über hohe Fleischpreise Murren des Volks entstanden, wie über hohe Kornpreise, selbst in England nicht, wo das Fleisch der arbeitenden Klasse unentbehrlicher ist, als bei uns. Deshalb hat die Einwirkung der Regierungen auf jene kein Bedenken. Kommt das Fleisch in höheren Preis, so verstärkt es die Viehzucht, diese aber den Düngerstand, mit dem Fruchtbau. Und so sichert theures Fleisch den Nahrungsbedarf der vermehrten Bevölkerung für die Zukunft, ob es gleich den Kornbau durch mehrere Aufmunterung zum Futterbau der Fläche nach vorerst vermindert.

Ein höherer Preis des Fleisches wird nicht blos unsere Rindvieh- und Schweinezucht, sondern auch unsere Schaafzucht fördern. Diese erzeugt doch Hammel, die geschlachtet werden müssen, und die seit einiger Zeit kaum zu irgend einem Preise abzusetzen waren.

Gründe genug für eine weise Regierung, das

ausländische Vieh so zu belasten, daß das inländische die Concurrenz desselben auf unsern Märkten aushalten könne.

Was vom Fleische gesagt ist, bezieht sich ebenfalls auf Butter und Käse, welche wir nicht minder in allen Provinzen unsers Königreichs zureichend produciren können, sobald ein besserer Preis die mehrere darauf zu verwendende Industrie verlohnt.

XXI.

Quartalsbericht vom 10ten April 1825.

Vom

Staatsrath Thaer.

Witterung. Einwirkung auf die Saaten.

Nach dem Schlusse meines vorigen Quartalsberichts von der Mitte Januars trat eine trocknere Witterung ein. Nur Nachts oder vielmehr Morgens früh fiel die Temperatur bis zum Eispunkt, und selten mehr als 1 Grad, höchstens $2\frac{1}{2}$ Grad unter denselben, bei Tage war sie + 4 bis 6 Grad. Der Barometer stand dabei hoch, und der Wind wechselte aus verschiedenen Himmelsgegenden, ohne heftig zu seyn.

Mit dem Anfange des Februars gingen aber heftige Bewegungen und Veränderungen in der Atmosphäre vor. Am 1sten hatten wir 5 Grad Wärme, und in der Nacht Sturm aus Nordwest; am fol-

genden Tage Schnee und Nachts wieder Sturm, welcher am 2ten, 3ten und 4ten fortdauerte. Das Barometer fiel plötzlich von 28′ 3″ auf 27′ 1″, und dann am 4ten Mittags auf 26′ 10½″ herunter. Dies ließ eine heftige Catastrophe vermuthen, von deren schrecklichen Wirkungen uns dann die Nachrichten vom Ausfluß der Elbe und an der Nordseeküste von Ostfriesland und Holland leider! zukamen. Am 4ten gegen Abend legte sich endlich der Sturm, und der Barometer fing an, sich allmählig wieder zu heben. Es fiel etwas Schnee bei ruhiger Luft und heiterm gelinden Frostwetter, wobei die Kälte jedoch nur am 7ten früh Morgens bis auf — 8 stieg. Vom 9ten an hatten wir mildes aber trübes nebliges Wetter mit wenigem Regen, wobei aber das Barometer im Steigen blieb und den 11ten 28′ 6″ erreichte. So dauerte es bis zum 24sten fort, wo etwas Schnee fiel, der Wind östlich ward und sich nun eine Winterwitterung einstellte, die manchem strenge vorkam, weil sie ungewohnt und unerwartet war, deren Kältegrad aber bei uns nur am 28sten Februar auf — 11½ und dann am 16ten März, bis wohin gelinder Frost fortdauerte, Abends auf — 14 stieg, welche höhere Grade aber nur wenige Stunden anhielten. Vom 17ten März an beschränkte sich der Frost nur auf die Nacht, am Tage thauete es und der Schnee verlor sich allmählig, hielt aber doch die Saat lange bedeckt, bis dann am 24sten März

der Frost ganz aufhörte und auch bald völlig im Boden zerging.

Der April hatte sich mit temperirter, trockner und windstiller Witterung angefangen, wobei Aecker und Anger zu begrünen begannen, ohne jedoch stark auszutreiben.

Die Wintersaaten sind zweimal in großer Gefahr gewesen: einmal bei der bis zur Mitte Januars anhaltenden großen Nässe, wobei sie sich freilich auf hohem, durchlassenden Boden noch immer sehr gut befanden und zu wachsen nicht aufhörten; aber auf niedrigen und undurchlassenden Aeckern so zu leiden anfingen, daß sie bei länger anhaltender Nässe, oder wenn den vom Wasser aufgequollenen Boden ein plötzlicher strenger Frost betroffen hätte, ganz vernichtet worden wären. Da aber eine günstige trockne und milde Witterung erfolgte, wobei die übermäßige Nässe verdunsten konnte, und die Lebensthätigkeit der Pflanzen erregt ward, so erholten sie sich und vermogten in dem abgetrockneten Boden dem erst zu Ende Februars eintretenden Froste zu widerstehen. Die zweite Gefahr brachte ihnen der Märzschnee, welcher am Tage durch die Kraft der Sonne zerging und Nachts wieder gefror. Das wechselnde Thauen und Frieren vom 16ten bis 22sten März hätte nicht länger anhalten dürfen, ohne den Saaten sehr großen Nachtheil zn bringen. Da nun aber der Frost aufhörte und milde Witterung eintrat, so haben sie auch da-

von nicht gelitten und geben jetzt den besten Anschein. Ob jedoch die auf feuchten Boden nicht etwas gelitten und eine kränkliche Schwäche, die sich in der Folge bei etwas ungünstiger Witterung erst zeigt, behalten haben, läßt sich noch nicht entscheiden. Man besorgt es, nach der allgemeinen Erfahrung, daß auf solche nasse Winter schlechte Ernten zu erfolgen pflegen.

Kornpreise.

Der jetzige gute Anschein der Saaten und — ich mögte sagen — die Besorgniß für eine abermalige ergiebige Ernte, hat keine Steigerung der Getreidepreise zugelassen. Obgleich von allen Orten her die Klagen ergehen, daß das Getreide weit unter der Erwartung scheffle, und nur noch sehr wenige Landwirthe über Mangel an Raum auf den Böden klagen, so treibt doch die Geldnoth zu fortdaurenden Marktfuhren an, und weil jeder Käufer diese zureichend erfolgen sieht, so hütet er sich wohl, heute einen Dreier mehr als gestern zu gewähren, überzeugt daß er morgen eher wohlfeiler als theurer werde kaufen können. Jeder kauft aber nur aus der Hand in den Mund; denn wozu sollte er sich mit Vorräthen belasten, da er alle Tage seinen Bedarf haben kann? Vielleicht haben nie weniger Vorräthe bei städtischen Bäckern und Brauern gelegen, als in diesen kornreichen Zeiten. Alle Spekulation hat sich

vom Kornhandel durchaus abgewandt, und sie wird sich nicht wieder dahin richten, bevor nicht eine Zeit kommt, wo große Gewinne damit gemacht werden oder hätten gemacht werden können.

Allein auf den Preis der Oelsaat haben die großen Verwüstungen der Marschländer einen bedeutenden Einfluß gehabt. Aber diese Steigerung kommt bis jetzt wohl nur wenigen Producenten zu Nutzen, weil die Meisten früh verkauft haben.

Viehpreise.

Das fette Vieh wird schlecht bezahlt, weil sich allenthalben ein großer Ueberfluß davon findet. Das junge Vieh scheint annehmlicher zu werden, doch ist jetzt wenig Handel damit.

Der Preis der Schweine ist wieder im Zustande des Fallens.

Im preußischen Staate kann die höhere Imposirung des fremden Viehes ihre Wirkung nicht verfehlen.

Die Wollpreise

haben sich in der letzten Zeit auf einen Punkt gehoben, worauf sie früher nie gestanden haben, und den man kaum jemals erwarten durfte. Denn es zeigt sich, daß der progressiven Vermehrung der Schäfereien ungeachtet, die vorjährige Schur für den Bedarf der Fabriken doch nicht ausreichte. Deshalb ist

der

der Rest von Wolle, der tadelhafter Eigenschaften wegen früher nicht verkauft werden konnte, enorm theuer bezahlt, zum Theil um 100 p. C. höher, als in der Wollmarktszeit darauf geboten oder wofür sie aus erster Hand verkauft war. Es ist ein wahres Gedränge nach Wolle auf den letzten Messen und bei der Correspondenz der Kaufleute entstanden. Der große Absatz, den die Wollfabrikate außerhalb Europa erhalten haben, und die Bereitwilligkeit der Engländer, sie dahin zu verführen, hat dies bewirkt. Da es bei der Neuheit dieses Handels, und bei der Unkenntniß der höheren Qualitäten der Waare an den Absatzorten, mehr auf die Masse und Billigkeit der Preise, als auf die Güte ankommt, so sind es die Mitteltücher, welche am meisten gesucht und daher vorzugsweise fabricirt werden. Deshalb ist es besonders die Mittelwolle, welche so urplötzlich und in solchem Verhältnisse gestiegen ist. Die Steigerung der hochfeinen Wolle ist in diesem Augenblicke nicht so groß, und ihr Begehr nicht so stark, weil die Fabriken sich mit der Mittelwolle vortheilhafter und dringender beschäftigen. Ueberhaupt aber kommen Wollen der ersten Qualität um diese Zeit wenig im Handel, sondern sind schon in den Händen der Fabrikanten, die sich damit früher, bis zur Ankunft der neuen Wolle, versorgt haben.

Daß die enorm hohen Preise, womit vorjährige Mittelwolle in der letzten Zeit bezahlt worden,

nach der diesjährigen Schur so ausdaurend seyn werden, ist freilich nicht zu erwarten, und wer sich davon zu übertriebene Hoffnungen macht, eine Steigerung von 50 bis 100 p. C. gegen voriges Jahr verspricht, mögte sich trügen. Aber so viel ist klar, daß die Produktion unserer Wolle den bisherigen Begehr noch nicht befriedigt hat, und daß dieser bei den gewaltigen Schwung, den der europäische Fabrikatenhandel gewonnen hat, noch mehr zunehmen werde. Für den Absatz seiner Wolle braucht also niemand besorgt zu seyn, noch für die Masse, die er auf dem Markte findet — wie so oft der Fall war — zu erschrecken.

Sehr bedeutende Schuren sind in Oberschlesien schon vor Weihnachten, in Pommern, Ost- und Westpreußen, der Neumark seit den letzten Monaten voraus verkauft, mehrentheils mit einer Preiserhöhung von 20 bis 25 p. C. gegen voriges Jahr. Nach heute erhaltenen Nachrichten erneuert sich dieser vorläufige Handelsbetrieb an vielen Orten wieder. Mir scheint er kaum zweckmäßig statt finden zu können, als wo sich Käufer und Verkäufer so genau kennen, daß bei keinem von beiden der geringste Zweifel an der Rechtlichkeit und Billigkeit des Anderen übrig bleibt, und der Käufer auf alle Einreden, wegen der Wäsche u. s. w., Verzicht leistet.

Bei diesen Aussichten ist nun der Begehr nach Mutterschaafen und selbst jungen Hammeln dringen-

der wie je geworden. Die Märze aus anerkannten Mestiz-Schäfereien ist nach der Schur bis zu 7 rtl. verkauft worden, und Hammel zu 5 rtl. Wo Schäferei ein Hauptzweig der Wirthschaft war, überträgt sie den Ausfall aller andern.

Der Handel im allgemeinen

mit den europäischen Industrie-Produkten hat nun ein unermeßliches Feld gewonnen, seitdem die englische Regierung, unter dem Beifall der ganzen Nation, ihre liberalen Grundsäße nach längerer Vorbereitung bestimmt ausgesprochen hat. Es ist unfehlbar, daß dies unmittelbar auf alle Manufakturgewerbe, mittelbar aber auch auf das landwirthschaftliche und den Grundbesitz einen höchst wohlthätigen Einfluß haben muß. Die Aufhebung der Kornbill ist zwar noch nicht ins Parlament gebracht, aber daß sie beschlossen sey, ist entschieden, denn sie macht unbedingt einen integrirenden Theil dieses staatswirthschaftlichen Systems aus. Nur sind einige der Meinung, daß sie bis zur nächsten Sitzung des Parlaments werde aufgeschoben werden, theils um das Landbau-Interesse — welches in England in den verwichenen Jahren auch am meisten gelitten hat — noch bis dahin zu begünstigen; theils um andere Regierungen zur Annahme des Reciprocitätssystems zu vermögen. Nach andern und nach den bestimmten Aeußerungen der zwar nicht officiellen, aber sehr

unterrichteten, Zeitung der Times erwartet man aber die Einbringung der neuen Kornbill noch im Laufe dieses Monats, wenn auch der Ausführungstermin noch etwas hinausgesetzt wird. Ist sie aber nur durchgegangen, so wird sich schon Spekulation auf den Kornhandel werfen, deren Mangel allein das Unglück unserer Zeiten ausmacht, und die man durch keine der vielfachen vorgeschlagenen Maaßregeln herbeileiten kann.

Ad vocem dieser Maaßregeln kann ich nicht umhin, auf eine kleine Schrift des im hohen Alter für das Wohl der Menschheit, besonders deutscher Nation, noch immer glühenden Dr. Faust zu Bückeburg aufmerksam zu machen: Kornvereine, Kornhäuser, Kornpapiere in jeder ansehnlichen Stadt des deutschen Vaterlandes. (Hahnschen Hof-Buchhandlung zu Hannover. 5 sgr.) Unter allen jemals gemachten Vorschlägen, den Werth des Getreides zu erhalten und den Mangel desselben zu verhüten, die Spekulation auf Getreide zu beleben und so zu erleichtern, daß sie jedem Capitalisten möglich sey, dem Kornbauer jederzeit Zahlungsmittel zu verschaffen, ohne das Metallgeld direkte in Anspruch zu nehmen, scheint mir keiner zweckmäßiger als dieser, und auch wohl ausführbar. Nur kann ich leider! nicht den Glauben an die Menschen- und Vaterlandsliebe theilen, durch welche der brave Mann solide Männer aller Orten vermögen will,

sich an die Spitze der Unternehmung zu stellen, und sie ohne alles egoistische Interesse zu leiten, zu controlliren und dafür zu haften, ohne welches die Anstalt nie das erforderliche Zutrauen gewinnen kann. Gott bestätige den Glauben des trefflichen Mannes, und bekehre mich am Ende meiner Tage wieder zu diesem Glauben meiner Jugend!

Druckfehler im 2ten Stücke des XIV. Bandes.

Seite	270	Zeile 1 v. o.	lies einem statt einen
—	326	— 4 v. u.	l. Flachsbaues st. Flachsbauen
—	330	— 13 v. u.	l. dann st. denn
—	341	— 8 v. u.	l. Hocken st. Hecken
—	363	— 8 v. o.	l. ihrer st. seiner
—	367	— 12 v. o.	l. + 36° R. st. + 6° R.
—	375	— 5 v. u.	l. Volumen st. Volum
—	388	— 10 v. u.	l. Jahren st. Jahre
—	409	— 11 v. o.	l. bauen st. bat
—	411	— 2 v. o.	l. erfährt st. verfährt
—	418	— 1 v. o.	l. den st. dem
—	423	— 9 v. u.	l. flachem st. flachen
—	429	— 11 v. o.	l. haben st. hat
—	433	— 6 v. o.	l. horizontaler st. horizontale
—	435	— 3 v. o.	l. reinem st. reinen
—	448	— 8 v. u.	l. auf den Inseln st. auf der Insel
—	450	— 10 v. o.	l. großem st. großen
—	457	— 13 v. o.	l. weitem st. weiten
—	458	— 9 v. u.	l. im st. in
—	458	— 4 v. u.	l. gelegenen st. gelegen
—	465	— 2 v. o.	l. ist in einem st. einen
—	471	— 10 v. o.	l. Fruchtgattung st. Frchtgattung
—	478	— 11 v. u.	l. d st. b

Druckfehler im 1sten Stücke des XV. Bandes.

Seite	41	Zeile	14 v. o. lies welcher statt welchen
—	56	—	7 v. u. l. Schlempe st. Schlange
—	59	—	15 v. o. l. pflegt st. pflegen
—	85	—	13 v. o. l. 4 st. 40
—	86	—	4 v. u. l. ad 7 und 9 st. ad 7
—	90	—	1 v. o. l. 45 Pfund st. 55 Pfund
—	99	—	6 v. u. l. um st. un
—	103	—	1 v. o. l. platt st. glatt
—	120	—	8 v. u. l. Spiegels st. Stapels
—	134	—	7 a. u. l. Brech st. Brach
—	134	—	4 v. u. l. Brechverfahren st. Brachverfahren
—	137	—	11 v. o. l. an die st. an der
—	139	—	14 v. u. l. Abgang st. Absatz
—	197	—	12 v. o. l. an der st. an die
—	199	—	2 v. o. l. 1824 st. 1624
—	201	—	2 v. o. l. bringt st. brigt

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünstr. Nr. 18.

Wahr = Nahmung.
Natur.
Bedeutung.
Begriff.
Folgerung.
Erfahrung.
Gesetz.
Project.
Erscheinung.
Thatsache.
Phantasma.
Erkenntniss.
Speculation.

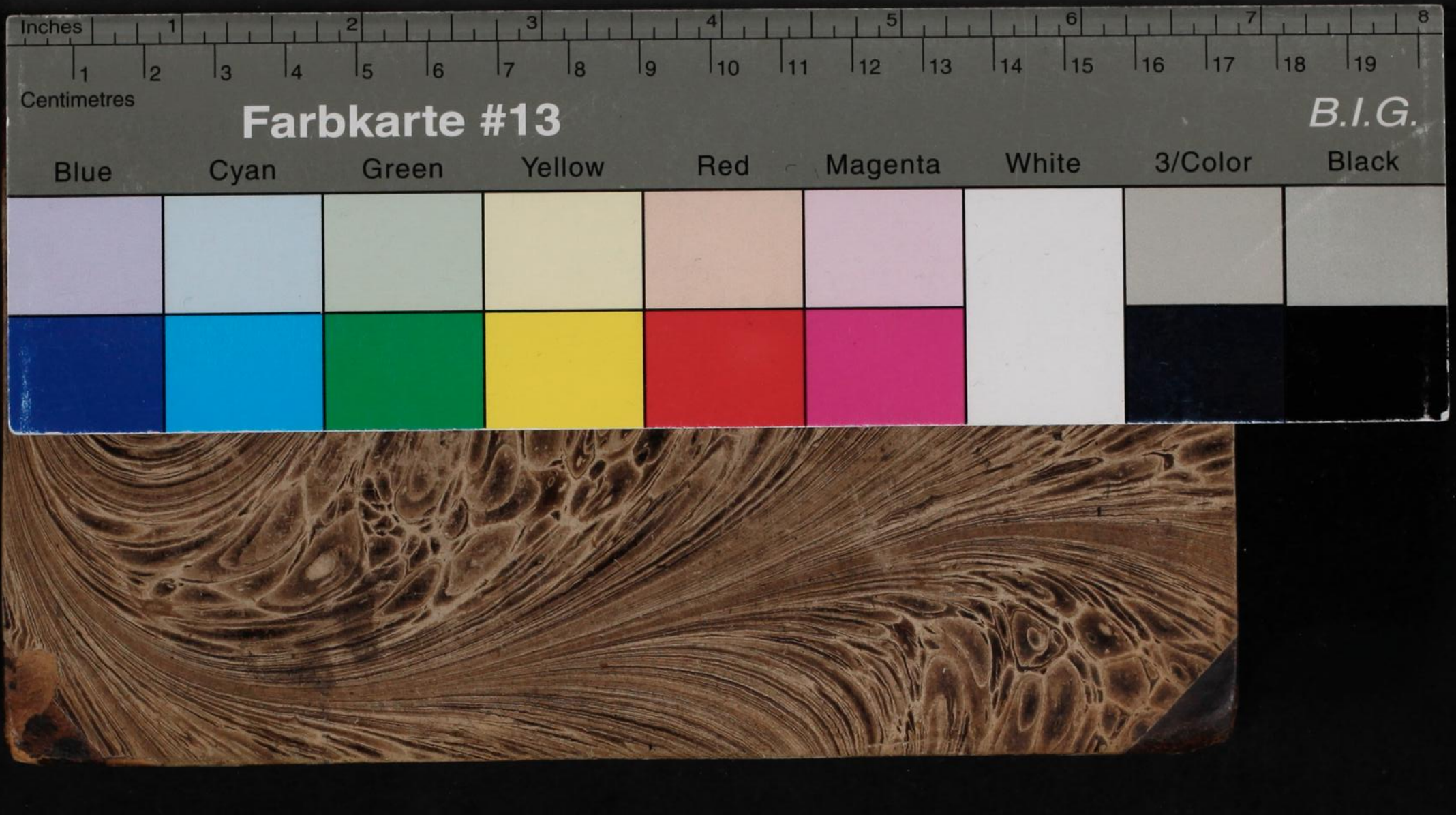
Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünstr. Nr. 18.

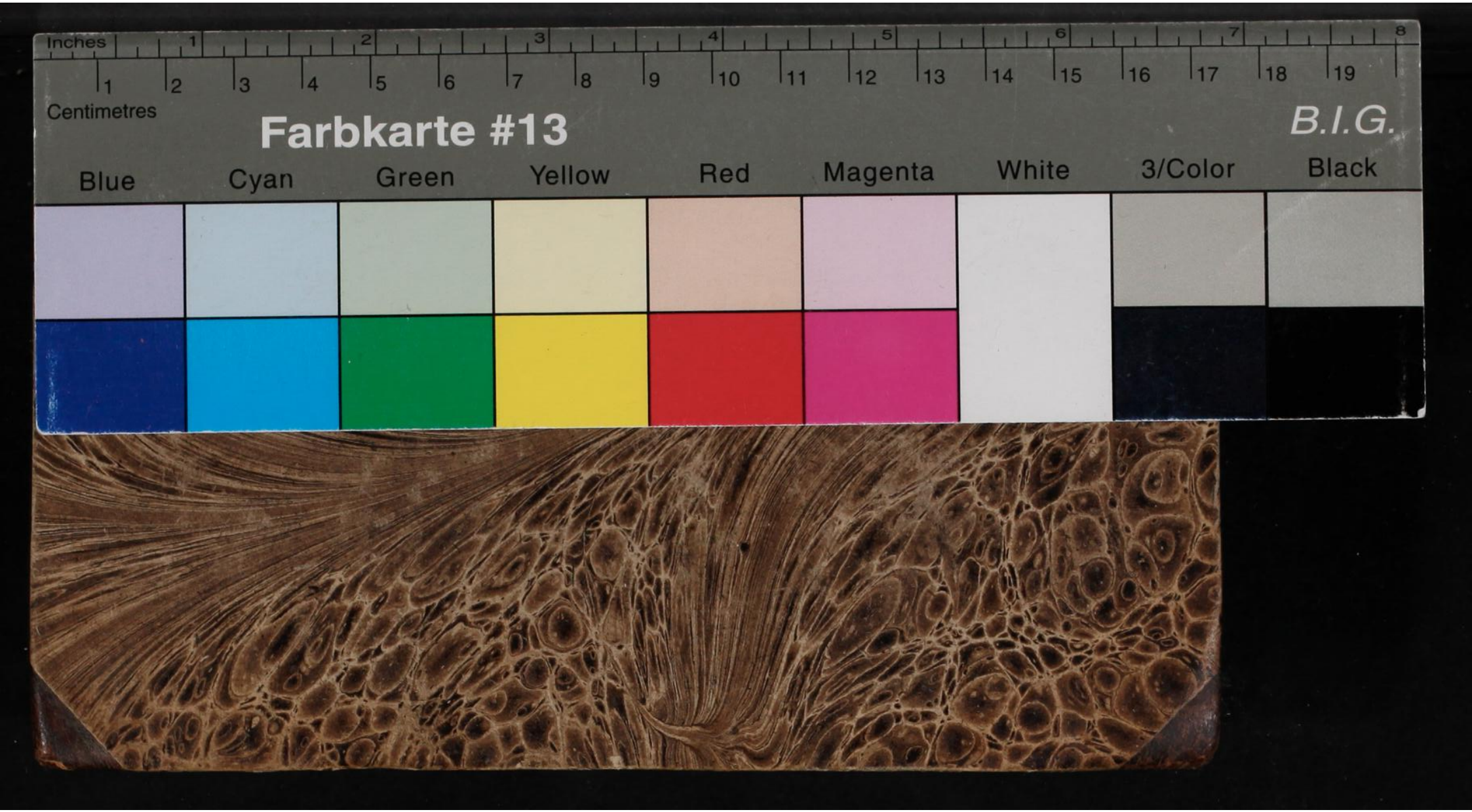
Magazin
der
Landwirthschaft

1. Band

Mögliche
Annalen der
Landwirthschaft

15. Band


Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
Centimetres
Farbkarte #13
B.I.G.
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black


Inches
Centimetres
Farbkarte #13
B.I.G.
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black